

*Die Rekonstruktion der Erzähler-Rolle des 'Jüngeren Titirel' in der  
Handschrift A im Spannungsfeld zwischen Autorfiktion und Gegenentwurf in  
den Aventure-Gesprächen, den sogenannten Hinweisstrophen und der  
Schlusspartie.*

*Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität  
München*

*vorgelegt von*

*Bianca Desiree Heidker*

*aus*

*München*

*Online-Veröffentlichung an der Ludwig-Maximilians-Universität München*

*2010*

Referent: Prof. Dr. Jan-Dirk Müller

Korreferent: Prof. Dr. Dietmar Peil

Tag der mündlichen Prüfung: 11.02.08

## *Vorwort*

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 2007 von der Philosophischen Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation angenommen. Für die Veröffentlichung wurde sie leicht überarbeitet.

Mein Dank gilt vor allem Herrn Professor Dr. Jan-Dirk Müller, der nicht nur die Anregung gab, den *Jüngerer Titirel* zu bearbeiten, sondern mich auch in all den Jahren, in denen ich das Glück hatte bei ihm studieren zu dürfen, in die Geheimnisse der Mediävistik eingeweiht hat. Seiner fachlichen Auseinandersetzung mit meiner Arbeit verdanke ich die Impulse, welche mich zu neuen Beobachtungen und Interpretationsmodellen gebracht haben, die mein Doktorvater mitunter nicht erwartet hätte und die wir teilweise kontrovers diskutierten. Daher nimmt es auch nicht Wunder, dass wir uns in einigen Thesen die Erzählerrolle betreffend nicht immer einig waren. Dennoch bin ich Herrn Professor Dr. Jan-Dirk Müller zu großem Dank verpflichtet, da er mich bei unseren Diskursen immer unterstützt hat und wir so manches Mal schmunzelnd über einigen Passagen saßen.

Desweiteren möchte ich Herrn Professor Dr. Dietmar Peil für seine Anregungen und seine gutachterlichen Hinweise danken, die mir sehr geholfen haben.

Von ganzem Herzen möchte ich Frau Dr. des. Olga Seus für unsere anregenden Diskussionen, ihre Hilfe und ihre Freundschaft danken, Herrn Professor Thomas Neukirchen für seine Unterstützung bei der Einsichtnahme in die einzelnen Handschriften, Frau Doris Rost, Herrn Stephan Kling, Herrn Sven Grolle, Frau Sibylle L. Binder, Frau Claudia Sahr, Frau Eva-Lena Rek, dem 'Engel' vom Prüfungsamt Frau Doris Jacobson und der Dissertationsstelle der Ludwig-Maximilians-Universität München und vor allem meiner Familie Erika Annemarie Heidker-Eckner, Hans-Georg Heidker und Reinhard Liehs, ohne die diese Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

München, im Frühjahr 2010

Bianca Desirée Heidker

*In Liebe gewidmet meiner Mutter*

*Erika Annemarie Heidker-Eckner*

## Inhalt

Vorwort.....	S.3
I. Einleitung.....	S. 7
II. 1. Der Jüngere Titirel – ein gelenkter Irrtum oder ein Irrtum der Editionssgeschichte?.....	S. 13
2. Die philologischen Irrungen und Wirrungen im Jüngeren Titirel.....	S. 25
3. Die Erzähler-Rolle des Jüngeren Titirel.....	S. 53
4. Der Autor hinter dem Ich-Erzähler des Jüngeren Titirel.....	S. 79
III. Der Prolog des Jüngeren Titirel.....	S. 96
IV. Das erste Aventure-Gespräch über <i>»minne«</i> und <i>»unminne«</i> und das Verhältnis zwischen Mann und Frau.....	S. 146
V. Die Rekonstruktion anderer Überlieferungszeugen der Gruppe JT <sup>I</sup> und JT <sup>II</sup> des Jüngeren Titirel.....	S. 188
VI. 1. Die sogenannte erste Hinweisstrophe des Jüngeren Titirel.....	S. 195
2. Die sogenannte zweite Hinweisstrophe des Jüngeren Titirel.....	S. 214
VII. Klassische Aventure oder paränetischer Ritterroman: Das Publikumsgespräch über die Erzählinhalte in einer Turnierbeschreibung.....	S. 226
VIII. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) und die Wolfram-Nennung JT,(A), 2867 als elaboriertes Spiel mit den Erzählebenen.....	S. 247
IX. <i>»Ein Ram der Wolfe«</i> - das Spiel mit dem Namen innerhalb des Aventuregesprächs.....	S. 255
X. Das zweite Aventuregespräch über <i>»minne«</i> und <i>»unminne«</i> mit dem <i>»friunt von eschenbach«</i> .....	S. 265
XI. <i>»Eyn friunt von Blienfelden«, »ein friunt von Eschenbach«</i> und <i>»ein ritter von Eschenbach«</i> - der Ich-Erzähler im Spannungsfeld auktorialer Erzählweise und Wolfram-Reminiszenzen.....	S. 285
XII. Der Schluss des JT in der Überlieferung der Handschrift (A) und den übrigen Textzeugen.....	S. 301
XIII. Die Frage nach der Erzähler-Rolle in den Handschriften der Mittelgruppe des Jüngeren Titirel.....	S. 324
XIV. Das sogenannte Verfasserfragment.....	S. 329

XVI. Literaturverzeichnis

1.	Übersicht über die Handschriften und Fragmente des Jüngeren Titirel.....	S. 389
2.	Quellen	
2.1	Handschriften und Drucke des Jüngeren Titirel.....	S. 392
2.2	Editionen.....	S. 392
2.2.1	Der Jüngere Titirel.....	S. 392
2.2.2	Das Verfasserfragment.....	S. 393
2.2.3	Lateinische Quellen.....	S. 394
2.2.4	Wolfram von Eschenbach: Parzival und Titirel.....	S. 394
2.2.5	Chrétien der Troyes: Le Roman de Perceval.....	S. 395
2.2.6	Andere mittelhochdeutsche Quellen.....	S. 395
2.3	Neuhochdeutsche Quellen.....	S. 395
3.	Forschungsliteratur.....	S. 396
3.1	Noch nicht erschienene Beiträge und Aufsätze.....	S.408
4.	Handapparat.....	S.408

## I Einleitung

*«Habent sua fata libelli pro captu lectoris»<sup>1</sup>*

Dieses Zitat wirkt geradezu programmatisch, wenn man sich dem geheimnisvollen Werk Albrechts, des Autors des sogenannten Jüngerer Titirels, annimmt und seine Position innerhalb der Literaturgeschichte näher zu erkunden sucht. Ulrich Wyss<sup>2</sup> ließ vor zwanzig Jahren das Herz eines jeden Altgermanisten schneller schlagen, als er in seinem Aufsatz das aussprach, was man sich scheinbar bis dato, angeregt durch die bis zu diesem Zeitpunkt erbrachten Forschungsanalysen, schon immer gedacht hatte, nämlich dass sich beim Lesen des Jüngerer Titirel eine 'prinzipielle Unlust am Text relativ schnell bemerkbar macht'. Diese Ansicht scheint jedoch auch an die Forschungsliteratur gekoppelt gewesen zu sein. Und die Schwierigkeiten den Jüngerer Titirel an einer bestimmten Stelle greifbar zu machen, schlugen und schlugen sich bis heute auch in den unterschiedlichen Interpretationen nieder. Karl Lachmanns und vor allem Werner Schröders vernichtende und heute abzulehnende subjektivistische Beurteilung hat sich zwar nicht lange gehalten, scheint jedoch das Werk fast der Vergessenheit oder gar der Ablehnung Preis gegeben zu haben. Doch ganz im Gegenteil. Die verstaubten Bände werden gerade von den jüngeren Philologen wieder aus den Regalen genommen und neuen Untersuchungen unterzogen. Die Ablehnung des 19. und 20. Jahrhunderts ist dem Faszinosum der heutigen Literaturwissenschaft gewichen und macht nun den Weg frei, an den Texten der uns überlieferten Handschriften Fragen aufzuwerfen, welche die Beurteilung in eine andere Richtung lenken könnten.

Was war oder vielmehr ist es, was die Texte des Jüngerer Titirels zu einem der lesenswertesten Texte des Mittelalters gemacht haben und warum sollte seine Geschichte neu aufgerollt und objektiv analysiert werden? Liegt es vielleicht nur daran, dass man sich nur deshalb als Literaturwissenschaftler geradezu dazu genötigt fühlt, sich eines Textes anzunehmen, weil dieser in den vollständigen Handschriften bis zu 6327 Strophen aufweist, sich aufgrund seines schon fast kryptischen Stils einer schnellen Interpretation sperrt und zu den meistüberlieferten Texten des Mittelalters zählt? Glauben wir aufgrund der langen Rezeptionsgeschichte in den Texten mehr zu sehen, als vielleicht vorhanden ist?

---

<sup>1</sup> »*Bücher haben ihre Schicksale, nämlich je nach Auffassungsgabe des Lesers.* Zitat des spätantiken Metrikers Terentianus Maurus

<sup>2</sup> *Ulrich Wyss* (1983), S. 1 ff.

Ist hier der Wunsch der Vater der neuen Gedanken, der in den Köpfen der Philologen kreist?

Das Problem bei der Beantwortung dieser Fragen ist, dass nur wenige Philologen sich tatsächlich mit den Texten näher beschäftigt haben und ihre Beurteilung sich zumeist aus Versatzstücken der vielschichtigen Überlieferung zusammensetzt. Wie schon Kurt Ruh, in einem seiner Aufsätze, unterschwellig bemängelt hatte, schien das *Corpus* des Jüngere Titirel nicht nur im Mittelalter mehr bestaunt als gelesen worden zu sein.<sup>3</sup> Und diejenigen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, den Texten ihren geheimnisvollen Nimbus zu nehmen, stießen auf ein fast undurchdringbares Labyrinth der Rezeptions- und Textgeschichte, welches bisher leider nur unzureichend aufgerollt worden ist und immer noch viel zu stark an der 'Gallionsfigur' Wolfram von Eschenbach 'abgearbeitet' wird.

Die Geschichte des Jüngeren Titirel ist verbunden mit einer kaum noch zu entschlüsselnden fehlerhaften Rezeptionsgeschichte, die bereits im Mittelalter, kurz nach seiner ersten anzunehmenden Abfassung ihren Anfang nahm. Es ist anzunehmen, dass man schon kurz nach einer der ersten Abschriften des Textes im ausgehenden 13. Jahrhundert, das 'Mammutwerk' für ein bahnbrechendes 'Machwerk' Wolframs von Eschenbach hielt, ungeachtet der Tatsache, dass Wolfram von Eschenbach zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich schon mehr als 50 Jahre tot war. Warum, wird man sich fragen und heute in philologisch entspannter Haltung eine plausible, nachvollziehbare und gänzlich zufriedenstellende Antwort erwarten. Eine Antwort, die man jedoch so einfach, wie es einige Philologen zuvor versucht hatten, nicht geben kann, geschweige geben sollte. Darüber hinaus lassen sich erhebliche Schwierigkeiten des Textverständnisses ausmachen, eine breit gefächerte und je nach Situation textuell veränderte Textrezeption und eine fast undurchdringlich anmutende und widersprüchliche Interpretation im Laufe der letzten hundert Jahre. Diese wiederum speisen sich zumeist aus fehlerhaften Übertragungen der Handschriften und dokumentieren die gedankliche Verwurzelung im 'subjektivistischen' Weltbild der Literaturwissenschaft des 19. Jahrhunderts. Das *›haupt der deutschen puchens‹* einerseits, ein *›langweiliges, todes und geziertes Werke‹* andererseits.<sup>4</sup> Als 'tugendhafter Lernkatalog' und Testament zur Erziehung der adligen Jugend, ein als *›geistloses Plagiat‹* verrufenes Werk andererseits.<sup>5</sup> Die Annahme eines Weltenromans, welcher in einer Zeit der Erschütterungen der christlich mittelalterlichen Welt den Versuch unternimmt, die

---

<sup>3</sup> Kurt Ruh (1980), S. 117.

<sup>4</sup> Werner Schröder (1983), S. 6.

<sup>5</sup> Werner Schröder (1983), S. 6



Heilsgeschichte auch in der Volkssprache zu etablieren und diese letztlich zu beweisen, steht dem vernichtenden Urteil Werner Schröders gegenüber, *‘wilde Piratenzüge durch die Werke Eschenbachs vorgenommen und den Text des großen Dichturfürsten mit Fleiß verdorben zu haben.’*<sup>6</sup> Was kann man diesem Urteil noch hinzufügen? Vielleicht nur dies: Man muss noch einmal von vorne anfangen.

Nicht, dass man die hervorragenden Arbeiten von Werner Schröder, Kurt Nyholm und Werner Wolf aus diesem Grund vernachlässigen sollte, nein, vielmehr sind sie ein unerschöpflicher Fundus wichtiger Textbeobachtungen und Analysen, die eine weitere Beschäftigung erst ermöglichen, jedoch kritischer als zuvor beurteilt werden müssen. Es ist nach nunmehr fast 150 Jahren wissenschaftlicher Beschäftigung an der Zeit, die vehemente Disqualifikation als pure Wolframimitation *sui generis* neu zu überdenken, einen der wichtigsten Textzeugen des 13. Jahrhunderts neu zu bearbeiten und sein Bedeutungsspektrum sowohl für die Wolfram-Philologie als auch für die JT-Philologie nutzbar zu machen.

Diese Arbeit wird der Frage nachgehen, wie man das Autorverständnis Albrechts, seine ihm zugeschriebene(n) Erzähler-Rolle(n) und deren Intention in den Universalroman integrieren kann und zu verstehen hat.<sup>7</sup> Betrachtungsgegenstand dieser Untersuchung soll die Frage sein, auf welche Art und Weise sich ein Ich-Erzähler oder eine seiner Erzähler-Rollen in den Text einschreiben, sofern diese innerhalb des Text-Corpus der Handschrift (A) - der ältesten Handschrift aus der ersten Überlieferungsgruppe - überhaupt angelegt sind. Denn, die Beschäftigung mit diesem Text hat in den letzten Jahren die Erkenntnis zu Tage gebracht, dass die Interpretation Werner Schröders vom Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) als einem *geistigen Plagiator*<sup>8</sup> zu sprechen, revidiert und die Frage nach dem Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) erneut untersucht werden muss, da sie in der Art und Weise, wie die Untersuchung bisher ihren angestammten Platz in der Literaturwissenschaft verteidigt hatte, weder den immer noch offenen Fragen noch den Texten selbst gerecht wird.

---

<sup>6</sup> Werner Schröder (1993), S. 7 ff.

<sup>7</sup> Die hier vorliegende Arbeit erweitert bestimmte Textbeobachtungen der Handschrift (A) - vor allem die des Prologs - , welche ich bereits meiner Magisterarbeit aus dem Jahre 1999 vorangestellt hatte und setzt sie nunmehr ins Verhältnis zum Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup>. Siehe: Bianca Desirée Heidker, Das Autorverständnis Albrechts, des Verfassers des Jüngerer Titul. Magisterarbeit an der LMU-München zur Erlangung des Magister Artium bei Jan-Dirk Müller.

<sup>8</sup> Werner Schröder (1993), S. 9.

Daher wird die literaturwissenschaftliche Kategorie des Autors in dieser Arbeit zugunsten des Terminus ›Ich-Erzähler‹ ausgetauscht, da der Versuch unternommen werden soll, die verkrustete These der Autorfiktionalität zu durchbrechen: Jüngerer Titurel gleich Wolfram von Eschenbach gleich Albrecht gleich Epigone und Plagiator.

Vielmehr möchte ich den Blick auf ein einzigartiges Phänomen richten, welches in bisherigen Analysen noch nicht aufgenommen wurde und mitunter hinter den Plagiatsanschuldigungen aus dem Blickfeld geriet. Oder aber schlichtweg nicht in vollem Umfang zur Kenntnis genommen wurde, weil man zum einen nicht darauf vorbereitet war, den Text auch anders lesen zu können und zum anderen, sich der Möglichkeit mit Absicht verwehren wollte, da eine andere Lesart wohl nicht in das ‘subjektivistische’ Weltbild des literarischen Verständnisses des 19. Jahrhunderts gepasst hätte.

Es wird sich im Verlauf zeigen, dass es nicht nur eine Erzähler-Rolle des Jüngerer Titurel gibt, sondern mehrere, die auf ganz unterschiedliche Art und Weise innerhalb des Textcorpus operieren, ineinander übergehen, sich verflechten und welchen aufgrund ihrer Einzigartigkeit innerhalb der Konzeption des Gesamtcorpus eine besondere Bedeutung zukommt. Ferner wird der zentralen Forschungsproblematik nachgegangen, ob die allzeit gern verwendete ‘Plagiatsabschwächungsformel’ des gelüfteten Inkognitos der Wolfram-Rolle, die Preisgabe der ‘eentlichen’ Verfasserschaft am Ende des Textcorpus der Handschrift (A), tatsächlich so eindringlich und einleuchtend dem Text der Handschrift (A) zugrunde gelegt werden kann oder nicht. Mit anderen Worten, ist die Wolfram-Rolle nur ein modernes Konstrukt, welches es dem heutigen Literaturwissenschaftler ermöglicht, die zeitliche Distanz bezüglich des Textverständnisses zu überbrücken, da ihm die zeitliche Fixierung und Einbettung fehlt? Oder sollten wir andere ‘Parameter’ dem Text-Corpus zugrunde legen, die es ermöglichen könnten, die Erzähler-Rollen zu analysieren?

War die Verwirrung der unterschiedlichen Erzähler-Rollen ein breit angelegtes, bewusst in den Text inseriertes polyvalentes literarisches Spiel, welches jedoch von Anfang an als durchschaubar und entschlüsselbar angesehen werden kann, oder haben wir es vielmehr mit einer ‘Kontamination’ der überlieferten Texte zu tun, welche diese Verwirrung durch ein fundamentales Missverständnis des auf uns gekommenen Materials erst ermöglicht hat?

Um diesen Fragen nachzugehen, werden einige zentrale Passagen des Textes der Handschrift (A), in welchen sich die unterschiedlichen Erzähler-Rollen dokumentieren,

einer Analyse unterzogen und die ausgesprochen strittigen Aventure-Gespräche des JT-Corpus nochmals untersucht. Letztere haben aufgrund ihrer angenommenen inneren Verfaßtheit die Wolfram-Rolle in der Literaturwissenschaft verabsolutiert und werden daher für die Untersuchung der zentrale Fokus der Arbeit sein.

Im Zentrum der Untersuchung soll jedoch die Erzähler-Rolle des Jüngerer Titirels der Handschrift (A) stehen, welche neu bewertet, eine andere Lesart des Textes zulassen wird und gleichzeitig auch mit den Überlieferungsträgern der jüngeren Handschriften verglichen werden soll.

Dies wird hauptsächlich anhand der Handschrift (A) des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> zu beweisen sein. Da ich jedoch um diese Aussagen bekräftigen zu können, auch die 'Kontaminierungen' in den restlichen Textzeugen heranzuziehen gedenke, werde ich an Ort und Stelle auch den Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> – und wenn notwendig, auch die Fragmente – mit in die Analyse einbeziehen, welche vor allem für die unterschiedlichen Werkabschlüsse der Fassungen von Bedeutung sind.<sup>9</sup>

Da der Editionstext des JT-Corpus von Werner Wolf begonnen und von Kurt Nyholm fortgeführt, auch Passagen aufweist, welche nicht ursprünglich in der Leithandschrift (A) zu finden sind, sondern vielmehr auf andere Textzeugen zurückgehen, werde ich an vielen Stellen dies anmerken und den Text der Handschrift (A) in einer rekonstruierten Fassung der Handschrift (A) wiedergeben und gegebenenfalls auch die Strophenfolge wieder auf die ursprüngliche Reihenfolge dieser Handschrift zurücksetzen.<sup>10</sup> Gegenstand der Untersuchung wird also die Textgestalt der Handschrift (A) sein, welche immer wieder dem Editionstext gegenübergestellt wird.

Die für die Rezeptionsgeschichte wichtige, jedoch bislang nur als Editionstext, ohne Analysen vorhandene Handschrift (H), wird nur vereinzelt in ihrer Abgrenzung zu den übrigen zu behandelnden Handschriften herangezogen, jedoch nicht Gegenstand der Untersuchung sein.<sup>11</sup> Da der JT-Corpus der Überlieferungsgruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> mehr als

---

<sup>9</sup> Bei der Einteilung des gesamten Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> werde ich der Textgruppenbildung Walter Rölls folgen, welcher die Handschriften X,Y,Z als Gruppe (R) bezeichnet.

<sup>10</sup> Dies betrifft vornehmlich die sogenannten Hinweis- und Kunststrophen, welche ich der Handschrift (A) folgend, wieder an ihre ursprüngliche Stelle setzen werde. Es wird zur gegebener Zeit noch einmal darauf hingewiesen.

<sup>11</sup> Es scheint längerfristig gesehen als überaus wichtig und lohnend, die Handschrift (H), welche auf besondere Art und Weise eine, in ihrer Konzeption vollkommen eigenständige Tendenz aufweist, gesondert zu behandeln. Gerade für die hier aufgeworfene Fragestellung, liefert (H) einen Sonderweg, der

nur umfangreich ist und den Rahmen dieser Untersuchung sprengen würde, können nicht alle Textzeugen der Überlieferungsgruppe JT<sup>II</sup> gleichermaßen untersucht werden. Das Ziel dieser Arbeit ist die Aufarbeitung des Textmaterials der Handschrift (A) bezüglich des originären Wortlauts im Hinblick auf die Frage nach der Rollenkonstituierung. Es werden die Fragen zu klären sein, ob sich der Ich-Erzähler der Handschrift (A) als Wolfram-Erzähler geriert, welche Rolle die Aventure- und Publikumsgespräche hierbei spielen, welchen Einfluß die sogenannten Hinweistropfen auf das Text-Corpus haben und welche modifizierte narrative Konzeption dem JT-Corpus im Verhältnis zu den Werken Wolframs zugrunde liegt. Ich beziehe mich bei der Beantwortung dieser Fragen vornehmlich auf die Passagen, in welchem sich der Ich-Erzähler der Handschrift (A) zu erkennen gibt.

Um einen repräsentativen Einblick in die prinzipielle Problematik des JT-Corpus zu ermöglichen, werde ich einen kurzen Überblick über die bisherige wissenschaftliche Auseinandersetzung bieten und versuchen, einen verständlichen Überblick über die Beziehungen der Handschriftenzeugen des Jüngerer Titirel herzustellen.

---

an dieser Stelle jedoch nur vereinzelt behandelt werden wird. Zitiert wird aus der Ausgabe: *Kurt Nyholm*, Albrechts Jüngerer Titirel. Textfassung von Handschriften der Mittelgruppe, Berlin 1995. Hierzu die Rezension von *Joachim Bumke*. In: *ZfdA* 124 (1995), S. 468-470.

Zum Vergleich nur vereinzelt herangezogen werden die Ausgaben der Handschrift (H) von *Werner Schröder*, Die Heidelberger Handschrift H (cpg 141) des Jüngerer Titirel: bereinigter Text des ersten Teilstücks (Strophe H 1-661,4) mit den Varianten der Redaktion R, Stuttgart 1994. Ders.: Bereinigter Text des zweiten und dritten Teilstücks (Strophe H 662,5-764,2 und 765,6-1377,2) mit den Varianten der Redaktion R, Stuttgart 1994. Ders.: Bereinigter Text des Vierten und Sechsten Teilstücks (Strophe H 1378,5-1887,4; 1888-2057; 2058,5-2194) mit den Varianten der Redaktion R, Stuttgart 1995.

Die ausführliche Rezension und Kritik zu Werner Schröder: *Kurt Nyholm*, Die Heidelberger Handschrift H (cpg 141) des Jüngerer Titirel. In: *Arbitrium* 1998,1; S.44-49.

## II.1. Der Jüngere Titurel – ein gelenkter Irrtum oder ein Irrtum der Editionsgeschichte?

Sich auf die Spuren des Jüngeren Titurels zu begeben gleicht einer kriminalistischen Tätigkeit von fast unüberschaubaren Ausmaßen. Wie stark das Interesse an der Person des Dichters Wolframs bereits im Hochmittelalter und schließlich im Spätmittelalter gewesen ist, mag der durch Helmut Puff edierte Text widerspiegeln:<sup>12</sup>

»Item her Wolfram von Eſchenbach hat glept for Sant/Elsbeten zeiten, ee vnd si geborn ward die mitt[we],/ die da waſ ain lantgreffin von Heffen vnd ain/ gebornenn kinigin von Vngern. Man find/ in geſchriſt, daſ ier fater der kinig her Wolffram/ vnd ain jūden mit namen Klingſor beſant zū/ im jn Vngern vm ain vnderſchit in meister- / geſang, darin si bait hach gelert warett. Da ſagtt / der jūd Klingſor dem king, wie ſein / kinigin ain heilig? megtelein trieg. Die wūrd genant Elsbett. Zū der zeit her Wolffr[am] gleptt, der diß pūoch genant Tittūrel gemacht hat / vnd er leit begraben zū Eſchenbach. Ob ſeim grab / hangett ſein ſchūltt, ain critz mit zorn urn oder / hanthaben vnd ain af vff dem helm. / Die iarzel ist nit darbe:.  
Die iarzal iſt also zū vernemenn Santt Elſbet. / Da geſtorben iſt, da iſt ſi alt gewelt XXV / jar. Vnd ſi iſt begraben zū Marckbūrgjn / Heffenlant nach Criſten gebürtt 1231. Da hat Wolff von Eſchenbach gleptt, da Sant Elſbet / geborn wartt. Find ſich in rechnong, daſ man da zū mal zalt 1206. Klingſor iſt gewelt ain pfaff vnd nit ain jūd. Fün[ft] dū im Lecherangrin am andern platt«.<sup>13</sup>

Dem Bedürfnis nach Vollständigkeit der biographischen Bezugspunkte des Dichters steht das Faktum gegenüber, dass sich die Spur des Dichters Wolfram im 13. Jahrhundert verliert und nur durch andere Referenzbezüge anderer Dichtungen hypothetisch rekonstruiert werden kann. Wolfram-Rollen hingegen, wie man sie beispielweise aus dem *Wartburgkrieg* oder Ulrichs von Zatzighoven kennt, sind vor allem in der zweiten Hälfte des 13.

<sup>12</sup> Helmut Puff (1999), S. 112.

<sup>13</sup> Die Eigennamen und Ortsbezeichnungen wurden durch Helmut Puff großgeschrieben. Abkürzungen wurden aufgelöst und dem Text eine Interpunktion zugrunde gelegt. Der Zeilenwechsel wurde durch einen senkrechten Abgrenzungsstrich verdeutlicht. Die eckigen Klammern sind Ergänzungen des Herausgebers Helmut Puff.

Jahrhunderts äußerst beliebt und haben unter Umständen die Interpretation des JT-Corpus als ein Werk Wolframs - vor allem hinsichtlich der schon früh einsetzenden Rezeptionsgeschichte dieser Texte und deren Bearbeitungen - entscheidend mitbeeinflusst. Die Tatsache, dass innerhalb der Handschrift (A) auch der *Wartburgkrieg* mitüberliefert wurde, lässt die Vermutung zu, dass bereits die Redaktoren der Handschrift (A) das polyvalente Rollenspiel nicht von der Wolfram-Rolle zu trennen vermochten. Doch die Rollen-Konstituierung innerhalb der Handschrift (A) ist mit den massiven redaktionellen Eingriffen der übrigen Textzeugen aus dem Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> nicht mehr zu vergleichen, welche nicht nur ganze Strophengruppen verändern, sondern vor allem auch die Tendenz verfolgen, die Texte auf Wolfram hin zurückzuschreiben.

Daher wirft schon allein der Versuch, sich einen Überblick über die Handschriften des Jüngeren Titirels zu verschaffen, ungeheure Probleme auf, welche sich in den verschiedenen Überlieferungsträgern niedergeschlagen haben. Jedoch nicht allein die bis heute nur sehr rudimentär geklärte Frage nach den Übereinstimmungen bzw. textuellen Abweichungen der einzelnen Handschriften zueinander wirkt bei längerer Betrachtung wie ein 'Opiat', auch die Vielzahl der erhaltenen vollständigen bzw. fragmentarisch bekannten erhaltenen Textzeugen machen eine übergreifende Interpretation des gesamten Corpus des 'Jüngeren Titirels' vollkommen unmöglich. Dennoch suggeriert gerade die Forschung immer wieder, dass es sich bei dem JT-Corpus um ein festes Textcorpus handelt, das lediglich in einzelnen Fällen der Überlieferungszeugen, andere Lesarten und Varianten birgt. Das umfangreiche Corpus lasse sich so in die ältere Gruppe JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> einteilen, wobei letztere eine Gruppe umfasst, welche durch vermehrte Sonderfehler und abweichende Lesarten repräsentiert wird.<sup>14</sup> Die Überlieferungsgruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup><sup>15</sup> bilden

---

<sup>14</sup> Innerhalb der Forschung des JT-Corpus wird gerne übersehen, dass gerade *Werner Wolf* die Überlieferung in vier Gruppen eingeteilt hat: JT<sup>I</sup>, JT<sup>II</sup>, (H) und (a); Werner Wolf, (1954), S. CIX und CXXV). *Walter Röll* hingegen bezeichnet Wolfs Gruppe JT<sup>II</sup> als R, welche durch die Überlieferungsträger (H),(X),(Y),(Z) und den Druck (J) - bei Wolf (K) genannt - vertreten ist. Spricht man heute innerhalb der Forschung über die Einteilung der verschiedenen Textzeugen, so ist meist nicht ersichtlich oder klar, ob es sich um Wolfs oder Rölls Einteilung handelt. Schwierig wird es vor allem bei der Analyse von (H). Werner Wolf rechnet sie einem eigenen Überlieferungszweig zu, während Walter Röll zwar ihre Sonderrolle innerhalb der Textzeugen betont, sie jedoch aufgrund von übereinstimmenden Lesarten der Gruppe R zuordnet. Problematisch erscheint mir auch die durch das Münchner Fragment vertretene Handschrift (a). Sie in eine eigene Überlieferungsgruppe einzuteilen halte ich insofern für problematisch, da sie gerade mit (E) sehr viele Gemeinsamkeiten zeigt.

<sup>15</sup> Die Einteilung von Werner Wolf der Gruppe JT<sup>I</sup> wird innerhalb dieser Analyse belassen, wenngleich ich für die Gruppe JT<sup>II</sup> die Einteilung von Walter Röll vorziehe und unter Wolfs zweiter Gruppe JT<sup>II</sup>

jedoch kein einheitliches Überlieferungsbild, sondern gehen ineinander über, erweitern und redigieren den Textbestand der Handschrift (A). Die unterschiedlichen Textzeugen gehen in ihrer Konzeption und ihren Bearbeitungen sogar innerhalb der einzelnen Gruppen teilweise so fundamental unterschiedliche Sonderwege und weisen abweichende Lesarten auf - die man nur durch eine sehr rege Bearbeitungstendenz erklären kann<sup>16</sup> -, dass es schier undenkbar ist, ein Gesamtbild der überlieferten Texte herzustellen. Es wäre für die Interpretation des JT-Corpus stattdessen auch weitaus förderlicher, sich eher auf einzelne Handschriften und Fragmente zu spezialisieren, welche in ihrer Einzig- und Andersartigkeit eine eigenständige Interpretation erfordern.

Jeder dieser Überlieferungsträger sollte dementsprechend für sich von seiner Struktur und seiner daraus resultierenden spezifischen Deutung alleine untersucht werden. Bei einem derart diffusen Rezeptionsverhältnis, wie ihn einzelne Vertreter des gesamten Textcorpus Jüngerer Titarel dokumentieren, erscheint es mir fraglich, ob Formulierungen wie *›der Jüngere Titarel stellt sich dar als...‹*, oder ähnliche allgemeinverbindliche Floskeln innerhalb literaturwissenschaftlicher Interpretationsversuche dem zu behandelnden Gegenstand wirklich gerecht werden. Sie erwecken den Eindruck, als handle es sich bei dem Werk *Jüngerer Titarel* um einen einzigen Text mit einigen wenigen Varianten. Um gerade dies zu vermeiden, verstehe ich unter dem JT das *gesamte* überlieferte Textcorpus der Gruppe JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup>, das nicht nur alle Handschriften, sondern auch alle bekannten Fragmente umfasst, während ich die jeweilige Handschrift oder den Druck mit den dazugehörigen Sigeln kenntlich mache. Die jeweiligen Untersuchungen beziehen sich immer auf eine ganz spezifische Handschrift oder einen Druck und nicht auf die gesamte Textüberlieferung. Zum einen soll damit erreicht werden, dass wirklich immer nur eine originäre Strophengruppe aus einer Handschrift zum Gegenstand der Untersuchung wird, zum anderen möchte ich damit ein 'Handschriften-Patchwork', wie wir es aus früherer Forschung kennen, vermeiden.

Die Untersuchung soll vor allem den Wortlaut der Handschrift (A) zu einem repräsentativen Ausschnitt der restlichen Überlieferungszeugen ins Verhältnis setzen.

---

eigentlich Rölls Gruppe R+(H) verstehe. R steht hierbei als Abkürzung für *Redaktor* und verweist meiner Meinung nach auf die Tatsache, dass R das Textcorpus auf Wolfram zurückzuschreiben versucht.

<sup>16</sup> Das Marienlob und auch das Regenbogengleichnis, welches nur in der Handschrift (C) vertreten ist, stellen einen solchen Fall dar.

Gerade durch die bisherige JT-Philologie gewinnt man den Eindruck, als wären alle Überlieferungszeugen in ihrem Verhältnis zueinander bereits untersucht worden. Dass dies bisher nie der Fall war, liegt sicher auch in der Tatsache begründet, dass man seit der 'literarischen Enttarnung' des wahren Dichters des JT-Corpus allgemein wohl wenig Interesse an einem der meist rezipierten Texte des Mittelalters hatte. Das vollständige Textmaterial ist immer noch nicht gesichtet und analysiert worden. Lediglich die Handschrift (A) und der Abdruck der Handschrift (H) liegen vor, die Handschrift (B) ist durch den Abdruck Hahns zu höchst zweifelhaftem Ruhm gekommen, doch über die restlichen Textzeugen und ihre Sonderwege ist nichts bekannt.<sup>17</sup> Bei allen anderen Textzeugen ist man immer noch auf die Handschriften und den Druck (J) selbst angewiesen und auch Werner Wolfs akribische Bestandsaufnahme der Überlieferungsträger hilft bei einer vergleichenden Untersuchung der Inhalte leider nur sehr bedingt weiter, da er einzelne Strophengruppen aus ganz unterschiedlichen Textzeugen seiner Interpretation zugrundelegt.

Was der Erforschung des JT-Corpus seit Jahrzehnten fehlt, ist eine fundierte Grundlagenforschung, die objektiv, ohne die älteren Vorwürfe zu wiederholen, jeden Textzeugen für sich alleine untersucht. Vielleicht wäre es dann möglich, unter Einbeziehung der dadurch erbrachten Ergebnisse, einen der wichtigsten Texte des europäischen Mittelalters seinem Wirkungskreis entsprechend in einem grösseren Rahmen zu untersuchen.

Doch gerade der Editionstext nach der Handschrift (A) birgt neben seiner Tendenz, einen Gesamttext durch die Hinzunahme anderer Handschriften herzustellen, nicht nur eklatante Änderungen innerhalb der Strophenfolgen im Verhältnis zur Handschrift (A), denn Werner Wolf hatte an vielen Stellen den Wortlaut der Leithandschrift zugunsten eines anderen Textzeugen ausgetauscht. Diese Änderungen decken sich in vielen Fällen nicht mit dem Textbestand der eigentlichen Leithandschrift, sondern stellen Zusätze und eigene Strophenproduktionen dar, die es dem Leser und auch der wissenschaftlichen Sondierung des Textmaterials zusätzlich erschweren, den originären Textgehalt aus dem Editionstext zu ermitteln. Als eine sogenannte Eigenproduktion der Edition ist vor allem die in der Forschung weniger diskutierte Überleitungsstrophe JT, 499E zu den sogenannten Kunststrophen der ersten Hinweisstrophe zu nennen. Die Tatsache, dass eben gerade diese Passage, die als Grundlagen der Verfasserfiktionstheorie verwendet wurde, eben nicht zum

---

<sup>17</sup> Lediglich vereinzelte Fragmentfunde wurden bisher abgedruckt. Die eher unbekannteren Handschriften, die ich hier teilweise mit verwende, waren mir nur als Kopien der Handschriften selbst zugänglich.



Strophenbestand der Handschrift (A) gehört, sondern eine ausgezeichnete Zudichtung Werner Wolfs darstellt - welcher eine Textüberleitung zu seiner vorgenommenen Strophenumstellung benötigte - wurde innerhalb der Forschung seit dem Erscheinen des Editionstextes kaum wahrgenommen.<sup>18</sup> Wäre diese Strophenzusatzdichtung nicht erfolgt, so hätte die Forschung vielleicht schon viel früher auf den Umstand reagiert, dass beispielsweise der ursprüngliche Platz dieser heftig diskutierten Strophengruppe innerhalb der Handschrift (A) nach deren Strophenverlauf an der Stelle JT,(A), 919-925, sehr wohl der eigentlich richtige war, wie sich im Verlauf der Untersuchung noch zeigen wird.

Eine prüfende und vergleichende Untersuchung der Handschrift (A) ist daher für eine literaturwissenschaftliche Aufarbeitung der Rollen-Konstituierung unumgänglich. Dennoch ist der Wert des Editionstextes - selbst durch so manche heute als unzeitgemäß erachtete Kriterien und fragwürdig gewordene Einstellungen dem Textgehalt gegenüber - nicht zu schmälern. Doch müssen einige der durch Werner Wolf vorgenommene Änderungen für eine kritische Beurteilung des Textgehaltes der Handschrift (A) zurückgenommen werden. Auch das Austauschen von ganzen Wortgruppen oder gar Satzreihen zugunsten einer subjektiv besser anmutenden Lesart aus einer anderen Handschrift, die womöglich auch zeitlich dem zu behandelnden Textzeugen noch nicht einmal nahe steht, ist eine Technik, die bei einem so komplexen Textcorpus wie dem JT die philologische Verwirrung eher noch vergrößert als glättet. Es bleibt zu fragen, ob das Herausbrechen von ganzen Textpassagen und ihre Ersetzung durch andere Strophen aus anderen Handschriften dem Anspruch einer Edition nicht doch zu viel abverlangt und einer heutigen Herstellung einer Edition noch gerecht wird. Daher werden innerhalb dieser Untersuchung gerade diese Fälle innerhalb der Edition wieder korrigiert und die eigentlichen Passagen aus der Handschrift (A) wieder eingesetzt. Es wird sich zeigen, dass viele im Editionstext vorgenommenen Umstellungen eigentlich nicht nötig wären, da der Text der Handschrift (A) in sich selbst durchaus stimmig ist, wenngleich er jedoch auch Fehler und Verschreibungen aufweist, die den Textgehalt an manchen Stellen unverständlich erscheinen lassen.

Die einzige Arbeit, die den Versuch unternommen hatte, die unterschiedlichen Textzeugen miteinander zu vergleichen, stammt von Walter Röll.<sup>19</sup> Viele der erbrachten Untersuchungen stützen sich auf seine Ergebnisse. Diese sind heute nach wie vor als

---

<sup>18</sup> Siehe hierzu auch die Habilitationsschrift von *Thomas Neukirchen* (2006).

<sup>19</sup> *Walter Röll* (1964).

Grundlage zu verstehen, da er als erster eine verständliche Gruppierung der Texte des JT-Corpus eingeführt hatte. Da gerade die Diskussion um das Verhältnis der Überlieferungsträger zueinander auch die Frage nach der Erzähler-Rolle immer wieder anschnidet, werden die wichtigsten Kriterien dieser Untersuchung in wenigen Punkten nachgezeichnet und mit den Ansatzpunkten meiner Untersuchung entweder verbunden oder aber neu bewertet. Ich verzichte jedoch in diesem Kapitel auf die Aufnahme der beweisfördernden Untersuchungspassagen, da dies den Untersuchungsrahmen bei weitem sprengen würde, und verweise auf die Strophenuntersuchungen von Walter Röll.<sup>20</sup>

Walter Röll hatte vor allem die vollständig erhaltenen Handschriften und teilweise die damit zusammenhängenden Fragmente der JT-Überlieferung in zwei Gruppen eingeteilt.<sup>21</sup> Zu der seit Werner Wolf als JT<sup>I</sup> bekannten Gruppe zählen bis heute die Handschriften A,B,C und D.<sup>22</sup> Dem jüngeren Überlieferungsweig JT<sup>II</sup>, von Walter Röll R genannt, werden die Handschriften \*H,X,Y,Z und der Druck J zugerechnet, wobei Röll, die Handschrift W hierbei unbeachtet ließ und (H) zwar als Vertreterin einer Mittelgruppe betrachtet, die sich zwar durch zahlreiche Fehler auszeichnet, sie jedoch dennoch dem Wolfschen Überlieferungsweig JT<sup>II</sup> zuordnet. Rölls Untersuchungen zeigten als erste, dass gerade der Überlieferungsweig R sich durch einen, innerhalb des Textes stark eingreifenden, Redaktor auszeichnet, welcher den Text zugunsten Wolframs ändert bzw. den Text so verändert, dass man glauben könnte, es handle sich bei der Erzähler-Rolle um Wolfram. Doch die Tendenz der Wolframisierung lässt sich nicht etwa erst innerhalb der Gruppe R erkennen. Schon die jüngeren Überlieferungsträger der Gruppe JT<sup>I</sup> gehen teilweise ganz unterschiedliche Wege, zeigen Übereinstimmungen mit der Gruppe R oder bieten Lesevarianten an, die sich in sonst keinem anderen Textzeugen finden lassen. Innerhalb der Gruppe JT<sup>I</sup> bilden vor allem die Handschriften (A) und (B) eine engere Gruppe, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, dass (B) in wenigen Fällen mit R die gleiche Überlieferung bietet. Jedoch bezieht sich dies meist auf weniger gravierende als vielmehr leichtere Fehler eines bereits schon in (A) redigierten Textes.

---

<sup>20</sup> *Walter Röll* (1964). Lediglich bei der Untersuchung einzelner für meine Fragestellung wichtiger Strophengruppen werde ich die Differenzen oder aber auch Übereinstimmungen mit anderen Überlieferungszeugen aufzeigen und besprechen.

<sup>21</sup> Um einen Überblick über die erhaltenen Handschriften und Fragmente zu gewinnen, verweise ich auf die Auflistung aller Textzeugen im Anhang dieser Untersuchung.

<sup>22</sup> *Walter Röll* ist durch seine Untersuchung zu dem Schluss gekommen, dass aufgrund der gravierenden Fehler der Handschriften (A) und (H) keine der beiden als Leithandschrift fungieren sollte (S.35), sondern eine Reihe der besten Vertreter des Textes.

Die Handschrift (A), die älteste uns erhaltene Handschrift des JT-Corpus, weist hingegen weitaus weniger Fehler auf, die hauptsächlich auf Verschreibungen und Missverständnissen beruhen. Auffällig an dieser Handschrift ist nicht nur die Genitiv-Umschreibung um einen Binnenreim herzustellen und die Tatsache, dass sie die einzige Handschrift ist, welche mit der Strophe JT,(A), 1164 ein neues Kapitel beginnen und damit die Hinzunahme der nur in R überlieferten Passagen fragwürdig erscheinen lässt, sondern auch dass ihr ein 'poetologischer Aspekt' eingeschrieben ist. Die Handschrift (A) ist der einzige Überlieferungszeuge, der die Titurelstrophe konsequent bis zum Ende fortführt.<sup>23</sup> In allen anderen Textzeugen nimmt diese besondere metrische Form immer mehr ab. Es ist erkennbar, dass vor allem in den Passagen, welche nicht in JT<sup>1</sup> vertreten sind, die Titurelstrophe entweder verderbt oder kaum noch zu erkennen ist, was darauf hindeutet, dass spätere Bearbeiter mit dieser besonderen Form nicht mehr umzugehen wussten. Ob man daraus ableiten kann, dass alle diejenigen Strophen als Bearbeitungen gelten können, die dieses Reimschema durchbrechen, ist jedoch fraglich, betrachtet man die perfekte Zudichtung von Werner Wolfs Strophenende JT,(Wolf), 499 E.

Die Handschriften (D) und (E) wiederum bilden eine eigene untergeordnete Gruppe innerhalb des Überlieferungszweiges JT<sup>1</sup>.<sup>24</sup> Die Handschrift (E) zeichnet sich nicht nur durch mindestens drei unterschiedliche Schreiber aus, die man klar vom Schriftbild voneinander unterscheiden kann, und eine im Verlauf immer schlechtere, fast unleserliche Schrift, sondern vor allem durch die Beobachtung, dass diese Handschrift einige wenige, jedoch auffällige Übereinstimmungen mit (H), als Vertreterin der Mittelgruppe aufweist, ebenso mit (a) dem Münchner Fragment Nr. 13 und darüber hinaus wirklich deutlich erkennbare Sonderfehler der Gruppe R beinhaltet. Unter Vorbehalt ist daraus geschlossen worden, dass die Handschriften (E) und (D) durch die Benutzung einer mit (H)

---

<sup>23</sup> Die Titurelstrophe zeichnet sich vor allem durch einen Binnenreim in der ersten und dritten Halbverszeile aus und weist daher auf eine sehr artifizielle Form des geblühten Stils hin. Sie beinhaltet vier 4-hebige und drei 3-hebige Verse mit dem Reimschema: (1a+b+2a+4a) + (2b+3+4b) + 4a. Die Strophe schliesst also konsequent, sofern das Reimschema durchgehalten wird, mit einer Waise ab. Es sind immer drei weibliche Reime zu erkennen, während der Zäsureim *a* und die Kadenz auf der Waise ab und zu männlich sind.

<sup>24</sup> Die Handschrift (C) ist von Walter Röll nicht weiter untersucht worden und ist auch in seine Analyse nicht eingeflossen. Doch gerade in dieser Handschrift verbarg sich das sogenannte *Verfasserfragment*, welches für die Frage nach dem Autor und der Erzähler-Instanz von unschätzbarem Wert ist. Darüber hinaus bietet der Text auch das sogenannte *Regenbogengleichnis*, welches eine weitere Strophe beinhaltet, in welcher der Ich-Erzähler des Textes seinen Namen nennt.

verwandten Vorlage entstanden sind und (D) wohl eine Vorlage von (a) benutzt haben könnte, die aber eindeutig jünger als (H) gewesen sein müsste. Somit handelt es sich bei (E) eindeutig um eine Mischhandschrift verschiedener Textzeugen unterschiedlicher Provenienz. Die Handschrift (E) zeigt eine engere Beziehung zu R als zu den anderen Textzeugen der Gruppe JT<sup>1</sup> und gleichzeitig Ähnlichkeiten mit (A).<sup>25</sup> In vielen Einzelfällen, vor allem bei diversen Eigennamen, zeigt (E) Lesarten auf, die sich in den Textzeugen (A)-(D) nicht finden lassen. Die Handschrift (D) indes, weist größere Übereinstimmungen mit (H) auf.

So weist JT<sup>1</sup> eben nicht diese, durch die JT-Philologie entworfene, Homogenität auf, welche immer wieder suggeriert wird. Es handelt sich bei dieser ersten Überlieferungsgruppe um eine Gruppe vollkommen unterschiedlicher Textzeugen, wobei (E) und (D) bereits eine Sondergruppe bilden. Da die Textzeugen innerhalb des Überlieferungszweiges JT<sup>1</sup> oftmals so unterschiedliche Wege beschreiten und Lesarten beinhalten, die sich teilweise nicht mehr erschließen lassen - weil der Text zum Einen an vielen Stellen verderbt oder fehlerhaft ist, oder aber sich Passagen in keinem anderen Textzeugen finden lassen - scheint es vollkommen undenkbar zu sein, der Forderung Rölls nachzukommen, aus allen diesen Textzeugen einen Editionstext herzustellen. Nicht nur, dass sich daraus ein gravierendes Editionsproblem ergeben würde, da die Zusammenfassung aller Textzeugen und Fragmente nicht zu leisten wäre, sondern auch, weil man damit die Einheit und Geschlossenheit der einzelnen Texte der einzelnen Handschriften vollkommen zerstören würde.

Welche Folgen dies für die Erschließung hätte, lässt sich an der Edition von Werner Wolf sehr deutlich ablesen, ohne die großartige Leistung damit in irgendeiner Weise schmälern zu wollen. Den meisten Interpreten ist der Umstand gänzlich entgangen, dass sie teilweise Passagen interpretieren und der Handschrift (A) zugesprochen haben, die überhaupt nicht in der Handschrift enthalten sind. Es handelt sich hierbei um brillante Strophen, die jedoch nicht dem Dichter des 13. Jahrhunderts zuzuschreiben sind, sondern der Genialität des Editors des 20. Jahrhunderts.<sup>26</sup>

---

<sup>25</sup> Die Handschrift (E) überliefert eingangs getreu mit der Handschrift (H) und (a), weist jedoch zwischen den Strophen JT,(E), 200-50 mehr Ähnlichkeit mit (D) auf, was sich besonders auf spezielle Einzelfehler bezieht.

<sup>26</sup> Diese für die Interpretation so wertvolle Passage mag hier lediglich angedeutet werden, da sie im Kapitel über die Hinweisstrophen noch ausführlicher besprochen wird.

Die Hinzunahme der sogenannten zweiten Hinweisstrophe in den Text der Leithandschrift (A), die jedoch nur von der Gruppe R überliefert wird, ebenso wie die Hinzunahme ganzer Strophengruppen und Passagen innerhalb der Edition, ist bisweilen nur sehr spärlich beanstandet worden. Gerade diese Strophen haben jedoch die These einer Wolfram-Fiktion entscheidend beeinflusst und sollten daher nochmals kritisch im Zusammenhang mit der Handschrift (A) hinterfragt werden. Es lässt sich fragen, ob diese Zusammenstellung bei einer heutigen Edition noch in Betracht zu ziehen wäre, da sie den eigentlichen Wortlaut der Leithandschrift (A) verfälscht und ein gänzlich falsches Bild von der Gesamtkonzeption eines der wichtigsten Textzeugen evoziert.

Die Gruppe R des überlieferten Textbestandes des JT-Corpus zeigt deutlich erkennbare Bearbeitungsspuren und ein starkes Eingreifen in den Strophenbestand.<sup>27</sup> Diese Gruppe ist nicht nur weitaus schlechter reproduziert als die Gruppe JT<sup>I</sup>, sondern lässt darüber hinaus auch eindeutig erkennen, dass die Redaktoren eine Abschrift der Titirel-Fragmente Wolframs zur Korrektur des, ihrer Meinung nach, verdorbenen Textes verwendet haben. In dem Bewusstsein, einen verdorbenen Eschenbach-Text zu redigieren, müssen die Bearbeiter und Redaktoren auf eine, uns heute nicht mehr erhaltene, Handschrift der Titirel-Fragmente zurückgegriffen haben, da sich der auf uns gekommenen Text an vielen Stellen nicht mehr mit den Einarbeitungen des zweiten Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> deckt. Die redaktionellen Besserungen, welche eingefügt wurden - so kann aus dem heutigen Überlieferungsbestand geschlossen werden - haben jedoch die Qualität der Textzeugen weitaus verschlechtert und die Geschlossenheit der Erzählung an vielen entscheidenden Stellen zerstört. In der Annahme einen verderbten Wolfram-Text gebessert zu haben, haben sie die eigentliche Erzähler-Rolle auf Wolfram zurückgeschrieben, jedoch hierbei die Wolfram-Kritik des Gegenentwurfs zerstört.

Die Möglichkeit, dass man darüber hinaus mit einer Abschrift des Archetypus der Gruppe JT<sup>I</sup>, eines in den 80er und 90er Jahren des 13. Jahrhunderts entstandenen hypothetischen Text gearbeitet haben könnte<sup>28</sup>, halte ich jedoch eher für fragwürdig, da

---

<sup>27</sup> R neigt allgemein in vielen Fällen zur Vervollständigung und überliefert Eigennamen und Begriffe, die JT<sup>I</sup> nicht enthält. Dieser Umstand mag damit zu erklären sein, dass R auf uns heute unbekanntes Titirel-Fragmente Wolframs zurückgegriffen hat und im Bewusstsein einen verstümmelten Wolfram-Text vor sich zu haben, Passagen oder Worte einfügt, die der erste Überlieferungszweig und vor allem (A) nicht enthält.

<sup>28</sup> *Werner Wolf* (1954), S. CVI.

sich bei einer Mitbenutzung eines weniger fehlerhaften Textes der Gruppe JT<sup>I</sup> diese gravierenden Lese- und Verständnisfehler nicht hätten einschleichen können. Auch hinsichtlich der Tatsache, dass die jüngeren Handschriften der Gruppe JT<sup>II</sup> immer fehlerhafter werden und als eigene Dichtungen bezeichnet werden können, scheint die These einer Mitbenutzung einer gedachten Abschrift der ersten Gruppe mehr als nur spekulativ.<sup>29</sup>

Als grundlegend kann jedoch festgestellt werden, dass etwaige Titirel-Fragmente Wolframs für die Abfassung der Handschrift (B) und (H) verantwortlich gemacht werden können<sup>30</sup>. Erschwert wird dieses Faktum jedoch durch den Umstand, dass der uns heute überlieferte Text der Wolfram-Fragmente bei aller philologischen Vorsicht nicht in Betracht gezogen werden kann und man von einem uns heute nicht mehr erhaltenen Text ausgehen muss. Genauer gesagt ergibt sich so nur ein relativ geschlossenes Bild, was die nachweisbare Wolfram-Korrektur anbelangt. Diese setzte jedoch nicht etwa erst bei der Abfassung der Gruppe R ein, sondern schon bei der Handschrift (B) des JT-Corpus. Dieser Textzeuge wurde schon für einen verderbten Wolfram-Text gehalten und mittels der Fragmente zu korrigieren versucht.<sup>31</sup> Die Frage wie es zu den unterschiedlichen Fassungen gekommen sein mag, wurde auf vielfältige Art und Weise zu beantworten versucht.

Werner Wolf ging davon aus, dass die Varianten zum Einen durch unterschiedliche Redaktoren verursacht sein könnten<sup>32</sup>, andererseits durch den Autor selbst<sup>33</sup>. Dies würde bedeuten, dass der Konzepteur der Handschrift (A) selbst für die unterschiedlichen

---

<sup>29</sup> Auch die Untersuchung von spezifischen Eigennamen zeigt, dass diese Annahme als nicht zutreffend gewertet werden kann. Beispielsweise wird innerhalb der Gruppe JT<sup>I</sup> der Belagerer von Ninive durchgehend richtig als Demetron von Mesepor bezeichnet. In der Handschrift (H) wird dem Helden ein *✗* zugefügt, wodurch aus Demetron Demetrion wird. Die Gruppe JT<sup>II</sup> nennt den heldenhaften Belagerer innerhalb der Handschrift auch Jesepor, die Handschrift (X) sogar Messapor. Hier handelt es sich nicht um Verständnisschwierigkeiten, sondern um eindeutige Fehler, die durch eine Mitbenutzung einer möglichen Abschrift innerhalb des Handlungsverlaufes nicht aufgetreten wären.

Siehe hierzu die Untersuchung von *Klaus Zatloukal* (1984), S. 96 ff und (1988).

<sup>30</sup> *Walter Röll* (1964), S. 113 ff.

<sup>31</sup> Rölls Untersuchungen ergaben auch, dass die Differenzen zwischen (H) und (R) wohl durch ein mehrmaliges Ein- und Umarbeiten des Wolfram-Textcorpus entstanden sind. Von 100 untersuchten Strophen hat (H) 40 mal, (R) hingegen 8 mal auf die Wolfram-Fragmente zurückgegriffen (S. 113). Der Versuch, den Text im Sinne Wolframs zu ändern, schlug jedoch ins Gegenteil und schuf ein kaum noch zu entwirrendes Textlabyrinth.

<sup>32</sup> *Werner Wolf* (1954), S. CX.

<sup>33</sup> *Werner Wolf* (1954), S. CIX; CXVIII und CXXV.

Textversionen des JT-Corpus verantwortlich zu machen wäre und sich durch äußere Umstände - Werner Wolf spricht hier von gesundheitlicher Beeinträchtigung und fortschreitender Krankheit - die Textkohärenz immer mehr verschlechtert hätte. Dieser Interpretation, die sich aus keinem der Textzeugen der Gruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> beweisen lässt, ist heute jedoch nicht mehr zuzustimmen.<sup>34</sup>

Seine Analyse kann als Grundlage einer Interpretation des Textcorpus des JT nicht mehr aufrechterhalten werden, da sie rein auf spekulativer Ebene versucht, die Undurchsichtigkeit der Textüberlieferung zu erklären, die sich durch das Fehlen jeglicher stichhaltiger Beweise - den Dichter oder die Zeitumstände betreffend - im Laufe der Jahrhunderte aufgebaut hatte. Es ist vielmehr damit zu rechnen, dass schon kurz nach der Abfassung der Handschrift (A) das Wissen um den eigentlichen Dichter und sein elaboriertes Spiel mit den Ebenen der Rollenkonstituierung verloren gegangen war.<sup>35</sup> Ob dieser Dichter demnach auch noch für die Abfassung der weiteren Textzeugen oder sogar der Gruppe R verantwortlich zu machen ist - wie Werner Wolf es angenommen hatte - ist ausgesprochen zweifelhaft und aus heutiger philologischer Sicht nicht zu untermauern. Warum sollte ein Dichter des 13. Jahrhunderts Interesse daran haben, seinen Text zu verschlechtern und Versionen zu schaffen, die sowohl inhaltlich als auch stilistisch sein Ansehen eher schmälern als dazu beitragen, seinen Namen innerhalb der Rezeptiongeschichte zu verankern?

Werner Wolf hatte sich bei seiner Einteilung der Handschriftengruppen zu stark auf die Untersuchungen Friedrich Zarnckes gestützt, die jedoch nach heutiger Textsichtung als nicht mehr zutreffend erachtet werden können.<sup>36</sup> Die Fehler, die beiden bei der Einteilung und Beurteilung der unterschiedlichen Textzeugen unterlaufen sind, müssen als

---

<sup>34</sup> *Werner Wolf* (1954), S. CXIX. Dass ein schwäbischer Bearbeiter nach dem Tod des Dichters die Arbeit am JT-Corpus fortgesetzt haben könnte, ist letztlich weder beweisbar noch logisch begründet. Werner Wolf geht des Weiteren davon aus, dass der Dichter der Handschrift (H) Wolfram wohl persönlich gekannt haben muss (S. XVIII). Kritisiert wurde diese Interpretation nicht nur von Walter Röll (1964), S. 75, sondern auch von *Hanns Fischers* (1957), S. 318.

<sup>35</sup> Es ist anzunehmen, dass bereits zur Abfassung des *Willhelm von Österreich* das JT-Corpus der Handschrift (A) oder aber auch schon die Handschrift (B) für ein Wolfram-Text gehalten wurden.

<sup>36</sup> *Walter Röll* (1964), S. 75 und S. 77 kritisiert die Untersuchungen und Ergebnisse Friedrich Zarnckes und teilweise sogar jene von Werner Wolf, als widersprüchlich und gefährlich und unterstellt beiden eine »unwissenschaftliche Arbeitsweise«.

Grundlage einer objektiven Interpretation des Textcorpus der Handschrift (A) jedoch vernachlässigt werden.

Demzufolge befindet sich die JT-Forschung im eigentlichen Sinne immer noch in den Kinderschuhen, denn erst eine, den eigentlichen Textzeugen entsprechende fundierte Textgrundlage auf der Basis von mehreren Neueditionen der Handschriften und eine Übereinkunft hinsichtlich der voreingenommenen Interpretation der einzelnen Überlieferungsträger, kann letztlich den unterschiedlichen Textzeugen wirklich gerecht werden. Solange die wissenschaftliche Sondierung des Textmaterials des JT-Corpus jedoch immer noch davon ausgeht, dass man zur Lösung gewisser Textunklarheiten alle Handschriften in die Diskussion mit einbeziehen kann, ungeachtet der Tatsache, dass viele von den auf uns gekommenen Textzeugen innerhalb eines Zeitrahmens von fast 200 Jahren entstanden sind, wird man weder dem Kern der Rollenkonstitution noch den inhaltlichen Aspekten näher kommen können. Die Grundlage der Textsondierung bildet hierbei die Handschrift (A), welche im Gegensatz zu den übrigen Textzeugen eine Erzähler-Rolle generiert, die sich von Wolfram insofern abhebt, als dass sie einen Gegenentwurf zu Wolframs Parzival darstellt und dies in einem elaborierten Rollenspiel mit der personifizierten Aventure dokumentiert. Die Rekonstruktion dieser Rollenkonstitution wird damit zentraler Forschungsgegenstand dieser Untersuchung sein und der Frage nachgehen, auf welche Art und Weise sich der Ich-Erzähler im Textcorpus der Handschrift (A) darstellt und welche Folgen sich hierbei für die Neubewertung des Ich-Erzählers ergeben.



## II.2. Die *philologischen Irrungen und Wirrungen im Jüngerem Titirel*

Die bisher bekannten und vollständig überlieferten Handschriften des Jüngerem Titirel sind innerhalb der älteren Forschung nur partiell in eine, gerade die Theologie betreffende, überaus bedeutende epochale Umbruchsphase<sup>37</sup> eingeordnet worden. Das Hauptaugenmerk der literaturwissenschaftlichen Betrachtung lag vornehmlich in der Segmentierung des Werkes in überschaubare Einzelaspekte und Motive. Diese wiederum wurden, gerade die ältere Forschung betreffend, immer unter dem Postulat der Abhängigkeit bzw. *Imitatio* des Dichters des Jüngerem Titirels von Wolfram von Eschenbach gesehen und rückten auf diesem Wege in den forschungsspezifischen Vordergrund. So etablierte sich innerhalb der Forschung ein kaum noch zu überwindendes Spannungsverhältnis zwischen den Werken Wolframs und dem JT-Corpus, welches immer wieder zum zentralen Gegenstand der Analysen wurde. Die Frage nach einem originären Textgehalt der Handschrift (A) der Dichtung Albrechts, wurde nur unter der Berücksichtigung der Passagen und Inhalte gesehen, die man nicht unmittelbar in Abhängigkeit zu Wolframs Werken stellen konnte. Doch selbst in diesem Punkt wurde dem vermeintlichen Dichter des JT-Corpus ein ernstzunehmendes Talent immer wieder abgesprochen. Durch die Segmentierung des JT-Corpus in thematische oder motivische Einzelbausteine wurde immer wieder versucht, die Wolfram-Anteile von denen des JT-Konzepteurs zu lösen. Doch nicht nur der Versuch, die thematischen Überlagerungen des JT-Corpus von denen Wolframs zu trennen, sind der Grund für eine Einzelsegmentierung gewesen, auch die kaum zu bewältigende Stofffülle des Universalromans, machen eine übergreifende Analyse und Interpretation schier unmöglich. Denn hierbei gelte es den gesamten Rezeptionszusammenhang mit allen überlieferten Textzeugen, welche im Laufe der Zeit auf uns gekommen sind, bei der Analyse miteinzubeziehen, was jedoch aufgrund der erheblichen Sonderwege und Nachbearbeitungen des Spätmittelalters kaum zu leisten wäre.

Daher scheint die Zersplitterung in Einzelaspekte wohl die einzige Möglichkeit zu sein, sich einen Einblick in das Werk zu verschaffen und so in kleinen Schritten jeden Textzeugen zu bearbeiten. Obwohl diese Vorgehensweise anscheinend als einziger Zugang zum Erzählwerk des JT-Corpus bestätigt werden kann, birgt jedoch gerade diese

---

<sup>37</sup> *Walter Haug* (1992), S. 377.

methodische Vorgehensweise unterschwellig die Gefahr, die so gewonnenen Einzelinterpretationen nicht mehr in einen narrativen Gesamtkomplex einordnen zu können. Durch die Aufsplitterung des JT-Corpus in Einzelaspekte, geht eine übergreifende Interpretation des Werkes gänzlich verloren und verliert sich in Einzelbeobachtungen, die nur sehr schwer wieder zu einem Gesamtgefüge zusammengeschlossen werden können, da zumeist auch der Referenzbezug zu anderen Textzeugen fehlt und Veränderungen oder aber Abweichungen nicht in die Diskussion miteinbezogen werden. Doch gerade diese Rezeptionsspuren oder aber auch mancherorts 'gut gemeinte Verbesserungen', die teilweise auf textuellen Missverständnissen beruhen, gehen hierbei gänzlich verloren. Rezeptionsspuren, die gerade für die Frage nach dem Grund der vielfach eklatanten Abweichungen innerhalb der erhaltenen Handschriften von Bedeutung wären und darüber hinaus die Frage klären könnten, wie es zur Annahme einer Wolfram-Rolle kommen konnte.

Wobei gerade diese Beobachtungen die Frage nach dem hinter seiner Erzähler-Instanz gedachten Dichter der ältesten uns überlieferten Handschrift (A) in seiner Abgrenzung zu Wolfram von Eschenbach entscheidend begünstigen könnten. Denn diese Analysen könnten deutlich zeigen, dass sich vereinzelt Bearbeitungszeugen des Spätmittelalters darum bemüht hatten, den Text wieder auf Wolfram zurückzuschreiben. In der Überzeugung, einen wirklichen Wolfram-Text wiederherzustellen, welcher wahrscheinlich nur im Laufe der Jahre fehlerhaft reproduziert worden war.<sup>38</sup>

Ein gemeinsamer Konsens bezüglich der Textkohärenz ist damit jedoch verlorengegangen, zum einen, da die einzelnen Überlieferungszeugen zeitlich zu weit auseinander liegen und zum anderen, da man die unterschiedlichen Bearbeitungsspuren als Reaktionen auf veränderte Rezeptionsinteressen und zeitlich bedingte Fragestellungen an das Epos werten muss.

So bleibt letztlich - wie eingangs schon erwähnt - doch nur der methodische Zugriff durch die Segmentierung der einzelnen Handschriften in Einzelaspekte, obgleich dies einerseits das gezielte Aufarbeiten bestimmter Textbausteine begünstigt, andererseits jedoch keinen Gesamtzusammenhang herzustellen vermag. Damit erscheint diese Methode bei einem Textumfang wie dem des JT-Corpus letztlich doch die einzige Möglichkeit zu

---

<sup>38</sup> Eine Ausnahme bildet hier das Abenteuerbuch des *Ulrich Fuesres*, in welchem dieser Wolfram als Dichter des JT-Corpus neben Gottfried von Strassburg setzt und als einen der wichtigsten Autoren mittelalterlicher Schaffenskunst zählt.

sein, dem Kern des Romans und seiner Rollenkonstituierung ansatzweise näher zu kommen.

Denn, so hatte sich innerhalb der letzten Jahre innerhalb der literaturwissenschaftlichen Aufarbeitung des JT-Corpus gezeigt, es ist offensichtlich, dass sich gerade durch die Segmentierung dieser narrativen Bausteine die deutlichen Abweichungen innerhalb der Konzeption nachweisen lassen und man somit die postulierte 'Abhängigkeitstheorie' des Monumentalromans im Hinblick auf die Handschriften (A)-(E) von Wolfram von Eschenbach verabschieden kann.

Die Handschrift (A) sollte hierbei die entscheidende Funktion übernehmen, durch welche man die Fragen nach dem Erzähler und seinem Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach erarbeiten kann. Erst wenn diese Frage geklärt ist, kann man vielleicht eine Antwort für die konzeptionellen Veränderungen und Rückführungen auf Wolfram innerhalb der Rezeptionsgeschichte finden. Die nicht zu übersehenden Grenzen der Forschung durch diese Vorgehensweise, eben keine Gesamtinterpretation herstellen zu können, die die Rollenkonstitution des JT-Corpus verdeutlicht, müssen hierbei in Kauf genommen werden. Damit ist auch die uns bisher vorliegende Textedition Werner Wolfs zu überdenken, die die Gesamtheit der Überlieferungszeugen zwar umfassend dokumentiert, jedoch zu grosse Abweichungen zu ihrer eigentlichen Handschrift (A) darstellt und somit für weitere, vergleichende Untersuchungen an ihre philologischen Grenzen stößt. Eine Neuedition auf der eindeutigen Textgrundlage der Handschrift (A) wäre hierbei zu überdenken und darüber hinaus auch weitere Editionen der verschiedenen Textüberlieferungen der Gruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup>. Die sich daraus ergebenden unterschiedlichen Texteditionen könnten somit die Frage nach der Textrezeption und der Interpretation der Überlieferungsträger entscheidend begünstigen und die Rollenkonstitution anhand des jeweiligen Textgegenstandes fundiert klären.

Sah die ältere Germanistik in den zahlreichen Nebenhandlungen, gelehrten Exkursen und stofflichen Erweiterungen des JT-Corpus, die den Rückbezug zum Parzival und den Titul-Fragmenten bis zur Unkenntlichkeit verzerrten oder ihn gar aufhoben, ein Indiz für das Scheitern des Erzählwerkes des JT-Corpus, so muss die heutige Forschung diese Sichtweise entschieden korrigieren.<sup>39</sup> Die von Karl Lachmann und in der Fortsetzung durch Werner Schröder geprägte Sichtweise des Albrechtschen Romans, als ein Werk, dessen *Individualität und Selbstständigkeit* nach *Abzug der unbestreitbaren Unselbstständigkeit* nur

---

<sup>39</sup> Conrad Borchling (1897) und Karl Lachmann (1969).

einen verhältnismäßig geringen Teil übrig lässt, ist eine Pauschalisierung die dem JT-Corpus nicht gerecht wird.<sup>40</sup> Denn gerade diese Sichtweise lässt die auffälligen Abweichungen innerhalb der Personenkonstellationen und das Aufbrechen Wolframscher Erzähltechnik vollkommen unberücksichtigt, bzw. zieht die Möglichkeit einer deutlich eigenständigen Konzeption erst gar nicht in Betracht. Viele der im JT-Corpus gebotenen Erzählangebote sind eben nicht auf den Parzival oder die Titurel-Fragmente zurückzuführen, sondern können als einmalige Angebote einer veränderten Sichtweise der erzählerischen Möglichkeiten verstanden werden. Zwar haben sie ihren Referenzbezug durchaus teilweise in Wolframs Titurelfragmenten, dem Willehalm, dem Parzival oder aber mitunter auch anderen Werken<sup>41</sup>, doch erinnert nur noch die Form an die von Wolfram verwendeten Konzeptionen. Die JT-Konzeption, ihre Deutung und die erzählerische Ausgestaltung gehen vollkommen neue Wege.

Es ist zwar für die Erschließung des JT-Corpus zwingend notwendig, die Aufspaltung des Werkes in Wolfram-Übernahmen und konzeptionelle Neuerungen zu vermeiden<sup>42</sup>, doch können die Texte des JT-Corpus erst dann vorurteilsfrei behandelt werden, wenn eben gerade dies zuvor geleistet wird, nämlich das Strukturraster der Abgrenzungen von Wolfram zu erschließen, ohne die Universalfolie seiner Erzählweise über das JT-Corpus zu stützen. Erst wenn die Frage nach den poetologischen Ähnlichkeiten der beiden Werke hinreichend geklärt ist, kann die konzeptionelle Neubewertung des Albrechtschen Œuvres erschlossen werden.

Die Frage zum Verständnis des JT-Corpus sollte jedoch nicht lauten, in welcher Art und Weise sich der Parzival und die Titurel-Fragmente in das JT-Corpus eingeschrieben haben, sondern vielmehr, wie dieser in einer gewissermassen 'erweiternden' Linie mit den Wolframschen Erzählangeboten verfahren ist und diese zu verändern wusste, sodass sich eine deutliche Bedeutungsverschiebung herausbilden konnte. Man sollte das Verhältnis zwischen dem Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) und Wolfram von Eschenbach nicht unter der Berücksichtigung der stofflichen Abhängigkeit verstehen, sondern bei der Analyse innerhalb des Spannungsbogens zwischen Imitation und

---

<sup>40</sup> Werner Schröder (1982), S. 15. Hierauf aufbauend: Hanspeter Brode (1966), S. 8f; Alfred Ebenbauer (1993), S. 353-372, hier S. 363.

<sup>41</sup> Gottfried von Strassburg (1977), Tristan.

<sup>42</sup> Siehe auch: Andrea Lorenz (2002), S. 19.

Erneuerung der Erzähltechnik operieren<sup>43</sup>, ohne jedoch allzu vorschnell der Imitation den Vorzug zu geben, da diese im JT-Corpus - wie sich zeigen wird - nur eine rudimentäre Spur vorgibt, die erzählerische Ausgestaltung jedoch vollkommen andere Wege geht. Es stellt sich daher die Frage, ob man wirklich von einer authentischen Nachfolge sprechen kann, wie es beispielweise Hedda Ragotzky<sup>44</sup> vorgeschlagen hatte, oder ob man dem Kern des Werkes nicht doch eher gerecht wird bzw. näher kommt, wenn man das JT-Corpus eben nicht ausschließlich unter dem Blickwinkel der Werke Wolframs von Eschenbach sieht, sondern vielmehr die Konzeption des Albrechtschen Erzählverständnisses nachzuzeichnen versucht und den Konzipienten der Handschrift (A) als Rezipienten und Kritiker der Wolframschen Werke versteht und nicht etwa als bloßen Nachfolger. Anders als etwa noch frühere Interpreten es immer wieder betont haben, ist der Kern der JT-Rezeption nicht etwa in den beiden Titul-Fragmenten Wolframs zu suchen, sondern das JT-Corpus rezipiert und korrigiert den Parzival. So sollte es nicht etwa lauten, wie und in welcher Weise hat der Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) die Titul-Fragmente Wolframs in seine Handlungsstruktur eingebaut, sondern welchen Stellenwert räumt dieser dem Hauptwerk Wolframs - dem Parzival - ein. Das JT-Corpus ist als eine Korrektur des Parzival zu sehen, die Titul-Fragmente spielen hierbei eine eher untergeordnete Rolle, wie sich im Verlauf noch deutlich zeigen wird. Seine Bedeutung liegt einzig in der Dokumentation einer geänderten Sichtweise auf die religiöse Dimension des Werkes und die Fortsetzung eines neuen Handlungsmusters.

Dass die JT-Forschung nicht etwa, wie von vielen Philologen angenommen, bis zu diesem Punkt zum größten Teil bereits abgeschlossen ist, sondern wir uns im eigentlichen Sinne gerade erst am Anfang befinden, verdeutlicht bereits ein Blick auf die innerhalb der Forschung so unscharf definierten Begriffe wie *Epigone*, *Fortsetzung* und *Plagiat*, die gerade für der Beschäftigung mit dem JT-Corpus eine zentrale Rolle innerhalb der Analyse spielten und bis heute noch spielen.

Der *epigonos* bezeichnete bei den Griechen den »Nachkommen« oder »Nachfolger«, jedoch ohne diesem Begriff einen negativen Nebensinn beizumessen. Im modernen literaturwissenschaftlichen Sprachgebrauch jedoch erscheint der Terminus negativ konnotiert. Er bezeichnet einen Dichter, welcher ohne eigene Schöpferkraft einen großen Vorgänger nachahmt, ihn gewissermaßen kopiert, ohne jedoch dem Anspruch genüge zu

---

<sup>43</sup> Andrea Lorenz (2002), S. 19.

<sup>44</sup> Kurt Ruh (1978), S. 117-188, hier S. 127.

leisten, die eigene Schaffenskunst seinem Werk einzuverleiben. Es wird zumeist davon ausgegangen, dass dem vermeintlichen Dichter hierfür auch die nötige Kunstfertigkeit fehlt und er an die Qualität des 'Originals' nie heranreichen kann. Diese Bedeutungsverschiebung reicht zurück bis in die erste Hälfte des 19. Jh., in welcher der Begriff als Gegensatz zu den seit der Goethezeit positiv bewerteten Begriffen *Originalität* und *Genie* verstanden wurde.<sup>45</sup>

Doch gerade in diesem Punkt zeigt sich ein methodisches Defizit innerhalb der literaturwissenschaftlichen Methodendiskussion und der Definition des Begriffs. Der Terminus in seiner Bedeutung für die Literatur ab dem 19. Jahrhundert ist auf das Werkverständnis des Mittelalters kaum anwendbar und wenn, dann nur unter der Voraussetzung der Historisierung des Begriffes. Innerhalb der Forschung wird bei einer *Fortsetzung* zumeist von einem unvollendeten Werk ausgegangen, welches von einem anderen Dichter zu Ende geführt wurde.<sup>46</sup> Dem Vorläuferwerk wird hierbei zumeist ein fehlender Schluss attestiert, wenngleich sich auch fehlende Erzählsequenzen innerhalb des Werkes für den Status des Unvollendet-Seins qualifizieren können. Mit anderen Worten wird hierbei von einer Lücke innerhalb der Erzählung oder Handlungsstruktur ausgegangen, die von einem anderen Dichter gefüllt wird.

Eine *Fortsetzung* basiert demnach auf einem unvollendeten Werk, oder aber einem Werk, welchem ein bestimmter Teil fehlt. Es kann nicht für alle diese Werke angenommen werden, dass sie den Bekanntheitsgrad des Vorgängerwerkes nutzbar machten, um das 'eigene' Werk dem Vorgängerwerk anzuschließen. Es begünstigt in den meisten Fällen vielmehr die Ausarbeitung, Neubearbeitung oder Korrektur bestimmter Handlungselemente, da man sich an dem vorgegebenen Muster der Erzählung orientieren konnte. Jedoch hat sich bei dieser Definition unterschwellig die Theorie eingeschlichen, dass das Werk des vermeintlich 'Spätergeborenen' der ursprünglichen Erzählleistung des 'Vorgängers' Folge leistet, zumeist nur ein fehlender Schluss ergänzt wird, man jedoch prinzipiell im Geiste des Vorgängerwerkes weiterarbeitet.<sup>47</sup> Man fasste all jene Dichter als

---

<sup>45</sup> Peter Dinzelbacher (1992), hier S. 254.

<sup>46</sup> Auch Kurt Nyholm ist der Überzeugung, dass es sich bei der Dichtung des JT-Corpus lediglich um eine Fortführung der fehlenden Teile des Titirel-Fragment des Wolfram von Eschenbach handelt. Ders.: (1984), S. 123. Dass dieser Sichtweise heute nicht mehr zuzustimmen ist, werden die folgenden Analysen zeigen, welche beweisen, dass nicht die Titirel-Fragmente Wolframs, sondern vielmehr der Parzival umgeschrieben und ergänzt wurde.

<sup>47</sup> Eine Ausnahme bildet hier die Tristan-Fortsetzung. Dass diese Sichtweise vielen mittelalterlichen

‘Fortsetzer’ zusammen, die sich daran machten, ein in ihrer Zeit bereits unvollständiges Werk zu vollenden oder fehlende Passagen zu ergänzen, jedoch ihre eigene Schaffenskunst weit unter die des ‘Vorgängers’ stellen und dieser Geste auch vielfach durch einen formalen Bescheidenheitstopos Ausdruck verleihen. Es bleibt jedoch fraglich, ob diese schriftlich fixierten Devotionsgesten tatsächlich ihrem Wortlaut gemäß verstanden werden sollten.

Doch betrachtet man beispielweise den *Parzival* Wolframs von Eschenbach und den *Percival* des Chrétien de Troyes, so wird das Verhältnis der beiden Dichter zueinander innerhalb der Ausarbeitung ihrer Erzählstoffe sehr viel positiver bewertet, als das der Generation arbeitender Künstler ein halbes Jahrhundert später. Was hier noch nicht als ‘Fortsetzung’ eines bereits bekannten Werkes erachtet wurde, gilt für das JT-Corpus jedoch nicht mehr. Weder gilt Chrétien als Fortsetzer alter überlieferter Sagen, Legenden und historischer Ereignisse, die er zu einem Epos verdichtet hat, noch gilt Wolfram von Eschenbach als Fortsetzer des *Perceval*<sup>48</sup>. Ihre konzeptionelle und narrative Eigenständigkeit, die Unabhängigkeit ihrer Schaffenskunst voneinander wird kaum bestritten, wengleich das Verhältnis der Dichter und ihrer Werke ins Verhältnis zueinander gesetzt wird. Doch dies nicht unter der Prämisse der Nachahmung oder *imitatio*, sondern der Weiterentwicklung der erzähltechnischen Möglichkeiten, in Hinblick auf veränderte rezeptionelle Fragestellungen und Bedingungen ihrer Zeit.

Gerade im Vergleich mit den sogenannten ‘Fortsetzungen’ des europäischen Mittelalters zeigt sich, dass der Begriff in seiner unscharfen Definition als Kategorie literaturwissenschaftlicher Analyse entweder erweitert, anders besetzt oder aber ersetzt werden muss. Denn streng genommen entsprechen nur die wenigsten Texte des Mittelalters den Bedingungen, die man für die Klassifikation einer ‘Fortsetzung’ im Sinne des 19. Jahrhunderts anführen kann.

---

Dichtern nicht gänzlich fremd war, zeigt sich innerhalb des *Verfasserfragments*, in dem der Dichter des JT-Corpus seine Motivation und seine Vorgehensweise zu erklären sucht.

<sup>48</sup> Chrétien de Troyes, *Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal/ Der Percevalroman oder Die Erzählung vom Gral*. Hg. von Felicitas Olef-Kraft, Stuttgart 1991.

Der als Oberbegriff auf eine Vielzahl von Texten angewendete Begriff, umfasst nicht nur jene Werke, die sich durch das Fehlen eines Schlusses auszeichnen<sup>49</sup>, sondern subsumiert auch jene, die zu einem bereits abgeschlossenen Ganzen der Erzählhandlung eine Vor- oder Nachgeschichte liefern<sup>50</sup>, oder aber auch die Lücken innerhalb der Handlung des Vorgängerwerkes als Erzählangebote nutzen und stoffliche Ergänzungen vornehmen.<sup>51</sup> Die als Fragmente überlieferten Werke gewinnen hierbei eine besondere Bedeutung. Denn akzeptiert man die These des Fragments als ein gewolltes Formprinzip mittelalterlicher Schaffenskunst, so entziehen wir damit jeglicher Diskussion um die Daseinsberechtigung einer 'Fortsetzung' den Boden, da damit auch die Legitimation und die Motivationsgrundlage nicht mehr vorhanden wären. Das 'Fragment' als dichterische Form des Hochmittelalters schließt die Notwendigkeit und Brauchbarkeit einer Weiterdichtung oder 'Fortsetzung' gänzlich aus und würde den Terminus für das Mittelalter ad absurdum führen.<sup>52</sup>

<sup>49</sup> *Gottfried von Strassburg*, Tristan; *Wolfram von Eschenbach*, Willehalm; *Titarel*. Wobei der *Titarel* zu eher kontroversen Analysen angeregt hat. Es herrscht noch keine Einigkeit innerhalb der Forschung darüber, ob man den Fragmentstatus als gewollte Form für das Mittelalter akzeptieren kann oder nicht. Siehe hierzu: *Christian Kiening* (1998), S. 234-265. Seinen Untersuchungen zufolge stellen die *Titurel*fragmente Wolframs eine bewußt gewählte literarische Form des Fragments dar, mit welcher dieser nach seinem *Parzival* zu experimentieren suchte.

<sup>50</sup> Wie beispielweise im *Lobengrin*, *Rennewart*, der *Klage*, der Tristan-Fortsetzungen oder im *Willehalm*.

<sup>51</sup> Der Trojanerkrieg kann hierbei exemplarisch diesen Typus vertreten. *Konrad von Würzburg*, *Der Trojanische Krieg*. Nach den Vorarbeiten Georg Karl Frommanns und F. Roths zum erstmalig herausgegeben von *Adalbert von Keller*, Stuttgart 1858. Neudruck Amsterdam 1965. Die Fortsetzung nimmt die Verse 40425-49836 ein.

*Die Klage* nimmt hierbei einen Zwischenstatus ein. Das *Nibelungenlied* endet mit der Bemerkung »*hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge nôts*«, (Nb, 2379,4). *Die Klage* hingegen scheint die Endgültigkeit des Schlusses jedoch nicht absolut zu setzen, da bestimmte Handlungsmuster des Epos wohl innerhalb der Rezeption einige Fragen offengelassen hatten. Sie beginnt mit den einleitenden Worten: «*Hie bevet sich ein mære*» (Kl, 1). Anschließend werden die wichtigsten Handlungsstationen des *Nibelungenliedes* noch einmal zusammengefasst, bevor die eigentlichen Ergänzungen ins Geschehen rücken. *Die Klage* nimmt also das Erzählangebot auf, indem erklärungsbedürftige Fragen des Epos erneut aufgerollt werden, kommentiert das Handlungsgeschehen jedoch entscheidend und nimmt als eher konträr angelegte Dichtung den Status einer Ergänzung ein, ungeachtet der Qualität der sprachlichen Gestaltung.

*Die Nibelungenklage*. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Karl Bartsch. Einführung, neuhochdeutsche Übersetzung und Kommentar von Elisabeth Lienert, Paderborn u.a. 2000.

*Wolfgang Haubrichs* (1994), S. 27-49, hier S. 44.

<sup>52</sup> Es scheint jedoch mehr als nur fraglich, ob eine hybride Form wie die des Fragments überhaupt als gewolltes Werkprinzip für das deutsche Mittelalter vorstellbar ist.



Wir wären damit methodisch verpflichtet einen neuen Terminus für diese Werke zu schaffen, da sie somit als eigenständige neue Konzeptionen ihren eigenen Stellenwert unabhängig von den Werken der Vorgänger behaupten könnten.

Auch die bisher immer wieder bedingungslos akzeptierte These, dass sich vor allem die 'Fortsetzer' durch einen, dem Vorgänger gegenüber, verpflichtenden Bescheidenheitstopos auszeichnen, sollte vor allem hinsichtlich der Erkenntnisse innerhalb der Topikforschung heute eher skeptischer betrachtet werden.<sup>53</sup>

Die dichterischen Selbststilisierungen sollten wegen des Zurücktretens hinter eine scheinbare Autorität des Vorgängers, als Referenzbezug mit allergrößter Vorsicht als solche analysiert werden.

Eine 'Fortsetzung' im strengen herkömmlichen Sinne müsste demnach die Erzählung des Vorgängers nachzeichnen und dürfte keinerlei Erweiterungen vornehmen, die unter Umständen nicht im Erzählangebot des Vorläufer-Epos angelegt waren. Damit wären die Grundvoraussetzungen für den Fortsetzungsbegriff geschaffen. Jedoch hat gerade die Beschäftigung mit diesen vorschnell als 'Fortsetzung' titulierten Texten gezeigt, dass wir es zum größten Teil mit ausgesprochen eigenständigen Konzeptionen zu tun haben. Mit Konzeptionen, die sich, ihrer Meinung nach noch inhärente und nicht zur Genüge ausgeführte Erzählangebote zu Nutze machen, dabei neue Erzählprozesse entfalten und ihre Erzähltechnik und Poetologie in mitunter vollkommen andere Richtungen lenken. Die als Tristan-Fortsetzungen bekannten Texte weisen in ihrer Konzeption nicht etwa nur eine Verlängerung der Handlungslinien auf, sondern nehmen zum vorangegangenen Werk in der Manifestation und Ausarbeitung unterschiedlicher Erzählerangebote innerhalb der eigenen Entfaltungsmöglichkeit, eine deutliche Distanz zu jenem Werk ein.<sup>54</sup> Ob diese nun als gelungen angesehen werden können, oder nicht, hängt letztlich sehr stark von den Erwartungen des einzelnen Rezipienten ab, von der Frage, welchen Stellenwert dieser dem Vorläufer bei der Betrachtung einer konzeptionellen Veränderung einräumt. Solange jedoch eine 'Fortsetzung' nur im Hinblick auf das vorangegangene Werk und dessen

---

<sup>53</sup> Klaus Grubmüller (1985), S. 338-348, hier S. 338. Grubmüller geht bei seiner Analyse nicht davon aus: »Dass es sich solche Fortsetzer zutrauen dürfen, sich in ihrer Arbeit gegen die Autorität des Werkstücks zu wenden, das die Fortsetzung durch seine Prominenz überhaupt erst hervorruft. Ebenso Werner Schröder (1982a), S. 21.

Auch Corinna Biesterfeld ist der Überzeugung, in Albrecht einen bloßen Vollender sehen zu können.

Corinna Biesterfeld (1995), S. 51-68, hier S. 66.

<sup>54</sup> Peter Strohschneider (1991b), S. 70-98, hier S. 94.

Werkverständnis verstanden wird, wird man kaum die nachfolgenden literarischen Werke in ihrer Eigenständigkeit und in ihrem Bedürfnis nach veränderten Rezeptionsansprüchen verstehen können.<sup>55</sup> Auch die lange Zeit immer wieder für viele ‘*Fortsetzungen*’ der sogenannten klassischen Texte des Mittelalters konstatierte, mindere Begabung der ‘*Fortsetzer*’, mag bei einer Vielzahl der Texte heute wohl kaum noch überzeugen und den Werken gerecht werden.<sup>56</sup>

Andrea Lorenz war unter Berufung auf Peter Strohschneider und Peter Gumprecht auf ähnliche ‘Disharmonien’ bei der Verwendung des Fortsetzerbegriffs gestoßen und versuchte zwischen beiden Begriffsbestimmungen zu vermitteln.<sup>57</sup> Vor allem Peter Strohschneider hatte für den *Tristan Ulrich von Türbeims*, *Ulrich von Freibergs* und der Dichtung ‘*Tristan als Mönch*’ anhand des Kompositionsprinzips der drei Werke deutlich zeigen können, dass es sich bei ihnen nicht um Ergänzungen handelt, die lediglich einen Abschluss der, ihrer Meinung nach unvollständigen, Erzählung präsentieren, sondern neue Handlungsketten durch das Erzählangebot entfalten und somit in vielerlei Hinsicht vollkommen neue Wege gehen.<sup>58</sup> Auch das für die Fortsetzungen oft konstatierte Qualitätsgefälle war bei seinen Untersuchungen der Texte nicht auszumachen, ebenso wenig wie die oftmals postulierte ‘mindere Begabung’ der ehemaligen Fortsetzer<sup>59</sup>.

Die neuen Erzählangebote, die zum einen auf einem geänderten Rezeptionsverständnis und neuen rezeptionellen Fragestellungen beruhen und zum anderen versuchen, narrative Lücken im Handlungsgeschehen zu füllen, zielen auf eine, für die Zeit wahrscheinlich angemessene Korrektur der dramatischen Handlung ab.<sup>60</sup> Jede neue Autorengeneration

---

<sup>55</sup> Peter Strohschneider (1991b) spricht in diesem Zusammenhang von einem Akt bewußter Korrektur und widerspricht hierbei älteren Forschungsansätzen, welche oftmals die konzeptionellen Neuerungen oder Veränderungen nicht als Entfaltung des Erzählangebots ansahen, sondern als Beweis eines Mißverständnisses, das sich im Laufe der Rezeption eingeschlichen haben muss (S. 96).

<sup>56</sup> Werner Schröder (1978), hier S. 187.

<sup>57</sup> Das Problem, das sich hierbei jedoch ergab war, dass zum einen eine Harmonisierung der beiden Ansätze nicht möglich ist, da sich die beiden Annäherungsweisen an den strittigen Begriff gegenseitig neutralisieren und Andrea Lorenz andererseits auch keine Alternative anbietet. Letztlich verwendet sie unter Berufung auf die kritische Neubeurteilung nach Strohschneider den Begriff Fortsetzung für das JT-Corpus weiter.

<sup>58</sup> Peter Strohschneider (1991a), S. 77.

<sup>59</sup> Zum Vergleich sei auf die ältere, gegenteilige Meinung der Forschung verwiesen: Werner Schröder (1989).

<sup>60</sup> Peter Strohschneider spricht in diesem Zusammenhang von einer »Domestikation des problembehafteten Faszinosums«. Siehe: Peter Strohschneider (1991a), Gottfried-Fortsetzungen, S. 94.

stellte andere Ansprüche an die Formen und die Funktion der Erzählweise und verarbeitete bestimmte Motive gemessen an ihren zeitgeschichtlichen Fragestellungen neu.

So nimmt es nicht Wunder, dass beispielweise die Liebesbeziehung zwischen Tristan und Isolde im Zuge der sogenannten 'Fortsetzungen' zugunsten der Verteidigung der Feudalehe stark zurückgenommen wurde, womit die gesellschaftlichen Brennpunkte der Geschichte deutlich relativiert werden. Doch nicht nur in den sogenannten Tristan-Fortsetzungen lassen sich deutliche Tendenzen der bewussten Abgrenzung zum Vorgängerwerk erkennen, welche auf eine geänderte Sichtweise, veränderte Rezeptionsbedingungen oder aber veränderte Erwartungen an das Epos schließen lassen. Auch Ulrichs Fortsetzung des Willehalm lässt gewollte Korrekturen der Erzählweise erkennen. Die Abweichungen, welche Wolfram im Verhältnis zu seiner Quelle vorgenommen hatte, werden von Ulrich zugunsten der französischen Vorlage zurückgenommen und ein eigenes von Wolfram gänzlich unabhängiges Erzählangebot dadurch begünstigt und entfaltet. Jedoch geschieht dies nicht etwa offensichtlich, für jeden Rezipienten erkennbar, sondern vielmehr verstecken sich die Korrekturen oder Erweiterungen des Erzählangebots eher subtil und operieren verdeckt.

Die Erzählung des Vorgängers wird in bestimmten Bahnen nachgezeichnet, doch an entscheidenden Stellen durchbrochen. Die Verfügbarkeit weiterer Erzählangebote kann einerseits vereinfacht, andererseits können bestimmte Konfliktpunkte innerhalb der neuen Poetologie unter Umständen verhindert werden. Viele dieser 'Fortsetzungen' beginnen ihre Korrekturen genau an dem Punkt, welcher innerhalb der Rezeption des Vorgänger-Werkes vielleicht als Reibungspunkt verstanden wurde oder durch eine geänderte Sichtweise der Erzählweise, in poetischer Form verändert werden muss.

Es geht hier vornehmlich um eine 'Mediatisierung des Fragmentarischen', um eine neue Kategorie der Kohärenzbildung. Erzählerische Konfliktpotentiale können somit ohne weiteres geglättet werden und dabei neue Wege des Werkerzählangebotes nutzen.

Ein Vergleich von Wolframs Konzeption des Parzival und Chrétiens *Conte du Graal*, mag dies verdeutlichen. Schon im Verlauf des 13. Jahrhunderts erfuhr Chrétiens fragmentarisch gebliebener Text eine deutliche Weiterführungs- bzw. Korrekturtendenz. Zwei nachträglich gedichtete Prologe und vier sogenannte Fortsetzungen haben den Umfang der Dichtung stark erweitert und sicher ebenso einen deutlichen Einfluss auf die

Bearbeitungen Wolframs gehabt,<sup>61</sup> wenngleich gerade die Frage nach dem Wie und in welcher Gestalt Wolfram diese Dichtungen kennengelernt haben mag, nach wie vor, selbst nach den umfangreichen Untersuchungen von Jean Fourquet und späteren Interpreten, nicht eindeutig geklärt werden kann.<sup>62</sup>

Festzuhalten ist jedoch, dass Wolfram im Gegensatz zu Chrétien eine vollkommen andere Konzeption verfolgt. Vieles was gerade innerhalb des Erzählangebots Chrétiens von besonderer Bedeutung für die Handlung gewesen war, wird von Wolfram teilweise gar nicht erwähnt, wie beispielweise die Schwertleite Percevals bei Cornemant. Die Begegnung des jungen Parzival mit den Rittern im Wald ist bei Wolfram um einiges kürzer gehalten, während er wiederum bestimmte Handlungsträger wie Anfortas, Trevrizent, Herzeloide, Jeschute und Cunneware namentlich nennt, die bei Chrétien ungenannt geblieben waren, Chrétiens Blanchflur in Condwiramurs umbenennt und einige neue Personen einführt.<sup>63</sup> Auch die Veränderung ganzer Hauptszenen, verbunden mit diversen Neucharakterisierungen der Hauptfigur, wie die des Ither, sind Neuerungen, die allein auf Wolfram zurückgehen, im Erzählangebot des *Conte du Graal* jedoch nicht angelegt sind.<sup>64</sup> Insgesamt, so lässt sich sagen, ist gerade die Handlungsführung innerhalb des Parzival sehr viel enger geführt als im Vergleich zum *Conte du Graal*, und es lassen sich vor allem zwei Bereiche sehr deutlich voneinander unterscheiden: Die des Grals und seiner Bedeutung

---

<sup>61</sup> Es wird innerhalb der Forschung angenommen, dass vor allem die Bücher III-VI des *Parzival* ihre unmittelbare Vorlage in einer mit der Haupthandschrift (R) des im *Conte du Graal* eng verwandten Abschrift haben. Gleichzeitig muss jedoch angenommen werden, dass Wolfram neben zahlreichen anderen Quellen auch Vorlagen gefolgt war, die sich unmittelbar in die erste Nachfolge-Generation nach Chrétien datieren lassen, so zum Beispiel der *Bliocadran-Prolog* und die sogenannte *Gauvain-Fortsetzung*.

*Albert Wilder Thompson* (1959), S. 206-217.

Besonders zu beachten: *Romances of Chrétien de Troyes: A Symposium*. Monographs on Medieval Literature Number 3, Ed. by *Edward C. Armstrong*, New York 1985.

<sup>62</sup> *Jean Fourquet*, *Wolfram de Eschenbach et le Conte del Graal, Les divergences de la tradition du Conte del Graal de Chrétien et leur importance pour l'explication du Parzival*, Thèse Straßburg 1938, Neufassung 1966.

<sup>63</sup> Beispielsweise, die bei Chrétien nicht vorkommenden Personen wie Liaze, Liddamus und Malcreatiure.

<sup>64</sup> Wolfram baut die Geschichte um Sigune sehr viel weiter aus, als Chrétien es getan hatte und stilisiert sie zur zweiten Hauptfigur neben Parzival. Ihre Bedeutung gerade für die Figur des Sohns Gahmurtes lässt sich gerade daran erkennen, dass es Sigune selbst ist, die ihm einerseits den Weg zur Gralsburg weist, andererseits bei ihrem zweiten Zusammentreffen den entscheidenden Hinweis auf sein Fehlverhalten liefert. Hierzu vor allem: *Walter Haug* (1991).

und die Erweiterungen innerhalb der Verwandtschaftsverhältnisse, welche Wolfram gegenüber Chrétien entschieden ausgebaut hatte.

Wolfram erarbeitet sich innerhalb des Erzählangebots Chrétiens neue Möglichkeiten des künstlerischen Ausdrucks, baut Erzählangebote aus oder nimmt an für ihn wichtigen und entscheidenden Stellen deutliche Korrekturen und Modifikationen des Textgehaltes vor.<sup>65</sup>

Vor allem innerhalb des Artus-Stoffes bietet sich ein fast unerschöpflicher Spielraum der Erzählangebote<sup>66</sup>. Die dadurch beliebige Proliferation kann ohne weiteres immer wieder erweitert werden, solange der Zielpunkt der Handlung sich innerhalb des Spielraums des Artusstoffes bewegt.

Doch würde man innerhalb der Literaturgeschichte Wolfram nur allzu ungern als einen 'Fortsetzer' des Konzeptes Chrétiens wahrnehmen wollen. Das Verhältnis Wolframs und des JT-Konzepteurs wird jedoch nach anderen Maßstäben beurteilt und es lässt sich fragen, ob dies nicht einen methodischen Zugriff auf ein Werk darstellt, der innerhalb der Literaturgeschichte neu überdacht werden sollte. Die Allgegenwart des Fragmentarischen innerhalb der mittelalterlichen Literatur und die sowohl geglückten als auch bisweilen weniger geglückten Fortsetzungsversuche oder Gegenentwürfe changieren zuweilen im Spannungsfeld trivialer, kolportagehafter Bearbeitungen und eines als autonom verstandenen Kunstbegriffs. In der 'Reflexion der Autonomie' werden diese Versuche oftmals als lächerlich und im Falle des JT-Corpus '*als unleidlich albern*' diffamiert, wobei jedoch vielerorts die Tatsache außer Acht gelassen wird, dass die literaturwissenschaftliche Betrachtung die Bewertung der Kunst historisieren muss, um dem Textgegenstand und seiner Zeit gerecht zu werden. Es geht den 'Fortsetzern' in den meisten Fällen nicht um das Zuendebringen der vorgefundenen Handlungsangebote ihrer Vorgänger vom Ende her gesehen, sondern vielmehr um die Entfaltung neuer Erzählangebote und Erzählprozesse, die sich aus dem gesamten Verlauf eruieren lassen. Das Weiter- bzw. Wieder- und Neuerzählen, die Unabschließbarkeit des Erzählprozesses muss als Ausgangspunkt der Betrachtung dieser Textformen konstatiert und nicht, wie in den meisten Fällen, als die

---

<sup>65</sup> Andererseits sind jedoch die Möglichkeiten der Erweiterungen und Ausarbeitungen vorhandener Erzählstoffe durchaus durch die Vorlage begrenzt, wie die Erzählhandlung um den Tristan-Stoff zeigt. Die Fülle der Erweiterungen oder aber auch Korrekturen spielen sich nur innerhalb der Lebenszeiten der beiden Hauptfiguren ab.

<sup>66</sup> *Derek Albert Pearsall* (2003), S. 24 ff.

Überwindung des Vorangegangenen verabsolutiert werden. Gleichzeitig sollten 'Fortsetzungen' jedoch auch aus dem Spannungsbogen der Exklusivität und der Sonderrolle mittelalterlicher Literatur enthoben werden, deren literaturwissenschaftliche Verhandlungsbasis ihnen bisher andere Bewertungskriterien abverlangt hat. Die Gleichwertigkeit, der als 'Fortsetzungen' oder 'Gegenentwürfe' konstatierten Texte neben ihren 'Vorläufern', verlangt eine der Sonderrolle 'enthobenen' literaturwissenschaftlichen Aufarbeitung, welche sich neuer Kategorien bedienen muss.

Die Kategorie der 'Fortsetzung' umfasst demnach also jenen Bereich, in welchem es vornehmlich um das Weitererzählen bereits bekannter Strukturen der epischen Welt geht, die sich als Adaptation, Variation, Wiederholung, Neustrukturierung, Kontrafakturen oder gar als Gegenentwurf einem neuen Erzählhorizont öffnen, der wiederum als nicht abgeschlossen und erweiterbar angesehen werden können. Eine 'Faktizität des autonomen Abgeschlossenen' kann für keinen Text des Mittelalters geltend gemacht werden und so sollte vor allem die Kategorie der Kontextualisierung in mittelalterlichen, volkssprachlichen Erzählungen stärker in das Blickfeld gattungsübergreifender Texterschließungen eingebunden werden, wobei die Alterität narrativer Muster den veränderbaren Traditionen Rechnung tragen sollte. Denn, so Peter Strohschneider, »die Authentizität und Identität des mittelalterlichen Erzähltextes ist es gerade nicht, sich vom anderen Text und dem übergeordneten System der Intertextualität als ein origineller abzustossen, sondern das Andere als ein sich selbst traditionsbegründetes aufzunehmen und zu tradieren.«<sup>67</sup>

Eng verknüpft mit dem Begriff der 'Fortsetzung' lässt sich auch die Positionierung des Vorgängers als anerkannte Autorität nicht so einfach in den Werken nachweisen. Dadurch, dass die Rezeptionsgeschichte diese Werke zu langlebigen und durch ihre Thematik zu anpassungsfähigen Klassikern der Literaturgeschichte gemacht hat, scheint ihr Rang und ihre Autorität unantastbar für die nachfolgende Generation zu sein. Auf den Schultern der Riesen zu stehen, war eine der Metaphern der Zeit, welche sehr genau die Situation umschreibt, in welcher sich die Nachfolgenerationen befunden haben.

Doch gerade der Begriff der 'Fortsetzung' ist es, welcher sich im Falle des JT-Corpus als klärungsbedürftig erweist. Matilda Bruckner und in erweiterter Form Peter Strohschneider haben in ihren Untersuchungen grundsätzlich drei Typologien aufgebaut, nach welchen man den Begriff der *Fortsetzung* für die mittelalterliche Literatur klassifizieren

---

<sup>67</sup> Peter Strohschneider (1991a), S. 371.

kann. Zum einen handelt es sich hierbei um Texte, welche in der Struktur, dem poetologischen Anspruch und vor allem der Aussage an die Konzeption des Vorgängers anknüpfen. Wenngleich der Prätext in einigen Segmenten adaptiert, doch mitunter auch alternative Erzählerangebote bietet, so bleibt der Fortsetzter den narrativen und damit konzeptionellen Ansprüchen seines Prätextes verpflichtet und verklammert damit intratextuelle Bezüge des Prä- und Subtextes, so wie wir es innerhalb der Artusliteratur der Zeit durchaus ausmachen können<sup>68</sup>. Mit anderen Worten ließe sich sagen, dass der Fortsetzter den Prätext, auf welchem er aufbaut, in seinen neuen Text integriert und dem narrativen Muster folgt, indem er sich dem seines Vorgängers anpasst. Die beiden Texte bilden damit eine symbiotische Einheit.

Der zweite Typus umfasst Texte, welche einen Prätext inserieren, eine Summenbildung des Vorgefundenen anstreben und dieses dann durch 'Mediatisierung' in einen neuen Sinnzusammenhang stellen. Die Integration des Vorgefundenen bezieht sich jedoch nicht auf die vollständige Übertragung des Prätextes in einen neuen, sondern zielt vor allem darauf ab, Veränderungen an diesem Prätext vorzunehmen, um ihn den neuen Rezeptionsbedingungen und den zeithistorischen Fragen und Normen anzupassen, die man mit der Neukonzeption beabsichtigt.

Der Übergang zum dritten Typus, der die summenhaften und zyklisch - aber auch mitunter nicht-zyklisch - verbundenen Erzählzusammenhänge in einem darauf folgenden Schritt redaktionell bearbeitet, ist damit schon vorbereitet. Die eingearbeiteten Erzählkomposita werden den jeweiligen neuen Bedingungen narrativen Verständnisses angepasst, modifiziert und in einen neuen Erzählzusammenhang gestellt, der sich als Ganzes und auch innerhalb der einzelnen Textsegmente nicht mehr mit dem Prätext decken muss. Der Gegenentwurf mit einer Veränderung innerhalb des intratextuellen Geflechts des Prätextes ist somit nicht der Sonderfall der mittelalterlichen Literatur, sondern vielmehr die Normgröße. Denn die intratextuellen Verklammerungstendenzen des Prä- und Subtextes im Sinne einer stringenten Weiterführung des poetologischen Konzepts eines Vorgängers sind so häufig nicht, wie es auf den ersten Blick scheint.

Es stellt sich somit die berechtigte Frage, ob man den bisher so eng gefassten Begriff der '*Fortsetzung*', als einer Fortführung der konzeptionellen Muster des Prätextes im Sinne einer stringenten Verlängerung der Narrativik, nicht insofern zu erweitern suchen müsste, als man mit den bisherigen Operandi den Subtexten nicht gerecht werden kann.

---

<sup>68</sup> Peter Strohschneider (1991a), S. 374 ff.

Die Verabsolutierung der Werke als Texte ‘zweiter Klasse’, die in ihrem Gestaltungswillen den Ansprüchen und das Niveau ihrer ‘Vorgänger’ nicht erreichen konnten und als logische Konsequenz den tieferen Gehalt verfehlten, ist in eine Forschungstradition zurückgebunden, die sich selbst Grenzen philologischer Analysen setzt und damit den Texten ihr reichhaltiges Interpretationsspektrum vorenthält.

Insofern ließe sich mit dieser Einteilung auch das JT-Corpus näher klassifizieren, welches nicht darauf abzielt, im Sinne einer kontinuierstiftenden Kategorie offengebliebene Erzählangebote seines Prätextes zu vervollständigen - jedoch die Narrationsebene beibehält - sondern vielmehr eine Synthese aus dem zweiten und dritten Typus anstrebt und sich damit dem Gegenentwurf nähert. Das Corpus des JT stellt sich dar als Gegenentwurf zu ganz bestimmten Handlungsangeboten Wolframs, wie er sie im Parzival, im Willehalm und in den Titirel-Fragmenten vorgefunden hatte. Es ist mehr als eine bloße Überbietung und Ausschöpfung des Prätextes im Sinne einer kongenialen Weiterführung narrativer Muster Wolframs.<sup>69</sup> Das Corpus und hierbei vor allem die Texte des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> - nutzt nicht nur die offen gebliebenen Erzählangebote, sondern es verändert das gesamte narrative Muster bis hin zu einzelnen Segmenten - die nur noch formal an den Prätext erinnern - in ihrer inneren Komplexität, die jedoch der wolframschen Konzeption vollkommen entgegengesetzt sind.

Ziehen wir für die Kategorisierung der Begriffe ‘*Fortsetzung*’ und ‘*Gegenentwurf*’ beispielsweise den Prolog des JT-Corpus der Handschrift (A) heran, so lässt sich an keiner Stelle die deutliche Absicht eine - wie es Hedda Ragotzky formuliert - erkennbare, intentionstreuere Nachfolge zu sein, herauslesen<sup>70</sup>. Diese wiederum spiegelt eine Interpretation wieder, die schon Helmut de Boors Analyse begründet hat, als er die lange Zeit hindurch gültige These der Verfasserfiktion im Sinne eines Plagiats zu entkräften versuchte.<sup>71</sup>

*(Man kann) ›hier schwerlich von Plagiat oder auch nur Mystifikation sprechen. Der Dichter fühle sich als legitimer Nachfolger dessen, was Wolfram geplant hatte; er war der Mund durch den der Meister sprach.*

---

<sup>69</sup> De Boor/Newald (1997), S. 49 ff.

<sup>70</sup> Hedda Ragotzky (1971), S. 97.

<sup>71</sup> Helmut de Boor (1973), S. 54.



Betrachtet man ausschließlich die Handschrift (A) in ihrer Konzeption und stellt zum Vergleich andere Überlieferungsträger dieser gegenüber, so handelt es sich hierbei um eine 'Fortsetzung' im Sinne des zweiten und dritten Typus, der von Matilda Bruckner und Peter Strohschneider vorgenommenen Klassifizierung, der in einen Gegenentwurf mündet. Auch entzieht sich der Text der Handschrift (A) der Kategorisierung einer intentionstgetreuen Vervollständigung im Sinne des ersten Typus, da die Struktur nicht um offen gebliebene Handlungssegmente erweitert, aber die Narrativik beibehalten wurde, sondern gänzlich neue narrative und poetologische Muster nutzbar gemacht werden. Gleichzeitig mündet die Fortsetzung des Typus zwei und drei in einen Gegenentwurf, der sich aus der intratextuellen Verklammerung mit dem Prätext vollständig gelöst hat und die aufgerufenen Erzählangebote narrativ kontrastiv denen des Parzival entgegenstellt. Dies gilt ebenfalls für die Titurelfragmente Wolframs, denn auch sie wurden einer konzeptionellen Besserung unterzogen, die in dieser Art und Weise, wie sie das JT-Corpus umdeutet, nicht bei Wolfram angelegt waren. Des Weiteren kann der Vorwurf des Plagiats insofern vollständig entkräftet werden, da zum Einen mit dem Terminus in einem Begriffsfeld operiert wird, welcher für das Mittelalter nicht geltend gemacht werden kann, und zum Anderen einer Untersuchung des Textgegenstandes der Handschrift (A) nicht mehr standhalten kann. Das JT-Corpus der Handschrift (A) - so wird sich an den jeweiligen Einzeluntersuchungen zeigen - strebt einen Konzeptionswechsel an und durchbricht damit die intratextuellen Bezüge zum Parzival und zu den Fragmenten des Titurels. Nicht 'Fortsetzung' im Sinne einer intentionstgetreuen Kohäsion, auch nicht authentische Nachfolge und Plagiat, sondern der konzeptionelle Gegenentwurf bildet den Interpretationsrahmen, unter welchem die Handschrift (A) im Vergleich mit den übrigen Textzeugen zum Untersuchungsgegenstand wird.

Ausgehend von der neuzeitlich Definition des Fortsetzerbegriffs, der vor allem ein mehr oder weniger unvollendetes Ende eines Werkes vor Augen hat, welches weitergeführt wurde, muss man - wie sich gezeigt hatte - für die mittelalterliche Literatur den Begriff der 'Fortsetzung' historisieren. 'Fortsetzen' meint hier eine Geschichte nicht vom Ende her zu erweitern, sondern vielmehr die ungenutzten Erzählangebote des bereits strukturiert vorgefundenen zu nutzen und damit ein konzeptionell neues Werk zu schaffen.<sup>72</sup> Dass sich damit eine narrative Alternative zum Vorgefundenen ausmachen lässt, versteht sich von selbst, da ungenutzte Erzählangebote auch gleichermaßen eine Neubewertung des Vorgefundenen mit sich bringen. Damit einher geht auch eine Neubewertung des aus der Altgermanistik noch bis in unsere Zeit hineinreichenden

---

<sup>72</sup> Matilda Tomaryn Bruckner (1987), S. 254 ff.

Paradigma eines abgeschlossenen, auktorialen Werkes, welches vielmehr als ein offenes zu verstehen ist.

Ebenso klärungsbedürftig wie die Termini *Fortsetzung* und *Epigonen*, scheint auch der dem JT-Corpus immer wieder innerhalb der Forschung attestierte Plagiatsbegriff zu sein, welcher ebenso neu definiert werden sollte. So wie der 'Fortsetzungs'- und Epigonenbegriff kann der Terminus des Plagiats nicht in seiner in der Neuzeit definierten Tragweite für das Mittelalter angewandt werden. Das Plagiat, so die gängige Definition seit der Frühen Neuzeit, umfasst einerseits eine moralische Verfehlung, welche sich vor allem durch die Genieästhetik der Klassik gegenüber einem Originalitätsanspruch gebildet hatte, zum anderen eine rechtliche Verfehlung, die sich gegen einen geschützten Eigentumscharakter eines meist geistigen Eigentums wendet.<sup>73</sup> Beide Bereiche jedoch haben sich erst im 18. bzw. 19. Jahrhundert als Rechtsnorm etablieren können. Zwar wurden vereinzelt literarische Werke der Moderne mit dem Plagiatsbegriff belegt, wie beispielweise Brechts Verwendung einiger Villon-Verse in der Übersetzung von K.L. Ammer oder Thomas Manns Nichtnennung des geistigen Vaters Schönbergs als Erfinder der Zwölftontechnik im *Doktor Faustus*, jedoch ist der Begriff innerhalb der Literatur nicht ohne Schwierigkeiten zu verwenden. Der durch die Moderne definierte Begriff des *Plagiats* umfasst die widerrechtliche wörtliche Übernahme und Verarbeitung fremden geistigen Eigentums. Hierbei zu beachten ist die Tatsache, dass Motive, Handlungsketten oder ganze Werkpassagen ohne eindeutige Nennung des eigentlichen Urhebers in ein Werk übernommen werden, oder diese Aneignung ohne adäquate Zitatkennzeichnung und Quellenangabe erfolgt. Wenngleich der Begriff des *Plagiats* schon in der Antike beispielweise durch Aristophanes Komödie *Nephelai*<sup>74</sup> als rechtliche Verfehlung verstanden wurde, so verstand man jedoch eine zitierende Übernahme bereits in der Antike eher als Ehrung des Zitierten, als ein Makel des Zitierenden. Die Leistung den Anzitierten auch ohne direkte Namensnennung identifizieren zu können, wurde besonders hoch geschätzt und ehrte andererseits denjenigen, der im Hinblick auf diese Leistung zitierte. Die negative Bedeutungsverschiebung des *plagiarius*, des Menschenräubers und Seelenverkäufers, welche das poetologische Literaturverständnis des 18. bzw. 19. Jahrhunderts prägte, ist jedoch eine vollkommene Umakzentuierung des ursprünglichen Terminus, der auf das Mittelalter nicht angewandt werden kann.

---

<sup>73</sup> Helmut Rosenfeld, (1969), S. 3211-3228 und wieder (1971), Sp.337-372.

<sup>74</sup> Ludwig Seeger, Die Wolken, in: Sämtliche Komödien, Hg. von O. Weinreich, Zürich<sup>2</sup> 1968, V. 553 ff.

Der methodische Fehlgriff der Literaturwissenschaft besteht jedoch darin, dass die Umakzentuierung des Terminus auf das Mittelalter übertragen wird, ohne den Begriff in seiner sozio-kulturellen Verflechtung und Einbettung zu historisieren. Die wörtliche Übernahme von Begriffen oder Textpassagen in einen neuen Textzusammenhang - nicht nur innerhalb einer kompilatorischen Technik - ist für das Mittelalter keineswegs ungewöhnlich bzw. negativ konnotiert bewertet worden.<sup>75</sup> Daher erscheint es mir sinnvoll, den negativ verwendeten Begriff des *Plagiats* gegen den, die mittelalterliche Literatur besser umschreibenden Terminus des *Zitierens* im positiven Sinne auszutauschen, wie es beispielweise bereits im Sachwörterbuch der Mediävistik gängig ist, jedoch von vielen Interpreten bisher nur zögerlich in die Analysen aufgenommen wurde.<sup>76</sup>

Das wörtliche Zitieren im Mittelalter umfasste jedoch nicht nur die Bibel, die Werke der Kirchenväter und die als Autoritäten verstandenen Dichter ihrer Zeit. Die eindeutige Nennung des Autors oder der Quelle kann nicht als eine konsequent gängige Methode für das Mittelalter geltend gemacht werden.

Das teilweise nicht kenntlich gemachte Zitieren eines Werkes bzw. eines Dichters, ist eine für das Mittelalter gänzlich normale Technik. Sie umfasst nicht nur die gelehrte Literatur des gesamten Mittelalters, sondern trifft gerade für die volkssprachliche Literatur zu. Es ist zu fragen, warum eine Technik, die ihren Ursprung in der Kompilation hat und für die Zeit von 1100 bis 1200 keinerlei literaturwissenschaftliches Problem darstellt, für den Ausklang des Hochmittelalters eine unüberwindbare Barriere darzustellen scheint. Denn wer käme beispielsweise auf die Idee, Vinzenz von Beauvais enzyklopädisches Hauptwerk *Speculum Maius* als ein 'plagiertes' Werk zu bewerten, wenngleich er hierfür bis zu 2000 andere Quellen in seinem Werk zu verarbeiten wusste, ohne diese zu nennen<sup>77</sup>. Auch Chrétien bezog seine Motive wiederum aus anderen nicht nur mündlich tradierten Quellen, sondern auch aus schriftlich fixierten Vorläufern, welche er jedoch ebenfalls nicht namentlich nennt.

Daher ist es für die Positionierung des JT-Corpus innerhalb der mittelalterlichen Literaturgeschichte zwingend notwendig, den Terminus in seiner, vor allem durch die Neuzeit geprägten Bedeutungsverschiebung und negativen Konnotation, für das Mittelalter

---

<sup>75</sup> Auch zwischen Wolfram und Chrétien lassen sich teilweise wörtliche Übernahmen aus dem *Conte du Graal* beobachten.

<sup>76</sup> Peter Dinzelbacher (1992).

<sup>77</sup> *Vinzenz von Beauvais, Speculum Maius*, Nachdruck, Graz 1963.

nicht anzuwenden. Es lässt sich zusammenfassend für die Schwierigkeit der Definition der einzelnen Begriffe Fortsetzung, Epigone und Plagiat festhalten, dass sie in ihrer momentanen Begriffsbestimmung nicht unmittelbar auf die mittelalterlichen Texte angewendet werden können.

Ulrich Wyss<sup>78</sup> hatte zu Beginn der 80er Jahre allzu vorschnell die Aufarbeitung der JT-Philologie als beendet erklärt. Jedoch unter Berücksichtigung einer Historisierung der Begriffe, befinden wir uns so gesehen erst am Anfang der eigentlichen vorurteilsfreien Untersuchungen, so wie auch die Wolfram-Philologie als nicht abgeschlossen gesehen werden kann<sup>79</sup>, da sich durch neue Erkenntnistheorien, neue Handschriftenfunde und neue forschungsgeschichtliche Fragestellungen immer wieder neue Aspekte aus den überlieferten Werken ergeben. Und gerade der erst seit wenigen Jahrzehnten zugängliche Editionstext der Leithandschrift (A), des JT-Corpus, wie auch der bisher innerhalb der Forschung sträflich vernachlässigte und nicht bearbeitete Text der Handschrift (H), als Hauptvertreter der Zwischengruppe der Textgruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup>, lassen eine völlig neue Sichtweise auf das umfangreiche und so divergierende Textcorpus zu.

Neue erkenntnistheoretische Modelle und literaturwissenschaftliche Ansätze, wie sie etwa innerhalb der Autor-Dichter-Rollen Konzeption zu verzeichnen sind, eine Neubeurteilung des lange Zeit negativ konnotierten 'Fortsetzertums', lassen den geschärften und vorurteilsfreien Blick auf ein Werk zu, welches zu den außergewöhnlichsten und meist rezipierten des Mittelalters gehört. Darüber hinaus lässt sich innerhalb der Forschung, gerade in den letzten Jahren, immer wieder die Tendenz beobachten, dass mittelalterliche Werke in ihre Historizität und sozio-kulturelle Verflechtung zurückgebunden werden müssen. Eine Tendenz, die vor allem der doch geänderten Sichtweise der Moderne auf Texte des Mittelalters sehr zugute kommt. Denn was meist den modernen Rezipienten vor schier unlösbare literaturwissenschaftliche Probleme stellt, war zumeist für das mittelalterliche Publikum kaum der Rede wert und gewann erst durch die veränderte Sichtweise auf die Welt und die sich ändernden literarischen Ausdrucksmöglichkeiten an Relevanz. Auch die einstmals so rigide postulierten Gattungseinteilungen der Werkkonzeptionen sind mittlerweile in einem literaturwissenschaftlichen Auflösungsprozess begriffen und ermöglichen so, die Werke unter neuen erweiterten Perspektiven bearbeiten und begreifen zu können. Eine Tendenz,

---

<sup>78</sup> Ulrich Wyss (1983), S. 112.

<sup>79</sup> Joachim Bumke (1973), S. 147.

die auch den Texten des JT-Corpus zugute kommt und so die wissenschaftliche Bearbeitung entscheidend begünstigen wird, da durch die so gewonnene relative Objektivität, die Texte in einen bestimmten literaturwissenschaftlichen Zusammenhang einordnen zu müssen, viele Fragestellungen neu beurteilt werden können.

Gerade dies ist für die mehr als 60 Textzeugen, darunter auch zahlreiche Fragmente, die jedoch zu den jeweiligen Gruppen des JT-Corpus eindeutig zugeordnet werden können,<sup>80</sup> von unschätzbarem Wert, 'rangierten' sie das Textgebäude des JT-Corpus doch zu den wohl populärsten volkssprachlichen Dichtungen des Mittelalters. Obwohl die 'konnotative Form seines poetischen Diskurses', seine Erzähler-Rolle - so wird durch den Vergleich der auf uns gekommenen Textzeugen deutlich - nur innerhalb des Werkes, genauer gesagt nur innerhalb der Konzeption der Handschrift (A) erfolgreich war. Bereits eine Generation nach Albrecht, etwa um die Zeit 1270, - so muss man hinsichtlich der verwirrenden und nicht leicht zu entwirrenden Rezeption annehmen - wurde die Konzeption eines elaborierten Spiels und die eigentliche Intention des Werkes nicht mehr erkannt bzw. mißgedeutet und das Werk schließlich Wolfram von Eschenbach zugeschrieben. Zwar blieb das JT-Corpus auch noch zwei Jahrhunderte später gewissermaßen ein Orientierungspunkt für andere Werke unterschiedlicher Provenienz, jedoch ging die eigentliche Dimension seines Diskurses verloren und der Konzepteur und die eigentliche Intention seines Werkes verschwanden im Dunkel der Geschichte.<sup>81</sup>

Die Aspekte der Religiösität und die vermeintliche Wolfram-Adaptation, unter welchen weite Teile des JT-Corpus Eingang in die literaturwissenschaftliche Analyse gefunden hatten, haben die Interpretation der Albrechtschen 'Werk-Monumentalität' in eine einzige Richtung gelenkt, sie absolut gesetzt, ohne jedoch dem Text dadurch gerecht zu werden. Einerseits die offensichtlich theologische Konzeption, welche über weite Strecken hinweg die Grundhaltung des ganzen Werkes widerspiegelt und gewissermaßen kulminiert innerhalb des Prologteils und der Abdankungsrede Titurels in Erscheinung tritt und andererseits sein Status als Derivat anderer Textzeugen und Werke, die sich nicht nur in den Werken Wolframs erschöpfen, sondern gewissermassen die Hauptwerke aus zwei Jahrhunderten in sich vereint. Doch gerade Letzteres ist erst in jüngster Zeit in die

---

<sup>80</sup> *Dietrich Huschenbett* (1977), Sp. 161 f. *Klaus Zatloukal* (1982), S. 272-280; *Hartmut Broszinski* und *Joachim Heinzle* (1983), S. 65; *Klaus Nass* (1989), S. 286-318; *Kurt Nyholm* (1989c), S. 369-379; *Kurt Nyholm* (1992), S. X-XXII; *Klaus Klein* (1994), S. 91-93; *Kurt Nyholm* und *Thomas Wilbelmi* / *Kurt Nyholm* (1994), S. 398-411.

<sup>81</sup> *Rüdiger Krüger* (1986); *Kurt Nyholm* (1971).

Interpretation des JT-Corpus eingegangen, jedoch aufgrund der bisherigen Deutung der übernommenen Wolfram-Rolle nur sehr unzureichend untersucht worden.<sup>82</sup>

So stellt gerade die Interpretation des JT-Prologs meines Erachtens die Basis des Verständnisses des Werkes dar. Bei dessen genauer Untersuchung lassen sich auch gewisse Kernbereiche erschließen, welche innerhalb der JT-Forschung immer wieder für Fehldeutungen und Verständnisschwierigkeiten gesorgt hatten.

Jedoch wurde eben gerade diese Basis des Werkes, nebst seiner Konzeption, immer wieder ausschließlich unter Berücksichtigung der gern zitierten Abhängigkeit von den Werken Wolframs gesehen, seine eigenständige Konzeption hierbei sträflich vernachlässigt und auch zeitgeschichtlich philosophische Fragestellungen außer Acht gelassen, welche die Verschiedenartigkeit der konzeptionellen Werkbearbeitung deutlich hervorgehoben hätten. Des Weiteren barg die Untersuchung des Prologs einen schwerwiegenden Lese- bzw. Übersetzungsfehler, welcher entscheidend zu seiner negativen Beurteilung geführt hatte.

Die Tatsache, dass das JT-Corpus etwa achzig Jahre nach Wolframs *Parzival* entstanden ist und sich für die Mitte des 13. Jahrhunderts ein vollkommen verändertes Verständnis sowohl auf der politischen als auch philosophischen-literarischen Seite konstatieren lässt, wurde ebenso bisher kaum berücksichtigt. Die literarische Verarbeitung von bereits vorgefundenen Materialien unterlag gerade in dieser Zeit einem geänderten Verständnis bezüglich der Möglichkeiten des literarischen Ausdrucks und ihrer Umsetzbarkeit. Eine Tatsache, die sich vor allem auch auf die Interpretation des Prologs entschieden auswirkt. Es ist daher für die wissenschaftliche Untersuchung nicht förderlich, die ersten Phasen der Textüberlieferung des JT-Corpus aus dem 13. Jahrhundert mit dem Text des Parzival aus dem ausgehenden 12. Jahrhundert gleichzusetzen.<sup>83</sup> Zwar lässt sich ein Vergleich keinesfalls vermeiden um die strukturellen Unterschiede und differenzierten Vorgehensweisen zu erschließen, jedoch muss vor allem die Tatsache in Betracht gezogen werden, dass es sich bei den Texten des JT-Corpus um veränderte literarische Betrachtungs- und Vorgehensweisen handelt, die nicht in gleicher Weise interpretiert werden können, wie man es bei den Werken Wolframs vorgenommen hatte. Der Prolog des JT-Corpus der Handschrift (A) birgt eine vollkommen eigenständige Konzeption, die

---

<sup>82</sup> Hans-Hennig Rausch (1977) und vor allem Wolfgang Wegner (1996).

<sup>83</sup> Eine Intention des Werkes innerhalb seines sozio-kulturellen Rahmens wird in den folgenden Kapiteln noch näher analysiert.

einen poetologischen Gegenentwurf zum Parzival Wolframs darstellt und einen Ich-Erzähler generiert, welcher sich von Wolfram entschieden abhebt.

Es wurde immer wieder von verschiedenen Interpreten betont, dass das Erzähler-Ich des JT-Corpus ›*einen sehr erfolgreichen höfischen Roman als literarisches Vehikel (nutzt), um die kirchliche Position gegen die diesseitigen Werte der höfischen Literatur zur Geltung zu bringen*<sup>84</sup>, und das Werk demzufolge auch schwerlich einem ›*dem weltoffenen Rittertum verpflichteten Dichter* zuzuschreiben sei.<sup>85</sup> Diese Sichtweise vermittelt unweigerlich den Eindruck, als sei es dem vermeintlichen Ich-Erzähler nur um das Ausschlichten eines ‘mittelalterlichen Welterfolges’ gegangen, als hätte er lediglich ein nicht gerade gelungenes ‘klerikales Remake’ geschaffen. Doch hinter dieser Interpretation verbirgt sich auch die Vorstellung der literarischen Einmaligkeit und der auktorialen Exklusivität mittelalterlicher Schaffenskunst, die ungenannt gewissermaßen die Genieästhetik des Mittelalters heraufbeschwört. Ein symbiotisches Verständnis von Werk und Dichter, ebenso der Status des Werkes als ›*epigonales Werk*‹ oder ›*Fortsetzung*‹ liegen einer solchen Aussage zugrunde. Jedoch hat gerade die literaturwissenschaftliche Forschung der letzten beiden Jahrzehnte, welche sich verstärkt mit der Person und Rolle des Dichters und Erzählers im frühen und hohen Mittelalter beschäftigt hatte, die Sichtweise entscheidend neu bewertet und hinreichend neu beleuchtet. Dass die symbiotische Verschränkung zwischen dem Werk und seinem Dichter eine Erscheinung ist, die sich erst allmählich im Mittelalter entwickelte, sie vornehmlich für den Beginn des Spätmittelalters anzusetzen ist und vor allem in der beginnenden Frühen Neuzeit eine, der späteren Situation vielleicht vergleichbare Erscheinung ist, wird hierbei zumeist vernachlässigt. Literatur des Mittelalters ist in ihrer volkssprachlichen Anfangsphase nicht nur durch Gott autorisiert, der Dichter das Werkzeug seines Wortes, sondern die Literatur ist als Sprachrohr göttlichen Wirkens zu verstehen. Die Individualisierung des Dichters als selbstschaffende Persönlichkeit im Gegensatz dazu, eine Tendenz, die sich allmählich immer deutlicher herausbildet und festmachen lässt, die jedoch auch zu Gegenbewegungen Anlass gegeben hatte, wie sich am JT-Corpus deutlich zeigt. Doch sehr viel wichtiger ist die Tatsache, dass eine ‘alleinige Urheberschaft’ im produktiven Sinne, also eine Verfügungsgewalt über einen Text, nicht existent war und eine Bearbeitung oder Weiterführung eines Textes keinerlei negative Beurteilung zur Folge hatte. Dies als grundlegendes Merkmal mittelalterlicher Literaturproduktion verstehend, sind auch die unterschiedlichen Versionen und die

---

<sup>84</sup> Herbert Guggenberger (1992), S. 60; Ebenbauer (1979), S. 56. Ebenso: Dietrich Huschenbett (1984), S. 168.

<sup>85</sup> Herbert Guggenberger (1992), S. 56.

zahlreichen Nachdichtungen ‘großer’ Werke, wie die ‘Klage der Nibelungen’, die ‘Tristan-Fortsetzungen’, die unterschiedlichen Bearbeitungen des ‘Alexanderromans’ zu verstehen. Was jedoch bei allen anderen Werken dieser Epoche kritiklos akzeptiert wurde, nämlich dass ein erfolgreiches, unter Umständen unvollendetes Werk, von einem nachfolgenden Dichter modifiziert weiterverarbeitet wurde, also gewissermaßen als eine Art Weiterführung des poetischen Diskurses zu verstehen wäre, scheint exemplarisch dem JT-Corpus verwehrt worden zu sein. Die sich immer stärker individualisierende Tendenz des Autors erfährt gegen Mitte des 13. Jahrhunderts eine deutlich Verstärkung, die jedoch andererseits auch Gegenbewegungen hervorgerufen hatte, wie dies bei Thomasin von Zerclaere oder dem JT-Corpus deutlich ersichtlich ist.

Trotz einiger in der Vergangenheit immer wieder vorgebrachten Gegenstimmen, wie beispielsweise Linda Parschall, welche das Werk eindeutig einer ‘ritterlichen Provenienz’<sup>86</sup> zuzurechnen versuchte - hierfür jedoch keinerlei logische Argumente erbringen konnten -, hat sich unter den jüngeren Interpreten des vielumstrittenen JT-Corpus, die Meinung erhärtet, dass es sich bei dem Konzepteur eindeutig um einen Kleriker handeln muss<sup>87</sup>. Ob dieser von Jugend an oder aber erst im hohen Alter Mönch oder Priester gewesen war, kann nicht mehr entschlüsselt werden und ist auch für die Beurteilung des Werkes und seinen literaturwissenschaftlichen Status eher von untergeordneter Bedeutung. Es spricht jedoch vieles dafür, den Dichter von frühester Jugend an dem Klerus zuzurechnen, eine Theorie, die sich aufgrund seines von vielen Seiten bereits attestierten umfangreichen Wissens und seiner Belesenheit gerade in den fundamental und teilweise nur Klerikern zugänglichen Schriften und Enzyklopädien der Zeit, eindeutig belegen lässt.<sup>88</sup> Es lassen sich innerhalb des philosophischen und narrativen Erzählgestus immer wieder Reminiszenzen eines vornehmlich klerikal ausgerichteten Weltverständnisses nachweisen.<sup>89</sup> Diese Beobachtung lässt sich sogar noch präzisieren und macht den Blick auf ein franziskanisches oder minoritisches Umfeld frei, welches man vornehmlich, wenn es sich um theologische Fragen handelt, immer wieder klar isolieren kann, wie man in einigen Passagen noch genauer erkennen wird.

---

<sup>86</sup> Linda Parschall (1981) S. 113.

<sup>87</sup> Hans Henning Rausch (1977, S. 22 ff und Andrea Lorenz (2002), S. 34.

<sup>88</sup> Hans Henning Rausch (1977), S. 7-26.

<sup>89</sup> Hans Fromm (1984), S. 23; Hans Hennig Rausch (1977), S. 13 ff.



Jedoch soll es nicht um die eindeutigen oder uneindeutigen Beweise gehen, den Ich-Erzähler des Kolossalromans der Handschrift (A) in eine bestimmte klerikale Schule einzuordnen, sondern darum zu zeigen, warum es literaturwissenschaftlich gesehen notwendig ist, die Frage nach der Erzählerkonstitution erneut aufzurollen. Denn, so wird sich zeigen, die übernommene Rolle des Erzählers ist nicht jene, die mit Wolfram oder aber seiner Erzähler-Rolle aus dem Parzival gleichzusetzen ist. Das Werk Albrechts als alleinige Kopie der Eschenbachischen Gedankenwelt zu sehen und den Ich-Erzähler vorschnell mit einer Wolfram-Rolle zu identifizieren, ist ein unzureichender philologischer Zirkelschluss, welcher durch eine genauere Analyse der Textzeugen eindeutig widerlegt werden kann. Nicht nur die gerade, in der Literaturwissenschaft heftig debattierte Autor- bzw. Rollenkonzeption, hat gezeigt, dass die Vorstellung, den Dichter mit dem Erzähler eines Textes gleichzusetzen, als nicht mehr zutreffend, einer kritischeren Beurteilung unterzogen werden muss. Auch die Untersuchung der unterschiedlichen Überlieferungszweige des JT-Corpus zeigt deutlich, dass die lange Zeit gültige These der Wolfram-Rolle neu überdacht werden muss.

Es wird sich im Verlauf der Analyse zeigen, dass wir es hier nicht mit einem Ich-Erzähler zu tun haben, welcher im Rahmen ökonomischer ›*Verwertung*‹ vorgefundene Textbausteine zu einem undurchdringlichen, schwer zu entschlüsselnden Roman ausweitet, sondern ein völlig neues Verständnis dessen schafft, was er im Parzival vorgefunden hatte, dies im zeitlichen Bezugsrahmen seines historischen Weltverständnisses neu zusammenfügt und innerhalb der narrativen Konzeption neu akzentuiert. Der Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) ist keineswegs ein ›*Fortsetzer*‹ im älteren Wortsinn, sondern in erster Linie ein Rezipient und Kritiker der Werke Wolframs von Eschenbach. So sind die konzeptionellen Neuerungen und Umdeutungen, die sich im gesamten Werk bis in die letzten Verse erkennen lassen, nicht das Resultat einer Unfähigkeit die Werkkonzeption Eschenbachs zu begreifen oder ihr Folge zu leisten, sondern vielmehr das Produkt seines geänderten Verständnisses des Vorgefundenen und die Weiterentwicklung scheinbar ungelöster Fragen aus diesem Werk. Der Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) verfährt nicht im Sinne einer produktiven Verlängerung der Poetologie Wolframs, sondern unterzieht das Dargebrachte einer modifizierten und neuen Deutung.

Wolfgang Wegner<sup>90</sup> und Hans-Hennig Rausch<sup>91</sup> hatten in ihren ausführlichen und herausragenden Arbeiten begonnen, das literarische und enzyklopädische Umfeld des

---

<sup>90</sup> Wolfgang Wegner (1996).

Textcorpus des JT zu erschließen und zu systematisieren. Jedoch wurde die Frage nach der Lehrauffassung<sup>92</sup> und die daraus resultierende Frage nach dem sprachsituativen *Ich* und seinem Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach hierbei nicht erörtert, geschweige denn die auffällig markanten Textbrüche einer Prüfung unterzogen. Jedoch haben gerade diese Arbeiten u.a. sehr hilfreiche Anstöße gegeben, das literaturhistorische und zeitgeschichtliche Umfeld des JT-Corpus genauer zu bestimmen. Erst durch die Aufarbeitung dessen, war es Interpreten jüngerer Zeit wie Thomas Neukirchen, Andrea Lorenz<sup>93</sup> und Volker Mertens<sup>94</sup> möglich, die Bedingungen der sogenannten Abhängigkeit von Wolframs Werken einer erneuten und kritischeren Prüfung zu unterziehen und dadurch auf zahlreiche Ungereimtheiten zu stoßen, welche die Altgermanistik in ihrer Annahme eines 'illusionären Unfehlbarkeitstopos und Dichtergnadentum Wolframs', lange Zeit als einzig gültige Interpretation dem Text zugeschrieben hatte.

Mit der Verabschiedung der These, der Prolog sei ein Konglomerat aus Wolframs Parzival und Willehalm, eine Nacherzählung des Parzival-Prologs und der Tatsache, dass man jene sogenannten 'skandalösen Strophen' JT,(A), 18-20, in welchen sich der Ich-Erzähler scheinbar 'eindeutig' als Schreiber des Parzival ausbebe, als Tatbestand gesichert hatte, bemühten sich nur wenige darum, selbst einen Blick in jene Textpassage zu werfen, die den Stein des Anstoßes bildete.

---

<sup>91</sup> *Hans-Henning Rausch* (1977).

<sup>92</sup> Siehe hierzu künftig die Habilitationsschrift von *Thomas Neukirchen* (2006). Die Arbeit von Thomas Neukirchen konnte bei der Analyse der jüngsten Forschung leider nicht mehr in die kritische Diskussion einfließen, da die hier vorliegende Arbeit Ende 2006 bereits abgeschlossen war. Der Prolog der Handschrift (A) und die Strophengruppe JT, (A), 919 ff sind in beiden Arbeiten behandelt, jedoch gelangten unsere Analysen zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen, da meine Arbeit andere Kernstellen aus der Handschrift (A) herangezogen hatte und meine Untersuchung des Prologs und der Hinweisstrophen sich auf Ergebnisse stützt, die bereits ansatzweise aus meiner Magisterarbeit aus dem Jahr 1999 stammen.

An dieser Stelle möchte ich mich für die kollegiale Zusammenarbeit auf der Wolfram-Tagung in Saarbrücken 2003 und die Möglichkeit der Einsichtnahme einzelner Handschriften in Aachen bei Thomas Neukirchen bedanken.

<sup>93</sup> *Andrea Lorenz* (2002).

<sup>94</sup> *Volker Mertens* (2005).

Allzu selbstsicher und voreingenommen auch durch die Analysen der Altgermanistik angeleitet, war das Textcorpus an sich und vor allem die Handschrift (A) aufgrund der immer wieder vorgenommenen ausschweifenden Dichterbeschimpfungen Karl Lachmanns und Werner Schröders, unter keinem anderen Blickwinkel mehr untersucht worden, als eben unter jenem, dass der Kolossalroman schon zu Beginn ganz im Zeichen einer schlechten Replik Wolframs stehe. Der JT-Corpus wurde sozusagen als 'beweglicher Tempel des Albrechtschen Egos' gesehen, welcher gewissermassen rücksichtslos das ihm zugängliche Textmaterial ausgeschlachtet und die Welt mit seiner Erzähler-Rolle hinter Licht geführt hatte. Doch die einzige Stelle, welcher dieser Sichtweise viel zu lange zugrunde lag, wurde nicht mehr beachtet, ihre scheinbare Lösung ohne erneute Prüfung akzeptiert und den darauffolgenden Interpretationen ohne weitere Analysen immer wieder vorangestellt. Dass sich dadurch eine vollkommen falsche Sichtweise der Konzeption und Poetologie innerhalb der literaturwissenschaftlichen Betrachtung der Texte des JT-Corpus eingeschlichen hatte, wurde bisher nicht in Betracht gezogen.

So beginnt letztlich jeder Versuch, sich dem 'rezeptionsfreudigen' Textcorpus des JT zu widmen, nicht etwa nur bei den Handschriften und dem einzigen Druck (J) aus dem Jahr 1477 - den eigentlichen Textzeugen und Interpretationsträgern - sondern eben auch bei den manchmal in der Genieästhetik schwelgenden Arbeiten der Altgermanistik, welche jedoch aufgrund ihrer oftmals vehementen Ablehnung des JT-Corpus gegenüber, ein beachtliches Textmaterial zusammengetragen hatten, welches zusammengenommen und neu bewertet die neuen Sichtweisen begünstigen und den Weg eröffnen, dem Gesamtwerk des JT und seinen einzelnen Handschriften gerecht zu werden.

Zugegebenermaßen, hätten Altphilologen wie Werner Schröder beispielweise nicht die Interpretationen der Altgermanistik mit derart detaillierten Textbausteinen und Einzelbeobachtungen, einem wahren Fundus an Stellenkommentaren, mit der Intention Albrecht als Wolfram-Plagiator zu entlarven, so 'reich geflutet', würde man sicher auf so manche Ungereimtheit der Interpretationen gar nicht stoßen. Geschweige denn sich die Mühe machen, die Texte der Handschriften und des Druckes daraufhin noch einmal zu überprüfen.

Denn nur allzu oft dringt man erst durch so manche erkennbare subjektive Abneigung dem gesamten JT-Corpus gegenüber zu Textbrüche vor, welche als solche bisher noch nicht in ihrem ganzen Umfang erfaßt wurden.

Dreh- und Angelpunkt der gesamten Interpretation der überlieferten Texte des JT-Corpus ist jedoch die Positionierung des Erzähler-Ichs innerhalb der Textzeugen und hier vor allem in der Handschrift (A). Eine wirklich objektive Analyse ist jedoch erst dann möglich, wenn die Frage nach der Erzähler-Rolle unabhängig von den Werken Wolframs behandelt wird. Um diese Erzähler-Rolle aus dem JT-Corpus der Handschrift (A) extrahieren zu können, wird die Untersuchung den logischen Gedankenaufbau des Konzepteurs nachzeichnen. Es wird sich hierbei zeigen, dass sich viele Motive und Erzählstränge wiederholen und auch die Grundzüge der *Merz* einen Wiederholungscharakter aufweisen. Das JT-Konzept baut in Etappen ein bestimmtes theoretisches Lehrmodell auf, welches in den Grundzügen immer wieder wiederholt wird und um weitere Deutungsperspektiven, bis hin zur praktischen Anwendung und Umsetzbarkeit erweitert wird. Wird ein theoretisches Modell innerhalb des Handlungsgefüges für den Moment abgeschlossen, so wiederholt der Ich-Erzähler dieses bereits erarbeitete Grundgerüst bei der Wiederaufnahme des Gedankens, bevor er die *Merz* weiter ausbaut. Da ich versuchen werde, diesen Erzählgestus nachzuzeichnen, werde auch ich bestimmte Handlungssegmente interpretieren und sie zusammengefasst, bei der weiteren Ausdeutung mit dem weiteren Lehrgerüst nochmals wiederholen und mit dem neuen Erzählangebot verbinden. Die spiralförmige Erzählweise des JT-Corpus spiegelt sich somit auch innerhalb dieser Untersuchung wieder, die dadurch zu zeigen versucht, dass das JT-Corpus eine feste Textstruktur aufweist, die gewisse Elemente immer wieder aufnimmt und um diverse weitere lehrhafte Erzählstränge erweitert.

### II.3. Die Erzähler-Rolle des Jüngeren Titurel

*›Wer sich der Mühe unterzieht, den JT als Roman von Anfang bis Ende zu lesen, samt allen Abschweifungen, muss nicht bloß Rubs einschränkendes Urteil ‘kein großer Erzähler’ bestätigen, sondern das schärfere Lachmanns: ‘ein langweiliges, todes, und geziertes Werk.’<sup>95</sup>*

Das Urteil Werner Schröders über den Dichter des JT und vor allem über das Werk an sich, ist sicher eines der vernichtendsten, das man innerhalb der Philologie einem der bedeutendsten Werke des Mittelalters beigemessen und zugesprochen hat. Die Beurteilung sucht seines Gleichen und ruft doch ein eher beklemmendes Unverständnis hervor, wenn man sich ein Werk vor Augen führt, welches zu den meist gelesenen und rezipierten Texten des europäischen Mittelalters zählt. Und dies sicher nicht nur aus dem Grund, da fälschlicherweise und bisher leider aus ungeklärten Gründen - etwas lapidarer formuliert - ein Wolfram ‘draufstand wo keiner drin war.’ Das Urteil, das JT-Corpus sei ein zu lesen unwürdiges Stück wurde erst in dem Moment geboren, als die Altphilologie sich in den Grundfesten philologischer Forschung erschüttert sah, das Werk einem Dichter Albrecht zuzuschreiben und die These verabschieden musste, hier ein Monumental-Epos von Wolfram von Eschenbach wiederentdeckt zu haben. So hat sich die negative Sichtweise in der Beurteilung des Werkes bis in die Untersuchungen heutiger Zeit eingebrannt. Doch wirft gerade dies ungewollt ein recht eingenwilliges Bild auf die Vorstellung mittelalterlicher Schaffenskunst und vor allem auf das Literaturverständnis unserer Zeit in der Retrospektive auf das Mittelalter. Populärwissenschaftlicher ausgedrückt ließe sich fragen, ob es denn wirklich niemandem aufgefallen ist, dass das vielzitierte Werk einem mittelalterlichen Krimi nahe kommt, in welchem es um falsch gedeutete Rollenzuschreibungen geht?

Oder wurde das Werk in seiner fast 300-jährigen Rezeptionsphase nur dadurch als *›haupt der teutschen puchem* angesehen, da aus ungeklärten und heute nicht mehr gänzlich rekonstruierbaren Gründen, der eigentliche Konzepteur in Vergessenheit geriet und man trotz der scheinbar erkennbaren Mängel Wolfram als dessen geistigen Vater sah? Wie es zu diesem Umstand gekommen war, lässt sich nur schwer, aber dennoch durch den Vergleich mit den Überlieferungszeugen verhältnismäßig gut nachweisen. Dreh- und Angelpunkt der gesamten Interpretation des JT-Corpus ist die Erzähler-Rolle oder die Erzähler-Rollen, die

---

<sup>95</sup> Werner Schröder (1982b), S. 133.

aufgrund fehlerhafter Übersetzungen des Prologs, Textanlagerungen innerhalb der Edition aus anderen Überlieferungszeugen, Verstaltungen und Zudichtungen um eben genau diese Veränderungen innerhalb des Textes 'aufzuweichen', Eingriffen in den Textgehalt, der sogenannten Wolfram-Anreden des Publikums und Frau Aventiures und der erheblichen Differenzen innerhalb des überlieferten Corpus, die Interpretation der Rollen-Fiktionalität entscheidend mitgeprägt haben.

Gerade innerhalb der JT-Forschung wurde zwischen der vermeintlichen Übernahme einer Wolfram-Rolle und der sogenannten Verfasserfiktion nicht differenziert. Beides wird innerhalb der Kategorisierung der Erzähler-Rolle des JT-Corpus gleichermaßen verwendet,<sup>96</sup> ohne jedoch auf die maßgeblichen Differenzen einzugehen. Es scheint daher sinnvoll, die beiden innerhalb der Literaturwissenschaft verwendeten Begriffe im Folgenden näher zu untersuchen und sie voneinander abzugrenzen.

Hedda Ragotzky<sup>97</sup> hatte als erste versucht, die lange Zeit eindeutig negative Beurteilung der Erzähler-Rolle des JT-Corpus zu relativieren, den Plagiatsvorwurf zu entkräften und somit das vielumstrittene Werk einer positiveren Interpretation zu öffnen. Sie nahm sich vor, die lange Zeit innerhalb der Forschung festgeschriebene Beurteilung des Verhältnisses Wolframs und Albrechts, als das des Meisters und des Nachfolgers aus Verehrung<sup>98</sup> bzw. aus Berechnung zu verabschieden. Die Vorwürfe, dass Albrecht *»ausgedehnte Piratenzüge in Wolframs Werken vorgenommen, »die Geschichte mit Fleiß verdorbem, dabei »fremdes geistiges Eigentum annektiert hätte«* und die Unterstellung einen *»verehrten Meister so zu plündern«*, konnten durch diese neue Beurteilung nicht mehr aufrecht erhalten werden.<sup>99</sup>

Schon Karl Simrock<sup>100</sup>, Hans-Peter Brode<sup>101</sup>, Kurt Nyholm<sup>102</sup>, Peter Kern<sup>103</sup>, Helmut de Boor<sup>104</sup> und Hans-Henning Rausch<sup>105</sup> hatten darauf aufmerksam gemacht, dass

---

<sup>96</sup> Peter Strobschneider (1986), S. 305 beruft sich hierbei auf die Untersuchungen von Dagmar Hirschberg (1984), differenziert jedoch nicht zwischen der Erzähler-Rolle und der sogenannten Verfasserfiktion.

<sup>97</sup> Hedda Ragotzky (1971).

<sup>98</sup> Herbert Guggenberger (1992), S. 57.

<sup>99</sup> Werner Schröder (1983), S. 132 ff.

<sup>100</sup> Karl Simrock (1883), S. 364.

<sup>101</sup> Hans-Peter Brode (1966), S. 139 und 164.

<sup>102</sup> Kurt Nyholm (1971a), S. 54.

<sup>103</sup> Peter Kern (1974), S. 185-199.

<sup>104</sup> Helmut de Boor (1971), S. 256.

<sup>105</sup> Hans-Henning Rausch (1977), S. 13-35. Zwar liest auch Rausch die Ich-Passagen im JT-Corpus als eine

sich eine Eigenständigkeit innerhalb der Konzeption des JT-Corpus ausmachen lässt und sich durchaus viele Übernahmen von Motiven und Handlungssegmenten aus den Werken Wolframs erkennen ließen. Die konzeptionellen Umdeutungen seien jedoch durchaus offensichtlich und damit könne innerhalb der Rollen-Konzeption des Werkes nicht von einem Betrug gesprochen werden, sondern vielmehr von einer authentischen Wolfram-Nachfolge. Diese veränderte Sichtweise der konzeptionellen Eigenständigkeit der Erzähler-Rolle des JT-Corpus war zwar offensichtlich, verabschiedete jedoch die langlebige Beurteilung Karl Lachmanns nur um wenige Nuancen, welcher der Überzeugung war, dass:

*»viel[e] einzelne Stellen aus Wolframs Werken theils nachgeahmt, theils auf sie angespielt, [...] [der Dichter des JT-Corpus bestrebt sei] seinen gesamten Stil, das Ungewöhnliche, Kecke, Eigensinnige, ja Wunderliche desselben überall nachzubilden und zu überbieten. Ihm entging, dass er dadurch unleidlich albern ward und doch Wolframs Gewalt und Tiefe auch nicht von fern erreichte, von seiner Wahrheit und Innigkeit aber in den vollkommensten Gegensatz gerieth.«<sup>106</sup>*

Ludwig Uhlands Bestreben, dem JT-Corpus eine *»innenwohnende Poesie«*<sup>107</sup> nachzuweisen, wurde jedoch durch die Arbeit von Conrad Borchling gänzlich relativiert. Die aus dieser Analyse gezogene Erkenntnis, dass das JT-Corpus in vollkommener Abhängigkeit von den Werken Wolframs von Eschbach stehe, prägte für die nächsten Jahrzehnte das Bild des Monumentalwerkes des 13. Jahrhunderts. Hierbei wurde nicht nur die angebliche stoffliche Abhängigkeit als unumstößliches Indiz postuliert, sondern auch die Erzähler-Rolle des JT-Corpus als die Erzähler-Rolle Wolframs identifiziert. Das langlebige philologische Urteil der reinen *imitatio* Wolframs war abermals bekräftigt worden,<sup>108</sup> und die verzerrte Sichtweise auf das Werk Albrechts hielt noch bis zu den Untersuchungen von Hans-Peter Brode<sup>109</sup> an, welcher versuchte, die Negativbeurteilung durch die Brackenseiluntersuchung Ernst Hermanns<sup>110</sup> vollkommen neu zu bewerten.

---

Wolfram-Rolle, jedoch war er der erste Interpret, der von der Textgrundlage ausgehend, die Autorkonzeption und Intention am treffendsten analysiert hatte.

<sup>106</sup> Karl Lachmann (1876), S. 354; Nachdruck (1969), S. 354.

<sup>107</sup> Ludwig Ubland (1866), S. 182.

<sup>108</sup> Conrad Borchling (1897), S. 184.

<sup>109</sup> Hans-Peter Brode (1966), S.11f.

<sup>110</sup> Ernst Hermann, (1939), hier vor allem S. 58 ff. Zwar sieht Ernst Hermann durchaus die eigenständige Konzeption innerhalb des JT-Corpus, doch spricht er nur an solchen Stellen von einer konzeptionellen Eigenständigkeit des Werkes, in welchen sich eindeutig keinerlei Referenzbezüge zu den Werken Wolframs von Eschenbach nachweisen lassen.

Werner Schröders vernichtende Kritik, die noch weit über die Negativbeurteilung Karl Lachmanns hinausgehen sollte, lähmte ebenfalls für lange Zeit die Bemühungen an dem erfolgreichen mittelalterlichen Werk und reaktivierte erneut die wissenschaftlichen Analysemodelle des 19. Jahrhunderts mit seinen oftmals subjektivistischen, auf den Urtext und den Autor fixierten Betrachtungsweisen. Gerade die 'Autorfrage'<sup>111</sup> verhinderte eine vorurteilsfreie Bestandsaufnahme des Textcorpus des Jüngerer Titul, da der Konzepteur<sup>112</sup> des Textes immer noch mit der Erzähler-Rolle Wolframs gleichgesetzt wurde. Diese Perspektive auf den Text differenzierte jedoch auch nicht zwischen den einzelnen Bearbeitungen des JT-Corpus und sah bei beiden Überlieferungsweisen den Dichter Albrecht als Urheber und potentiellen Autor, ungeachtet der Tatsache, dass dieser vermeintliche Autor sicher nicht bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts gewirkt haben konnte. Die fortschreitende wissenschaftliche Aufarbeitung des Autorbegriffes, ausgehend von der Relativierung der Subjektbezogenheit der Autorrolle aus dem 19. Jahrhundert, stellt jedoch deutlich dar, dass zwischen dem Autor und dessen Erzähler-Rolle grundsätzlich unterschieden werden muss und die eingeschriebene Erzähler-Konzeption bzw. -Rolle nicht mehr mit dem realen Autor identifiziert werden kann. Die veränderte Sichtweise der Autor-Werkkonzeption war letztlich der Beginn für weitere Fragestellungen hinsichtlich der Erzählerkonzeption im JT-Corpus.

›*Der Ehrgeizigste aller Epigonen*,<sup>113</sup> für den man den Dichter des JT-Corpus viel zu lange gehalten hatte, wurde durch die Arbeit von Hedda Ragotzky das erste Mal in seinen Ansätzen und Umdeutungen im Sinne einer Umakzentuierung des vorgefundenen Textmaterials gewürdigt. Die ihm attestierte Nachfolge-Konzeption war schon von Werner Wolf<sup>114</sup> trotz seiner rigiden Haltung gegenüber dem Werk deutlich zu Tage getreten, als er in seinem Band über die sogenannte Wolfram Nachfolge schrieb, dass die:

---

<sup>111</sup> Rüdiger Schnell (1998), S. 12-74.

<sup>112</sup> Da es hinsichtlich der Konzeption der Handschrift (A) mehr als nur strittig ist, Albrecht als Autor zu identifizieren, benutze ich hierfür den durch Ernst Cassirer definierten Begriff des *Konzepteurs*.

Enno Rudolph, Ernst Cassirer im Kontext, Kulturphilosophie zwischen Metaphysik und Historismus, Tübingen 2003, S. 89

<sup>113</sup> Werner Schröder (1982a), S. 9; Peter Strohschneider sieht die Erzähler-Rolle Albrechts darin begründet, dass er von der Würde der Wolfram-Rolle profitiert. Peter Strohschneider (1984), S. 306.

<sup>114</sup> Werner Schröder (1982a), S.13.



›Absicht und [der] Anspruch einer authentischen Wolfram-Nachfolge im Gesamtverständnis von Wolframs Werk und Person, jedoch nicht in historischer Rekonstruktion, sondern im Rahmen seines eigenen Dichtungs- und Weltverständnisses [liege]‹

und dies eine Legitimation der Nachfolge beinhalte, wengleich Werner Schröder unter Berufung auf Kurt Ruh jedoch deutlich betonte, dass der Autor des JT-Corpus weder ein guter Erzähler, noch ein guter Organisator des Stoffes sei,<sup>115</sup> sein Werk aus Versatzstücken der Wolfram-Werke gebastelt sei, dabei jedoch leidlich albern wirke und trotz der wilden Piratenzüge dem ehrenwerten Meister dennoch den Rang nicht streitig machen könne<sup>116</sup>.

Doch gerade hier zeigt sich ein forschungsgeschichtliches Defizit innerhalb der Philologie des JT-Corpus. Einerseits wird dem Dichter des Kolossalwerkes die Legitimation einer Nachfolge zugebilligt, diese auch als authentisch postuliert, andererseits wird ihm jedoch gerade die Art, in welcher er verfuhr, als Rollen-Fiktion unterstellt, wengleich der Begriff der Fiktion gerade für das Mittelalter nicht greifbar ist und kritisch auf seine Brauchbarkeit untersucht werden muss. Dass es sich bei dem Textcorpus des JT der Handschrift (A) um ein elaboriertes Rollenspiel handelt und zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram deutlich unterschieden werden kann, wurde hierbei nicht in Betracht gezogen. Der Konzepteur der Handschrift (A) ist kein Nachfolger, sondern vielmehr ein Kritiker, welcher sein Werk als einen Gegenentwurf zum Parzival konzipiert hat.

Es bleibt hierbei zu fragen, ob man der Lektüre des JT-Corpus wirklich einen fundierten Anspruch der authentischen Nachfolge der Werkkonzeption Wolframs abgewinnen kann und ebenso, ob sich der Verfasser des JT-Corpus auch tatsächlich als solcher versteht. Grundlegend sollte jedoch der Begriff der Authentizität, welchen Hedda Ragotzky in die Interpretation des JT-Corpus eingeführt hatte, innerhalb des mittelalterlichen Schaffensprozesses kritisch hinterfragt und seine Tauglichkeit als Begriffskategorie überprüft werden, da dieser für den literarischen Prozess der Frühen Neuzeit durchaus seine Wertigkeit besitzt, jedoch für das JT-Corpus nicht unbedingt in dieser Form der Definition anwendbar ist.

Ein Dichter, welcher zwar seinem Text das eigene Dichtungs- und Werkverständnis einschreibt, jedoch gleichzeitig die authentische Nachfolge im Sinne einer

---

<sup>115</sup> Werner Schröder (1982a), S. 13. Er zitiert hierbei Kurt Ruh (1980), S. 126.

<sup>116</sup> Werner Schröder (1982a), S. 133.

produktiven Weiterbildung des Vorgefundenen antritt<sup>117</sup>, birgt einen Widerspruch in sich. Einen Widerspruch, welchen die verschiedenen Redaktoren des JT-Corpus versucht hatten zu durchbrechen, indem sie den Text auf Wolfram zurückzuschreiben versuchten. Und genau diesen Fall können wir innerhalb des Corpus des JT der Handschrift (A) beobachten. Das was Albrecht im Parzival und den Titirel-Fragmenten vorgefunden hatte, wurde so starken Veränderungen unterzogen, dass sich nicht mehr von einer Weiterführung des Gedankengerüsts Wolframs sprechen lässt. Es handelt sich um zwei vollkommen unterschiedliche Arbeits- und Denkweisen. Doch gerade dieser Punkt scheint meiner Meinung nach innerhalb der Forschung nicht wirklich wahrgenommen worden zu sein. Zum einen sollte innerhalb der zeithistorischen Bedingtheit der Texte die Frage nach der Authentizität im Verhältnis zur produktiven Weiterbildung geklärt werden, und des Weiteren auch untersucht werden, was man unter Authentizität zu verstehen hat. Eine authentische Nachfolge würde implizieren, dass Albrecht autorisiert war, das JT-Corpus ausgehend von den Werken Wolframs weiterzudichten. So stellt sich die Frage, wer oder was Albrecht autorisiert hatte, den Text Wolframs unter neuen Gesichtspunkten in seinem Werk, jedoch unter Berücksichtigung deutlicher Akzentverlagerungen, Korrekturen und Veränderungen zu benutzen. Kurt Ruh<sup>118</sup> sah eine konsequente Wolfram-Nachfolge darin begründet, dass der Dichter seine Absicht und seinen Anspruch durch das Gesamtverständnis der Werke Wolframs legitimiert sah, jedoch nicht im Sinne einer historischen Rekonstruktion, sondern im Rahmen seines eigenen Dichtungs- und Weltverständnisses. Werner Schröder<sup>119</sup> hingegen sieht in der Vorgehensweise lediglich bloße Anmaßung und urteilt dementsprechend unerbittlich und für heutige Analysen eher abschreckend:

*„Einen verehrten Meister so zu plündern, die Spolien mit eigenen Zutaten zu vermengen, das Gemisch zunächst dem beraubten aufzuladen, um es am Ende in toto für sich zu beanspruchen: das war schon ungewöhnlich arrogant.*

*Und der Anspruch war unbegründet. Es war kein ‚zweiter Eschbach, nur kunstreicher und lehrhafter‘! In der Didaxe war ihm Reinmar von Zweter über, in der Kunst des geblühten Stils Konrad von Würzburg und dann Frauenlob, auch und gerade in der Beschränkung auf dafür geeignete Gattungen. Erzählen aber konnte sogar Ulrich von dem Türlin besser, der sich nicht weniger gut aufs Plagiiere verstand und seine*

---

<sup>117</sup> Werner Schröder (1982a), S. 13.

<sup>118</sup> Kurt Ruh, (1980) S. 124 ff.

<sup>119</sup> Werner Schröder (1982), S. 133/134.

*‘Arabel’ so gut wie ganz aus Wolframs ‘Willehalm’ herausgesponnen hat. Nur hat er sich daraus keinen  
Ruhm gemacht, sondern sein Epigonentum freimütig eingestanden.  
[...] ‘Produktive Wolfram-Nachfolge’ war, so scheint es uns, im 13. Jahrhundert so unmöglich wie  
produktive Goethe-Nachfolge im 19. Jahrhundert.’<sup>120</sup>*

Selbst die jüngere Literaturgeschichte von de Boor und Newald, die Albrecht zwar unter die drei großen Leitgestalten des 13. und 14. Jahrhunderts zählt, geht davon aus, dass sich Albrecht »so sehr als Fortsetzer und Vollender des Wolframschen Plans (fühlte), dass er sich mit ihm identifiziert und durch den größten Teil des Gedichtes (bis Strophe 5961) die Fiktion aufrecht erhält, es sei Wolframs eigenes Werk.«<sup>121</sup> Damit umgeht auch diese Interpretation das Problem der Rollen-Konstituierung mittels einer angenommenen Ausflucht Albrechts in die ‘dichterische Schizophrenie’.

Doch scheint mir hierbei nicht nur eine methodische Fehldeutung der mittelalterlichen Verhältnisse von Literatur vorzuliegen, sondern auch ein durch spätere Anlagerungen und Veränderungen erzeugtes Textunverständnis. Unser heutiges Verständnis von Literatur, ihrem Wirkungsgrad und ihrer Einmaligkeit, ist, wie bereits erwähnt, nur durch eine Historisierung der einzelnen Termini auf das Mittelalter zu übertragen. Die Bestimmung eines Textes als authentisch, im Sinne von autorisiert, kann für das Mittelalter kaum zutreffend sein, zumal weder ein Werkbegriff, noch der Terminus der Originalität bekannt waren.<sup>122</sup>

Hedda Ragotzkys Arbeit ist damit für die Erschließung des JT-Corpus insofern von unschätzbarem Wert, als sie die lange Zeit hindurch kritiklos anerkannte These des vorsätzlichen Betrugers im Sinne der Plagiatstheorie zugunsten der These eines kalkulierten Maskenspiels verabschiedete und damit jedoch im Widerspruch zu den Arbeiten Borchlings<sup>123</sup> und Brodes<sup>124</sup> steht, welche zwar den eigenen Gestaltungswillen und die Eigenständigkeit gegenüber Wolframs Werken herausgearbeitet hatten, jedoch die Fiktionstheorie unterstützten.<sup>125</sup> Durch die Umakzentuierung der Intention des Dichters ist

---

<sup>120</sup> Werner Schröder (1982), S. 134.

<sup>121</sup> Helmut de Boor (1997), S. 50.

<sup>122</sup> Jan-Dirk Müller (1995), S. 33 ff.

<sup>123</sup> Conrad Borchling (1897), S. 184.

<sup>124</sup> Hanspeter Brode (1966), S. 76 ff. Ähnlich argumentiert Helmut DeBoor (1973), S. 61 ff.

<sup>125</sup> Hedda Ragotzky (1971), S. 97. Ich schließe hierbei an die forschungsrelevante Überprüfung des strittigen Begriffs *Fortsetzer* und *Fortsetzung* aus dem letzten Kapitel an und zeichne lediglich den Gedankengang

damit eine Ausgangsbasis geschaffen worden, die Erzähler-Rolle als fiktives Rollenspiel zu sehen, welche darauf abzielt, durch eine bewusste Verschleierung der Erzähler-Rolle, die eigene Programmatik des Erzählens durchzusetzen, wobei die Verschleierung selbst als narratives Kompositionsmittel verstanden wird, die der Dichter einsetzt.<sup>126</sup> So versteht Hedda Ragotzky Albrechts »*Maskenspiel* (nicht) *mehr als bloße Koketterie mit einem gewagten Pseudonym, er dokumentiert vielmehr mit der Wahl dieser Maske Absicht und Anspruch seiner Wolfram-Nachfolger.*<sup>127</sup> Die Totalität des Erzählangebotes, so Hedda Ragotzky weiter, welches eine Verknüpfung von historischen, märchenhaften, pragmatischen Wissens-elementen, verschlüsseltem Geheimwissen und theologischen Spekulationen darstellt, wären die Motivation gewesen, sich dem Faszinosum eines Rollenspiels zu ergeben. Albrecht würde durch diese Vorgehensweise sozusagen den poetologischen Gehalt der Werke Wolframs entfalten, denn:

*»Er will eine umfassende und verbindliche Deutung der Situation des sündigen Menschen zwischen Himmel und Hölle leisten, und eben diesen Sinn seines Dichtens findet er in Wolframs Werken vorbildlich realisiert.«<sup>128</sup>*

Es ist jedoch in Anbetracht der vollkommenen Neuordnung des Wolframschen Erzählangebotes des Stoffes, der Umakzentuierungen und Korrekturen zahlreicher Gedankengänge des JT-Corpus zu fragen, ob die Übernahme des theologischen Weltverständnisses des Parzival tatsächlich einer Überprüfung standhalten kann. Der Erzähler des JT-Corpus kritisiert eben vor allem in der Handschrift (A), dass diese Grundlagen der Deutung zwischen Gut und Böse, bei Wolfram nicht angelegt sind. Denn wenn sie es wären, dann gäbe es keinen Grund, dies im JT-Corpus zu modifizieren und darüber hinaus gäbe es dann auch keine nachvollziehbare Motivation, den Parzival Wolframs als sündhaft zu klassifizieren, wenn dieser dem theologischen Anspruch gerecht geworden wäre. Gerade die Differenzen, die zwischen den Werken offensichtlich zu Tage treten, sind jedoch bei Hedda Ragotzkys Analyse nicht berücksichtigt worden.

---

Hedda Ragotzkys nach, ohne jedoch auf ihre Terminierung näher einzugehen.

<sup>126</sup> Hedda Ragotzky (1971), S. 101.

<sup>127</sup> Hedda Ragotzky (1971), S. 141.

<sup>128</sup> Hedda Ragotzky (1971), S. 142.

Es scheint auch in Anbetracht der kritischen Umsetzung gänzlich neuer Erzählangebote und Umstrukturierungen der Wolframschen Poetologie schwierig zu sein, die Theorie der Wolfram-Fiktion als ›Huldigung an Wolfram‹ zu verstehen.<sup>129</sup> Es besteht kein Zweifel, dass die Werke Wolframs als ›Orientierungshilfe‹<sup>130</sup> dem JT-Corpus zugrunde gelegt werden können, doch ist es die Intention des Konzepteurs, diese vorgefundenen Handlungsspielräume dem eigenen Ermessen anzupassen und eine konzeptionelle Neuorientierung anhand veränderter Fragestellung und Probleme vorzunehmen. Die hauptsächlichen Veränderungen, die das JT-Corpus gegenüber dem Parzival hat, betreffen nicht nur vornehmlich den gesamten Sigune- und Klageteil, sondern vor allem die Auffassung des Frauendienstes, des Rittertums im Allgemeinen, des Dienstrittertums, der Bedeutung des Grals und der Gralsburg für die Menschheit, des Tugendbegriffs und des grundsätzlichen Umgangs mit den als poetologisch qualifizierten Normen eines Gesellschaftsentwurfs, der im eklatanten Widerspruch zu dem Wolframs steht. Das von Wolfram im Parzival entworfene Sinnkonzept wird im JT-Corpus der Handschrift (A) vollkommen umgearbeitet und einer qualitativen Umgewichtung unterworfen wie sich im Verlauf dieser Untersuchung an vielen Stellen zeigen wird. Auch die Zahl der beteiligten Handlungsträger nimmt im JT-Corpus deutlich zu. Anders als beispielweise im Parzival werden die einzelnen Handlungsträger nicht der ‘individuellen Vereinzelung’ ausgesetzt, sondern bilden innerhalb des JT-Corpus intratextuelle Bezüge durch Kollektivierungen der Personengruppen, die den gesamten Siguneteil um fast 700 Strophen anwachsen lassen<sup>131</sup>. Die Veränderung betreffen die Personenkonstellation an sich und ihre Zahl der Handlungsträger hinsichtlich der Konzeption eines intratextuellen christlichen Personenverbundes im Sinne einer klosterähnlichen Gemeinschaft als ideales Abbild der Menschheit.<sup>132</sup> Doch nicht nur die Abbildung dieses christlichen Verbundes, sondern

---

<sup>129</sup> Danielle Buschinger (1989), S. 521.

<sup>130</sup> Hedda Ragotzky (1971), S. 142.

<sup>131</sup> Im Parzival (Pz, 438,29-439,5) wird die trauernde Sigune einzig von Cundrie in ihrer Klausur besucht und mit Nahrungsmitteln versorgt. Im JT-Corpus hingegen wird sie abwechselnd vom gesamten Artushof besucht (JT, (A), 5137-63), von Kyot, Manfilot, Gurnemantz (JT,(A), 5383-93; 5431-36; 5522-23; 5867 ff.), Liaze (JT,(A), 5383-93), Anfortas (JT,(A), 5431-36 und 5433-5522), Bischof Bonifacie (JT,(A), 5523 ff.), und den Templeisen (JT,(A), 5867 ff.). Eine Andeutung zur personalen Erweiterung findet sich auch bei *Huschenbett*, (1984), S. 157-160.

<sup>132</sup> Um Sigune bildet sich innerhalb des JT-Corpus, im Gegensatz zum Parzival, eine christlich-geistige Gemeinschaft ähnlich eines Klosters, repräsentiert durch Kaylet, Rischau, Ekunat, Clauditte und Gurnemantz, die von der Entsagung Sigunes motiviert nicht nur der Welt, sondern auch der ‘wahren Minne’ entsagen und ihre Besitzungen in Stiftungen umwandeln (JT,(A), 5942-44).

gleichermaßen die Nachahmungsfunktion eines christlichen Lebens des Rittertums nach dem Modell eines 'Mönche' wird dadurch exemplifiziert. Die stofflichen Anlagerungen des JT-Corpus der Handschrift (A) füllen die chronologischen Lücken der Begegnungen Sigunes mit Parzival aus und nutzen die im Parzival nicht berücksichtigten Erzählangebote. Nicht nur dieser Teil des JT-Corpus fällt bei näherer Betrachtung als vollkommen neukonzipierte Textsequenz auf, auch beispielsweise die hier nur kurz angedeutete Ein- bzw Umarbeitung des sogenannten ersten Titirel-Bruchstücks, lässt erkennen, dass es sich hier nicht um eine Verlängerung der Handlungslinien des Parzival bzw. Titirels handelt, sondern um eine Neukonzeption, die die Titirel-Fragmente nur noch spärlich erkennen lässt.

Die Abdankungsrede Titirels beispielsweise nimmt innerhalb des Titirel-Bruchstücks Wolframs lediglich acht Zeilen ein, während hingegen das JT-Corpus der Handschrift (A) diese Rede auf 128 Strophen ausbaut.<sup>133</sup> Doch obwohl man dem JT-Corpus immer einen Hang zur Quantität, anstatt zur Qualität beizumessen beabsichtigte, lässt sich dieses Urteil bei genauerer Betrachtung jedoch nicht aufrechterhalten. Da die Rede im JT-Corpus einen gänzlich anderen Bezugsrahmen einnimmt und eine daraus resultierende veränderte Wertigkeit besitzt, kann in diesem wie auch in anderen Fällen nicht von einer vergleichbaren Qualitätsgefälle gesprochen werden. Vor allem die metaphysische Auslegung des Graltempels, der in jedem tugendhaften Menschen selbst begründet liegt und weniger einen sakralen Bau symbolisiert, die Ermahnungen zu tugendhaftem Leben und der Fähigkeit nach der Gralsregel zwischen wahrer und falscher ›*minne*‹ zu unterscheiden<sup>134</sup>, sind Zusätze und Erweiterungen gegenüber der Vorlage. Konsequenterweise resultiert daraus eine deutliche Sinn- und Akzentverschiebung, insofern, als ein unehrenhaftes Verhalten im Sinne

---

<sup>133</sup> JT,(A), 500-603; 615-21; 639-55. Vor allem die Abfolge der einzelnen Gedankengänge innerhalb der Rede erscheinen hierbei im Gegensatz zu Wolfram besonders auffällig.

<sup>134</sup> JT,(A), 639,4 ff. Schon in JT,(A), 600 ff. ermahnt Titirel seinen Sohn hinsichtlich der Gefährlichkeit und den tödlichen Folgen der Frauenliebe. Diese, in die Vorgeschichte verlagerte Prophezeiung (JT,(A), 1765,4-67), des künftigen Geschehens lässt die Konzeption einer Vorhersagbarkeit bestimmter Handlungselemente zu einem Modell werden, dass sich im Verlauf des JT-Corpus immer wieder bestätigen wird. Gleichzeitig dient die ›*minne*‹ und ›*unminne*‹ Thematik auch als Vorbereitung auf die Ausführungen innerhalb der Gralsbeschreibung, des Orientkapitels und des Aventure-Gesprächs JT,(A), 4019-33. Alle Handlungsträger versuchen diesem Gesetz der Vorhersagbarkeit wenn möglich zu folgen und ein Vergehen gegen ein solch vorhersehbares Ereignisses wird hierbei beinahe als karmisches Kausalgesetz gewertet.

heilsgeschichtlicher Ordnung wie im Parzival, an den Handlungsträgern - im Falle des JT-Corpus an Secundille - dem gegenüber kontrastiv entgegengestellt wird.<sup>135</sup>

Selbst der wolframsche Anfortas erfährt innerhalb des JT-Corpus eine deutliche Neuakzentuierung seiner Charaktereigenschaften, welche im Gegensatz zum Erzählangebot des Parzival steht. Die im Parzival deutlich herausgearbeitete Ungeduld und Selbstverliebtheit, die in der Liebe zu Orgeluse deutlich wird, wird im JT-Corpus vollkommen zurückgenommen, wenngleich er als Opfer der falschen ›minne‹, der Verführung durch den Gott Amor, schon bei Orgeluses Verlobung mit Cidegast der Liebe verfällt<sup>136</sup>. Im Parzival hingegen beginnt er seine eigentliche Werbung als ehrenhafter Ahne der Gralsfamilie erst nach dem Tod Cidegasts und dokumentiert eine Idealform der Lebensführung im Hinblick auf das Verhalten im Sinne der christlichen Doktrin der Zeit. Das Motiv wahrer und falscher ›minne‹ kann insofern als eines der zentralen Themen des JT-Corpus angesehen werden, zumal immer wieder darauf zurückgegriffen wird und sich ein Stufensystem der lehrhaften Unterweisung herausbildet, welches sich innerhalb des Handlungsverlaufs immer stärker entfaltet und durch das gesamten Textcorpus hindurch immer wieder thematisiert wird. An allen Protagonisten wird das Thema der wahren ›minne‹ exemplifiziert und auf den Grundlagen der Heilsgeschichte neu gedeutet. So auch innerhalb der Lohengrin-Geschichte. Lohengrin, in zweiter Ehe verheiratet mit Pelaie, der Fürstin von Liasper, dient als lebender Beweis, welche negativen Folgen die Geschlechterliebe aufgrund von Eifersucht haben kann.<sup>137</sup> Gleichzeitig wird das Fehlverhalten beider Geschlechter innerhalb dieser Liebesbeziehungen dokumentiert, da sie sich durch Macht und Gewalt auszeichnen und weniger durch die geforderte Liebe zu Gott.<sup>138</sup> Die deutlichste und auffälligste Veränderung lässt sich jedoch in der Ausgestaltung der Sigune-Tschionatulander-Geschichte erkennen, auf die ich an dieser Stelle eingehen möchte, da sie in unmittelbarem Zusammenhang mit der älteren 'Fortsetzer-These' zu sehen ist.

---

<sup>135</sup> JT,(A), 4910,3 ff.

<sup>136</sup> Vgl. JT,(A), 1768,2-1776.

<sup>137</sup> JT,(A), 6003-6031. Die Ausgestaltung dieser Episode dient nicht nur als erneuter Beweis der Ablehnung der Geschlechterliebe und der Überleitung zum Presbyterkapitel, sondern thematisiert auch die Schwierigkeit der Herrschaftsfolge für Munsalvaesche.

<sup>138</sup> JT,(A), 6005-18.

Im 9. Buch des Parzival wird deutlich, dass die Liebe zwischen Sigune und Tschionatulander über den Tod hinaus angelegt ist. Sigune fühlt sich durch den Ring ihres Geliebten als dessen jungfräuliche Ehefrau.

Pz. 440,7-14: »*magetuom ich ledeclêche hân:  
er ist iedoch vor gote mîn man.  
ob gedanke wurken sulen diu werc,  
sô trag ich niender den geberc  
der underswinge mir mîn ê.  
mîme leben tet sîn sterben wê.  
der rehten ê diꝛ vingerlân  
für got sol mîn geleite sîn.  
daz ist ob mîner triuwe ein slôꝛ,  
vonme herzen mîner ougen vlôꝛ*«.

Die »*reht minne*« als »*wâriu triuwe*« wird allegorisch mit der Liebe Gottes verbunden, welche die »*triuwe*« beinhaltet.<sup>139</sup> Die beiden Minneformen fallen im Parzival ineinander, während hingegen gerade dies im JT-Corpus ausdrücklich getrennt wird. Hier erlangt Sigune ihr Heil erst durch die kompensatorische Liebe zu Gott. Dies stellt eine Veränderung der Konzeption im Gegensatz zum Parzival dar, welche durch einen deutlichen Erzählerkommentar bestätigt wird.<sup>140</sup> Die ganze Episode der Sigune-Tschionatulander-Handlung dient lediglich als Katalysator der Minne-Prämisse im Lehrgebäude des JT-Corpus, die in einem moral-didaktischen Rahmen als Modell der Nachahmung in eine heilsgeschichtliche Dimension eingebunden wird und sich dadurch die viel diskutierte Frage nach der Schuld Sigunes an keiner Stelle des JT-Corpus stellt.<sup>141</sup>

Die Liebesgeschichte wird kontrastiv den Gefahren der geschlechtlichen Liebe gegenübergestellt und dadurch die Priorität der Gottesliebe in den Vordergrund gerückt.<sup>142</sup>

---

<sup>139</sup> Pz. 465,28-466,14.

<sup>140</sup> JT,(A), 5187-88,3.

<sup>141</sup> *Siegfried Christoph* (1981), S. 62-69.

<sup>142</sup> Nur an einer einzigen Stelle in der Beschreibung des Hoffestes auf Floritschanze und der Schlacht gegen die Babylonier fallen diese beiden Minnekonzeptionen, die im Verlauf der Handlung des JT-Corpus strikt voneinander getrennt werden in eins. Frauenminne und Gottesminne werden in dieser Passage als identisch angesehen. Eine Klärung dieser brisanten Stelle bietet *Andrea Lorenz* (2002), S. 316.



Gerade durch die deutliche stoffliche Erweiterung im Gegensatz zu den Titul-Fragmenten Wolframs und dem Parzival, ihrer Umakzentuierung, der kommentierenden Erzählerkommentare und der Figurendialoge, schließt sich eine immer wieder neu zu erkennende Reflexion über die wahre und falsche ›minne‹ an, die sich vollkommen von der Vorlage Wolframs unterscheidet. Damit führt das JT-Corpus der Handschrift (A) die Grundbedingungen der ›minne‹, wie sie aus dem Parzival und dem Willehalm bekannt sind, ad absurdum und präferiert die absolute Enthaltbarkeit zur Erlangung der ›sælde‹ und der ›tugend.<sup>143</sup> Herbert Guggenberger<sup>144</sup> ging in seiner Untersuchung davon aus, dass das JT-Corpus als ›Kampfschrift‹ in seiner Wolfram-Rolle die höfische Liebe demontiert, ihre falschen Wertvorstellungen der wahren Gottesliebe gegenüberstellt und die hierfür erforderlichen geistlich-asketischen Grundbedingungen und Normen vor Augen führt. Daher handle es sich nicht um eine intentionsgetreue Fortsetzung, sondern – führt man Herbert Guggenbergers Gedankengang konsequent weiter – um einen konzeptionellen Gegenentwurf, der die Normen und Grundbedingungen der Wolframschen Poetik relativiert und demontiert. In diesem Sinne argumentiert auch Kurt Nyholm<sup>145</sup>, der den Dichter weder als Fortsetzer noch als Nachahmer bezeichnen möchte, da die Umakzentuierungen und deutlichen Veränderungen eine gänzlich eigenständige Konzeption erkennen lassen. Ausgehend von den Veränderungen und Umakzentuierungen auf narrativer Ebene, scheint die These, dass der Konzepteur des JT-Corpus ›Wolframs Strophen zwar formal bearbeitet (und) in seinen Roman integriert hat, dass er jedoch den Inhalt des von Wolfram Erzählten in der Regel getreu wiedergibt<sup>146</sup>, bei genauerer Untersuchung der Partien in chronologischer Abfolge der Handschrift (A), wenig überzeugend.

Es lassen sich den gesamten Text des JT-Corpus hindurch deutliche Umakzentuierungen und Korrekturen erkennen und herausarbeiten. Es ist daher wirklich ernsthaft zu fragen, ob die These einer intentionsgetreuen Nachfolge wirklich auf das Textcorpus des JT anzuwenden ist. Das JT-Corpus weist vielmehr eine vollkommen eigenständige Komposition auf, die im Sinne Strohschneiders als Gegenentwurf zur

---

<sup>143</sup> JT,(A), 5061 ff.

<sup>144</sup> Herbert Guggenberger (1992), 60 ff.

<sup>145</sup> Kurt Nyholm (1986a), S. 196.

<sup>146</sup> Elisabeth Schmid (1988), S. 89. Problematisiert wird die Analyse jedoch dadurch, dass zwischen den Begriffen *Fortsetzer* und *Nachfolger* nicht unterschieden wird, sondern beide Kategorien gleichzeitig verwendet werden.

Narrativik und Poetologie Wolframs zu verstehen ist.<sup>147</sup> Obwohl die einzelnen bereits bekannten Textbausteine des JT-Corpus sehr deutlich als Gegenentwurf hätten erkannt werden müssen, ist auch nach so vielen Jahrzehnten der intensiven Forschung die Frage nicht geklärt, was das JT-Corpus eigentlich darstellen soll. Auch die Kategorien, unter welchen man versucht das ineinander verwobene Konglomerat an literarischen, enzyklopädischen, politischen und theologischen Aspekten zu katalogisieren, sind immer noch nicht klar gesteckt und definiert.

Hedda Ragotzky geht bei ihren Untersuchungen von einem Kontinuitätsbewusstsein des Dichters des JT-Corpus aus, welches die Nachfolge legitimiert und sich in der Rollenkonstitution niederschlägt.<sup>148</sup> Die in der Forschung grundlegende Stütze der Verfasserfiktionstheorie innerhalb der JT-Forschung sah man jedoch weniger in der Handschrift (A) begründet, als vielmehr im sogenannten Verfasserfragment, welches als nicht originärer Bestandteil der eigentlichen Handschriften, nur der Handschrift (C) als loses Beiblatt beigelegt wurde und den Untersuchungen zufolge als Dedikationsgedicht gedacht war.<sup>149</sup> Da innerhalb der Konzeption dieses Widmungsgedichtes sich der eigentliche Verfasser des Verfasserfragments Vf.<sup>150</sup> mit seinem Namen nennt und herausarbeitet, ein Bearbeiter und Vollender dessen zu sein, was Wolfram von Eschenbach hinterlassen hatte, jedoch dies unter anderen Bedingungen mit einer eigenen Konzeption und Zielrichtung ausstattet, sah man die Theorie bestätigt, dass es sich hierbei um ein kalkuliertes Spiel mit der Erzähler-Rolle handeln musste. Der Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) und der des Widmungsgedichtes wurden damit auf die Wolfram-Rolle festgeschrieben. Jedoch ist gerade dies nicht nur bei näherer Untersuchung der überlieferten Handschriften der Gruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> mehr als nur zweifelhaft, sondern

---

<sup>147</sup> Siehe auch im gedanklichen Ansatz bei *Albrecht Classen* (1995), S. 85 ff. Gegenteilig argumentiert *Dietrich Huschenbett*, welcher eine veränderte Sichtweise und eine damit verbundene Umakzentuierung gegenüber Wolfram nicht sieht und vergleichbare Differenzen als tendenzielle Verchristlichungen des Textmaterials versteht. *Dietrich Huschenbett* (1984), S. 164. Ebenso *Klaus Zatloukal* (1978), S. 148/49.

<sup>148</sup> *Hedda Ragotzky* (1971), S. 142. Eine gegenteilige Analyse erbrachte *Corinna Biesterfeld* (1995), S. 65 f. Sie bezeichnet den Dichter des JT-Corpus als bloßen Vollender dessen, was Wolfram in seinen Titul-Fragmenten hinterlassen hatte. Die These kann einer genaueren Untersuchung des JT-Corpus insofern nicht standhalten, da nur einzelne Handlungssegmente in das Werk eingegangen sind und sich eine Umkehr der fragmentarischen Komposition deutlich herauslesen lässt.

<sup>149</sup> Eine genauere Untersuchung des sogenannten Verfasserfragments wird in einem eigenständigen Kapitel dieser Arbeit nachgeholt.

<sup>150</sup> Das Verfasserfragment wird künftig mit Vf. abgekürzt.

auch bei genauerer Analyse des fragmentarischen Widmungsgedichtes im originären Wortlaut. Aus dem Dedikationsgedicht, dessen Anfang und Ende nicht erhalten sind und als verschollen angesehen werden müssen, kann man nur 'unter Aufbietung aller philologischen Kräfte' eine Verteidigung der bewußten Täuschung herauslesen. Die Komposition deutet vielmehr, - wie sich noch zeigen wird - auf einen Gegenentwurf hin.

Die Erzähler-Rolle der Handschrift (A) unterscheidet sich eklatant von denjenigen der übrigen Überlieferungszeugen der Gruppe JT<sup>I</sup> und vor allem von jenen der Gruppe JT<sup>II</sup>. Der Ich-Erzähler der Handschrift (A) gibt nicht vor Wolfram zu sein, sondern setzt sich vielmehr von Wolfram ab. Wenn die Erzähler-Rolle primär darauf abzielt, nur ein erkennbares und durchschaubares Spiel zu sein, kann ihr nicht gleichzeitig der philologische Vorwurf der vorsätzlichen Verschleierung im Sinne einer Fiktion gemacht werden. Der Terminus der Verfasserfiktion impliziert jedoch, dass sich der Ich-Erzähler der JT-Konzeption an einer Stelle innerhalb seines Werkes als Wolfram zu erkennen gibt und das Maskenspiel im Sinne einer fingierten Wolfram-Verfasserschaft mit dem Anspruch einer legitimierten Nachfolge symbiotisch verbindet.<sup>151</sup> Damit müsste man jedoch eine kontinuierstiftende Erzählweise ausmachen können, eine Verlängerung des poetischen Konzepts Wolframs mit einigen kleineren Anlagerungen neu genutzter, bei ihm offengebliebenen Erzählangeboten. Alles in allem müsste sich somit ein Konzeptionswechsel von Prä- und Subtext ausschließen. Eine legitime Fortsetzung wäre demnach eine Vorgehensweise, die letztlich von Seiten des Konzepteurs der neuen Erzählung nur die Handlungslücken auffüllt, die Wolfram 'hinterlassen' hat, jedoch im Großen und Ganzen betrachtet, den Bauplänen des Parzival und der Titurel-Fragmente folgt. Doch genau dies ist nicht der Fall. Jedes auch noch so kleine Motiv wird im JT-Corpus der Handschrift (A) umgedeutet und modifiziert, während die Handschriften der restlichen Textzeugen der Gruppe JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> hingegen versuchen, den Text auf Wolfram hin zu bessern.

Eine von Anfang an für den Rezipienten relativ klar zu erkennende und zuordenbare Erzähler-Rolle - wie dies in der Handschrift (A) zu erkennen ist - kann keinesfalls als geplante und absichtliche Verschleierung der tatsächlichen Erzähler-Rolle verstanden werden. Dieser Eindruck kann nur durch die zeitliche Distanz zum Textobjekt selbst und die veränderten Rezeptionsbedingungen entstehen. Eine stärkere Differenzierung und Historisierung der Texte muss hierbei als Voraussetzung für die

---

<sup>151</sup> Hedda Ragotzky (1971), S. 101.

Interpretation geltend gemacht werden. Es spricht nichts gegen die Annahme, dass damalige Rezipienten die Erzähler-Rolle eindeutiger zuordnen konnten, als wir es heute vielleicht können. Die Tatsache, dass Wolfram zum Zeitpunkt der Abfassung der Handschrift (A) schon einige Jahrzehnte tot war, kann - selbst wenn hierfür keinerlei gesicherten Daten der philologischen Analyse vorliegen - durchaus als dem damaligen Publikum und dem Rezipientenkreis bekannt erachtet werden. Zieht man hierbei erneut das als Vf. bekannte Widmungsgedicht zu Rate, so war sich der Dichter Albrecht zum Zeitpunkt der Abfassung durchaus bewusst, dass er den Prätext eines verstorbenen anderen Dichters vor sich hat, dem er durch sein Werk einen Gegenentwurf entgegensetzt. Das Vf. war bisher immer unter dem Postulat eines Widmungsgedichtes verstanden worden, doch wird sich im Verlauf der Analyse zeigen, dass das Fragment weit von einer 'Widmung' an den verstorbenen Dichter entfernt ist. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass ein Dichter seinen Gegenentwurf einem anderen widmen möchte, indem er dessen Werk als sündhaft und diskreditiert.

Darüber hinaus sollte, im Falle eines Rezipientenkreises, welchem das JT-Corpus der Handschrift (A) vielleicht sogar vorgestellt wurde, auch davon ausgegangen werden, dass einem kleinen Kreis literaturkundiger Kenner der Werke aus unterschiedlichen Bereichen die zahlreichen und offensichtlichen Veränderungen aufgefallen sind, die man innerhalb der Konzeption im Gegensatz zu den Werken Wolframs ausmachen kann. Somit wäre eine Verfasserfiktionstheorie nur dann begründbar, wenn es sich bei dem JT-Corpus nicht um einen Gegenentwurf handeln würde. Wie es jedoch zu dem Umstand gekommen sein mag, dass die Redaktoren der Handschrift (B) und der nachfolgenden Textzeugen den Ich-Erzähler für Wolfram gehalten hatten und das Textmaterial auf Wolfram hin zurückzuschreiben versuchten, lässt sich nur noch sehr schwer eruieren. Ob der Ursprung der Verwirrung der eindeutigen Rollen-Zuweisung in der Tatsache begründet liegt, dass das elaborierte Spiel mit der durchschaubaren nicht Wolframschen Erzähler-Rolle, wie ich es nennen möchte, von den nachfolgenden Generationen nicht mehr verstanden wurde, kann als wahrscheinlich angesehen werden.<sup>152</sup>

Korrigiert man damit die lange Zeit hindurch gültige These der Verfasserfiktion, so hat dies auch eine Korrektur des Textgegenstandes, seiner Bedeutung und seiner Interpretation zur Folge, die für jede einzelne Handschrift neu getroffen werden muss. Eine Gesamtinterpretation aller Überlieferungsträger kann aufgrund der deutlichen

---

<sup>152</sup> Siehe auch *Volker Mertens* (2002), S. 402 f.

Bearbeitungstendenzen, Anlagerungen und textuellen Veränderungen an vielen Stellen nicht geleistet werden, da die Textzeugen in ihrer narrativen Struktur häufiger, als man es bisher wahrgenommen hat, gänzlich eigene Wege gehen.

Demzufolge ist die lange Zeit hindurch gesetzte Terminierung eines wohldurchdachten Allonyms der Erzähler-Rolle des JT-Corpus nicht nur aufgrund der Begriffsdefinition neu zu überdenken, sondern auch deshalb, da die Theorie sich nicht auf den Wortlaut der eigentlichen Handschrift (A) bezieht<sup>153</sup>, sondern sich nur aus dem Vf. und den textuellen Veränderungen innerhalb der Edition extrahieren lässt.

Die Untersuchung von Volker Mertens bezüglich der Rollenkonzeption des Erzählers des JT-Corpus hat aufbauend auf Hedda Ragotzkys Analysen gezeigt, dass die Erzähler-Rolle nicht auf einem betrügerischen Vorgehen im Sinne der Verfasserfiktionstheorie der Vergangenheit, sondern die Konzeption auf einem *poetologischen Diskurs in konnotativer Form* beruht.<sup>154</sup> Dieses diskursive Vorgehen sei eine Reminiszenz an die Tradition des Wartburgkriegs und beziehe sich gleichzeitig auf die *zeitgenössische narratologische Position*. Es gehe dem Erzähler-Ich des JT-Corpus nicht um die Einflechtung einer vorsätzlichen Verfasserfiktion, sondern vielmehr darum, seine poetologischen fiktiven Möglichkeiten der narrativen Gestaltung zu nutzen.<sup>155</sup> Der Ich-Erzähler, so Volker Mertens, nimmt dabei die Rolle des gewöhnlichen Ich-Erzählers ein, die des Wolfram und gleichzeitig auch jene des 'Hyper-Erzählers', der das Geschehen kommentiert. Daher bediene er sich bewußt der Inserierung einer Erzählerinszenierung als Wolfram und schaffe hierdurch eine *narratologische Diskussion in konnotativer Ausbeutung des topischen Erzählgesprächs*.<sup>156</sup> Ziel dieser übernommenen und doch neu geschaffenen Erzähler-Rolle sei es, das eigentliche handlungsweisende Problem zu thematisieren:

---

<sup>153</sup> Auf die innerhalb der Forschung fehlerhafte Übersetzung der Prologpassage JT,(A)18-20, welche u.a. zu der Theorie der vorsätzlichen Verschleierung der Autorschaft und der Verfasserfiktion beigetragen hatte, wird innerhalb des nächsten Kapitels noch ausführlicher eingegangen.

<sup>154</sup> Volker Mertens (2005), S. 214-223. Da diese Theorie sich auch mit meinen eigenen Analysen in gewisser Weise deckt, werde ich Volker Mertens Gedankengang nachzeichnen und die Ergebnisse meinen Untersuchungen gegenüberstellen.

<sup>155</sup> Volker Mertens geht von einem allgemeinen Fiktionalitätsbewußtsein der diskursiven Poetologie des 13. Jahrhunderts aus. Die zu dieser Thematik erbrachten Forschungsarbeiten und die Problematik der Anwendbarkeit des Begriffs für die Literatur des 13. Jahrhunderts sollen hier jedoch nicht bewertet bzw. erläutert werden.

<sup>156</sup> Volker Mertens (2002), S. 216 ff.

*›dass die Person, die zu erzählen scheint, eine Fiktion und von der Problematik einer tatsächlichen glaubhaften Autorfiktion fernzubalten ist,*

Realisiert wird dies, indem die Erzähler-Rolle des JT-Corpus der Handschrift (A) eine ‘Sermocinatio’ nach dem Muster Rudolfs von Ems und Wolframs von Eschenbach mit der personifizierten Frau Aventure führt. Die Übernahme dieser Wolfram-Erzähler-Rolle, so Volker Mertens weiter, habe in erster Linie die Dimension zu erfüllen, als ›rollenhafter Erzähler‹, die beiden Teile der Titulrel-Fragmente nach den Vorgaben und dem Bauplan Wolframs in den Kolossalroman zu integrieren. Gleichzeitig wird die so gewonnene, künstlich angelegte Wolfram-Erzähler-Rolle jedoch wieder in Teilen, respektive in den Aventure-Gesprächen demontiert, da die Umdeutungen, die innerhalb des JT-Corpus vorgenommen werden, nicht mit dem Rollen-Ich aus dem Parzival zu vereinen sind und so im Widerspruch zu der aufgebauten Erzähler-Instanz Wolframs stehen würden<sup>157</sup>. Der damit gewonnene Status des Archegeten Wolframs im auratischen Sinne, kann jedoch nur dann erfolgreich sein, wenn sich der Erzähler in drei Erzählerfiguren aufspaltet. Die erzählende Instanz des JT-Corpus - so Volker Mertens - sei die Wolfram-Rolle, die Aventure ›belehret ihn in einigen Punkten des Handlungsverlaufs und der Autor sei die abwesende Instanz hinter der Geschichte, der sich erst gegen Ende des Textcorpus mit seinem Namen nennt.<sup>158</sup>

Doch obgleich die Aufspaltung der Erzähler-Rolle und die Übernahme der Wolfram-Rolle<sup>159</sup> nicht unter der Prämisse einer vorsätzlichen Täuschung der Rezipienten dem Autor des JT-Corpus zugesprochen wurde, ist jedoch auch Volker Mertens der Meinung, dass es sich um eine Wolfram-Fiktion handelt.<sup>160</sup> Eine Fiktion, die in ihrer Ausgestaltung und durch die Umakzentuierung verschiedener Motive Wolframs die vermeintliche Identität der ›Erzählerfigur Wolfram‹ und des Autors für jeden Kenner von Wolframs Werk unmissverständlich ad absurdum führt, und damit gleichzeitig den Status

---

<sup>157</sup> Volker Mertens (2002), S. 216 ff.

<sup>158</sup> Ohne der in der Forschung strittigen Autornennung ‘Ich Albrecht’ gegen Ende des JT-Corpus vorgreifen zu wollen, die im Verlauf noch analysiert werden wird, sei hier dennoch erwähnt, dass sie sich nur innerhalb der Handschrift (C) im sogenannten Regenbogengleichnis, nicht aber innerhalb der anderen überlieferten Textzeugen ausmachen lässt. Im Textcorpus der Handschrift (A), die hauptsächlich meiner Analyse zu grunde liegt, ist diese in der Forschung allzu vorschnell als ‘Bekennersrophe’ titulierte Passage nicht enthalten.

<sup>159</sup> Peter Strohschneider (1986), S. 302.

<sup>160</sup> Volker Mertens (2005), S. 218 ff. Siehe auch: Kurt Nyholm (1984), S.123.

von Albrechts eigener Erzählerfiktion in den Vordergrund stellt. Der ›Hypererzähler<sup>161</sup> des JT-Corpus, der nicht greifbare Autor hinter dem Textcorpus, erfindet die unterschiedlichen Gesprächsaktanten, um hinter diesen fiktiven Erzählmasken nicht nur die Grenzen der Narrativik aufzuzeigen, sondern vor allem die Rolle bzw. den Erzähler einer Geschichte unter poetologischen Gesichtspunkten zu diskutieren und darüber hinaus die eigene Poetik durchzusetzen.

Gerade dieses ›Erzählermaskenspiel und die Konzeption einer ›Erzählerrollenpluralität, so Mertens weiter, sei keine Autorfiktion, so wie es innerhalb der Forschung immer wieder behauptet wurde, sondern sei von Anfang an, als eine diskursive Auseinandersetzung mit der Erzählweise und Poetologie Wolframs zu sehen, welche vom Publikum als solche verstanden wurde und den Dichter des JT-Corpus damit zum Nachfolger und Vollender des Bauplans Wolframs mache.<sup>162</sup> Ebenso versteht Mertens das nicht als die notgedrungene Aufdeckung einer Täuschung, ›sondern als Umsetzung des in den Erzählerrollen gestalteten poetologischen Diskurses in die theoretische Abhandlung, eine Reflexion über authentische Autorschaft in der Position zwischen dem Vorbild Wolfram und, das ist allerdings neu, einem Mäzen.<sup>163</sup>

Volker Mertens' Untersuchungen liegen weniger heuristische Klassifikationen zugrunde, als vielmehr der Versuch einer Herauslösung der Rollenkonzeption aus einem intratextuellen Abhängigkeitsverhältnis zu Wolfram. Die konzeptionelle Eigenständigkeit des JT-Corpus wird hierbei in den Vordergrund gerückt und öffnet damit einen breiteren Interpretationsrahmen, der es erlaubt, die Sinnkonzeption der Texte unter neuen Blickwinkeln zu betrachten. Dass damit nicht mehr von einer Fiktion im betrügerischen Sinne gesprochen werden kann, eröffnet gleichzeitig auch das Spektrum, unter welchem ich den Text der Handschrift (A) rekonstruiere. In dem Moment nämlich, in welchem die philologischen Mauern einer bewussten Fiktion fallen, ist zu fragen, unter welchen Bedingungen man die Erzählerkonzeption zu fassen hat. Wenn eine bewusste und kalkulierte Täuschung der Erzählebene ausgeschlossen werden kann, stellt sich die Frage nach dem sinnstiftenden Element der Erzähler-Rolle. Des Weiteren wird zu

---

<sup>161</sup> Volker Mertens (2002), S. 420 f.

<sup>162</sup> Wenn wir jedoch von einem durchschaubaren Erzählermaskenspiel im Sinne Volker Mertens' ausgehen, welches wiederum konzediert, dass wir es nicht mit einer Autorfiktion zu tun haben, ist dennoch unklar, warum dies andererseits als Wolfram-Fiktion postuliert werden kann.

<sup>163</sup> Volker Mertens (2002), S.420 f.

untersuchen sein, ob sich der Erzähler tatsächlich in der Wolfram-Rolle in Sinne einer Verfasserfiktion in den Text einschreibt, vor allem schon dahingehend, wenn man die für diese These verantwortlichen Passagen, die teilweise nicht als originärer Bestandteil der Handschrift (A) auszumachen sind, wieder aus dem Editionstext tilgt. Darüber hinaus wird auch zu klären sein, inwiefern es sich bei der Konzeption des Erzählers der Handschrift (A) um ein elaboriertes literarisches, jedoch konsequent durchschaubares Spiel handelt. Bestätigt sich diese Annahme eines konsequenten literarischen Spiels, dann schließt dies eine Verfasserrolle im Sinne einer Verfasserfiktion aus.

Diese Untersuchung wird noch einen Schritt weiter gehen, als es bisherige Analysen geleistet haben, und die Erzählerkonzeption der Handschrift (A) in ihrem Verhältnis zu den weiteren Überlieferungsträgern im Sinne eines elaborierten Spiels mit den Erzählebenen untersuchen und hierbei den Text der Handschrift (A) auch vielerorts gegen den Editionstext stellen. Es wird zu klären sein, ob sich die Erzähler-Rolle der Handschrift (A) tatsächlich Wolfram nennt, welche vertexteten Aktanten diese Rollenzuweisung plausibel in den Text inserieren und darüber hinaus, welche konzeptionelle Kohäsion sich daraus für das Textverständnis der Handschrift (A) ergibt.

Ganz im Sinne von Kurt Nyholm<sup>164</sup> würde somit eine geänderte Sichtweise auf die Redesituation gleichzeitig auch eine Korrektur der Textauffassung zur Folge haben. Eine Korrektur, welche einen gravierenden Einfluss auf die Interpretation des JT-Corpus hätte, und die bisherigen Ergebnisse der Forschung kritischer als bisher, neu deuten müsste.

Die Erschließung der Redesituation kann jedoch nur durch die Extrahierung der Dialog- und Kommentarbeispiele aus dem Text der Handschrift (A) gewonnen werden, jedoch unter der Prämisse, dass der mögliche interpretatorische Bezugsrahmen nicht von unserer heutigen Rezeptionssituation ausgeht und dies auf den Text übertragen wird<sup>165</sup>, da fälschlicherweise von einem gleichbleibenden Erfahrungswert und Weltverständnis des mittelalterlichen Menschen und dem des 20. bzw. 21. Jahrhunderts ausgegangen werden müsste.<sup>166</sup> Ein mittelalterlicher Text des 13. Jahrhunderts, der im Laufe seiner 250-jährigen Rezeptionsgeschichte so erstaunlich unterschiedliche Phasen der Bearbeitung, Weiterdichtung und Korrektur erfahren hat, kann wohl schwerlich im ausgehenden

---

<sup>164</sup> Kurt Nyholm (1984), S. 121.

<sup>165</sup> Kurt Nyholm (1984), S. 121.

<sup>166</sup> Grundlegend für das Selbstverständnis des mittelalterlichen Weltbildes: Aaron J. Gurjewitsch (1997).



Mittelalter noch die eigentliche tendenzielle Intention des Autors beinhalten, geschweige denn ein verifizierbares Bild seiner damaligen Redesituation dokumentieren.<sup>167</sup>

Gehen wir bei dem Textcorpus des JT und der Handschrift (A) von einer hypothetisch möglichen Kontaktsituation mit einem gedachten Publikum aus und vergleichen diese mit der modernen Distanzsituation zwischen dem Autor und dem Publikum, so werden vor allem zwei Merkmale besonders deutlich.

Der heutige unbedarfte Leser würde in der Erzähler-Rolle des JT-Corpus einen fiktiven Erzähler sehen, welcher die Funktion hat, die erzählte Welt herzustellen und innerhalb des fiktionalen Erzählens die Poetologie seines eigenen Werkes auszugestalten. Das hypothetisch gedachte Publikum des 13. Jahrhunderts muss jedoch von Anfang an durchaus in der Lage gewesen, die richtigen Bezüge zum Werk Eschenbachs herzustellen, da man annehmen muss, dass die Tatsache, dass der Dichter des Parzival schon 50 Jahre tot war, sicher als bekannt galt.

Obwohl in der Forschung die Meinung vertreten wurde, dass das JT-Corpus der Handschrift (A) möglicherweise einem Publikum vorgestellt wurde - man hat für einige Passagen der ältesten Handschrift Noten ausfindig gemacht -, so lässt sich diese Annahme nicht beweisen, geschweige denn durch die Hinzunahme des Notenfundes untermauern. Es ist fragwürdig, ob das JT-Corpus jemals gesungen vorgetragen wurde. Vielmehr ist anzunehmen, dass das JT-Corpus aufgrund seiner Komplexität - durch die modifizierte Titulstrophe bestimmt - als Lesetext konzipiert war. Für die Frage der Rollenkonstitution ist die Annahme einer Vorstellung vor einem Publikum jedoch irrelevant.

Albrecht kann nicht als Vollender oder Nachfolger im eigentlichen Sinne gesehen werden, sondern als ein Rezipient und Kritiker Wolframs. Um seine Stellung gegenüber Wolfram näher definieren zu können und damit seine Erzähler-Rolle fassbarer zu machen, mag vielleicht eine literaturwissenschaftliche Theorie, die sich eigentlich auf die

---

<sup>167</sup> Gerade hinsichtlich dieser Frage erscheint es mir sehr zweifelhaft, ob man die Handschrift (A) überhaupt noch dem eigentlichen Autor Albrecht zuschreiben kann. Gerade die Frage nach der ersten Hinweiststrophe wird deutlich zeigen, dass sich schon bei der Abfassung der Handschrift erhebliche Fehler der Platzierung einzelner Strophen eingeschlichen haben, die nicht mit einer Verwechslung einzelner Lagen zu beantworten sind. Siehe hierzu *Walter Röll* (1964); *Kurt Nyholm* (1984); *Werner Schröder* (1982a).

Es ist m. E. durchaus möglich hinter der Handschrift (A) bereits einen Bearbeiter zu vermuten, der die mögliche Handschrift A\* als Grundlage zur Verfügung hatte.

Werke Arthur Schnitzlers bezieht, den Zugang zur Vorgehensweise innerhalb des JT-Corpus deutlicher fassen.

Ian Foster und Florian Krobb<sup>168</sup> haben für die Erzählerkonzeption Arthur Schnitzlers die Begriffe der ›*diachronen*‹ und ›*synchronen*‹ Zeitgenossenschaft aufgestellt. Unter synchroner Zeitgenossenschaft versteht man einen Dichter, der die zeitgenössischen Themen seiner eigenen Zeit innerhalb seiner Werke zu verarbeiten weiß und als Zeitgenosse seine Zeit kritisch beurteilt. Die diachrone Zeitgenossenschaft bezieht sich auf die Verwertung und Beurteilung längst vergangener Zeiten, bei welchen nicht mehr unmittelbar von einer Zeitgenossenschaft gesprochen werden kann. Arbeitet der Dichter nun als Historiker in der Bewertung eines Themas, so wird er damit zum diachronen Zeitgenossen. Nimmt er eine bereits behandelte Thematik auf und modifiziert bzw. verändert die Struktur derselben oder übt durch gänzliche Veränderung des Materials Kritik, so arbeitet er als kritischer Zeitgenosse sowohl im diachronen als auch synchronen Bereich.

Da der Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) seine zeitgenössischen Bezüge und die daraus resultierenden Konsequenzen innerhalb der Poetologie des Romans verarbeitet und gleichzeitig den Bezug zu Wolframs Welt und seiner Konzeption hergestellt hatte, kann er vor allem als diachroner Zeitgenosse angesehen werden. Im Moment der angenommenen Kontaktsituation mit einem gedachten Publikum wird der diachrone und kritische Zeitgenosse automatisch zu einem mehr oder weniger synchronen, welcher sein Werk im Sinne eines Gegenentwurfes ausgestaltet, selbst wenn sich der Handlungsspielraum der Romanwelt innerhalb einer imaginierten Welt bewegt.

Zwischen den einzelnen Annäherungen, die Erzähler-Rolle betreffend, die sich innerhalb der letzten Jahrzehnte in der Forschung entwickelt haben, lässt sich also gewissermaßen vermitteln und die Frage nach der Erzählerkonzeption durch die Modifikation bestimmter bisher festgeschriebener Termini neu deuten. Faßt man alle diese bisherigen Beobachtungen zusammen, so wird deutlich, dass die These der Verfasserfiktion hinfällig ist und nicht mehr angewendet werden kann. Der einstmals als *staube Nusk*<sup>169</sup> disqualifizierte Text, der seine Negativkonnotation aus der Zeit der Nachromantik noch ins

---

<sup>168</sup> Ian Foster und Florian Krobb (2002), S. 25 ff.

<sup>169</sup> Werner Schröder (1982b) und wieder (1989), S. 532.

20. Jahrhundert hinüber gerettet hatte und als ›ungenießbares Epos<sup>170</sup> lange Zeit hindurch einer vorurteilsfreien Interpretation ‘beraubt’ wurde, findet vor allem seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts vereinzelt eine neue Beurteilung, welche versucht, dem Text in seiner, historischen Komplexität gerecht zu werden. Auch die These, dass der Autor als ›armseliger Stümper gegenüber unserem Dichterpapst Wolfram<sup>171</sup> erscheint, findet innerhalb der jüngeren Forschung keinerlei Zustimmung mehr.

Das langwierige Schicksal des Text-Corpus, ausgehend von triumphierender Hochschätzung<sup>172</sup> über die vernichtende Verurteilung seit Lachmann und Schröder, bis hin zu einer Neuinterpretation im Sinne einer positiven Bewertung des Textgehaltes, markiert auch den Beginn einer veränderten Sichtweise des literaturwissenschaftlichen Gegenstandes und der Forschung als solcher. Die einstmals philologische, enthusiastische Begeisterung für das JT-Corpus kann jedoch nicht durch die Tatsache relativiert und entschuldigt werden, dass der Bekanntheitsgrad zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch den fehlerhaften und qualitativ schlechten, zusammen mit dem Parzival in Strassburg entstandenen, Druck von 1477 angeregt wurde. Es kann vielmehr davon ausgegangen werden, dass das JT-Corpus schon bei der redaktionellen Bearbeitung der Handschrift (B) und vor allem innerhalb der Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> für ein Werk Wolframs von Eschenbach gehalten wurde. Die redaktionellen Veränderungen innerhalb der Rezeptiongeschichte haben schließlich zu der falschen Annahme geführt, dass man im 19. Jahrhundert davon ausgehen konnte, einen Wolfram-Text wiederentdeckt zu haben. Die Annahme, dass auch schon die Handschrift (A) des JT-Corpus für einen Wolfram-Text gehalten wurde, ist jedoch eher zweifelhaft wie sich im Untersuchungsteil noch deutlich zeigen wird, da sie - trotz der zahlreichen Verschreibungen und Fehler - keinerlei Tendenzen aufweist, den Text auf Wolfram hin zurückzuschreiben. Es kann daher davon ausgegangen werden, dass die Handschrift (A) nicht als Wolfram-Text konzipiert wurde und das elaborierte Rollenspiel innerhalb des Gegenentwurfs eindeutig erkannt wurde, als schon wenige Jahre später, bei der Abfassung der restlichen Überlieferungszeugen der Gruppe JT<sup>I</sup>.

---

<sup>170</sup> Wilhelm Scherer (1910), S. 191 f.

<sup>171</sup> Klaus Zatloukal (1978), S. 4.

<sup>172</sup> August Wilhelm Schlegel (1829), Nachdruck (1968), S. 121. Schlegel hält das JT-Corpus für ein Werk Wolframs und des weiteren für das Hauptwerk mittelalterlicher Literatur, geht hierbei jedoch nicht auf die unterschiedlichen Textzeugen ein. Die offensichtlichen konzeptionellen Differenzen sind auch ihm nicht aufgefallen. Ebenso Karl Rosenkranz (1829), S. 53 und Joseph Görres (1813), S. 1.

Die Textuntersuchung der Handschrift (A) im Verhältnis zu den weiteren Überlieferungszeugen, die ich anhand dieser Arbeit vorlegen möchte, verabschiedet die lange Zeit hindurch gültige These der Verfasserfiktion und stellt einen Dichter vor, der mit der Konzeption seiner Erzähler-Rolle keineswegs eine Übernahme einer Wolfram-Rolle im Sinne einer Fiktion und bewussten Täuschung anvisiert und darüber hinaus auch nicht den Eindruck zu erwecken sucht, selbst Wolfram zu sein. Die Analyse wird zeigen, dass sich von Anfang an eine Erzähler-Rolle herausbildet, die eine deutliche Trennung zwischen dem vertexteten Ich und Wolfram und darüber hinaus zwischen diesen daraus resultierenden unterschiedlichen Werkkonzeptionen verfolgt. Es wird sich ein Erzähler herauskristallisieren, welcher bemüht ist, die 'seiner' Meinung nach in vielen Einzelbeobachtungen falschen Grundanschauungen des Parzival nach christlich-dogmatischer Sicht zu tilgen und zu verbessern und damit die Wolframsche Poetologie ad absurdum zu führen. Diese deutlich zu unterscheidende Erzähler-Instanz behauptet eben nicht Wolfram zu sein, nutzt jedoch die inszenierten Anreden durch die Streitgespräche von Frau Aventiure und dem Publikum als elaboriertes Spiel, nicht nur um Wolframs Konzeption in einen Gegenentwurf münden zu lassen, sondern auch, um der eigenen Rolle und dem inszenierten Selbstverständnis seiner auktorialen Rolle Ausdruck zu verleihen. Die literarischen Streitgespräche eröffnen dem erzählenden Ich die Möglichkeit, innerhalb des Sermocinatio eine weitere Erzählebene innerhalb des Werkes aufzubauen, welche eine Mehrschichtigkeit der Handlungs- und Interpretationsebenen evoziert.<sup>173</sup>

Es geht hierbei um eine Auseinandersetzung der grundsätzlichen, poetologischen und religiösen Grundanschauungen, die das JT-Corpus und der Erzähler der Handschrift (A) in den Werken Wolframs als unzureichend und mitunter sogar fehlerhaft ausgearbeitet empfindet. Um die Hinfälligkeit der wolframschen Poetologie aufzuzeigen, inszeniert der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) den argumentativen Diskurs mit der personifizierten Frau Aventiure, die die zu verändernden Wertvorstellungen Wolframs dokumentiert, und die der Ich-Erzähler - ein Kind aus seiner Zeit und nicht der Wolframs - aus seiner Perspektive nicht mehr unterstützen kann. In einem weiteren Schritt wird die Aktantin in ihrer Position als poetologische Instanz im Verlauf der Handlung immer stärker zurückgedrängt, nicht nur indem sie die Erzähler-Instanz falsch identifiziert und damit als Garantin eines nicht mehr aufrechtzuerhaltenden Wahrheitskonzepts ihren legitimierten Anspruch auf narrativer

---

<sup>173</sup> Christelrose Rischer (1973), S. 57 ff. Siehe hierzu auch die Rezension von Johannes Janota (1975) und Heribert A. Hilgers (1978).

Ebene 'verspielt' hat, sondern indem sie ein poetologisches Konzept vertritt, welchem der Ich-Erzähler der Handschrift (A) einen Gegenentwurf entgegenhält. Um diese Differenzen aufzuzeigen entspinnt sich eine Dialogsituation, welche ich als *'elaboriertes Spiel'* innerhalb des Diskurses bezeichnen möchte. Es handelt sich um ein durchschaubares Spiel auf der Ebene poetologischer Reflexionen. Innerhalb der Erzählerkonzeption ist es nicht der Ich-Erzähler, der sich Wolfram nennt, sondern vielmehr die in die Handlung eingebundene personifizierte Gesprächspartnerin, welche eine Rollenzuweisung vornimmt, von der sich der Erzähler jedoch distanziert und damit die Poetologie Wolframs verabschiedet.

Die Arbeit wird sich vor allem auf den Wortlaut der Handschrift (A) stützen und von dort aus die Argumentationsstrategie des Ich-Erzählers verfolgen. Hierbei wird jedoch der eigentliche Strophenverlauf der Handschrift (A) als Basis der Argumentation zu Grunde gelegt, damit auch der Wortlaut der Edition auf den eigentlichen Textbestand zurückgeschrieben und die für die Argumentation wichtigen Passagen wieder an die Stelle der Handschrift zurückgesetzt, an welcher sie in der Leithandschrift (A) auch stehen. Es wird sich zeigen, dass die innerhalb der Edition vorgenommenen Veränderungen der Strophenfolgen den Sinnzusammenhang erheblich erschweren, sie sich an Ort und Stelle der Handschrift jedoch sehr wohl in den Handlungsverlauf einfügen und nicht zufällig an falsche Stellen geraten sind.

Des Weiteren werde ich vor allem die innerhalb der Forschung veränderten Strophenfolgen der sogenannten Hinweisstrophen wieder korrigieren und nachvollziehbar dokumentieren, warum ihre Stellung innerhalb der Handschrift doch logisch ist, wengleich nur die erste der für die Forschung so strittigen Passagen überhaupt originärer Bestandteil des von Werner Wolf als Leithandschrift (A) gewählten Textzeugen ist. Damit verbunden wird sich auch zeigen, dass die lange Zeit in der Forschung als absolut gesetzte These der Verfasserfiktion schon deshalb neu überdacht werden muss, da die Strophe der sogenannten Lüftung des Inkognitos, die hierfür als Garant immer wieder herangezogen wurde, in der Handschrift (A) überhaupt nicht verzeichnet ist. Denn die eigentliche Nennung Albrechts ist innerhalb der Handschrift (A) nicht gegeben. Die für die Forschung so brisante Stelle ist lediglich in den Handschriften (C) und dem Druck (J) in 12 abgeschlossene Zusatzstrophen - dem sogenannten Regenbogengleichnis - überliefert.

Gesondert hiervon werden an einzelnen Stellen andere Überlieferungszeugen zu Rate gezogen, ihre Sonderwege besprochen und der Handschrift (A) gegenübergestellt. Es wird sich zeigen, dass vor allem die Redaktion R im Verhältnis zu (A) deutlich bemüht ist,

den Textgehalt auf Wolfram zurückzuschreiben. Innerhalb des Überlieferungszweiges JT<sup>1</sup> lassen sich Merkmale finden, die darauf schließen lassen, dass die Wolfram-Zuschreibungen bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts in die Texte des JT-Corpus eingeflossen sind. Man gewinnt unweigerlich den Eindruck, als ob Bearbeiter und Redaktoren im Bewusstsein einen Wolfram-Text vor sich zu haben, die Texte auf Wolfram hin zurückgeschrieben haben.

An jenen Stellen, an welchen der Text der überlieferten Handschrift fehlerhaft ist, wird es sich anbieten, innerhalb der anderen Überlieferungszeugen nach vergleichbaren Passagen zu suchen, um so den Gehalt der verderbten Textstelle identifizieren zu können. Diese Varianten werden jedoch nur vergleichend als eine gedachte Möglichkeit zu Rate gezogen, die Passagen jedoch nicht gegeneinander ausgetauscht. Die durch die Edition eigenmächtig vorgenommenen Textkorrekturen, die Verstellung ganzer Strophengruppen und Anlagerungen aus anderen Überlieferungsträgern, editoriale Besserungen - oder besser gesagt - Zudichtungen werden hierbei wieder entfernt, um das 'Handschriften-Patschwerk', welches sich hierbei gebildet hatte, wieder auf seine ursprüngliche Gestalt zurückzusetzen. Durch die Herstellung des eigentlichen Wortlauts der Handschrift (A) kann damit die Frage nach der Rollenkonstituierung des Ich-Erzählers in Abgrenzung zu Wolfram untersucht und ihre Verfahrensweise neu gedeutet und interpretiert werden.

## II.4. *Der Autor hinter dem Ich-Erzähler des Jüngerer Titirel*

Obschon die Frage nach dem Autor hinter dem JT-Corpus nach heutigem Stand der Forschung im Hinblick auf die Frage nach der *auctoritas* obsolet erscheint und für eine Identifizierung einwandfreie historische Daten gänzlich fehlen, scheint es doch gerade für die Konzeption des Ich-Erzählers des JT-Corpus der Handschrift (A) notwendig zu sein ein Autorprofil zu erstellen. Die spärlichen Hinweise, die sich extrahieren lassen, können nicht zweifelsfrei als Garant für ein Autorprofil nutzbar gemacht werden, da innerhalb dieser Rolle immer von einem Verfremdungseffekt ausgegangen werden muss, den die Erzähler-Rolle suggeriert. Ein individuelles Bild des Autors zu zeichnen, sollte zugunsten eines poetologischen Autorprofils, welches sich auf 'intratextuelle Kriterien der Erzählweise' stützt, vernachlässigt werden. Ob nun der Konzepteur, der mit seinem Werk Anlass zur Abfassung der Handschrift (A) gegeben hat, nun aus dem klerikalen Bereich kam oder aber gar ein ritterlicher Ministeriale war, kann aus dem Text nicht zweifelsfrei geschlossen und beweiskräftig dokumentiert werden. Zwar lassen sich durchaus Tendenzen aufzeigen, die den 'gedachten Autor' als Kleriker oder aber auch Ritter auszeichnen, doch vielmehr als eine hypothetische Annäherung kann der Text der Handschrift (A) keinesfalls erbringen.

Ergiebiger erweist sich vielmehr das Verfahren hinter der Kohäsion poetologischer Strukturmerkmale der Handschrift (A) - und hierbei muss theoretisch von einer relativen Unberührtheit redaktioneller Eingriffe und diverser Bearbeiterspurten ausgegangen werden - ein narratives Autorprofil zu extrahieren. Dass man hierbei die einzelnen Segmente weder subjektiv überbewerten, noch ihre Analyse absolut setzen darf, sondern es vielmehr auf die Interpretation einzelner übereinstimmender Bauteile ankommt, ist einerseits eine Chance, die immer wieder zitierte Abhängigkeit des JT-Konzepteurs von Wolfram zu verabschieden, andererseits birgt jedoch dies gleichzeitig auch die Gefahr, einzelne Textsegmente ausschließlich für die eigene Fragestellung und Interpretation nutzbar zu machen. Es ist daher unerlässlich, die einzelnen Handschriften getrennt voneinander zu untersuchen, um so die einzelnen 'biographischen' Anlagerungen der unterschiedlichen Bearbeitungsphasen der Texte nicht zu einem überzeitlichen Analysemodell zu erheben.

Wie bereits im vorherigen Kapitel dargelegt wurde, erschließt sich der Name des Autors des JT-Corpus nicht aus der eigentlichen Leithandschrift (A), sondern aus einer

Textpassage der Handschrift (C) und dem in dieser Handschrift gefundenen sogenannten Verfasserfragment.

JT,(C), 5961, 1-4: »*Die aventiure habende bin ich, Albrecht vil gantze,  
von dem wal al drabende bin ich, sit mir zerbrach der helfe lantze  
an einen fursten, den ich wol kunde nennen:  
in allen richen verre, in d-tschen landen moht man in erkennen*«.

Diese Strophe, die innerhalb der JT-Forschung als vermeintliche 'Bekennerstrophe' ausgezeichnet wurde, in welcher der Autor, der sich den gesamten Text hindurch nicht zu erkennen gibt, sein Inkognito lüftet, ist jedoch nur in der Handschrift (C) überliefert. Die Handschrift (A), um welche es in dieser Untersuchung hauptsächlich geht, verzeichnet diese Passage an keiner Stelle. Auch das an das Ende des eigentliche Werks gesetzte sogenannte *Regenbogengleichnis* der Handschrift (C), nennt zwar wiederholt den Namen des Autors des JT-Corpus, situiert Albrecht jedoch gleichzeitig lediglich als Fortsetzer dessen, was Wolfram überliefert hat und geht davon aus, dass Wolfram für den überwiegenden Teil des Corpus als Autor verantwortlich zu machen ist und Albrecht - durch Wolframs Tod bedingt - das Werk nur zum Abschluß gebracht habe.

JT,(C-Regenbogengleichnis), 11,1-4: »*Kyothē, Flegetonse dem was her Wolfram gebende  
dise werden aventivre zepreise; di bin ich, Albrecht, hir nach in vf hebende  
dar vmme daz drier dinge minner were:  
der sunden und der schanden, daz dritte mich drucket: armöt dey swere*«.<sup>174</sup>

Diese Passage ist bisher lediglich unter der Prämisse einer notgedrungenen Lüftung der Wolfram-Rolle interpretiert worden, ihr intratextueller Bezug zum eigentlichen Textgefüge wurde jedoch vernachlässigt. Jedoch bietet gerade diese Strophe zwei, bisher unvollkommen unberücksichtigte Aspekte bezüglich der Erzähler-Rolle. Die erste Zeile dieses Strophenzusatzes in (C) erinnert mit ihrer Anspielung auf Kyot und Flegetanis an die Prologstrophe JT,(A) 85-86:

JT,(A),85,3-86,4: »[...] *ein ander werk han ich hie under handen:  
ob ich selb niunde were, ich vorcht, iz wurde uns allen ser enblanden.*

---

<sup>174</sup> Die gleiche Strophe verzeichnet auch der Druck (J), das Münchner Fragment (a) und das Leipziger Fragment (b).



*Der von Provenzale und Flegetanis parliure  
 heidnisch von dem grale und franzoys tûnts kunt<sup>175</sup> vil aventiure.  
 daz wil ich diutsch, gan iz mir got, bie kunden.  
 swaz Parzival da birget, daz wirt zu liehte brabt an vakel zunden»,*

und darüber hinaus an die Strophen JT,(A), 20:

JT,(A),20,1-4:  
*»Hie wil ich nicht me sumen der selben sache kunde,  
 gar all ir strazze rumen. ir irreganc der wer mir lichte sunde.  
 ich wil die krumb an allen orten slichten,  
 wan sumeliche jehende sint, ich kunne iz selbe nicht verrichten«.<sup>176</sup>*

Setzt man ausgehend von der Analyse der beiden Strophen der Handschrift (A) diese im Verhältnis zu denen in der Handschrift (C), so fällt auf, dass es sich hierbei um zwei unterschiedliche poetologische Aspekte handelt. Der Ich-Erzähler der Handschrift (A) gibt hierbei zu bedenken, dass wenn er die Handlung der Erzählung seines Werkes auf der Ebene des Parzivals nacherzählen würde, man ihm dies als sündhaft und daher aus christlich-heilsgeschichtlicher Perspektive als gefährlich auslegen könnte. Gleichzeitig wird jedoch auch unterstrichen, dass der Parzival selbst vielerorts die Geschichte nicht richtig darstellt, einzelne Aspekte verdreht und daher aufgrund seiner Fehlerhaftigkeit wichtige heilsgeschichtliche Aspekte unberücksichtigt lässt, die nunmehr neu erzählt werden sollen. Der Anspruch, dass das Geschriebene in seiner Vollendung und Richtigkeit auch die Sünde an sich tilgen kann, wenn es diese Aspekte berücksichtigt und damit das geschriebene Wort eine heilserwartende Funktion offenbart, wird an dieser Stelle besonders deutlich. Flegetanis und Kyot werden innerhalb der Handschrift (A) weniger gepriesen - wie in der Handschrift (C) - als vielmehr kritisiert. Ihre Gralserzählung ist heidnischen Ursprungs und daher ein Grund mehr, das Werk vollkommen neu zu konzipieren. Wie sich aus den Prologuntersuchungen noch ergeben wird, ist es die Bestrebung des Ich-Erzählers, das

<sup>175</sup> Die Handschrift (A) und (B) verzeichnen an dieser Stelle entgegen der Edition kein »kunt«, sondern »tunt« sie, was sicherlich auf eine Verschreibung zurückzuführen ist.

<sup>176</sup> Eine genaue Untersuchung und Übersetzung der Strophe erfolgt in der Analyse des Prologs des Kapitels III. Sie sei jedoch bereits schon hier angesprochen, um auf die Differenzen der einzelnen Handschriftenzeugen aufmerksamzumachen.

Vorgefundene vollkommen neu zu erzählen, vor allem das Fehlerhafte zu eliminieren und damit ein vollkommen neues Werk zu schaffen, welches einen Gegenentwurf zu Wolfram darstellt.

Die Strophe 11,2-4 des Regenbogengleichnis der Handschrift (C) jedoch verändert diesen Sinn entscheidend: *»dise werden aventivre zepreise; di bin ich, Albrecht, hir nach in vf hebende«*. Ausgehend von der Handschrift (C) entsteht so der Eindruck, als wäre Albrecht nichts weiter als ein Vollender dessen, was Wolfram im Parzival hinterlassen hat und was darüber hinaus Flegetanis und Kyot überliefert haben. In der Handschrift (A) und auch innerhalb des Prologs der Handschrift (C) werden Wolfram, Flegetanis und Kyot kritisiert. Im Regenbogengleichnis jedoch werden sie für ihre Werke gepriesen. Intratextuell zeigt sich hier also eine Diskrepanz, die die logisch aufgebaute Poetologie des JT-Diskurses - ausgehend vom Prolog - ad absurdum führt.

Wenn sich der Ich-Erzähler innerhalb des Prologs zum selbstbewussten Kritiker dessen macht, was er zu überarbeiten gedenkt - und dies im weiteren Verlauf der Handschrift noch stärker ausbaut - da er dem Vorgefundenen kritisch und aus klerikaler Sicht ablehnend gegenübersteht, dann erscheint es mir mehr als nur unwahrscheinlich anzunehmen, dass sich dieser Ich-Erzähler gegen Ende der Handschrift (C) lediglich als Bearbeiter zu erkennen gibt, der nur vollendet, was Wolfram hinterlassen hat. Denn dieser Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) ist alles andere als ein Vollender des von Bruckner und Strohschneider aufgezeigten ersten Typus einer Fortsetzung. Unberücksichtigt blieb bisher auch innerhalb der Forschung der Aspekt, dass sich eben gerade diese Strophe auch in auffälliger Differenz zu der siebten Strophe des, in der Handschrift (C) beigelegten, sogenannten Verfasserfragments geriert. Auch dort wird das, was Wolfram hinterlassen hat, eher kritisch beurteilt und darauf hingewiesen, dass der als Albrecht sich zu erkennen gebende Konzepteur mit seinem Werk einen Gegenentwurf anstrebt, wenn er das Falsche aus dem Parzival korrigiert und richtig stellt.

Zieht man also diese beiden Strophenpassagen aus der Handschrift (C) zusammen, so wird eine nicht zu leugnende Differenz deutlich, die sehr nachhaltig den Eindruck erweckt, als handle es sich bei dieser Passage innerhalb des Regenbogengleichnisses um den Zusatz eines Bearbeiters, der sich der intratextuellen Kohäsion des Textes weniger bewusst war und Albrecht lediglich als Vollender eines bereits geschlossenen Werkes identifizierte. Darüber hinaus wirken vor allem die letzten Verse der Strophe 11 des Regenbogengleichnisses der Handschrift (C) dieser Passage

eigentümlich: »dar vmme daz drier dinge minner were: der sunden und der schanden, daz dritte mich drucket: armöt dey swere«. Die Abkehr von »der sunden und der schanden« (Regenbogengleichnis, (C), 11, 4), die durch die falschen Aspekte des Parzival im JT-Corpus der Handschrift (A) getilgt werden sollen, decken sich - wie sich noch zeigen wird - mit der Aussage des Prologs. Jedoch die grundlegenden Aspekte des JT-Corpus der Handschrift (A), die Unterscheidung zwischen wahrer und falscher »minne«, die Forderung an jeden Christen, sein Leben tugendhaft im Sinne der christlich-heilsgeschichtlichen Dogmen auszurichten, die Abkehr vom klassischen Frauendienst und seiner Verabschiedung des alten Ritterideals zugunsten des Konzepts des 'neuen christlich-höfischen Rittertums', die der Ich-Erzähler als Ausgangspunkte seines Gegenentwurfes genannt hatte, bleiben hier ungenannt. Doch sind es gerade diese Aspekte, welche der Ich-Erzähler der Handschrift (A) als Grundbedingungen verabsolutiert, sich vor »sunden und schanden« schützen zu können. Hingegen wirkt das Kriterium der Armut als Grund für die Abfassung des Werkes im Regenbogengleichnis weniger überzeugend und man wird bei einem so hoch artifiziellen und poetologisch durchdachten Werk wie dem JT-Corpus der Handschrift (A) ernsthaft zweifeln, ob nur finanzielle Erwägungen als Motivationsgrundlage vorstellbar sind. Die beiden letzten Verse wirken schon deshalb wenig glaubwürdig, da sie dem poetologischen Diskurs des Werkes keinerlei Rechnung tragen und gerade der letzte Vers der Strophe 11 des Regenbogengleichnisses metrisch unvollkommen ist. Darüber hinaus sind diese beiden Strophen der Handschrift (C) weder in den übrigen Handschriften des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup>, noch innerhalb der Textzeugen der Gruppe JT<sup>II</sup> vertreten<sup>177</sup>. Man kann also hier von einem nachträglichen Zusatz von der Hand eines Bearbeiters ausgehen, der Albrecht als Fortsetzer und Vollender sah und der Vervollständigung halber diese Passagen eingeflochten hat.

Es scheint, als ob dies die einzigen wirklichen Daten sind, die sich aus dem Textcorpus des JT, speziell der Gruppe JT<sup>I</sup> mit der Handschrift (A) erschließen lassen. Zahlreiche Ergebnisse können letztlich nur aus der Konzeption des Textes, seinem poetologischen Verständnis und versteckten Andeutungen extrahiert werden. Da die Suche nach dem historischen Autor hinter dem Ich-Erzähler des JT-Corpus keinerlei Ergebnisse erbracht hat und man die Identifizierung Albrechts mit Albrecht von Scharfenberg aus heutiger Sicht philologisch nicht mehr aufrecht erhalten kann<sup>178</sup>, wäre man letztlich

<sup>177</sup> Der Handschrift (Z) fehlt als Hauptvertreterin der Gruppe JT<sup>II</sup> die Passage JT,(A), 5961.

<sup>178</sup> Diese Identifikation resultiert vor allem aus der Untersuchung des Abenteuerbuch, des Ulrich Füetrer, welcher das JT-Corpus als ein Werk des Albrecht von Scharfenberg, einem österreichischem Dichter

vielleicht doch auf die Selbstaussagen innerhalb des Werkes angewiesen. Jedoch hatte gerade die Topikforschung, die in der Gründerzeit der Mediävistik zu eigene Methode der autobiographischen Interpretation der Ich-Aussagen innerhalb der Werke des frühen und hohen Mittelalters, entschieden neu bewertet. Heute verfährt man innerhalb der Beurteilung solcher Dichteraussagen weitgehend vorsichtiger und ist weniger darauf bedacht, diese biographisch zu deuten, als vielmehr die Aussagen als Dokumentation einer angenommenen Rolle innerhalb des (fiktionalen) Erzählergestus zu verstehen. Der Erzähler wird somit selbst zur poetischen Person, die zwar aufgrund ihrer Konzeption durch den Autor historisch durchaus in einzelnen Aspekten zurückzubinden ist, sich jedoch weitgehend einer Gleichsetzung mit dem Autor entzieht.<sup>179</sup> Der Versuch, die selbststilisierenden Aussagen innerhalb eines Werkes von einer gedachten historischen Person zu trennen, um so den substantiellen Gehalt der autobiographischen Bezüge sichtbar zu machen, ist als Spekulation das historische Umfeld betreffend sicher interessant, jedoch aufgrund der historischen Distanz kaum zu leisten.<sup>180</sup> Das einzige, was sich aus den zahlreichen Selbstaussagen des JT-Corpus erschließen lässt ist, dass autobiographische Andeutungen aus dem Parzival teilweise übernommen wurden und somit der Rollenkonzeption des Erzählers dienen, oder aber auch andererseits die Distanz zwischen dem Konzepteur des JT-Corpus und Wolfram dokumentieren. Dabei beinhalten sie jedoch keinerlei wirklich fundierte Fakten, geschweige denn enthüllen sie historische Daten des Dichters Albrecht selbst.

---

zuschreibt. Siehe hier vor allem die Forschungsliteratur von: *Sulpiz Boisseré* (1835), *Werner Wolf* (1952/53) und *Albrecht Classen* (1988).

<sup>179</sup> Vor allem hinsichtlich der Erzählerkonzeption Wolframs haben vor allem *Eberhard Nellmann* (1973) und *Karl Bertau* (1983), die wichtigsten Untersuchungshinweise beigetragen.

<sup>180</sup> *Rüdiger Krüger* (1987), S. 18, liest aus den Selbstaussagen des JT-Corpus - in der Annahme, dass es sich hierbei teils um eine Wolfram-Fiktion handelt und Wolfram andererseits selbst als Teilautor mitgewirkt hatte - einen Teil der älteren Lebensgeschichte Wolframs heraus. So scheint er den Passagen JT,(A), 761 f; 2431; 2891; 3811 und der Passage 3595-96 im Vergleich mit Pz. 184,30 ff.; 216,28; 740,29 und Wh. 33,24 entnehmen zu können, dass Wolfram nach einem durchaus bewegten und ausgefüllten Leben einen Altersruhesitz erhalten habe und den JT-Corpus in der Rückschau neben vereinzelt Realitätsbezügen und fiktionalen Elementen mit einem ritterlichen Lebensgefühl ausstatte, obwohl er selbst sicher niemals ein Mitglied des ritterlichen Standes gewesen sein mag. Es kann nach dem heutigen Forschungsstand jedoch davon ausgegangen werden, dass diese Sichtweise die Verifizierbarkeit des Werkes um ein vielfaches sprengt.

Es kann angenommen werden, dass dem Konzepteur der ersten Handschrift (A) des JT-Corpus unter Umständen einige wenige Daten über den Dichter Wolfram zur Verfügung standen, andere jedoch vielleicht eher der Assoziation, der Phantasie oder der Interpretation zuzuschreiben sind, wie beispielweise die nur im JT-Corpus belegte Namensnennung *Pleinfeld*, als Aufenthaltsort Wolframs, ein Ort, der unmittelbar in der Nähe von Eschenbach liegt. Die Frage die sich zwangsläufig daraus ergibt ist jedoch, warum der Konzepteur der Handschrift (A) diese fiktionalen oder vielleicht sogar biographischen Bezüge zu Wolfram in den Text inseriert, wenn er nicht beabsichtigt die Rollenkonzeption Wolframs weiterzuspielen?

Als problematisch für die Forschung hat sich der Umstand erwiesen, dass eben diese Bezüge, ungeachtet ihrer möglicherweise fiktiven Herkunft, als Beweis für die Verfasserfiktionstheorie benutzt wurden, da der Ich-Erzähler des JT-Corpus in der Handschrift (A), das sogenannte literarische Selbstportrait Wolframs übernimmt.<sup>181</sup> Doch auch hier zeigt sich, dass innerhalb der Analyse des JT-Corpus eine stärkere Differenzierung ausgeblieben ist. Wenn die poetologischen Diskurse des JT-Corpus - vor allem die der Handschrift (A) - einen Gegenentwurf zu Wolfram aufzeigen, sich also in unmittelbarer Differenz dazu verhalten, dann verschiebt sich das übernommene literarische Selbstportrait Wolframs oder aber muss anders gedeutet werden. Oder anders gefragt: Warum übernimmt ein Ich-Erzähler fiktive autobiographische Bezüge Wolframs, wenn er einen poetologischen Gegenentwurf gestaltet und er gleichzeitig als gedachter 'Wolfram' sein eigenes Werk als unzureichend bezeichnet und es daher vollkommen neu zu konzipieren gedenkt? Mit der Übernahme der quasi-biographischen Bezüge beansprucht er zwar die Autorität Wolframs, zerstört sie jedoch in dem Moment wieder, in welchem er Kritik an der Konzeption Wolframs übt. Die sogenannte Wolfram-Rolle wäre nur dann intratextuell glaubwürdig und narrativ ohne Bruchstellen, wenn die Erzähler-Rolle eben genau auf dies verzichtet hätte.

Es sind eben genau diese intratextuellen Bruchstellen, die bei genauerer Untersuchung der Handschrift (A) ins Auge fallen und eine Wolfram-Rolle fragwürdig erscheinen lassen. Es deutet vielmehr vieles daraufhin, dass es sich bei der Konzeption der Erzähler-Instanz des JT-Corpus der Handschrift (A) um einen vertexteten 'Erzähler' handelt, die innerhalb des poetologischen Diskurses ein elaboriertes Spiel eröffnet, welches

---

<sup>181</sup> Wie man dies innerhalb der Werkkonzeption des JT-Corpus zu bewerten hat, wird sich im Verlauf der Analyse noch zeigen.

jedoch von Anfang an dechiffriert werden kann. Der Ich-Erzähler differenziert zwischen sich und Wolfram, indem er - um die poetologische Differenz aufzubauen - als Aktantin die personifizierte Aventure aus dem Parzival Wolframs übernimmt, über sie den poetologischen Diskurs Wolframs verneint und ein unabhängiges Gegenmodell schafft. Im Parzival war die Aventure das alter ego des Erzählers selbst, im JT-Corpus repräsentiert sie das Konzept des Parzival und wird damit mehr oder weniger zur Gegenspielerin des JT-Konzepts.

Wolframs gesellschaftskritische Diskurse, die Kritik an sowohl weltlichen als auch klerikalen Institutionen, werden im JT-Corpus nicht nur vollkommen zurückgedrängt, sondern vielmehr in ihr Gegenteil verkehrt. Die Tempelritter Albrechts werden als gänzlich vollkommene Gottesritter gezeichnet und nicht so wie im Parzival als aggressive und todbringende Verteidiger der unsichtbaren Grenzen des Galsreiches ebenso wie die Artusritter, die bei Wolfram mitunter auch als Pferdediebe und Frauenschänder, wie Meljakanz und Lehelin auftreten. Selbst König Artus ist innerhalb des JT-Corpus ein schillernder, weltlicher Vertreter Gottes und nicht, wie etwa im Parzival, ein Fürst, der stetig darum bemüht ist, seine schwindende Autorität immer wieder aufs Neue unter Beweis zu stellen, wie es sich in der Ither- und Blutstropfenszene deutlich ablesen läßt.

Aus dem poetologischen Diskurs des JT-Corpus der Handschrift (A) läßt sich somit nur erschließen, dass es sich bei dem Ich-Erzähler um einen Kritiker Wolframs handelt, der sich zwar einzelner Bezüge aus dem Parzival, den Titirel-Fragmenten und dem Willehalm bedient, jedoch diese intratextuell innerhalb seiner Erzählerkonzeption offensichtlich bricht und umdeutet. Aus dem intratextuellen Geflecht des Diskurses lassen sich damit keinerlei verlässliche Aussagen über den Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) und seines unbekanntem Vorläufers treffen. Ergiebiger erweisen sich die einzelnen historischen Bezüge, die ein Bild dessen vermitteln, welche zeithistorischen Diskurse in den JT-Corpus der Handschrift (A) eingeflossen sind.

Innerhalb der JT-Forschung wurde neben der Handschrift (A) vor allem das Verfasserfragment für die zeitliche Fixierung herangezogen. Frühere Untersuchungen hatten einen Zeitraum zwischen dem Tod Richards von Cornwall (2.4.1272) und der Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen König (1.10.1273) angesetzt. Es wäre jedoch auch anzunehmen, dass das Verfasserfragment, welches als loses, zerschnittenes Beiblatt der Handschrift (C) beilag, bereits um 1268 entstanden ist, als weite Teile von Schwaben nach dem Niedergang der Stauferdynastie in das bayerische Gebiet einverleibt wurden. Konradin

wurde 1268 hingerichtet, womit Ludwig der Strenge als dreifacher Landesherr und vielleicht sogar Gönner in Frage kommt.<sup>182</sup> Innerhalb der Handschrift (A) wird von Richard von Cornwall als noch lebend gesprochen, eine Tatsache, die zumindest für den Beginn und weite Teile des JT-Corpus dieser Handschrift einen Entstehungszeitrahmen zwischen 1268 und 1272 möglich erscheinen lässt. Die Forschung hat sich daher eingehend mit den Textpassagen über Richard von Cornwall beschäftigt und seine Gestalt zum Gegenstand einer zeithistorischen Eingrenzung des Text-Corpus der Handschrift (A) gemacht. Seine Niederlage gegenüber den, auf der Seite seines Bruders stehenden, Baronen in der Schlacht von Lewes 1264, scheint die Grundlage des Spottes zu bilden, auf welche in JT, (A), 2997 hingewiesen wird. Andrea Lorenz ist aufgrund dieser historischen Grundlagen und einer Überprüfung der dafür in Frage kommenden Textpassagen des JT-Corpus in der Handschrift (A) zu dem Ergebnis gekommen, dass man die Entstehungszeit der möglicherweise ersten Abschrift des Corpus, der Handschrift (A), in einen Zeitrahmen zwischen den Eckdaten 1264 und 1272 einordnen kann. Da jedoch das erste Drittel des JT-Corpus bis zur ersten Erwähnung Richards von Cornwall bereits vorgelegen haben muss, scheint es auch durchaus denkbar, dass man auch einen Entstehungsraum zwischen 1262 und 1272 in Erwägung zieht. Eine genauere zeitliche Fixierung lässt sich vielleicht auch durch die zahlreichen Reminiszenzen der Berthold-Predigten, die in den JT-Corpus eingearbeitet wurden, leisten.

Die JT-Forschung ist bisher wahrscheinlich zurecht davon ausgegangen, dass es keinerlei ‘Zwischen-Abschriften’ der Predigten gegeben haben kann und Albrecht höchstwahrscheinlich auf eine Fassung von 1262 zurückgegriffen haben muss, die verlorengegangen zu sein scheint. Da der Forschung heute nur eine zweite Abschrift dieser Predigten zur Verfügung steht, in welcher jedoch auf die erste verwiesen wird, kann man durchaus davon ausgehen, dass einige dieser Predigten in diesem Jahr entstanden sind. In jedem Fall aber ist der unmittelbare Bezug zum Augsburger Franziskanerkreis als plausibel anzunehmen.<sup>183</sup>

Betrachtet man beispielsweise den Prolog des JT-Corpus der Handschrift (A) unter einem weitergefassten Blickwinkel und nicht nur, so wie gerade die ältere Forschung es immer wieder zu beweisen versucht hatte, hinsichtlich einer Übernahme wolframscher Motivketten und Formulierungen, so fallen bei weiteren Untersuchungen spezifische

---

<sup>182</sup> Max Spindler (1977), S. 1260 ff.

<sup>183</sup> Hans Fromm (1984), S. 89f. Wieder in: Hans Fromm (1989).

Besonderheiten auf, die sich nicht aus den Werken Wolframs von Eschenbach allein erschließen lassen.

Vornehmlich der breit ausgefächerte theologische Aspekt des Prologs erinnert inhaltlich stark an die Berthold Predigten, genauer gesagt an die Predigt „*von dem wagen*“<sup>184</sup> und einige andere innerhalb der Sammlung. Lange Zeit hielt man die Texte der Berthold-Predigten, deren früheste Handschriften uns aus dem 14. Jahrhundert überliefert sind, für ein in sich geschlossenes Textcorpus des franziskanischen Klerikers. Erst die Arbeit von Wilhelm Stöltens<sup>185</sup> erbrachte den zwingenden Beweis, dass wir es bei den auf uns gekommenen Texten nicht nur mit einem immer wieder rezipierten Textcorpus des Mönchs zu tun haben, welcher den Angaben auf seinem Grabstein zufolge am 14. Dezember 1272 in Regensburg verstarb, sondern dass sich dahinter eine Sammlung mehrerer Kleriker mit deutlichen Abweichungen verbirgt. Von Berthold selbst ist bekannt und bezeugt, dass er ab 1240 zahlreiche Predigtreisen durch Süddeutschland, der Schweiz und wohl auch durch Frankreich und Ungarn unternommen hatte und ab 1263 zusammen mit Albertus Magnus, von Papst Urban IV. beauftragt, als Kreuzzugsprediger durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz zog, um gegen die Häresie zu predigen. Es ist anzunehmen, dass der Konzepteur der Handschrift (A) vor allem etwa ab 1263 in Kontakt mit den Predigten gekommen war. Ob nun in Form der schriftlichen Fixierung der ersten Predigten oder aber auch durch die Teilnahme an den zumeist auf freiem Feld gehaltenen Veranstaltungen, lässt sich nicht mit Gewissheit verifizieren. Doch lässt sich aus der Genauigkeit der chronologischen Abfolge des Bertholdschen Tugendkatalog innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) wohl eher von einer schriftlichen Vorlage ausgehen, welche dem Konzepteur zur Verfügung gestanden haben muss.<sup>186</sup> Es sind gerade die in diesen

---

<sup>184</sup> Innerhalb der Forschung gehen die Meinungen zum Einwirken der Berthold-Predigten, weit auseinander. Sicher sind sich jedoch viele Interpreten, dass es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen diesen Texten und dem Jüngerem Titulrel gibt. Wie und in welcher Form diese Texte dem Konzepteur des JT-Corpus zugänglich waren, konnte jedoch bislang nicht hinreichend und zufriedenstellend geklärt werden.

Vgl. hierzu: *Kumitsch* (1959), S.217; *Ragotzky* (1971), S. 146-148; *Adolf* (1972); *Röll* (1984), S. 67-93; *Hahn* (1984), S. 237ff.

*Wilhelm Stöltens* Dissertation (1921), gilt jedoch bis heute als eine der besten Analysen zum Thema, wird jedoch schon seit einigen Jahren nicht mehr in die Diskussion um die Deutung des Prologs miteinbezogen, obwohl gerade diese Arbeit den Schlüssel zum besseren Verständnis in sich birgt.

<sup>185</sup> *Wilhelm Stöltens* (1921), S. 14 ff.

<sup>186</sup> *Volker Mertens* (1980), Sp. 2035 ff.; *Aaron J. Gurjewitsch* (1993), S. 41-78. *Ders.:* (1997), S. 152-220.



Predigten exemplifizierten Gefahren der Häresie, welche in erweiterter Form die franziskanische Position, die *'raison d'être'*, widerspiegeln. Jedoch erweitert der Konzepteur der Handschrift (A) des JT-Corpus diese Position nicht im Sinne einer Bertholdschen Drohbotschaft der Angst und des Schreckens, um auf die Lasterhaftigkeit der sündigen Welt aufmerksam zu machen, sondern zeigt vielmehr den Weg zur Heilerlangung auf, welchen jeder sündige Mensch beschreiten kann.

Entgegen der innerhalb der Forschung immer wieder vorgebrachten Theorie speist sich der Prolog der Handschrift (A) des JT-Corpus nicht, wie bisher immer wieder angenommen wurde, einzig und allein aus dem *Parzival* und *Willehalm* Wolframs, sondern ist vielmehr als eine Art Kommentar oder Weiterentwicklung der Predigten Bertholds von Regensburg in Verbindung mit Wolframs Konzepten aus seinen Werken zu verstehen<sup>187</sup>, d.h. mit anderen Worten, die lange und wohl gehütete These der Altgermanistik, der Prolog des JT-Corpus sei ein »*schonungsloser Beweis*« dafür, dass sich hier ein gänzlich unbekannter Dichter zum Autor des *Parzival* stilisiert, jenes Werk und den *Willehalm* erbarmungslos ausschachtet und das vorgefundene Textmaterial nach seinen »*wilden Piratenzügen durch Wolframs Werke*«<sup>188</sup> in dichterischer, nicht gerade herausragender Form wiedergegeben hat, kann unter Berücksichtigung einer erneuten Analyse und unter Einbeziehung der frappierenden Übereinstimmungen mit jener besagten Predigt des Franziskaners kaum noch aufrechterhalten werden.

Zwar hatten die Arbeiten von Stölten und Röll durchaus Anregungen gegeben, die Predigten Bertholds in die Diskussion, um den Stellenwert des Prologs des JT-Corpus aufzunehmen, jedoch herrschte sehr lange Zeit innerhalb der Forschung Unklarheit darüber, ob nun der Dichter des JT-Corpus Anleihen bei dem Kleriker genommen hatte, oder ob nicht gar diese Passagen für die Konzeption der Predigten verwendet wurden. Der Vorgang 'subjektivistischer Literaturbetrachtung' des 19. Jahrhunderts hatte jenes Interpretationsphantom der JT-Forschung hervorgebracht, dass der Dichter des JT-Corpus, wenn er schon alles von Wolfram abschreibt, selbstverständlich auch diese Predigten

---

<sup>187</sup> Herbert Guggenberger (1992), S.56 spricht von der engen Beziehung des JT-Corpus zu den sogenannten Predigten Bertholds von Regensburg, macht jedoch nicht darauf aufmerksam, dass es sich bei diesen Texten um franziskanische Sammlungen ganz unterschiedlicher Autoren handelt und wie weitreichend diese enge Beziehung für das Textverständnis des Jüngeren Tituel einzustufen sei. Eine Analyse der betreffenden Stellen wird von Herbert Guggenberger in seinem Buch nicht vorgestellt.

<sup>188</sup> Werner Schröder (1982a), S. 24 f.

kopiert, und ihre wortgewandten Scharfrichter hatten für lange Zeit diese eine Deutung *a priori* der Interpretation vorangestellt. Nach heutigem Forschungsstand ist jedoch sicher, dass die Predigten Bertholds nicht vom JT-Corpus abhängig waren, sondern der JT-Corpus die inhaltlichen Aspekte einiger Predigten Bertholds in sein Werk aufgenommen hat.

Vor allem die Berthold zugeschriebene und bekannte Predigt *‘Von den Planeten’* ist von entscheidender Bedeutung, ohne die die Passagen JT,(A), 48,28 ff und auch JT,(A), 2803-2806 kaum zu verstehen sind, da sie eine strenge Komprimierung dessen beinhalten, was in den Texten Bertholds ausformuliert wurde. Auch die siebte Predigt *‘Von den Engeln’* und die vierundfünfzigste der Textsammlung, welche an theologische Diskurse von Augustin, Bonaventura und Hugo von St. Viktor anknüpft, sind in ihrer Strukturierung und ihrer Kernaussage teilweise mit dem gedanklichen Aufbau des JT-Corpus der Handschrift (A) identisch. Zahlreiche Formulierungen werden teilweise wörtlich oder aber auch paraphrasiert wiedergegeben und Lexeme in einen anderen Bezugsrahmen gesetzt.

In den Überlieferungsgruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> sind jedoch die aus den Berthold-Predigten übernommenen und zentralen Tugendkataloge vollkommen neu verarbeitet worden.<sup>189</sup> Vor allem JT<sup>II</sup> weicht von der Chronologie der aufgezählten Tugenden im Gegensatz zu JT<sup>I</sup> entschieden ab und folgt den in den Titirel-Fragmenten Wolframs verarbeiteten Tugendlisten. Die Redaktoren änderten das Textmaterial in der Annahme ab, einen verderbten Wolfram-Text wiederherzustellen, konnten jedoch den Bezug zu den Berthold-Predigten nicht mehr herstellen.

Die Einarbeitung dieser wichtigen Passagen lassen es somit durchaus plausibel erscheinen, dass, ausgehend von der Erwähnung Richard von Cornwalls und den hierfür erbrachten historischen Daten und der Einarbeitung einzelner Aspekte der sogenannten Predigten Berthold von Regensburg, der Entstehungszeitraum des JT (A) zwischen 1262 und 1272 liegt.

---

<sup>189</sup> Interessanterweise ist bisher noch keiner der Interpreten, ausgenommen *Walter Röll*, auf den Gedanken gekommen, die Textzeugen sprachlich und inhaltlich miteinander zu vergleichen. Dennoch muss bei genauer Analyse jedem Interpreten, welcher sich um die logische Kohärenz der Texte des JT-Corpus bemüht, offensichtlich klar werden, dass die ‘systematisierte Skelettstruktur’ der Berthold-Texte in den Handschriften des JT-Corpus erkenn- und extrahierbar ist und somit die These von einer alleinigen Abhängigkeit von Wolframs *Parzival* und den Titirel-Fragmenten noch einmal neu überdacht werden muss.

Auch die Frage nach den unmittelbaren Auftraggebern zur ungefähren Abfassungszeit der Handschrift (A) erweist sich als ausgesprochen diffizil. Obwohl gerade diese Fragestellung unter Umständen näher an die historische Persönlichkeit des vielbesagten Konzepteurs heranrücken könnte, ist jedoch auch dieser literarische Annäherungsversuch hinsichtlich der allegorischen Tendenz der Selbstaussagen eher als spekulativ zu bewerten. Der Konzepteur der Handschrift (A) wurde unmittelbar mit dem Meißener, Thüringer und Bayerischen Hof in Verbindung gebracht. Als besonders beweiskräftig wurde bisher die Passage JT,(A), 2997 erachtet, welche unmittelbar eine implizite Aufforderung zur Wahl des deutschen Königs beinhaltet.

Die Bestrebung einer Neuwahl, welche im Gegensatz zu dem im Text genannten *‘kronlosen Engländer’* niemand schädigen soll, kann sich unter Umständen auf die Neuwahlbestrebungen im Jahre 1264/65 beziehen.<sup>190</sup> Es kann jedoch als relativ gesichert angenommen werden, dass sich die Entstehungszeit der Handschrift (A) nicht über das Ende des Interregnums hinaus festmachen lässt, da sich keinerlei Texthinweise auf den Ausgang der Wahl festmachen lassen. Die Handschrift (A) des JT-Corpus muss also schon zuvor größtenteils oder sogar gänzlich abgeschlossen gewesen sein.

Zieht man also diese Bezugspunkte hinsichtlich der Entstehungszeit in Betracht, so kann man möglicherweise ausgehend vom heutigen Stand der Forschung hypothetisch die Auftraggeber aus dem Textcorpus extrahieren. Joachim Bumke hat den Auftraggeber allein auf Ludwig II. beschränkt.<sup>191</sup> Die Frage nach den im Prolog angesprochenen, anonymen drei Fürsten konnten er und Werner Wolf<sup>192</sup> jedoch nur durch die Annahme klären, dass es sich hierbei um drei weitere fürstliche Gönner aus dem Hause Ludwigs II. handeln könnte.<sup>193</sup>

JT,(A), 64,1-4:

*»Die bet hat mich vervahet gen fursten drin ze nichte.*

*so bin ich, der da gabet an ir gebot vil gar in staeter pflichte.*

*durch si den lip muoz ich ze velde wagen*

*in sturme und in strite. wer si sin, des darf mich nieman vragen«.*

---

<sup>190</sup> Ob dies jedoch auch einen unmittelbaren Zusammenhang auf Ludwig II. zulässt, ist jedoch fraglich.

<sup>191</sup> Joachim Bumke (1979), S. 196; ebenso Peter Kern (1984), S. 147 ff.

<sup>192</sup> Werner Wolf (1952/53), S. 314.

<sup>193</sup> Joachim Bumke (1979), S. 295.

Selbst seine vorgebrachte Bitte, so der Ich-Erzähler, hat ihn nicht aus der Pflicht den Fürsten gegenüber entbunden, für sie ins Feld bzw. in den Krieg zu ziehen und sein Leben aufs Spiel zu setzen. Doch sollte den Ich-Erzähler niemand fragen, wer diese drei Fürsten wären. Würde man an dieser Stelle die Strophe als einen autobiographischen Bezug werten, so müsste man davon ausgehen, dass der Ich-Erzähler hier suggeriert, ein Gefolgsmann dieser unbekanntenen drei Fürsten zu sein und in ihrem Namen Kriegsdienst zu leisten hat. Bezieht man diese Strophen auf realhistorische Persönlichkeiten, so müsste man daraus folgern, dass dieser nicht nur in einem Lehensverhältnis zu den drei Fürsten stand, sondern auch gleichzeitig von ihrer Gönnerschaft abhängig war.

Joachim Bumke und Helmut de Boor<sup>194</sup> haben in diesem Zusammenhang den intratextuellen Bezug zu der Passage JT,(A), 5843-44 hergestellt, welche sich inhaltlich auf die ihrer Meinung nach genannten Fürsten aus dem Prolog bezieht. Die in dieser Passage angepriesene Großzügigkeit, mit welcher der Ich-Erzähler seine Gönner in JT,(A), 5843 bedacht und ausgezeichnet hatte, wird jedoch in der darauf folgenden Strophe JT,(A), 5844 insofern zurückgenommen, da er, der Ich-Erzähler, wohl schwerlich davon zu profitieren wüsste.

JT,(A), 5844, 1-4: *»Wer dise fursten waeren, der wil ich gerne swigen.  
si lant sich niht vermaeren, wan ich ir gabe nimmer darf genigen.  
si sint der mitte wol uf diutscher terre  
und sint der kerge naben: diu milte, diu hat in gebuset verre!«.*<sup>195</sup>

Eine urkundliche Erwähnung, die unter Umständen auf eine historisch fassbare Person hinter der Strophe schließen lassen könnte, lässt sich möglicherweise an Heinrich III. festmachen, welcher ab 1263 als Souverän Meißen und der Ostmark fungierte, während seine beiden Söhne Albrecht und Dietrich ab 1262 als Landgrafen von Thüringen/Sachsen und der Markgrafschaft Landsberg regierten. Die Zuschreibung scheint schon deshalb plausibel, da gerade nach der Hinrichtung Konradins im Jahre 1268 die innerfamiliären kriegerischen Auseinandersetzungen im Hause Wettin und der Tod Margaretes, der Tochter Friedrichs II., ein erlahmendes Interesse an der Gönnerschaft durchaus möglich

<sup>194</sup> Helmut de Boor (1973), S. 253.

<sup>195</sup> *»Um welche Fürsten es sich handelt, deren Namen wil ich gerne verschweigen. Es ist ihnen kein guter Ruf zuzusprechen, denn vor ihrer Gabe brauche ich mich künftig nicht mehr verneigen. Sie sind mitten auf deutscher Erde und stehen der Sparsamkeit nabe: Die Freigiebigkeit ist ihrem Hause fern«.*

erscheinen lassen. Jedoch kann die Frage letztlich nicht eindeutig entschieden werden, ob der Entzug der Gönnerschaft, sofern mit dem Hause Wettin zu identifizieren, als Motivation durch die entgangene Kaiserwürde für das Hause Wettin ausgelöst wurde, oder ob gar innerfamiliäre Auseinandersetzungen eine Fortführung der Gönnerschaft unmöglich gemacht haben.<sup>196</sup>

Obschon die These sich durchaus mit Referenzen aus der Realhistorie untermauern ließe, lässt sie sich letztendlich nicht wirklich dem Text-Corpus der Handschrift (A) zugrunde legen. Es kann durchaus angenommen werden, dass Heinrich von Meißen und seine Söhne die Arbeit am JT-Corpus der Handschrift (A) angeregt haben könnten, doch es spricht andererseits auch nichts dagegen anzunehmen, dass diese sehr viel kürzer als bisher angenommen, die Gönner des vermeintlichen Dichters gewesen sein könnten. Betrachtet man die zahlreichen intratextuellen Bezüge der Handschrift (A) im Hinblick auf zeitgeschichtliche Anspielungen genauer, so scheint es plausibel zu sein, dass wohl ein Gönnerwechsel gegen Ende des zweiten Drittels des Textes anzunehmen ist und wohl Ludwig der Strenge ab etwa 1265 als Gönner in Frage zu kommen scheint.<sup>197</sup> Vergleicht man darüber hinaus die Gruppe JT<sup>I</sup> mit der Gruppe JT<sup>II</sup>, so fehlt genau die Passage JT,(A), 5844, welche die drei Fürsten in die Mitte Deutschlands lokalisiert. Die Redaktion R weist innerhalb des Textes nicht nur eine auffällige Lücke auf, sondern ändert den Wortlaut im Gegensatz zur Handschrift (A) vollkommen ab.

JT,(R), 5844: *»Wer dise fursten waeren, des muez ich laider sweigen.  
ich wil ir nicht vermaeren, nimmer mer haubet ir wirde muez geneygen.  
ich wil sev weder loben noch enschelten.  
swas si an mir verdienen, des schullen si arge nicht enkelten«.*<sup>198</sup>

Die Redaktion R tilgte die geographische Lokalisierung der drei Fürsten aus Mitteldeutschland, die bislang als Beweis für die Gönnerschaft immer wieder herangezogen

---

<sup>196</sup> Kurt Nyholm (1986b), S. 201 f, sah den Dichter des JT-Corpus als einen Parteigänger Margaretes an und bezieht den Entzug der Gönnerschaft auch auf Margaretes Flucht vor ihrem Mann von der Wartburg im Jahr 1270. Ob dies allein jedoch aus dem Lob über die eheliche Treue im JT-Corpus an besagter Stelle geschlossen werden kann, muss offen bleiben.

<sup>197</sup> Andrea Lorenz (2002), S. S. 120.

<sup>198</sup> *»Wer diese Fürsten sind, darüber muss ich bedauerlicherweise schweigen. Ich will ihnen nichts Ungutes nachsagen, so wie man nie wieder vor ihrem Ansehen das Haupt zu neigen bräuchte. Ich will sie weder loben, noch ihnen Schlechtes nachsagen, was sie mir Gutes widerfahren ließen, soll nicht nur Böses entgolten werden.«*

wurde. Eine Erklärung hierfür könnte zum einen sein, dass dem Redaktor von R der Bezug zu den drei Fürsten - *mitte wol uf duetscher terre* - als nicht mehr verständlich erschien und er aus diesem Grund den Vers nicht mit aufgenommen hatte. Zum anderen wäre es in Anbetracht der Tendenz von R, das Textcorpus des JT auf Wolfram hin zurückzuschreiben, auch wahrscheinlich, dass der Redaktor davon ausgegangen ist, einen echten Wolfram-Text vor sich haben und aus diesem Grund die für ihn falschen historischen Bezüge gestrichen hat, da auch die Namensnennung Albrechts in allen Überlieferungszeugen von JT<sup>II</sup> ebenso eliminiert wurde.<sup>199</sup> Darüber hinaus tilgt der Redaktor von R die in der Handschrift (A) kritisierte 'Knausrigkeit' der Fürsten und entlastet sie.

Peter Kern<sup>200</sup> hatte die Frage nach der Identifizierbarkeit der drei anonymen Fürsten insofern anders gelöst, als er sie nicht auf historische Personen festlegen wollte, sondern vielmehr die tendenzielle allegorische Umdeutung der Passagen Wolframs als Ausgangsbasis nutzte, um die angesprochenen Fürsten als Allegorie der Trinität zu interpretieren. Dennoch hatte gerade die These von de Boor und Bumke innerhalb der Forschung breiten Anklang gefunden, während hingegen Kerns Interpretation bisher nicht in die Analysen miteingeflossen ist, obwohl es durchaus denkbar wäre, eine allegorische Deutung der drei Fürsten in Betracht zu ziehen.

Doch wenngleich die These, dass wir es im Textcorpus JT<sup>I</sup> bei den angesprochenen Passagen JT,(A), 64 und 5843/44 tatsächlich mit den Mitgliedern des Hauses Wettin zu tun haben, in der Forschung bisher kritiklos anerkannt wurde, erscheint dies dennoch aufgrund der alleinigen mitteldeutschen Lokalisierung als nicht beweiskräftig genug.<sup>201</sup> Obwohl der Text der Handschrift (A) darum bemüht ist, historisch fassbare Lokalitäten in den Textzusammenhang miteinfließen zu lassen, so neigt die Handschrift (A)

---

<sup>199</sup> Siehe hierzu vor allem die Untersuchung von *Joachim Bumke* (1971), S. 398 ff.

<sup>200</sup> *Peter Kern* (1984), S. 150 ff.

<sup>201</sup> *Walter Röll* (1964), S. 66 ff. nimmt aufgrund der häufigen Erwähnung Sachsens in JT,(A), 1984; 2131; 2223 an, dass es sich bei dem Auftraggeber um Albrecht II. von Sachsen-Wittenberg handeln könnte, da sich auch innerhalb dieser Familienkonstellation ähnliche politische Auseinandersetzungen innerhalb der Herrscherfamilie ausmachen lassen. Gegensätzlich argumentiert *Andrea Lorenz* (2002), S. 123 ff. Ausgehend von dieser Untersuchung geht sie hypothetisch davon aus, dass der Dichter der Handschrift (A) des JT-Corpus durch die Benennung einzelner west- und mitteldeutscher Gebiete auf einen nachvollziehbaren Erfahrungswert seines Primärpublikums abzielt (S. 126). Beweiskräftig genug ist jedoch auch dieser Ansatzpunkt nicht.

dennoch eher zu Verfremdungseffekten und Neubildungen verifizierbarer geographischer Örtlichkeiten, die sich als Konglomerat biblischer Bezüge darstellen, in welcher die real-historische Welt mit alttestamentarischen Komponenten verbunden wird. Das Nebeneinander von historischen Daten und der Welt des JT-Corpus der Handschrift (A) gehen innerhalb der Textkonzeption Hand in Hand, überschneiden sich und bedingen einander.<sup>202</sup>

Doch trotz der Notwendigkeit der Identifizierung historisch geographischer Lokalitäten für die Frage nach einem möglichen Entstehungsrahmen- bzw. ort, liefert das Corpus des JT der Handschrift (A) jedoch durchgehend nur rudimentäre Ansatzpunkte lokaler Fixierung, die es ermöglichen, die Abfassungszeit noch genauer zu bestimmen.

---

<sup>202</sup> Siehe hierzu vor allem die Arbeit von *Klaus Zatloukal* (1984), S. 94-107. Ausgehend von den besonderen Eigennamen des JT-Corpus hinsichtlich geographischer Länder- und Herkunftsamen, ist Zatloukal zu dem Schluss gekommen, dass der Dichter diese einsetzt, um den Eindruck glaubhafter Realitäten und historischer Wahrheiten zu schaffen.

### III. *Der Prolog des Jüngerer Titurel*

Da die Positionierung des Erzähler-Ichs untrennbar mit der Gesamtaussage des Prologs verbunden ist, werde ich in einem breiter angelegten Rahmen die Gedankengänge und Stationen des Texteingangs nachzeichnen und die philosophisch-religiöse Thematik dabei nur dort für das Textverständnis analysieren, wo sie für den Aussagegehalt unentbehrlich ist.<sup>203</sup> Da ich jedoch den Prolog von einer neuen Seite her beleuchten möchte, ist es in diesem Kapitel unumgänglich, den Bogen um die Positionierung des Ich-Erzählers weiter zu fassen als bisher, also auch jene Stellen einer Prüfung zu unterziehen, die auf den ersten Blick nicht unmittelbar mit der Frage nach der Erzähler-Instanz im Zusammenhang zu stehen scheinen. Da sich die thematischen, religiösen und philosophischen Sonderwege des Jüngerer Titurel stärker als bisher im Allgemeinen angenommen, von einem 'Remake' des *Parzival* fundamental abheben und unterscheiden, ja sogar in einigen Teilaspekten im Widerspruch zum Gedankengerüst Wolframs von Eschenbach stehen, wird es notwendig sein, sowohl die bisher erbrachten Forschungsergebnisse, als auch den Wortlaut der Handschrift (A) mit dem Editionstext zu vergleichen und dies einer kritischen Prüfung zu unterziehen.<sup>204</sup> Um die Handschrift (A) in ihrem originären Wortlaut wiederzugeben, wird sie deshalb in dieser Untersuchung an vielen Stellen neu transkribiert und dem Editionstext gegenübergestellt. Verschreibungen oder Sonderfehler, welche die Handschrift aufweist, werden jedoch kenntlich gemacht und mit dem Editionstext verglichen.

---

<sup>203</sup> Die Untersuchung des Prologs der Handschrift (A) stellt eine Erweiterung der Thesen dar, die ich meiner Magisterarbeit aus dem Jahre 1999 zugrundegelegt hatte und stehen hinsichtlich der Erzähler-Rolle des JT-Corpus der Handschrift (A) im Gegensatz zu den Analysemodellen Thomas Neukirchens und Volker Mertens. Siehe: *Bianca Desirée Heidker* (2000); *Thomas Neukirchen* (2003); *Volker Mertens* (2005). An dieser Stelle möchte ich Herrn Volker Mertens danken, der mir nach seinem Vortrag in Berlin 2003 eine vorläufige Fassung seines Artikels hatte zukommen lassen. Auch danke ich Herrn Thomas Neukirchen für die zahlreichen Gespräche während der Wolfram-Tagung in Saarbrücken 2004, wenngleich wir doch hinsichtlich der Positionierung des Ich-Erzähler zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen kamen.

Darüber hinaus verweise ich auf die hervorragenden Arbeiten von *Dietrich Huschebett* (1995), S. 184-198; *Walter Blank* (1989) und *Ingrid Hahn* (1984), S. 226-244.

<sup>204</sup> *Hans Fromm* (1984) hatte schon früh für eine veränderte Lesart des JT-Corpus propagiert und die Wolfram-Nachfolge in Frage gestellt. Die dem JT-Corpus immer wieder postulierte intentionsgetreue Nachfolge konnte Hans Fromm bei seinen Untersuchungen nicht ausmachen, sondern sieht das JT-Corpus als Auseinandersetzung mit Wolfram von Eschenbach und unterstreicht die deutliche Akzentverlagerung hinsichtlich des poetologischen Ansatzes. *Hans Fromm* (1984), S. 22 und wieder abgedruckt (1989), S. 235-257.



Schon der Beginn des Werkes stellt den Leser wie auch den Interpreten vor schwerwiegende Probleme.<sup>205</sup>

Der Prolog aller vollständig erhaltenen Handschriften des JT-Corpus beginnt mit dem Schöpferpreis auf die Macht, die Herrlichkeit und vor allem die Allmacht Gottes. Das dadurch eingeleitete Werk steht somit im Zeichen des einzigen christlichen Gottes, welches ihn preisen soll und dem es auch in erster Linie gewidmet ist.

JT,(A), 1b-3,4: »*daz si dinen gewalt mugen erswingen  
noch din herschaft also uber groze.  
keiser aller kunige bistu, got herre, und nieman din genoze.  
Zeprisen und zu rûmen ist immer din getichte,  
sit du reine bluomen himel und erde kundest wol von nichte,  
den himel mit der engel schar geberet,  
di erden mit gezierde, da von din lop in himel wirt gemeret*«.<sup>206</sup>

So beginnt der Prolog des Werkes mit einer eindeutig emphatischen Schöpferinvokation, welche in der arthurischen Versepiik kaum anzutreffen ist, da sie vornehmlich der geistlichen Dichtung vorbehalten ist.<sup>207</sup> Der *Willehalm* Wolframs von Eschenbach stellt hierbei das einzige hochmittelalterliche Epos dar, in welchem man den Schöpferpreis zu Anfang des Prologs ausmachen kann. Und auch in nachklassischer Zeit ist diese Form des Prologeingangs den legendarischen oder chronikalischen Werken vorenthalten, die Artusepiik des deutschsprachigen Raumes verzeichnet diesen Werkbeginn jedoch nicht. Es hat sich

---

<sup>205</sup> Der einleitende Gedanke zur Entstehungsgeschichte der Welt und des Menschen erinnert in gewisser Weise an einen Kommentar, wie es u.a. aus der *Glossa ordinaria*, aus dem ersten Drittel des 12. Jahrhunderts bekannt ist. Dieser im mittelalterlichen Schul- und Lehrbetrieb entstandene Kommentar zur Bibel, dessen herausragendster Bearbeiter Anselm von Laon war, stellt einen jeweils erläuternden Zusatz zu den einzelnen Büchern der Bibel dar, welche man aus der Väterliteratur und den Abhandlungen zeitgenössischer Magister entnommen, im Sinne der Marginal- und Interlinearglossen zusammentrug. Dass man die *Glossa ordinaria* in ihrem Wirkungskreis nicht unterschätzen sollte, zeigt sich an ihrer Weiterentwicklung zur biblischen Quaestiones- und Sentenzensammlung.

<sup>206</sup> »*Sodaß sie deine Kraft, als auch deine überwältigende Herrschaft nicht erreichen können, Kaiser aller Könige (bist du), Gott Herr und niemand ist dir ebenbürtig. Zu preisen und zu rühmen sind auf ewig deine Werke, da du reine Blumen, den Himmel und die Erde aus dem Nichts erschaffen konntest, den Himmel mit der Schar der Engel geheiligt hast, die Erde mit Schönheit, wodurch dein Lob im Himmel gesteigert wird*« (JT,(A), 1b-3,4).

<sup>207</sup> Friedrich Ohly (1961/62), S. 458f.; Jaeger (1978), S. 2; Brinkmann (1980), S. 1964, S.18, Kobbe (1969), S. 434f.

gerade in jüngerer Forschung zum JT-Corpus<sup>208</sup> deutlich gezeigt, dass die Schöpferpreisung letztlich nicht in alleinige und unmittelbare Abhängigkeit zum *Willehalm* gesetzt werden kann<sup>209</sup>. Zum einen hat der *Willehalm* nur partiell - wie sich noch zeigen wird - in bestimmten, jedoch modifizierten Teilaspekten Eingang in das JT-Corpus gefunden, zum anderen ist Wolframs Werk nicht auf der Basis der Heilsgeschichte konzipiert, welche die Welt erklären und faßbar machen soll, wie dies im JT-Corpus der Handschrift (A) zu beobachten ist. Die religiöse Metaphorik geht im *Jüngerem Titurel* gänzlich andere Wege, als man es im *Willehalm* beobachten kann. Die Fokussierung aller Handlungen der beteiligten Figuren auf ein heilsgeschichtliches Ziel hin, stellt eine Umakzentuierung des *Parzival* dar. Bestimmte Gedankengerüste des JT-Corpus weisen zwar eine deutliche Ähnlichkeit mit den wolframschen Vorlagen auf, jedoch sind sie in ihrer Form so stark umgedeutet und modifiziert worden, dass zwar von einer Anlehnung gesprochen werden kann, jedoch nicht von einer Übernahme, wie sich im weiteren Verlauf der Untersuchung noch zeigen wird. Dennoch bleiben die Erzählangebote des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht wie lange Zeit immer wieder betont wurde, ausschließlich innerhalb einer heilsgeschichtlichen Ausdeutung der Welt verankert, sondern nehmen gleichermaßen auch dynastische und herrschaftsspezifische Konzeptionen auf.<sup>210</sup>

Der heilsgeschichtliche Aspekt bleibt nicht auf den Werkbeginn beschränkt, jedoch nicht dergestalt, dass man die *christliche Heilslehre als Folie* verstehen darf, *»auf die der Prolog des Parzival in einer Weise projiziert wird, dass von seiner ursprünglichen Bedeutung nichts mehr bleibt«*.<sup>211</sup> Denn zum einen ist es nicht der komplette Prolog des *Parzival* und des *Willehalm*, welche wortgetreu oder intentionsgetreu neu zusammengesetzt wurden, und zum anderen sind es nur bestimmte, auf die religiös-heilsgeschichtliche Fragestellung hin orientierte Teilaspekte des wolframschen Gedankengerüsts und der dort vorgefundenen Erzählangebote, welche unter modifizierten Gesichtspunkten neu bewertet oder aber auch korrigiert werden.

Die Intention des Prologs des JT-Corpus stellt sich anders dar, als man es lange Zeit angenommen hatte. Bevor einige wenige und durchaus überschaubar bekannte

---

<sup>208</sup> Ingrid Hahn (1984), S. 226 und Herbert Guggenberger (1992), S. 64.

<sup>209</sup> Heute leider kaum noch beachtet, die Arbeit von Ernst Hermann, Die Inschrift des Brackenseils. Wandlungen der höfischen Weltanschauung im Jüngerem Titurel. Diss. Marburg 1939, S. 40f.

<sup>210</sup> Klaus Ridder (1998), hier S. 9 und 16.

<sup>211</sup> Herbert Guggenberger (1992), S.64.

Gedankengänge Wolframs in veränderter und neu konstruierter Form aus seinen beiden Prologeingängen in den Text des JT-Corpus der Handschrift (A) inseriert werden, geht es dem Erzähler-Ich darum, die grundsätzlichen heilsgeschichtlichen Aspekte der göttlichen Schöpfung klarzustellen und vor allem die Frage zu klären, welche Bedeutung der Mensch im christlich-heilsgeschichtlichen Zusammenhang einnimmt, da die Einzelschicksale der JT-Handlung und ihre Verflechtung innerhalb der Personenkonstellationen des JT-Corpus in einen überdimensionierten Heilzusammenhang eingeordnet und gleichermaßen auf ihn hin ausgerichtet sind.<sup>212</sup> Dieses bildet den äußeren Rahmen des Prologs der Handschrift (A), in welchem von der Schöpfung Gottes aus die Gesellschaft einer moral-didaktischen Unterweisung unterzogen wird.

Die immerwährende Vollkommenheit und Allmacht Gottes, die alle belebten und unbelebten Dinge des Lebens umfaßt, ist das Hauptthema des Prologs der Handschrift (A). Der Prolog vermittelt den Eindruck eines 'lehrhaften Wegweisers', die Heilsgeschichte in der Welt verankern und leben zu können. Sowohl die richtige Auslegung und Bedeutung der Worte als auch deren Umsetzung in Taten sind hierbei von zentraler Bedeutung. (*»Volkomen ist, ebentræhtic, sin herschaft, diu nicht slifet./ mit siner maht almæhtic er himel und erd und wac alumb begrifet./ daz ist in siner bend ein cleine palle/ und siner clære ougen durch sichtig luter baz dann dehein cristallex.* JT,(A), 6,1-4). Gott hat dem Menschen die Wahl gegeben, sich zwischen dem Guten und dem Bösen zu entscheiden (*»noch mer der jar mit wile der mensche lebt in vrouden ewich erkennet/ oder in noeten ewich da zerbelle./ di wil der mensch ist lebende, got git im wal zu nemen, welchez er wellex* JT,(A), 8,2-4). Schon zu Beginn des Prologs wird deutlich, dass der Ich-Erzähler kategorisch die Welt und alles was sich darin befindet extrem polarisiert. In Gut und Böse, in richtiges und falsches Handeln. Eine 'vermeintlicher Zwischenstatus' oder 'Grauzone menschlichen Handelns' und menschlicher Befindlichkeit wird von vornherein abgelehnt. Der Handlungsspielraum des Menschen bewegt sich einzig zwischen Himmel und Hölle. Der Mensch, so der Prolog weiter, ist durch die Güte Gottes den Engeln gleichgestellt (*»wie hoch got mensch und engel hat geedelte* JT,(A), 9,3), hat im heilsgeschichtlichen Zusammenhang nur die Wahl zwischen Gott und dem Teufel,

---

<sup>212</sup> JT,(A), 2781,4f.

Sigunes Totenklage um Tschionatulander dokumentiert nicht nur die Trauer um den Tod des Geliebten, sondern beinhaltet gleichzeitig auch Christi Tod und die Konsequenzen für das Leben aller Menschen. Dies spiegelt sich vor allem in der Beschreibung der Klausur wider, welche der Ich-Erzähler mit christologischen Motiven ausgemalt beschreibt.

zwischen Gut und Böse. Doch nicht nur die Entscheidung zum Guten hin gibt dem Menschen die Gewißheit, an Gottes Reich teilhaftig zu werden, sondern es ist vor allem die Tugend, die hierfür die Grundbedingung darstellt, welche allein durch Gott verkörpert wird (*»got selb ist alle tugende«*. JT,(A), 10,2a) und aus welcher die Menschen und die Engel geschaffen wurden (*»got der geschuof durch tugent mensch und engel«*, JT,(A), 10,3).<sup>213</sup>

Die Tugend gilt nicht nur innerhalb des Prologs der Handschrift (A) als Schlüsselbegriff der Werkkonzeption. Gerade dieser Begriff ist bisher in der Deutung des Prologs immer nur in seinem wortwörtlichen Sinne verstanden worden, im Sinne von Vorzüglichkeit, Tugend, feiner Sitte und Gesinnung im höfischen Zusammenhang. Der übertragene Sinn des Begriffes im Zusammenhang mit der Heilsgeschichte, als die Bezeichnung des Engels des zweiten Chores<sup>214</sup> wurde bisher nie näher analysiert, erweitert jedoch den Interpretationsrahmen des Gedankengerüsts des JT-Corpus. Innerhalb des strukturierten Textgefüges stößt man immer wieder auf Begriffsdefinitionen, welche nicht nur in ihrem buchstäblichen, sondern auch in ihrem christlich-allegorischen Sinn verwendet werden<sup>215</sup>. Dabei umfasst der Begriff der Tugend den wichtigsten Grundpfeiler im Verständnis des Gesamttextes. Jede *»res«*, welche bildlich sprechend oder allegorisch gedeutet innerhalb des Gesamtcorpus der Handschrift eingebettet ist, steht im Zusammenhang mit Gottes Tugend und seiner absoluten und geregelten Allmacht, der *potentia Dei absoluta* und der *potentia ordinata*.<sup>216</sup>

JT,(A), 6168: *»Ich such den gebeuren schaffer aller dinge.  
 aller creaturen und vind an in allen sunderlinge  
 ich vind in an dem svzzzen vogel sange  
 an aller bhvmen varwe wurtze smac vnd an der seiten klange«*.

<sup>213</sup> Die Einzigartigkeit der göttlichen Schöpfung des Menschen wird innerhalb des gesamten Textcorpus immer wieder aufs Neue thematisiert. U.a. *»Got hat menschen bilde geschaffen gar zebeile/daz zam und ouch daz wilde, ze gut, ze nutze lib und sele ze teile./ einhalb den lip mit manger vrucht iz spiset,/ anderhalb geistlichen mit tugende ler di sel iz paradiset«*. (JT,(A), 2805,1-4).

<sup>214</sup> Siehe hierzu: Matthias Lexer, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*, S. 233.

<sup>215</sup> Hans Henning Rausch (1977).

<sup>216</sup> In Bezug auf die absolute Allmacht ist alles möglich, was keinen Widerspruch beinhaltet. Bezüglich der geregelten Allmacht ist nur das möglich, was nicht den Naturgesetzen widerspricht. In ihnen verbirgt sich die Kraft Gottes und seine ewige Wahrheit. Siehe auch: Hans Henning Rausch, S. 13ff.

Die Vorstellung, die Natur als Buch<sup>217</sup> aufzufassen, aus welchem man die Geheimnisse der Kräfte und der Macht Gottes ablesen kann, tritt hier deutlich in den Vordergrund und wird auch im Verlauf immer wieder thematisiert. Nicht nur in der Auseinandersetzung um die Bedeutung der »res«, sondern auch als lehrhaftes Exempel in Bezug auf die Allgegenwart Gottes. Jedoch, und hier liegt eines der wichtigsten Anliegen des Ich-Erzählers, müssen diese im Kontext der Heilsgeschichte begrifflich fassbar und verständlich gemacht werden, damit Gottes Wirken in ihnen für den Menschen erkennbar und verständlich sind. Zuvor müssen sie jedoch, da Gottes ewige Wahrheit versiegelt ist<sup>218</sup>, aufgedeckt und der in ihr verborgene geistige Sinn verständlich dargebracht werden.<sup>219</sup> Dass man die Allegorisierungstendenzen des JT-Corpus nicht unterschätzen darf, zeigt der Verlauf der weiteren Ausführungen. Nicht nur das Wort an sich, in seinem buchstäblichen Sinn, gilt als Bedeutungsträger der ewigen Wahrheit Gottes, welches definiert und erklärt werden muss, auch der verdeckte Sinn hinter dem Wort in seinem allegorischen Verständnis wird immer als Ziel der Ausführungen der Erzähler-Instanz verstanden, in welcher sich auch die Erzählerkonstitution einbettet.

Durch die Aufnahme und Benennung des zentralen Motivs der Tugend, sowohl für die ganze »aventure«, als auch für das tiefere Verständnis der theologisch-philosophischen Auseinandersetzung mit der Heilsgeschichte, wird im Gedankengang des Prologes eine eindeutige Polarisierung aufgebaut, bzw. eine ‘Schwarz-Weiß-Malerei’ inseriert. Gott, so das Erzähler-Ich, ist die reine Verkörperung der

---

<sup>217</sup> Die Natur an sich als ‘Buch der Natur’ zu deuten, aus welchem man die Geheimnisse Gottes herleiten, ableiten und erkennen kann, ist bereits in der Antike bei *Tertullian* zu finden und wird im Mittelalter beispielweise von *Freidank* (siehe hierzu: *Freidank, Bescheidenheit*, ed. v. H. E. Bezzenberger, Halle 1872 [Neudruck Aalen 1962]), *Humbertus de Romanis* (siehe hierzu: *Dieter Schmidtke*, Geistliche Tierinterpretation in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters (1100-1500), Diss. FU Berlin 1968, S. 521), *Thomasin von Zerclare* (*Der welsche Gast*, ed. v. Erich Rückert, Quedlinburg/Leipzig 1852, V. 10,437ff.) und *Berthold von Regensburg* (siehe hierzu: *Berthold von Regensburg, Vollständige Ausgabe seiner Predigten*, ed. von F. Pfeiffer, 2 Bd., Berlin 1965, Band 1, Nr. XI, S. 157ff. (Neudruck der Ausgaben von 1862 und 1880); vor allem die Predigt *‘Von dem wagen’*) vertreten. Gerade die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen dem JT-Corpus und den Predigten, werden noch genauer in die folgende Analyse einfließen.

<sup>218</sup> Zu vergleichen wären hierzu die Stellen JT,(A), 1647; 2805; 4207; 6252.

<sup>219</sup> Bis zu diesem Punkt wird bereits deutlich, dass es dem Ich-Erzähler vornehmlich um die Allegorie geht, die sich wie ein roter Faden durch das Gesamtwerk hindurchzieht. Gerade in den theoretischen Passagen des JT-Corpus wird immer wieder deutlich, dass sich das Erzähler-Ich streng an die mittelalterlichen Vorgaben allegorischen Sprechens und der allegorischen Auslegung eines Textes hält. Siehe *Hans Henning Rausch* (1977), S. 29ff.

Tugend, welcher wiederum aus eben jener Tugend Menschen und Engel geschaffen hatte. Der Mensch zeichnete sich dadurch vor allen anderen Geschöpfen aus. Ihm gegenüber steht Luzifer, welcher das genaue Gegenteil im heilsgeschichtlichen Kontext widerspiegelt. Warum dem so ist, erläutert der Text sehr eindrucksvoll:

JT,(A), 10,4: *»des Luzifer verstoßen wart, do er an tugenden hete mengel«.*<sup>220</sup>

Der Gedanke wird in der folgende Strophe weiter präzisiert und ausgebaut. Da Luzifer, nebst einigen anderen Engeln, die göttliche Tugend, also Gott selbst, ablehnte, wurde er in die Hölle hinabgestürzt, in welcher *»er muoz in abgrunde liden marter quele«* (JT,(A), 11,1). Die übrigen Engel jedoch, welche nach der Tugend Gottes sich ausrichteten, konnten sich sicher sein, Gottes Himmelreich zu erlangen (*»di aber tugende kunde beten, den ist wol bi Michabele«*, JT,(A), 11,2).

Der Ich-Erzähler führt sodann im Folgenden aus, worum es ihm bei dem Abriss der Heilsgeschichte geht. Der Mensch an sich steht im Vordergrund der Betrachtung, denn ihn gilt es vor der sündhaften Untugend, die in ihrer Polarisierung das Gegenstück zu Gott darstellt, zu bewahren und zu beschützen. Mit anderen Worten, gilt das Interesse des Ich-Erzählers dem Umstand, die Menschen vor Luzifers Einfluss zu schützen. Der zuvor vorgenommene Gedankengang, dass Engel und Menschen im heilsgeschichtlichen Kontext den gleichen Ursprung haben, wird durch das Beispiel des gefallenen Engels Luzifer verdeutlicht. Jene Untugend mit Hochmut<sup>221</sup> gepaart, die ihren Ursprung in der von Luzifer geführten Rebellion der Engel hatte, gilt es immer wieder in den Hintergrund zu drängen, damit die Seele des Menschen nicht gefährdet wird (*»daz wir vor allen untugenden sin immer me bewarnet und beschirmet«*, JT,(A), 13,4; ebenso JT,(A), 14,4 *»so firmet uoch mit tugenden, daz iuch unedel untugent iht betrieget«*). Denn Luzifers Abfall von Gott hatte unmittelbar zur Folge, dass sich seine nicht vorhandene Tugend, also die Gottesferne, auf die Menschen übertragen hat, wie die folgende Strophe deutlich vor Augen führt.

JT,(A), 15,1-4: *»Ob nu der mensche vellet, der tugend sich besundert,  
und Luzifer gesellet? der kumt wol wider. wer ist, den des wundert?  
den kan ich diser vrage wol gestillen:*

<sup>220</sup> *»Deswegen wurde Luzifer verstoßen, weil es ihm an Tugend mangelte«*, JT,(A), 10,4.

<sup>221</sup> *»Die engel waren alle vri, willekur unbeschermet, / e daz untugend galle under in mit hochfart wart getermet«*, JT,(A), 12,1-2.

*der mensch wart verraten, do viel der engel selbe mit argem willen».*

Dem Ich-Erzähler kommt es also darauf an, die grundsätzlichen Positionen für Tugend und Untugend anhand der Heilsgeschichte zu erläutern und demzufolge den Status des Menschen in diesem Kontext zu bestimmen. Denn nur wenn sich der Mensch der göttlichen Tugend bewusst wird, sie auch lebt und immer wieder aufs Neue prüfend reflektiert, kann er dem Höllenfeuer entgehen. Demzufolge ist der Mensch erst durch die Rebellion und den Verrat Luzifers in die Position gerückt, Schuld durch Untugendhaftigkeit und Hochmut auf sich zu laden. Die Gefährdung ist immer präsent. Im aufgeworfenen heilsgeschichtlichen Kontext gibt es nur diese beiden Extreme, um welche mit aller Kraft gekämpft werden muss. Wie leicht der Mensch jedoch andererseits in Versuchung geführt werden kann, sich zwischen Gut und Böse zu positionieren, erläutert die Erzähler-Instanz in der folgenden Passage.

JT,(A), 16,1-4: *»Sust viel er von gedanken, der werche sunder nûre.  
der mensch in sunden wanken ist wort, gedank und werke nu volfüre  
und mac sich dannoch engel schar gefrûnden.  
des hab wir got zelobene, wan engel valsch sint ewic gar in den sunden«.*<sup>222</sup>

Obwohl sich also der Mensch letztlich der Güte Gottes gewiss sein kann (*«daz er vrid ist gebende/ got und der sel nach tod vor allen sunden:/ durch cheiner sunden schulde darf in genoz der helle nieman kunden, JT,(A), 17, 2b-4.»*), ist er dennoch in jedem Augenblick gefährdet. Es sind vor allem die Gedanken und Worte, die eine Handlung motivieren und welche die Gratwanderung zwischen Gut und Böse darstellen.

Doch was den Menschen letztlich mehr gefährdet als irgend etwas anderes, erläutern die nachfolgenden, in der Forschung höchst umstrittenen vier Verse.

JT,(A), 18,1-4: *»Wirt ieman sund uf ladende, der sol den zwivel haszen.  
vor allen sunden schadende ist der zwivel allen tonfes nazzen.  
den zwivel han ich vor ein teil verbôret.  
wie er nach helle verwet, an Parzifal man daz von erste horet«.*<sup>223</sup>

<sup>222</sup> »So fiel er indem er an die Werke dachte, des Menschen sündhafter Wankelmut vollzieht sich in Worten, Gedanken und Werken und kann sich dennoch der Schar der Engel nähern, dafür haben wir Gott zu loben, denn nur falsche Engel sind auf ewig sündhaft«, (JT,(A), 16,1-4).

<sup>223</sup> »Belädi sich jemand mit Sünden, so soll er den Zweifel hassen/ verabscheuen. Mehr als alle Sünden schadet der Zweifel den

Diese Strophe bildete bisher innerhalb der Forschung den immer wieder gern zitierten grundlegenden Beweis, dass der Ich-Erzähler in dieser Passage, vornehmlich in den Versen 2-3 zu verstehen gibt, den Parzival selbst gedichtet zu haben<sup>224</sup>. Grund dieser Annahme war und ist leider bis heute die Übersetzung des dritten Verses. Als allgemein gültig hat sich folgende Version innerhalb der Forschung stark etabliert: ›Über die *z̄wîvel*-Problematik hatte ich unlängst geschrieben. Wie jedoch die ältere JT-Philologie - und vor allem später Werner Schröder - auf diese Version gekommen war,<sup>225</sup> bleibt wohl eines von vielen Interpretationsgeheimnissen, welches jedoch als ausgesprochen zweifelhaft einer erneuten Prüfung unterzogen werden sollte. Denn, so wird allein aus der Untersuchung der Semantik von ›*verbôren*‹ deutlich, hat es nichts mit ›schreiben‹ oder einem der diesem Wort verwandten Derivate zu tun. Die eigentliche Bedeutung bewegt sich zwischen ›gering achten‹, ›nicht anerkennen‹, ›sich empören‹ und ›sich losmachen von‹<sup>226</sup>. Von einem Eingeständnis, über den ›*z̄wîvel*‹ geschrieben und den Parzival damit gedichtet zu haben, ist keine Rede. Ganz im Gegenteil. Es geht um jenen ›*z̄wîvel*‹, über welchen im Prolog des Parzival die Rede ist und auf welchen die Erzähler-Instanz rückverweisend rekurriert. Und gibt man nun ›*verbôren*‹ innerhalb der Übersetzung seine tatsächliche Wortbedeutung zurück, so stellt man unweigerlich fest, dass sich das Erzähler-Ich des Jüngeren Titurel nicht versucht als Schreiber des Parzival auszugeben, sondern sich mit einem grundsätzlichen, zentralen Motiv des Parzival auseinandersetzt.

Ausgehend von der eigentlichen Bedeutung des Wortes ›*verbôren*‹, ließen sich die besagten Verse wie folgt übersetzen: »Belädt sich jemand mit Sünden, so soll er den ›*z̄wîvel*‹ verabscheuen. Mehr als alle Sünden ist es der ›*z̄wîvel*‹, welcher den Getauften schadet. Den ›*z̄wîvel*‹ habe ich zuvor als (zu) gering erachtet, an Parzival hörte man dies zuallererst, wie er die Farbe der Hölle annimmt«. Aus dem Gesamtzusammenhang des aufgebauten

---

*Getauften*. Die folgende Zeile kann jedoch auf vielfältige Weise übersetzt werden:

*Über den Zweifel habe ich mich zuvor (schon) empört/ Von dem Zweifel habe ich mich zuvor schon befreit/ Den Zweifel habe ich zuvor als (zu) gering erachtet.*

*bei Parzival hörte man dies zu allererst, wie er die Farbe der Hölle annimmt.*«, JT,(A), 18,1-4.

Vgl. hierzu: Auch Hans Fromm nimmt an dieser besagten Stelle an, dass es sich hierbei um die Dokumentation der Wolfram-Rolle handelt und sich der Ich-Erzähler als Schreiber des Parzival ausgibt, führt jedoch keinerlei Beweise zur Untermauerung der These an. *Hans Fromm, Der Jüngere Titurel. Das Werk und sein Dichter*, S. 20.

<sup>224</sup> In neuester Forschung auch *Andrea Lorenz*, (2003), S. 17.

<sup>225</sup> *Werner Schröder*, (1983), S. 132/33.

<sup>226</sup> *Carl Frommann*, (1855-59), hier Band 3,51 b, S. 16.



Gedankengang wäre es jedoch auch denkbar, den strittigen dritten Vers der Strophe mit einer der folgenden Varianten zu übersetzen:

- a) [...] Den *zwnivel* habe ich (bis) zuvor nicht als solchen anerkannt[...].
- b) [...] Von dem *zwnivel* habe ich mich zuvor (schon) losgesagt [...].

Bezogen auf den in dieser Strophe aufgebauten Gedankengang läßt sich die Strophe jedoch meines Erachtens nur wie folgt übersetzen: „Über den *zwnivel* habe ich mich zuvor empört“. Bevor man jedoch letztlich eine adäquate Lösung als Übersetzung der Stelle vorschlagen kann, sollte man zunächst einen Blick auf den Rahmen werfen, in welchen diese brisante Passage eingelassen ist. Denn nicht nur die Übersetzung des Wortes *verbören*, stellt den Interpreten vor schwerwiegende Probleme, auch die Bedeutung des wolframschen *zwnivels* müsste zuallererst geklärt werden.<sup>227</sup> Denn wie man letztlich die überaus schwierige Stelle im JT-Corpus der Handschrift (A) zu verstehen gedenkt, hängt auch damit zusammen, wie der Begriff *zwnivel* dort verstanden wurde und in welchem Zusammenhang er im Parzival verwendet wird.

Die auf den ersten Blick scheinende Diskrepanz, dass die Sündhaftigkeit ein weniger schwerwiegendes Problem als der *zwnivel* darstellt, löst sich bei genauerer Untersuchung auf. Wie in den bereits zuvor besprochenen Strophen klar erläutert wurde, ist der Mensch durch die Verfehlung Luzifers der Sünde unmittelbar ausgeliefert. Es geht bis zu diesem Punkt nicht um die Sünden, denen ein christlicher Mensch anheim fallen kann, sondern um die Grundsituation, in welcher sich der christliche Mensch befindet und welche der Ich-Erzähler darlegen möchte. Somit ist dem Menschen nach heilsgeschichtlichem Verständnis eine gewisse Grundschuld zu attestieren, welche jedoch grundsätzlich nicht aus Selbstverschuldung heraus entstanden ist. In der Passage wird klar dargelegt, dass es Gottes Gnadenakt ist, der den sündhaften Menschen erlöst und ihn in sein Reich aufnimmt. Die Sünden an sich sind also nicht das eigentliche Problem in der heilsgeschichtlichen Konzeption, solange der Mensch diese bekennt, Reue zeigt, sich durch tugendhaftes Verhalten auszeichnet und unumstößlich an Gottes Allmacht festhält. Die bereits zuvor in einigen Versen erläuterte Strophe JT,(A), 17, mag hierbei den Begriff des *zwnivels*, so wie ihn der Ich-Erzähler für das JT-Corpus definiert, nochmals verdeutlichen,

---

<sup>227</sup> Siehe die bisher in der Forschung als relevant anerkannten Übersetzungen bei: *Helmut Brackert* (2000), S. 335-347, hier S. 336 f; Zur Problematisierung des Parzival-Prologs: *Walter Haug* (2001), S. 211-229. *Helen Adolf* (1950), S. 285-303.

indem er vor Augen führt, dass die Sünde und die Gottesferne - der Zweifel an Gottes Gnade - letztlich aus dem Herzen der Menschen entspringen.

JT,(A), 17,1-4: »*Ob menschen sunden riwe ist an dem herzen lebende  
zu reht mit ganzer triwe unz an di wile, daz er vrid ist gebende  
got der sel nach tod vor allen sunden:  
durch cbeiner sunden schulde darf in genoꝝ der helle nieman kunden*«.

Der einzige Ort, an welchem die Reue um die Sünden eines Menschen erkennbar ist, ist das Herz. Um die Sünde und den »*wîvek*« überwinden zu können, bedarf es der Treue im Herzen bzw. des Vertrauens auf Gott, damit dieser nach dem Tode die Seele von aller Sündhaftigkeit befreien kann. Denn keine Sündenschuld soll dafür verantwortlich sein, dass die Seele des Menschen der Hölle überantwortet wird. Das Herz ist damit die entscheidende Instanz, welche über Gottestreue und Gottesferne entscheidet. Innerhalb der christlichen Allegorese verkörpert das Herz jenes Organ, in welchem die intellektuellen und voluntativen Fähigkeiten, wie etwa Einsicht und Weisheit und Wille und Gewissen lokalisiert sind und Sitz der göttlichen Tugenden ist.

Der Glaube des christlichen Menschen entspringt somit aus dem Herzen selbst, in welchem Gott als eingeschlossen verstanden wird.<sup>228</sup> Wenn also Gott selbst im Herzen der Menschen seinen Platz einnehmen soll, so versinnbildlicht der »*wîvek*« die Leere im menschlichen Herzen und damit die Möglichkeit des Teufels, sich der Seele des Menschen zu bemächtigen.

Die Ausdeutung des Motivs, vom 'Wohnen Gottes im Herzen der Menschen'<sup>229</sup>, erscheint mir nicht nur deshalb so wichtig, weil dies die Basis des gesamten Verständnisses der Welt beinhaltet, welches der Ich-Erzähler zur Grundlage seines Lehrgebäudes formuliert, sondern da dies vor allem im Gespräch mit Frau Aventiure, über die Bedeutung der »*minne und unminne*«, zum zentralen Leitgedanken wird, und sich hierbei sehr deutlich die Umakzentuierungen der wolframschen Vorlage erkennen lassen.

---

<sup>228</sup> Der Brief des Paulus an die Römer 5,5 kann an dieser Stelle vergleichend herangezogen werden: »*Hoffnung aber lässt nicht zu Schanden werden. Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist.*«. Zur Thematik des Wohnens im Herzen des Christen sollte des Paulus Brief an die Epheser 3,17 herangezogen werden: »*Derhalben beuge ich meine Kniee vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, [...] dass Christus wohne durch den Glauben in euren Herzen und ihr durch die Liebe eingewurzelt und geeründet werdet.*

<sup>229</sup> *Obly, Friedrich*, (1977), S. 128-155.

Versteht man jedoch den ›*zwînek*‹ in der Konstituierung des JT-Corpus der Handschrift (A) als Zweifel an Gottes Allmacht, so bezeichnet dies einen willentlich vorgenommenen Akt, welcher Gott aus dem Herzen verbannt. Im Verlauf dieses bereits angesprochenen Dialogs über die ›*minne und unminne*‹ wird sich zeigen, wie wichtig das Herz im Denken der heilsgeschichtlichen aufgeworfenen Konzeption des Ich-Erzählers ist, welches im Prolog der Handschrift (A) beginnend, sich über die Orientfahrt bis hin zum Ende des Universalromans verfolgen lässt, und welche Umakzentuierungen des JT-Corpus an dem Bild Wolframs vorgenommen hat.

Hatten wir bei Wolfram von Eschenbach an besagter Stelle noch die interpretatorische Schwierigkeit, wie man den ›*zwînek*‹ zu übersetzen hat, so scheint dies für das JT-Corpus der Handschrift (A) nicht unbedingt auf die gleiche Art und Weise zuzutreffen. Hier erscheint die Bedeutung des umstrittenen Begriffs um einiges leichter fassbar zu sein, als man es demgegenüber aus dem *Parzival* kennt. Denn anscheinend hat der Konzepteur des JT-Corpus und seine späteren Redaktoren den ›*zwînek*‹ auf den theologisch-heilsgeschichtlichen Aspekt hin bezogen, weil sie ihn wohl so und nicht anders aus dem *Parzival* verstanden wissen wollten.<sup>230</sup> Nach dem, was der Ich-Erzähler bisher für den Menschen und seine Position innerhalb des heilsgeschichtlichen Rahmens als Grundsätzliches hervorgehoben hatte, muss sich der ›*zwînek*‹ des JT-Corpus der Handschrift (A) auf die Gottesferne beziehen.<sup>231</sup>

Die zuvor aufgebaute Polarisierung zwischen Gott und Luzifer, also Gut und Böse, mag hierfür ein Indiz sein. Für das christliche Menschenbild, welches das JT-Corpus entwirft, gibt es nur zwei Positionen, die klar voneinander unterschieden werden müssen. Für Gott oder wider ihn an der Seite Luzifers, der die Versuchung des Menschen darstellt. Hatte Wolfram von Eschenbach, im Gegensatz zu Hartmann von Aue, noch eine dritte Position des Menschen aufgetan, nämlich jene, welche er als ‘elsternfarbig’ im *Parzival* bezeichnet hatte, jene also, die zwischen Schwarz und Weiß gelagert ist und sowohl das Gute als auch das Böse in sich vereint, so wird dieses Bild vom Ich-Erzähler des JT-Corpus kategorisch abgelehnt. Für den Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) ist dies und die sich daraus ergebenden Konsequenzen gänzlich undenkbar. Wolframs Versuch, zwischen der Polarisierung von Gut und Böse eine Zwischenzone zu schaffen, die sowohl

---

<sup>230</sup> Helmut Brackert (2000), S. 336 ff.

<sup>231</sup> Der ›*zwînek*‹ wird im JT-Corpus in ähnlicher Bedeutung als Gottesferne eingesetzt, wie bei Augustinus: *Aurelius Augustinus*, Bekenntnisse (81997), S. 33-34.

am Himmel als auch an der Hölle gleichermaßen teilhaftig ist (*»wand an im sint beidiu teil,/ des himels und der helle«* Pz., 1,8-9), lehnt der Ich-Erzähler des JT-Corpus ab.

Nimmt man nun die bis zu diesen Passagen fortgeführten Gedankengänge des JT-Corpus der Handschrift (A) als Vergleichswert zu denen des Parzival an besagter Stelle hinzu, so müssen die Unterschiede nun, welche sich auf die Interpretation des JT-Corpus beziehen, offen zu Tage treten.

Die Ablehnung dessen, was der Ich-Erzähler zur Problematik des *«zwîvels»* also vorgefunden hatte, steht auch im Zusammenhang mit der folgenden Strophe, die bei den bisherigen Analysen nicht deutlich genug in Augenschein genommen wurde.

JT,(A),19,1-4: *»Di trægen (man da merket)<sup>232</sup> und wîzæ di tunkel sehende  
mich zîhent, ich hab verterket<sup>233</sup> ein pfat, vil wit daz lig der diet unspehende,  
da zû hab ich in schif und buk enpfûret,  
straz unde pfat verirret, immer all ir verte ungerûret<sup>234</sup>.*

Sowohl auf die geistig Trägen als auch auf die Klugen solle man besonders achten, da sie nur das Dunkle erkennen würden und daher nichts verstehen. Daher klagen sie den Ich-Erzähler auch an, dass was man verstehen sollte, unverständlich gemacht zu haben. Als Konsequenz, so klagen diese weiter, sei der Weg zum Verständnis nicht mehr erkennbar. Darüber hinaus beschuldigen sie den Ich-Erzähler, dass er ihnen jegliche Hilfe und

<sup>232</sup> Die Klammer ist an dieser Stelle keine willkürliche Erweiterung des transkribierten Textmaterials, sondern ist in dieser Form innerhalb der Handschrift (A) eingefügt.

<sup>233</sup> Die eigentümliche Schreibung folgt hier der Transkription der Handschrift (A) und wurde auch im Editionstext von Werner Wolf beibehalten, wenngleich sich eine Besserung zu *»versterket«* angeboten hätte.

<sup>234</sup> *»Diejenigen (auf jene gebt Acht) welche träge und des Erkennens der Weisheit nicht mächtig sind, beschuldigen mich, ich habe den Pfad der Erkenntnis verdunkelt - wie weit liegt der Menge unerkannt entfernt - indem ich ihnen Schiff und Bug entzogen habe, Wege und Pfade durcheinander gebracht und ihre (eigentliche) Spur immerzu in Verwirrung gebracht«* (JT,(A),19,1-4).

Auch *Andrea Lorenz* (2002), S. 18 ff interpretiert die Strophe dahingehend, dass sich der Ich-Erzähler des Prologs der Handschrift (A) gegen die Anschuldigungen stellt, den Sinn des Parzival vorsätzlich verfälscht zu haben. *Christa Müller* (1957), S. 24 ff hingegen argumentiert, dass der Ich-Erzähler an dieser Stelle zugesteht, das Textmaterial richtig gedeutet zu haben. Eine Interpretation, die sich jedoch an keiner Stelle der Strophe nachweisen lässt. *Dietrich Huschenbett* (1979), S. 169f hatte sich vor allem mit den angesprochenen *»trægem«* auseinandergesetzt und diese als »geistig Arme« interpretiert, wenngleich er dieser Übersetzung selbst ein Fragezeichen hinzugefügt hatte.

Unterstützung zum bessern Verständnis entzogen hätte indem er die Handlungssequenzen durcheinander gebracht hat und sich geweigert habe, den eigentlichen Weg nachzuzeichnen. Der Ich-Erzähler verzichtet an dieser Stelle darauf einzugehen, wen er mit den geistig Trägen und den Klugen wohl meinen könnte und spezifiziert diese erst in der Passage JT, (A), 919-25. Dennoch, so kann aus der Strophe geschlossen werden, verwehrt sich der Ich-Erzähler gegen den Vorwurf, die Geschichte des Parzival absichtlich unverständlich gemacht zu haben, indem er andere Erzählbausteine zusammengefügt und daraus eine völlig neue Erzählstruktur generiert hat. Die Kritiker sind demnach nicht in der Lage, den neuen Gang der Erzählung nachzuzeichnen, da es ihnen am nötigen Verständnis fehlt.

Mit *witze* bezeichnet der Ich-Erzähler hier und auch an anderen Stellen des Textcorpus die geistige Fähigkeit, einen Text oder die angesprochene *»re«* auf ihren verborgenen Sinn hin zu befragen und verstehen zu können. Ganz im Sinne des augustianischen Lehrverständnisses wird hier die Bedeutung von Weisheit im Sinne von Gewissheit auf das ewige Heil des Gläubigen verstanden.<sup>235</sup> Die *witze* wird somit auf eine rein didaktisch-religiöse Instanz reduziert, welche in ihrer Kernaussage an die theoretischen Abhandlungen eines Vinzenz von Beauvais erinnert, jedoch in ihrer kategorischen Ausrichtung entschieden darüber hinaus gehen.

Kunst oder vielmehr die Dichtung wird im JT-Corpus der Handschrift (A) als Weg der Erlösung verstanden. Die Begründung, warum eben gerade diese Vorstellung der lehrhaften Unterweisung im heilsgeschichtlichen Verständnis unabdingbar ist, wird auf mehrere Exempel innerhalb des Werkes aufgesplittet. Doch für den Ich-Erzähler gilt vor allen Dingen, zuallererst die Grundbedingungen herzustellen, mit welchen sich aus der Dichtung der heilsgeschichtliche Kontext erschließen kann und darüber hinaus in einem zweiten Schritt der Mensch durch die Dichtung selbst geläutert werden kann. Hierfür ist es notwendig die Dichtung des *Parzival* neu zu überdenken und durch die Zuhilfenahme der Strophen - und Handlungsveränderungen, die *»re«* erkennbar zu machen, die den heilsgeschichtlichen Rahmen bilden sollen.

Erst wenn man diese vollständig innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) aufgearbeitet hat, schließt sich der Rahmen dessen, was zuvor nur skizzenhaft angedeutet war, und gibt den Blick frei auf das, was die Erzähler-Instanz implizit von Anfang an vermitteln wollte.<sup>236</sup>

---

<sup>235</sup> *Aurelius Augustinus*, [Siehe Anmerkung 61].

<sup>236</sup> Die Frage, ob sich hier ein Erzähler-Ich mit tatsächlichen biographischen Einschüben zu erkennen gibt, oder er sich aber nur eines Dichtertopos bedient, kann nicht stichhaltig bewiesen werden. Man hat

Eine weitere Passage, die zwar nicht innerhalb des Prologs steht, jedoch auf diese zuvor untersuchte Strophe bezogen werden kann, findet sich innerhalb der Beschreibung des Königs Parille und seiner Brüder, die sich taufen ließen. Der Ich-Erzähler bedauert, dass die ›*aventiuere*‹ von ihnen jedoch leider nichts verlauten ließ:

JT,(A), 105,1-4: »*Daꝛ han ich wider schaffet. stam, zweier, loup und este  
Wûrd alle[ꝛ] von wurtꝛ gesaffet, bis der stam an kreften wirt so veste,  
daꝛ ander edel wurtꝛe dar uꝛ springet,  
di niht wenne stam, ꝛwi, este, blûde, loup mit edelm obꝛe bringent*«. <sup>237</sup>

Der Bezug scheint klar und deutlich sich auf das Werk und weniger auf die anzitierten Königsbrüder zu beziehen.<sup>238</sup> Das vom Ich-Erzähler innerhalb der ›*aventiuere*‹ des *Parzival* vorgefundene Erzählangebot wurde von ihm neu strukturiert und modifiziert, indem er Erzählsequenzen neu miteinander verbunden hat und dadurch etwas vollkommen Neues geschaffen hat. Man kann innerhalb der Interpretation dieser Stelle so weit gehen zu behaupten, dass das allegorische Bild des Stammes sich auf den Gang der Handlung des Parzival bezieht, während die Äste, Zweige und das Laub die einzelnen Nebenhandlungen, Kommentare und sprachlichen Ausschmückungen darstellen.

---

innerhalb der älteren Forschung zum JT-Corpus oftmals versucht, dieser Frage nachzugehen, um eine plausible und glaubhafte Erklärung hierfür zu finden. Ausgehend von der Interpretation, kam man jedoch letztlich nur zu der Hypothese, dass das 'vertextete Ich' hier vorgibt Wolfram von Eschenbach zu sein, sich dieses wohl aufgrund der Vorgehensweise mit dem Textmaterial Wolframs scharfer Kritik ausgesetzt sah und diese Situation hier rekapituliert. Ob man jedoch tatsächlich die von Werner Schröder so liebevoll titulierte Literaturszene der Jahre um 1260-70 herum als 'mittelhochdeutsches literarisches Kritiker-Quartett' oder ähnliches sich hierbei im Hintergrund agierend vorstellen sollte, bleibt doch sehr spekulativ. Es gibt zum derzeitigen Zeitpunkt innerhalb der Forschung keine stichhaltigen Beweise dafür, dass der Dichter des JT-Corpus der Handschrift (A) schon gleich zu Beginn seines Werkes mit scharfer Kritik - Werke von Wolfram von Eschenbach umgearbeitet zu haben - konfrontiert wurde.

Werner Schröder (1993).

<sup>237</sup> Die Unterstreichungen innerhalb des Zitates bezeichnen den eigentlichen Wortlaut der Handschrift, den ich zu ungunsten der Edition gewählt habe.

»*Das habe ich erneut geschaffen. Einen Stamm verbunden mit Laub, Zweigen und Ästen, alles wird von den Wurzeln genährt, bis der Stamm an Kräfte so stark wird, dass (noch) andere edlen Wurzeln daraus entspringen, die nichts als einen Stamm, Zweig, Äste Blüte, Laub mit edlem Obst (daran) bringen*«.

<sup>238</sup> Der geschichtliche Abriss der Taufe Parilles unter der Herrschaft Vespasians in Jerusalem wird ab der Strophe JT,(A), 109 f. thematisiert.

Ziel des Ich-Erzählers ist es, die Geschichte durch eine neue Basis zu verankern, auf dass sie nicht nur als Geschichte alleine fungiert, sondern vielmehr einem höheren Zweck dienstbar gemacht werden kann.

Die Früchte, welche der Baum der Aventure tragen soll, sind die Lehre, die Verankerung in der Heilsgeschichte mit dem paränetischen Ziel, die Seele des Menschen wieder erneut auf Gott alleine auszurichten. Dies kann jedoch nur dann zur Entfaltung gebracht werden, wenn die Basis - das Wurzelwerk - der ›aventure‹ eine andere Deutung erfährt. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) ist bestrebt, die ›aventure‹ von Grund auf neu auszudeuten und hierbei auch Veränderungen vorzunehmen. Diese Aussage wiederum korrespondiert mit der zuvor anzitierten Strophe JT, (A), 19, in welcher gerade dieser Vorgang, die Handlungssequenzen verändert zu haben und damit eine neue ›aventure‹ geschaffen zu haben, dem Ich-Erzähler als Kritik vorgeworfen wird. Das Beispiel des Baums mit seinen Wurzeln, aus welchen Neues entsteht, ist gedanklich eng mit der Vorstellung der Tugenden als Wurzeln verbunden. Die Tugenden, einer der wichtigsten Grundpfeiler der Werkkonzeption des Ich-Erzählers im JT-Corpus der Handschrift (A) spielen hierbei eine entscheidende Rolle. Nach christlicher Vorstellung kann nur ein tugendhafter Mensch den ›zīvek‹ und damit die Gottesferne aus seinem Herzen verbannen und damit den Versuchungen des Teufels widerstehen. So nimmt es auch nicht Wunder, dass vor allem der breit angelegte Tugendkatalog sich im Verlauf des Textes immer mehr entfalten wird und die Grundlage für die neue Minne- und Dienstminnekonzeption bildet, welche der Ich-Erzähler der Handschrift (A) entwirft.

Doch nicht nur die durch das gesamte Werk anzitierten Tugenden, auch die ›minne‹ erscheint immer wieder als ein Exempel und wird als Leittopos innerhalb des JT-Corpus in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen diskutiert. In verschiedenen Figurenkonstellationen wird die ›minne‹ innerhalb des Lehrgebäudes immer wieder aufs neue thematisiert und ihre Funktionsweise und ihr Stellenwert definiert. Diese ›minne‹ jedoch, die hierbei entworfen wird, ist allein auf Gott bezogen und allen weltlichen Erscheinungsformen enthoben.

Die theoretischen Konzeptionen, die die Grundbedingungen für ein auf das Seelenheil orientiertes christliches Leben darstellen, werden zu einem lehrhaften Stufensystem ausgebaut, welches von Kapitel zu Kapitel mehrschichtiger und tiefgreifender enthüllt wird.

Auf welche Art und Weise der Ich-Erzähler dies zu verwirklichen sucht, veranschaulicht er innerhalb des Prologs der Handschrift (A) in einer JT(A), 20, welche bisher immer nur

unter der Prämisse der Verschränkung mit der durch die Forschung bisweilen attestierten, vermeintlichen Bekenntnistrophe JT,(A), 19 gesehen und gelesen wurde.

JT,(A), 20,1-4: »*Hie wil ich nicht me sovmen<sup>239</sup> der selben sache kunde,  
gar all ir strazze rovmen. ir irreganc der wer mir lichte sunde.  
ich wil die krumb an allen orten slichten,  
wan sumeliche jehende sint, ich kunne iz selbe nicht berichten*«<sup>240</sup>

Der Ich-Erzähler der Handschrift (A) gibt hier zu bedenken, dass es nicht in seiner Absicht liege, von Dingen erzählen zu wollen, die bereits bekannt sind. Darüber hinaus wolle er alle Unklarheiten, welche der Handlungsverlauf mit sich gebracht hat, freiräumen, damit die reine Lehre sichtbar zu Tage treten kann, indem er ein vollkommen neues Konzept und eine neue Handlungsstruktur wählt. Denn würde er darauf verzichten, den Handlungsverlauf zu korrigieren, dann würde man ihm dies möglicherweise als Sünde anrechnen. Das Ziel des Ich-Erzählers ist es daher, das Verdrehte und Falsche wieder richtig zu stellen, selbst wenn andere der Meinung sind, dass er dies nicht bewerkstelligen könnte. Bei dem Werk, welches als verdreht und falsch diskreditiert wird, handelt es sich eindeutig um den Parzival, der in der Strophe JT, (A), 18 bereits erwähnt wurde. Die Frage, die sich nun zwangsläufig stellt ist, in welchem Verhältnis der Ich-Erzähler zum Parzival steht. Gibt er sich als Konzepteur dieses Werkes aus oder gedenkt das Erzähler-Ich Wolframs Werk zu korrigieren und macht hierbei seine eigene Position gegenüber der Wolframs stark?

Hatte die Forschung bisweilen an dieser Stelle, wie auch in der Strophe JT,(A), 19 den ihrer Meinung nach eindeutigen Beweis herausgelesen, dass sich ein Ich-Erzähler hier rühmt den *Parzival* gedichtet zu haben<sup>241</sup>, so sollte man heute gegen diese langlebige und hartnäckige Lesart doch berechnete Zweifel einräumen.

An keiner Stelle der bisher analysierten Passagen des Prologes gibt ein Erzähler-Ich unwiderruflich zu erkennen, den Parzival gedichtet zu haben. Es wird vielmehr erläutert, dass ein vom Ich-Erzähler vorgefundenes Textmaterial völlig neu überarbeitet wurde,

---

<sup>239</sup> Die Edition ändert hier die Verschreibung zu »*sumen*« ab.

<sup>240</sup> JT,(A), 20,1-4: »*Hier will ich es nicht versäumen/ mich nicht aufhalten lassen, von der selben Sache zu erzählen, bereit alle ihre Wege/Bahnen frei zu räumen. Man würde mir ihren Irrgang' (sonst) möglicherweise als Sünde anrechnen. (Daber) werde ich das Verdrehte allerorts beheben, selbst wenn mehrere sagen werden, dass ich selbst dies nicht begründen kann*«.

<sup>241</sup> Werner Schröder (1982a), S.22f.



indem die Textparameter zu einer neuen Einheit zusammengefasst werden. Dreh- und Angelpunkt der Analyse ist jedoch die Übersetzung des Begriffs ›*verboeren*‹, welcher eingebettet in die Aufnahme der ›*zwîvek*‹-Thematik des Parzival, in unmittelbarem Zusammenhang mit der folgenden Strophe JT,(A), 20 nicht nur zu lesen, sondern auch zu interpretieren ist.

Nachdem man sich innerhalb der Forschung lange Zeit auf die gültige Übersetzung von ›*verbôren*‹ im Sinne von 'schreiben' verlassen hatte, wurden natürlich alle weiteren Passagen eben unter Berücksichtigung dieser Prämisse hin untersucht und damit schon innerhalb des Prologs die These einer vorsätzlichen Täuschung im Sinne einer Verfasserfiktion von Seiten des Ich-Erzählers untermauert. Jedoch hat die Untersuchung des Bedeutungsspektrums - wie sich bereits gezeigt hatte - und sein Nachweis innerhalb anderer literarischer Werke gezeigt<sup>242</sup>, dass ›*verbôren*‹ nichts mit schreiben oder einem ähnlichen Derivat aus diesem semantischen Wortfeld zu tun hat. Aus dem so gewonnenen neuen inhaltlichen Zusammenhang der Passage, lässt sich somit das Wort ›*verbôren*‹ auf gar keinen Fall auf die bisherige, von Werner Schröder nur paraphrasierte Art und Weise lesen, geschweige denn interpretieren.<sup>243</sup>

Einen weiteren Grund, die These einer vorsätzlich eingeführten Verfasserfiktion innerhalb dieser Passage abzulehnen, sehe ich auch in der Formulierung ›*Hie wil ich nicht me sovmen der selben sache kunde, gar all ir strazze roumen. ir irregganc der wer mir lichte sundes* (JT,(A), 20,2) begründet. Die Annahme, dass hier ein Erzähler-Ich vorgibt, den Parzival geschrieben zu haben, ist aus dem Textmaterial nicht ersichtlich. Es geht hier vielmehr um das Wiedererzählen einer bereits als bekannt geltenden und vor allem bereits vorhandenen Geschichte. Dass es sich hierbei um den Parzival handelt, geht nicht nur aus den Strophen JT,(A), 18-20 unmissverständlich hervor, sondern auch aus der darauf folgenden Passage JT,(A), 21. Rein vom Inhalt der vorgestellten Strophen ausgehend wird deutlich, dass ein noch nicht näher definierter und in den Text eingeschriebener Ich-Erzähler den vorhandenen Text als Grundlage verwendet, ihn jedoch unter Berücksichtigung entscheidender Kriterien zu verändern gedenkt. Das Grundgerüst bleibt zwar ansatzweise bestehen - die Wiedererkennungsmerkmale sind also gewährleistet -, dennoch, so der Text der Strophe JT,(A), 20 weiter, erachtete der Ich-Erzähler das bereits vorhandene Material als unzureichend. Und dies nicht etwa vom literarischen Blickwinkel aus gesehen, wie die

---

<sup>242</sup> Carl Frommann (1855-59), S. 1 und 16.

<sup>243</sup> Werner Schröder (1982a), S. 22.

ältere Forschung immer wieder zu beweisen suchte, sondern vom theologischen («*irreganc der wer mir lichte sunden*» JT(A), 20,2) Aspekt her gesehen. Der Weg, welchen der Parzival auf der Handlungsebene vorgezeichnet hatte, sei ein anderes poetisches Konzept, welchem sich der Ich-Erzähler des Prologs der Handschrift (A) zwar bewußt ist, dieses jedoch nicht nachzuzeichnen gedenke. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus verfolgt ein ganz anderes poetisches Konzept, welches er dem *Parzival* Wolframs gegenüberstellt. Die Weigerung, Stationen des Parzival-Konzepts zu wiederholen oder diesem gar Folge zu leisten und weiterzuerzählen, entspringt aus eben dieser Feststellung, dass das dort vorgefundene Material ein Konzept vorzeichnet, welches den Rezipienten gefährdet, da der heilsgeschichtliche Aspekt dem Ich-Erzähler des JT-Corpus nicht genügend ausgearbeitet erscheint. Das Konzept des *Parzival* wird nicht neu auf der Grundlage dieses Werkes im JT-Corpus weiter- bzw. nacherzählt, sondern es wird ein vollkommen neues Textcorpus geschaffen, welches seine Erzählangebote in eine andere Richtung lenkt. Dies ist die eigentliche Motivation, die Verwirrungen des *Parzival* allerorts zu beheben, wo sie einerseits den theologischen Prämissen und andererseits den poetologischen Ansprüchen nicht entsprechen.

Auf Grundlage der neuen Lesart dieser Stophe, kann nicht von einer Übernahme der Wolfram-Rolle gesprochen werden. Vielmehr gibt sich hier ein Ich-Erzähler zu erkennen, der bestimmte Handlungssegmente des Parzival dazu benutzt, um ein vollkommen neues poetisches Konzept zu schaffen und Wolframs Werk aus theologischer Sicht kritisiert. Die Verwirrung oder aber auch Irrungen des vorgefundene Parzival beziehen sich, der Meinung des Ich-Erzählers folgend, auf falsche Aussagen im Rahmen der Heilsgeschichte, welche sich auch unmittelbar auf das dort vorgestellte Gesellschaftskonzept beziehen wird.

Festzuhalten ist, dass es sich an dieser Stelle nicht nur um einen neuen poetologischen Diskurs handelt, der auf einer neuen Grundlage verhandelt werden soll, sondern auch um eine, die theologischen Aussagen des Parzival betreffende Auseinandersetzung, die sich im weiteren Verlauf auf die Poetik ausweiten wird. Damit verabschiedet die neue Lesart von *verbörem* den Mythos einer sich hier dokumentierenden Verfasserfiktion und entzieht ihr die einstmals so fundierte Grundlage.<sup>244</sup> Denn es geht hier

---

<sup>244</sup> Darüber hinaus birgt die These einer an dieser Stelle sich das erste Mal dokumentierenden Verfasserfiktion, in sich selbst schon ein unlösbares Problem. Würde der Ich-Erzähler tatsächlich unter ‘fremden Federn schreiben’, sich zum Autor des Parzival machen, um unter diesem Deckmantel sein

vor allem darum, das erneut aufzunehmen, was nicht nur als sündhaft im theologischen Sinne innerhalb des Parzival einer verbesserten Ausarbeitung bedarf, sondern vor allem das 'Krumme', also das als Falsch angenommene zu beheben: ›die *krumb an allen orten* (zu) *slichten*«. Die Fehler und das Verdrehte innerhalb des Parzival sollen also hier geglättet bzw. behoben werden. Jedoch, so scheint es wenigstens inhaltlich aus der letzten Zeile der Strophe JT,(A), 20 ersichtlich zu sein, trauen nicht näher definierte Kritiker dem Ich-Erzähler nicht zu, diese Aufgabe bewältigen zu können. Demzufolge erscheint die bisherige Lesart der brisanten Stelle kaum stichhaltig zu sein. Selbst der Versuch den letzten Vers unter der Prämisse zu lesen, die Kritiker würden dem Ich-Erzähler die nötige Selbstreflexion absprechen, die eigenen Fehler einzusehen und dementsprechend zu korrigieren, passt nicht zu der Einsicht des Ich-Erzählers, dass der Parzival sündhaft ist und einen Irrweg darstellt, denn damit wäre die Selbstreflexion ja bereits schon erfüllt.<sup>245</sup>

Auch darf man bei der Untersuchung dieser Passagen nicht den Aufbau des heilsgeschichtlichen Rahmens außer Acht lassen, in welchen die Gralsgeschichte in ihrer Gesamtkonzeption eingelassen ist und welcher die Intention und Ausrichtung der Geschichte bereits an dieser Stelle sehr deutlich markiert hat. Der Parzival stellt einen Artusroman dar, das JT-Corpus einen paränetischen Gralsroman, an welchem die Heilsgeschichte bewiesen werden soll. Es lassen sich darüber hinaus eindeutige Unterschiede in der heilsgeschichtlichen Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) ausmachen, die einen markanten Unterschied zum Parzival markieren und damit einen Gegenentwurf darstellen.

---

'neues' Werk besser zu vermarkten, würde er sicher über sein eigenes Werk nicht behaupten wollen, es sei sündhaft und verwirrt und aus diesem Grund eine vollkommen neue Geschichte schreiben, die nur mehr vage an die vorherige erinnert. Die implizierte Wolfram-Rolle würde unweigerlich zu einem Paradeexemplar der Unglaubwürdigkeit gerieren.

<sup>245</sup> Gerade dieser Gedanke scheint für die Überlegung der Mündlichkeit- und Schriftlichkeitsdebatte des JT-Corpus tragend zu sein. Die Schwierigkeiten, die Erzähler-Rolle zu fixieren, ergeben sich letztlich durch die Frage, wie man sich eine mögliche mündliche Tradierung des Textes in den ersten Jahrzehnten vorzustellen hat. Durch eine Situation der Mündlichkeit lösen sich die Fragen nach einer eindeutigen Fixierung der Erzähler-Rolle auf, zumal auch die zeitliche Distanz zu Wolframs Parzival berücksichtigt werden muss. Damit wäre dem Publikum schon zu Beginn des Prologs klar gewesen, dass es sich hier nicht um Wolfram als Erzähler-Rolle handeln kann. Die Uneindeutigkeit kommt erst in dem Moment zum Tragen, wenn das Textcorpus dem Verschriftlichungsprozeß unterliegt und aus zeitlicher Distanz interpretiert wird.

Nachdem also die Grundintention des Gegenentwurfs deutlich in den Textcorpus der Handschrift (A) inseriert wurde, wird in der Strophe JT, (A), 21 demonstriert, worum es dem Ich-Erzähler bei der Umakzentuierung des vorgefundenen Textmaterials eigentlich geht:

JT,(A), 21,1-4: *»wie Parzifal an hebende si, des habet hie merke,  
mit tugende lere gebende. dar zû geb uns der hoehst mit siner sterke,  
daz wir gevolgen aller gûten lere,  
daz wir gebenediet noch mit got haben zeswen halp di chere!«.*<sup>246</sup>

Von einer rivalisierenden Ablehnung oder gar literarischen Überbietung, wie Werner Schröder es innerhalb seiner Analysen immer wieder zu erkennen glaubte,<sup>247</sup> kann hier nicht die Rede sein. Der Ich-Erzähler gibt deutlich zu verstehen, dass der Parzival, welchen er neu zu erzählen gedenkt, eine »*tugende lere*« beinhalte. Der Parzival beinhaltet also vom Grundgerüst her eine Lehre, welche jedoch durch die narrative Gestaltung des Werkes unzugänglich und bisweilen fehlerhaft erscheint und den Rezipienten auf die falsche Fährte führt. Nachdem schon wiederholt zu Beginn des Prologes auf die fundamentale Bedeutung der »*tugendk*« innerhalb des christlichen Heilsverständnisses hingewiesen wurde und Gott selbst die reine Verkörperung der Tugend darstellt, kann man hinter der Formulierung »*tugende lere*« die christliche Lehre in ihrer heilsgeschichtlichen Dimension verstehen. Eine Feststellung, die durchaus ihre Berechtigung hat. Für Wolfram von Eschenbach teilt sich die Welt nicht nur in Gut und Böse, als zwei Instanzen, zwischen welchen sich das menschliche Leben konstituiert. Im Prolog des Parzival wird vielmehr noch eine dritte Instanz aufgebaut, welche zwischen beiden Polen anzusiedeln ist und die Eigenschaften des Bösen und des Guten in sich vereint.

Pz. 1,3-9: *»gesmæbet unde gezjeret  
ist, swâ sich parrieret  
unverzaget mannes muot,  
als agelstern varve tuot.  
der mac dennoch wesen geil:*

<sup>246</sup> JT,(A), 21,1-4: *»Der Beginn des Parzivals, dies sollt ihr beachten, ist mit der Lehre der Tugend ausgestattet. Hierzu ermögliche uns der Höchste mit seiner Stärke, dass wir allen guten Lehre folgen, so dass wir durch Gott gesegnet sind und den rechten Weg zum rechten Heil nehmen.«*

<sup>247</sup> Werner Schröder (1989), Bd. II, S. 549-563.

*wand an im sint beidiu teil,  
des himels und der helles.*

Doch genau hier setzt der Text des JT-Corpus an. Er reduziert das Wolframsche Modell wieder auf Gut und Böse, als sich zwei widersprechende Instanzen, die sich unter keinen Umständen in einer dritten harmonisch vereinen können. Die starke Polarisierung zwischen Gut und Böse, also zwischen den beiden Entscheidungsinstanzen des menschlichen Lebens, wird immer wieder, jedoch vor allem im Prolog thematisiert und bildet den Kern der vorgestellten christlichen Heilsauffassung, in welcher auch die ›*zwnvek*-Problematik des JT-Corpus eingelassen ist.<sup>248</sup> Der Ich-Erzähler des JT-Corpus komplementiert in dieser Strophe den Zusammenhang zwischen dem ›*zwnvek*, der Sünde und der Reue. Die Reue und der Wunsch, die Sünde nicht erneut zu wiederholen, bilden die Ausgangsbasis für die Seelenrettung. Diese muß jedoch aus tiefstem Herzen und im Vertrauen auf Gottes Allmacht hervorgebracht werden. Sobald jedoch der ›*zwnvek* sich des Herzens des Menschen bemächtigt und Gott selbst aus dem Herzen verbannt, ist sein Seelenheil verwirkt.

Zwar ist der Text des Parzival mit den geforderten christlichen Tugenden ausgestattet und kann somit als lehrhaftes Programm dienen, jedoch nach Einschätzung des Ich-Erzählers der Handschrift (A) des JT-Corpus, ist dies eher als unzureichend einzustufen, wenn er den Text zuvor als 'verwirrt', 'krumm' und 'sündhaft' bezeichnet hatte. Die Lehre, welche dem Parzival durchaus attestiert wird, ist verdeckt und so für den Rezipienten nicht wirklich nutzbar. Jedoch kann die Tugend-Lehre des Parzival, so der Ich-Erzähler der Handschrift (A) des JT-Corpus, durch eine Neustrukturierung und Modifizierung extrahiert werden. Dass gerade diese Neustrukturierung in einen Gegenentwurf mündet, wird in dieser Passage lediglich angedeutet.

Es geht dem Ich-Erzähler der Handschrift (A) um die Dokumentation der christlichen Heilslehre, ihres Beweises und ihrer modellhaften, praktischen Anwendung als

---

<sup>248</sup> Gerade die Polarisierung zwischen Gut und Böse bildet in allen vorgestellten Figurenkonstellationen des JT-Corpus die Basis menschlichen Zusammenlebens. Selbst das vorbildliche Leben des Heiden Secureiz wird dieser Deutung unterworfen und erfährt eine negative Konnotation, die von der Beschreibung Wolframs entschieden abweicht. Nur getauften Christen ist das Himmelreich sicher. Ein Heide wiederum, so vorbildlich sein Leben auch sein mag, kann nach heilsgeschichtlichem Verständnis des Ich-Erzählers das Reich Gottes niemals erreichen.

eine Art ‘Stufen-Lehrprogramm’, welches in die Gralswelt eingelassen ist (*»daz wir gevolgen aller gûten lere«*). Ziel dessen sei es, sich nach Ausrichtung der vorgestellten Tugendkataloge des JT-Corpus, den Segen Gottes zu sichern, nicht vom rechten Glauben abzufallen und vor allen Dingen, die Gnade Gottes nie anzuzweifeln. Denn, so hatte es der Prolog des JT-Corpus unmissverständlich gezeigt, der *»zîwînek* Parzivals ist der Zweifel am Gnadenakt Gottes selbst und führt unweigerlich zu Gottesferne, dem der Abfall von Gott folgt und die Verdammnis in der Hölle (*»der menschen art alsus clarificieret, / daz er von trueber aschen der engel schar gelich sich kondinieret«*, JT,(A), 26,3-4). Damit dies auf gar keinen Fall eintreten kann, solle man sich an die mit Tugenden ausgestattete Lehre des ‘neuen’ Werkes - also des JT-Corpus - halten und auf Gottes Kraft vertrauen, so *»daz wir gebenediet noch mit got haben zeswen halp di chere!«* (JT,(A), 21,2b-4).

Die *»zîwînek*-Problematik des Parzival knüpft ihrerseits an den *Gregorius* des Hartmann von Aue an. Hatte dieser die *«desperatio»* als Sünde gegen den heiligen Geist gesehen, welche nicht vergeben werden kann, so setzt Wolfram hier deutliche Akzentverlagerungen an. Der *»zîwînek* wird seiner Meinung nach durch *»unverzagten mannes muot«* verursacht, kann jedoch durch die Hilfe Gottes überwunden werden. Diese Position Wolframs wird jedoch vom Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) gänzlich umgedeutet:

JT,(A), 22,1-4: *»Ist zîwivel nachgebure dem herzen icht di lenge,  
daz mûz der sele sure werden ewiclich in jamers strenge.  
herze, hab di stæt an dem gedingen,  
war minne, rechten gelouben, so mac der sel an sælicheit gelingen.«*<sup>249</sup>

Der Prologeingang des Parzival betont, dass, wenn der Zweifel nahe dem Herzen wohnt, es der Seele schadet. Doch obwohl Schande (*gesmæhet*) und Schmuck (*gezîerde*) so dicht beieinander liegen, so der Ich-Erzähler des Parzival weiter, ist sein Seelenheil nicht weiter gefährdet, es sei denn, der Mensch ver falle der Treulosigkeit, dann ist ihm die Hölle sicher. Der JT-Corpus der Handschrift (A) verfährt jedoch im Sinne der mittelalterlichen

<sup>249</sup> JT,(A), 22,1-4: *»Liegt der zîwivel über längere Zeit hinweg nahe dem Herzen, so muss es der Seele sauer werden/so schadet es der Seele, die über den Tod hinaus in ewiger Not leben muss. Deswegen soll das Herz beständig an der Hoffnung nach wahrer «minne», rechtem Glauben festhalten, dann kann der Seele die Seligkeit zuteil werden.«*

Zum Vergleich die Referenzstelle im Parzival 1,1-2: *»Ist der zîwivel herzen nâchgebûr, / daz muoz der sêle werden sûr.«*

Bibel-Allegorese, löst die einzelnen Segmente aus ihrem Zusammenhang und fügt sie wieder zusammen. Der ›zwîvek‹ gefährdet hier die Seele über den Tod hinaus, wenn der sündige Mensch nicht mehr auf den Gnadenakt Gottes vertraut und sein Herz verschließt. Die ›stæte‹ wird dem ›zwîvek‹ kontrastiv gegenübergestellt, während letzterer mit der ›unstæte‹ gleichgestellt wird. Der Prologeingang des Parzival wird hier um eine allegorische Ausdeutung verlängert, die schließlich in der Strophe JT,(A), 23 näher definiert wird.

Dass das Gute neben dem Bösen vereint in einem Menschen vorkommen kann, wie es Wolfram von Eschenbach im Parzival beschrieben hat, ist eine Deutung, die der Ich-Erzähler des JT-Corpus - theologisch ausdeutend - ablehnt. Er sieht im ›zwîvek‹ die unmittelbare Gefahr für den Menschen gegeben, sich vom Schöpfer durch den Zweifel an dem Gnadenakt Gottes abzuwenden und letztlich der Hölle anheim zu fallen. Die eindeutige ‘Schwarz-Weiß-Malerei’ im heilsgeschichtlichen Kontext wird hier unmissverständlich markiert und stellt eine Gegenposition zum Parzivalkonzept dar.<sup>250</sup> Wie schon an den zuvor besprochenen Passagen gezeigt, birgt der heilsgeschichtliche Rahmen des JT-Corpus nur die Entscheidung zwischen Gut und Böse. Wolframs Modell wird also keineswegs übernommen, sondern auf eine streng heilsgeschichtliche Basis fokussiert und umgedeutet.

Es geht dem Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht allein nur um den rechten Weg des christlichen Glaubens und die Ausdeutung fundamental christlicher Werte, sondern vor allem auch um die reine, wahre ›minne‹, welche der höfischen Minne entgegengesetzt wird. Die wahre ›minne‹ rührt ausschließlich von Gott her, und offenbart sich im Verlauf als diejenige, die grundsätzlich auf Gott gerichtet sein sollte. An der Neukonzeption der Sigune-Geschichte wird dies am deutlichsten markiert. Die durch den Parzival zwischen den Zeilen markierte Schuldfrage Sigunes wird im JT-Corpus gänzlich aufgelöst und einem höheren Zweck unterworfen.

JT,(A), 23,1-4: »*Gesmæbet und gezieret ist ubel bi der guete.  
ob sich alsus parrieret ein lip mit sunden clein oder uber vlute,  
ein got darumbe doch in vorcht bechennet, ich hoff siner erbermde,*

---

<sup>250</sup> Ein weiteres Indiz der strikten Polarisierung im JT-Corpus stellt auch beispielweise die Beschreibung der Tempelritter dar, welche durchwegs positiv besetzt erscheinen, im Parzival jedoch, ähnlich wie die Hauptfigur selbst, durchaus ernstzunehmende Defizite erkennen lassen.

*so wirt di smæh mit zierde gar zertrennet.*<sup>251</sup>

Was der Ich-Erzähler zuvor nur andeutungsweise hervorgehoben hatte, wird nunmehr präzisiert. Wolframs Modell, dass sowohl das Gute als auch das Hässliche im Menschen vereint sein könnten, ohne dass man hierbei das Seelenheil als gefährdet ansehen müsste, wird vom Ich-Erzähler des JT-Corpus strikt abgelehnt. Der Sünder kann nur dann auf den Gnadenakt Gottes hoffen, wenn dieser nicht nur seine Sünden bereut, sondern auch aus tiefstem Herzen auf Gott vertraut. Nur das absolute Vertrauen in Gottes Wirken und die göttliche Gnade führen zum Seelenheil und letztlich zur Vergebung der Sünden. Der »*wîvek* jedoch zerstört die Einheit zwischen Gott und den Menschen. Mit anderen Worten ließe sich sagen: Sündigt ein Mensch ohne dies wirklich zu bereuen, da dieser am Gnadenakt Gottes zweifelt, so zweifelt er letztendlich an der Allmacht Gottes. Sein Seelenheil ist damit verwirkt und die Seele überantwortet sich dem Teufel. Der »*wîvek* unterminiert damit das Vertrauen in Gott selbst und das Vertrauen in den göttlichen Gnadenakt.

Der Ich-Erzähler des JT-Corpus verändert damit die Konzeption des Parzival in Bezug auf den »*wîvek* von Grund auf und verlängert den Gegenentwurf, indem er einen Ausweg aus diesem Dilemma anbietet, der aus dem Parzival für den Rezipienten letztlich nicht ersichtlich war.

Ohne der Thematik vorgreifen zu wollen, wird jedoch aus den bisher gewonnenen Erkenntnissen deutlich, dass der didaktische Rahmen des Prologs der Handschrift (A) die Basis des theologischen Verständnisses schafft, auf welche stufenweise die höheren Lehrinhalte des christlichen Lebens im JT-Corpus aufbauen können. Der Ich-Erzähler konsolidiert somit die Basis christlichen Weltverständnisses, wenn er beginnend mit der Schöpfung und ihren Merkmalen jede »*re*« der Heilsgeschichte einer Klärung und Ausdeutung unterzieht und dem Menschen einen Katalog des richtigen Handelns unterbreitet, den er im Parzival nicht erschöpfend oder richtig behandelt sieht. Dem Ich-Erzähler des JT-Corpus geht es primär um die Konstituierung der wahren »*minne*«, den rechten, also richtigen christlichen Glauben, welcher allein zur Seligkeit führt. Das Herz der Menschen soll unbeirrbar am Glauben festhalten und sich durch absolute Treue auszeichnen (»*herze, hab di stæt an dem gedingen*«, JT,(A), 22,3)

---

<sup>251</sup> »Häßlich und schön ist das Schlechte zusammen mit dem Guten. Wenn sich jemand derart mit den kleinen oder übergroßen Sünden befleckt und dennoch seine Gottesfurcht bekennt, so werden, denn ich hoffe auf seine Gnade, somit wird Schmach und Schande aufgelöst.«



Auch die folgenden Strophen JT,(A), 24-25 thematisieren erneut den »*zwivel*« gepaart mit »*unstæter muot*« (JT,(A), 25,2) im Hinblick auf die bereits in den vorherigen Passagen angesprochene Polarisierung zwischen Gut und Böse und der Aufforderung, sich vom Bösen nicht verführen zu lassen. Auch hier findet sich eine erweiterte Relation zum Prolog des *Parzival*.

JT,(A), 24,1-4: »*Unverzaget an dem mûte sol mænlîch herze werben,  
durch ubel sol daz gûte mænlîch herze nimmer lan verderben,  
daz sin aglaster varwe sich vereine  
und werd uber al di blanke und ob di blenke sich aber dann entreine*«

JT,(A), 25, 1-4: »*Dannoch si der geile vor allem zwivel sunder,  
swie er uf beidem teile stet, des himels und der belle hin under.  
unstæter mût dem zwivel wirt gesellet.  
di selben sint geverwet vinsten var und ewiclich gebellet*«.

Während der *Parzival* nur die 'Treulosigkeit' als schwere Sünde fokussiert und der »*unverzaget mannes muot*« (Pz. 1,5) als weniger Besorgnis erregend aufgenommen wird, so überträgt der Ich-Erzähler des JT-Corpus jedoch den »*unstæter muot*« (JT,(A), 25,2) einzig auf den Sitz des Glaubens: Das Herz. Es geht hier also nicht um die Übernahme eines wolframschen Motivs, sondern um dessen Umdeutung auf der Grundlage heilsgeschichtlicher Konzepte. In der Strophe JT,(A), 25, 1-4 wird der »*unstæter mût*« darüber hinaus als Handlanger des »*zwivels*« aufgefaßt. Wenn beide zusammen im Herzen des Menschen wirksam werden, so ist die Seele über den Tod hinaus der Hölle ausgeliefert. Sprach Wolfram im *Parzival* noch davon, dass der, welcher 'elsternfarbig' erscheint, im eigentlich Sinne sogar glücklich sein kann, da er damit sowohl am Himmel als auch an der Hölle teilhaben kann, so führt der Ich-Erzähler des JT-Corpus diese Vorstellung ad absurdum. Die 'Elsternfarbigkeit', die der *Parzival* im Prolog andeutet, gehört eindeutig in den Bereich der Hölle, denn die »*unstæte*« bezieht sich nicht etwa nur auf ein Verhaltensmuster, sondern auf den christlichen Glauben selbst. Die Seele des Menschen hat damit Gottes Gnadenakt verwirkt und ist auf ewig in der Hölle gefangen.

Daher, so der Ich-Erzähler des JT-Corpus, ist es nicht nur die Reue, die die Vergebung der Sünden erst ermöglicht, sondern es sind bereits die Gedanken, die ein

Mensch kontrollieren sollte. Negative Gedanken lassen den ›*zwivel*‹ aufkeimen, während die positiven Gedanken und das Gottvertrauen den ›*zwivel*‹ eliminieren können.

JT,(A), 26, 1-2: »*So habent sich die blanken mit varwe nach der sunne,  
di stæten mit gedanken. di varwe git ein ursprinc aller brunne*«.

Was im Parzival auf zehn Zeilen als Erklärung des ›*zwivels*‹ diskutiert wurde, wird vom Ich-Erzähler des JT-Corpus auf zehn Strophen mit Unterbrechungen und Zusatzinformationen aufgerollt und unter einem anderen bzw. neuen Blickwinkel verfolgt und ausgedeutet. Die thematische Ausweitung des Wolframschen Konzepts erfolgt unter theologischen Prämissen. Es scheint somit evident, dass die Verwirrung über die adäquate Deutung der viel zitierten Stelle des JT-Prologs der Handschrift (A) zum einen von einer falschen Übersetzung herrührt und zum anderen die entscheidenden Umakzentuierungen des Wolframschen Modells bisher unberücksichtigt geblieben sind.

Das Gute, so der Ich-Erzähler weiter, stehe niemals alleine, sondern ist vom Bösen grundsätzlich dergestalt umgeben, dass eine ‚elsternfarbige Vermischung‘ unter allen Umständen zu vermeiden wäre.<sup>252</sup> Was also der Parzival als Grundaussage innerhalb seines Prologs ausgedeutet hatte, nämlich dass es eine Vermischung dieser beiden Instanzen sehr wohl geben kann, wird innerhalb des JT-Corpus durch den Ich-Erzähler also deutlich verneint. Ein sogenannter Zwischenstatus existiert nicht, jedoch kann das Böse das Gute überlagern. Denn durch den ›*zwivel*‹ ist der Mensch der Gefahr ausgesetzt, das Böse in sein Leben zu integrieren und damit sein Heil zu verwirken.

---

<sup>252</sup> Siehe hierzu: *Friedrich Billicsich* (1955) und *Paul Ricoeur*, (1988) und wieder als Studienausgabe, Freiburg 2002.

Auffällig hierbei erscheint die Tatsache, dass der Teufel, so wie er innerhalb des JT-Corpus verwendet wird, keinerlei Körperlichkeit aufweist, sondern lediglich auf seine metaphysische Präsenz reduziert zu sein scheint, welche den Menschen durch negative Gedanken in Versuchung führt. Anlehnend an den Neuplatonismus, in welchem das Böse keine selbstständige Realität besitzt, sondern lediglich aus der Abwesenheit des Guten resultiert und eine unmittelbare Folge des menschlichen Sündenfalls darstellt, scheint es hypothetisch durchaus denkbar zu sein, dass der JT-Corpus in seiner philosophischen Konzeption Grundzüge des Parsismus und Manichäismus aufnimmt, in denen das Gute und das Böse als zwei im ewigen Kampf miteinander gleichgestellte metaphysische Prinzipien aufgefasst werden, zwischen denen sich der Mensch zu entscheiden hat.

Die Wassermetaphorik der Passagen JT,(A), 27-38 unterbricht die 'Neudeutung' der »*zıwıvek*-Problematik und leitet die Bedeutung der Taufe, der Dreifaltigkeit und vor allen Dingen die Macht des gesprochenen Wortes innerhalb der Sakramente ein, die als entscheidende Grundlage der Heilserwartung verstanden werden. Es handelt sich hierbei um Grundkonstanten, welche ihren vollen Bedeutungsumfang erst in der Orientfahrt und in der Beschreibung der Gralsburg erhalten, an dieser Stelle innerhalb des Prologs jedoch schon angedeutet werden.

Nachdem der Ich-Erzähler die Christenheit zum Bekenntnis Gottes aufgerufen hat (JT,(A), 39-43), greift er wiederum - die Wassermetaphorik aufnehmend - auf die Bedeutung der Taufe und der Elemente für die Heilsgeschichte zurück. Entscheidend innerhalb dieser Passagen ist nicht nur die Bedeutung des Tauf-Sakraments an sich, sondern vielmehr das gesprochene Wort Gottes durch den Priester, welches dem Sakrament erst die wahre Kraft verleiht (*»Durch daz si nieman jehende dem wazzer heilikeite; e daz si im geschehende von priester si und e er iz beleite/ mit worten, di von recht da zu geborent. von wor sacramenta gewinnet kreft, di uns zu got enborent«, JT,(A), 44,1-4*). Dies wiederum kann intratextuell auf den Beginn des Prologs der Handschrift (A) bezogen werden, in welchem die Wichtigkeit der richtigen Wortauslegung unterstrichen wurde.<sup>253</sup> Die Macht des Wortes wird hier in Relation zu den Sakramenten gesehen und verstanden. Daher ist die richtige Auslegung des gesprochenen Wortes entscheidend, denn so wie das durch den Priester geweihte Wasser als Taufsakrament wirkt, so wirken auch die Worte des JT-Corpus der Handschrift (A) wie ein Sakrament. Somit ist auch die Motivation des Ich-Erzählers des JT-Corpus zu verstehen, das bereits bekannte Werk umzuarbeiten und neu auszulegen. Die Kraft der Worte, die durch Gott selbst initiiert ist, wirkt damit auch auf das Werk des JT-Corpus, insofern als sich der Ich-Erzähler in gewisser Weise selbst als Priester versteht, welcher die Worte richtig auslegt und ausdeutet.

---

<sup>253</sup> Peter Kern hat in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Sakraments und der Worte für den JT-Corpus herausgearbeitet und kam zu dem Ergebnis, dass die richtige Auslegung der Worte entscheidend für den Dichter des Kolossalwerkes ist und als Voraussetzung für das gesamte Lehrverständnis des Werkes anzusehen ist. Siehe: *Peter Kern* (1974), S. 185-199.

Zusammenfassend ließen sich die Hauptgedanken des Prologs des JT-Corpus wie folgt darstellen. Der Mensch ist dem Spannungsfeld zwischen dem Guten und dem Bösen stetig ausgesetzt und kann der Versuchung nur entgehen, wenn er sich für Gott und die göttlichen Tugenden in seinem Herzen entscheidet, indem er den »*wîvel*« und die »*unstæte*« durch den Glauben an den Gnadenakt Gottes ersetzt und seine Sünden bereut. Der Kampf um die menschliche Seele wird jedoch letztendlich über das Wort und die reinen Gedanken selbst ausgetragen, welche wiederum richtig gesetzt den Menschen zum Heil oder aber zur Verdammnis führen. Demzufolge ist die richtige Auslegung der Worte innerhalb der Textkonzeption essentiell und gewinnt damit für den weiteren Verlauf des Gegenentwurfs an besonderer Bedeutung.

Der Exkurs über die Bedeutung des Wassers, die heilbringende Wirkung der Sakramente und der Worte des Priesters, wird vom Erzähler-Ich in der Strophe JT,(A), 49 abermals unterbrochen, indem er nochmals auf die Bedeutung der »*witz*«<sup>254</sup> eingeht, das Bogengleichnis Wolframs aus dem Parzival-Prolog umdeutet und damit den Anspruch seines poetischen Gegenentwurfes deutlich markiert.

JT,(A), 49-50: »*Ich sol wider an daz mære des anevanges grifen.  
an witzen widerbære ist er wol, swer im niht let entslifen,  
vor agelaster var sich under machet.  
habet iuch gein der blanken! di swerz an werdicheit ie was verswachtet.  
Die fluge dirre spelle für den tumben lûten  
für oren gar zu schnelle. durch daz müz ich bie wortlich bedueten,  
iz lat sich sanfter danne hasen vaben,  
ich mein, di sint erschellet: an sûche bracken mac iz ergaben*«. <sup>254</sup>

Die erneute Aufnahme des Motivs der Elsternfarbigkeit, sich nicht beirren zu lassen und sich einzig dem Guten bzw. dem Reinen zu überantworten, verschränkt das Erzähler-Ich geschickt mit einer weiteren, bisher unberücksichtigt gebliebenen Umdeutung einer Wolframschen Metapher aus dem Prolog des Parzival. Die Erzählung der Geschichte erscheint in Wolframs Parzival metaphorisch überblendet als ein Hase, welcher Haken

<sup>254</sup> »*Ich werde wieder zum Anfang der Geschichte zurückkehren, reich an geistigem Vermögen ist er, wer es sich nicht entgehen lässt, die sich der Elsternfarbe entziehen, orientiert euch an den Weißen/ 'Sündlosen', die Schwärze war im Bezug auf die werdicheit (schon) immer minderwertig Der Flug dieser Erzählung geht an den Ohren dummer Menschen gar zu schnell vorbei. Deshalb muss ich sie hier Wort für Wort auslegen. Sie lässt sich leichter als ein Hase fangen, ich denke, dass sie nicht bei Verstand sind: an der Suche nach dem Bracken wird es sich zeigen*«, JT,(A), 49-50.

schlägt und somit nicht leicht verstanden werden kann, jedoch, so der Erzähler des Parzival weiter, ist dies eben gerade die Kunst, ihr Fliehen und Vorwärtsstürmen zu begreifen (*»si vliehent unde jagent,/ si entwîchet unde kêrent,/ si lasternt unde êrent«, Pz. 2,10-12*)<sup>255</sup>. Nur derjenige, welcher sich auf die *»aventiuere«* einstellt und versucht ihr zu folgen, besitzt die nötige Weisheit, die Lehre, welche die Geschichte beinhaltet, auch zu begreifen (*»swer mit disen schanzen allen kan,/ an dem hât wîtze wol getân,/ der sich niht versîzet noch vergêt/ und sich anders wol verstêkt«, Pz. 2,13-16*)<sup>256</sup>.

Das Bogengleichnis aus dem *Parzival* wird in den Strophen JT,(A), 49-50 zwar anzitiert, jedoch ebenfalls einer Umdeutung unterzogen. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) konzipiert seine *»aventiuere«* unter der Bedingung der eindeutigen Nachvollziehbarkeit, indem er eine geradlinige Erzählweise vorzieht und dabei Wort für Wort für den Rezipienten verständlich auszudeuten beabsichtigt. Die Gefahr, dass man die *»aventiuere«* aufgrund der sprunghaften Erzählweise nicht nachvollziehen kann und damit die Lehre verfehlt, will der Ich-Erzähler auf keinen Fall eingehen. Hatte der Ich-Erzähler in den Strophen zuvor eindringlich auf die heilbringende Bedeutung der richtigen Wortauslegung der Gottesworte und der der Priester verwiesen, so kann man diese wiederum auch auf seine *»aventiuere«* beziehen. Erst wenn diese richtig konzipiert und vollständig ausgedeutet ist, kann die Lehre für den Rezipienten ersichtlich und auch nachvollziehbar sein. Das Lehrgebäude des JT-Corpus entfaltet dann seine Wirkung, wenn der Rezipient die einzelnen Teile der *»aventiuere«* nachvollziehen und deren Lehre im Sinne der christlich-heilsgeschichtlichen Erwartung auch umsetzen kann. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) lehnt Wolframs Haltung, den Rezipienten innerhalb der *»aventiuere«* sich selbst zu überlassen - in der Hoffnung, er würde die richtigen Schlüsse aus der Lehre ziehen - kategorisch ab. Worauf es ihm in erster Linie ankommt, ist es, dem Rezipienten alle Hilfestellungen und Wege vorzuzeichnen, die Lehre nicht nur extrahieren, sondern sie auch praktisch umsetzen zu können.

Das Bogengleichnis Wolframs im *Parzival* gehört wohl zu den innerhalb der Forschung, am häufigsten diskutierten Textsegmenten. Die Forschungsanalysen reichen von der, durch Karl Bartsch diskutierten, These vom Scheitern des Handlungssegments<sup>257</sup>,

<sup>255</sup> Pz. 2,12: *»Mal fliebt sie, mal stürmt sie nach vorn, sie zieht sich zurück, sie kehrt sich um«.*

<sup>256</sup> Pz. 2,13-16: *»Wer da noch mithalten kann bei sämtlichen Kadenzgen, den hat die Weisheit lieb - das ist der, der sich nicht verbockt und nicht verrennt [...]«.*

<sup>257</sup> *Karl Bartsch, Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel I, Leipzig 1875, S. 254*

Bostocks Annahme, dass es sich hierbei um eine durch Wolfram nicht verstandene lateinische Quelle handle<sup>258</sup>, bis hin zu Klaus Kleins Interpretation, dass das Bogengleichnis eine Referenz zu der literarischen Auseinandersetzung zwischen Wolfram und Gottfried darstellt<sup>259</sup>. Auch Schröders Konjektur der Stelle 241,8 (>ame< statt >áne<) und die Umstellung der Passage Pz. 241,15 nach 241,20 durch Wilson, ergaben bis heute jedoch keine eindeutige Klärung der forschungsrelevanten und brisanten Textstelle.<sup>260</sup>

Nimmt man jedoch das JT-Corpus an dieser Stelle zu Rate, so kann man Rückschlüsse ziehen, wie dieser die Stelle verstanden hat und so einer möglichen Interpretation näher kommen. Den 'Flug der Geschichte' aus JT,(A), 49-50 übernimmt der Ich-Erzähler aus der bereits durch den *Parzival* bekannten Metaphorik, verkehrt sie jedoch ins Gegenteil. Ein solches Vorgehen, also die Geschichte Haken schlagen zu lassen, ist nicht im Sinne des Ich-Erzählers des JT-Corpus. Er will die Kernaussagen des *Parzival* Wort für Wort erneut auslegen, da man sonst Gefahr läuft, sich in der Verworrenheit der Handlungsführung Wolframs zu verlieren. Die von Wolfram erhobene poetologische Kunstfertigkeit, der Geschichte auch folgen zu können, wenn sie nicht linear erzählt wird, wird durch den Ich-Erzähler kritisiert. Die Erzählweise soll eben nicht einem Hasen ähneln und Haken schlagen, sondern sich durch Klarheit, Einfachheit und Überschaubarkeit auszeichnen und damit den narrativen Gehalt im Sinne einer 'Eindeutigkeit' dem Publikum vorführen. Der Anspruch an die Narrativik, eindeutig, klar und verständlich zu sein, sich nicht in unwichtigen Details zu verlieren, ist eine Forderung an die poetologische Struktur einer Dichtung, wie sie nicht nur das JT-Corpus verlangt, sondern sich vor allem auch in der Gelehrten- und Laienliteratur findet.

Der didaktische Duktus, ganz bestimmte Sachverhalt oder aber auch Wissenstheoreme unterschiedlicher Provenienz so einzubauen, dass sich hierbei eine ethisch-moralische Beeinflussung des Handelns herauskristallisiert, ist aus den verschiedensten Literaturformen der patristischen und mittellateinischen Literatur bekannt

---

<sup>258</sup> J. Knight Bostock, (1947), S. 21-23.

<sup>259</sup> Klaus Klein, (1989), S. 243-251.

<sup>260</sup> Joachim Bumke erläuterte in seinem Band über die bisherige Wolfram Forschung 1970 ernüchternd, dass wohl keine der angewandten Methoden, vor allem nicht diejenigen, die durch radikale Eingriffe innerhalb des Textcorpus mit aller Gewalt einen Sinn hinter der rätselhaften Textstelle suchen, dem zu diskutierenden Gegenstand gerecht werden. Allenfalls würde die Methode der Vorgehensweise falsch sein. Joachim Bumke, (1970), S. 297.

und findet sich auch innerhalb der volkssprachlichen Literatur stark ausgeprägt wieder.<sup>261</sup> Ähnlichkeiten zwischen dem paränetischen Anspruch des JT-Corpus und der Literatur des 11.-12. Jahrhunderts lassen sich unter anderem in dem um 1140 entstandenen allegorischen Gedicht ›*Die Hochzeit*‹ erkennen. Die Erzählung einer Adelhochzeit spiegelt hierbei nur den äußeren Rahmen einer Unterweisung in moral-didaktischen Verhaltenslehren wider, in welchen heilsgeschichtliche Lehren und deren Ausdeutungen eingelassen sind.<sup>262</sup>

Doch auch Dichtungen wie »*Der Scoph von dem lones*«, »*Van der girheit*« des als Wilder Mann bekannten Dichters, der ›*Trost der Verzweiflung*‹ oder die ›*Winsbecke*‹ rekurren auf die Forderung, durch die Klarheit der Sprache die paränetische Wirkung des Diskurses entfalten zu können. Der Fokus liegt hierbei auf der Erkenntnisvermittlung und der Paränese, welche jedoch nur durch die Eindeutigkeit und Klarheit der Worte erreicht werden kann. Die Forderung erinnert einerseits an den in der Forschung so strittig diskutierten Literaturekurs in Gottfrieds *Tristan*, zum anderen an einige Passagen des *Welschen Gastes* von Thomasin von Zircklaere.<sup>263</sup>

Im sogenannten Literaturekurs Gottfrieds, in der Erzählung von Tristans Schwertleite eingelassen ist, diskutiert der Ich-Erzähler die Poetik und narrative Raffinesse einzelner Autoren<sup>264</sup>. Neben dem Lob Hartmanns von Aue, Bliggers von Steinach, Heinrichs von Veldeke, Walthers von der Vogelweide, ist auch ein Dichter genannt, dessen

---

<sup>261</sup> *Notker von Zwiefalten*, *Memento Mori* (um 1090); *Heinrich von Melk*, *Rede von des todes gehüge* (um 1150); *Rheinauer Sündenklage* (um 1100); *Millstätter Sündenklage* (um 1130); *Vorauer Sündenklage* (um 1150); *Uppsalaer Beichte* (um 1150);

<sup>262</sup> Die Einschübe beziehen sich hierbei vor allem auf das Weltenalter, den Sturz Luzifers und seine Bedeutung für die Menschen, den Sündenfall und seine Erlösung und die Beschreibung des himmlischen Jerusalems. Christliche Tugenden wie Wahrhaftigkeit, Demut, Gerechtigkeit Nächstenliebe und Barmherzigkeit werden ebenso immer wieder als Lernprogramme innerhalb der Geschichte eingeflochten, wie die Ermahnung zur Erfüllung der kirchlichen Pflichten und der Empfang der Sakramente.

›*Die Hochzeit*‹ ist bisher innerhalb der Forschung kaum analysiert worden, bietet jedoch gerade für die paränetische Literatur gewinnbringende Hinweise.

<sup>263</sup> Eine vergleichende Analyse des *Welschen Gastes* und des JT-Corpus hinsichtlich ihrer übereinstimmenden Poetologie innerhalb des moral-didaktischen Diskurses liegt bisher leider noch nicht vor. Siehe hierzu künftig den Aufsatz von *Bianca Desirée Heidker*, *Zum Konzept der Paränese und der Erzählerkonzeption im Welschen Gast* von Thomasin von Zircklaere im Vergleich mit dem ›*Jüngeren Titirel*‹ der Handschrift A.

<sup>264</sup> *Gottfried von Straßburg*, *Tristan*, V. 4621-4792.

Poetik vielmehr zu Kritik Anlass gibt. Obschon in der Forschung die Zuschreibung auf Wolfram von Eschenbach nicht als eindeutig interpretiert wird, so geben die Übereinstimmungen mit dem Wortlaut des JT-Corpus der Handschrift (A) an dieser Stelle, doch zu denken und lassen eine Zuschreibung auf Wolfram immerhin als durchaus plausibel erscheinen.

Gottfried nimmt die Hasen-Metaphorik aus dem Parzival auf und erläutert die poetologische Schwierigkeit, aus dieser Narrativik für jeden verständlich die richtigen Schlüsse ziehen zu können. Die Kritik, welcher dieser Form der Erzählweise vorgebracht wird, ist weitaus stärker akzentuiert, als es der Ich-Erzähler im JT-Corpus der Handschrift (A) der Motivation seines Gegenentwurfs zu grunde legt. Es ist nicht nur die nicht-lineare Erzählweise, die den Menschen das Verständnis der Erzählung erschwert, sondern auch die Sprache selbst, die an kunstvolle und phantastische Kindergeschichten erinnert, jedoch im Ganzen unverständlich bleibt.

*Tr. 4638-4690:*

*»swer nû des hasen geselle sî  
und ûf der wortbeide  
hôchsprünge und wîtweide  
mit bickelworten welle sîn [...]  
wir ensuln ez nieman lâzen tragen,  
sîniu wort ensî ebene unde sleht,  
ob ieman schône und ûfrehet  
mit ebenen sinnen dar getrabe,  
daz er dar über besnabe.  
vindaere wilder maere,  
der maere wildenaere,  
die mit den ketenen liegent  
und stumpfe sinne triegent,  
die golt von swachen sachen  
den kinden kunnan machen  
und ûz der bühsen giezen  
stoubîne mergriezen: [...]  
dane gâht niht herzelustes an.  
dane lît niht guotes muotes van,  
ir rede ist niht alsô gevar,*



*daꝛ edele herꝛe iht lache dar.*  
*die selben wildenaere*  
*si müezen tiuntaere*  
*mit ir maeren lâzen gân.*  
*wirn mugen ir dá nâch niht verstân,*  
*als man si hoeret unde siht.*  
*sone hân wir ouch der muoꝛe niht,*  
*daꝛ wir die glôse suochen*  
*in den swarzen buochen».<sup>265</sup>*

Diesen ‘Geschichten-Jägern’, wie Gottfried diese Autoren nennt, müsse man insofern Einhalt gebieten, da ihre Geschichten ohne eine Ausdeutung unverständlich bleiben und Erklärungen wohl eher in den Büchern der schwarzen Magie zu finden sind. Als ein solcher ‘Ausdeuter’ versteht sich der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A), wenn er im Prolog betont, die Geschichte des Parzival erneut Wort für Wort richtig auszudeuten. Er will die Geschichte zähmen und sie für jedermann neu arrangiert und verständlich gestalten (*›lêr gên aller menschen heile‘*, JT,(A), 1873) und verfolgt damit stringent das Prinzip einer linearen Erzählweise<sup>266</sup>, welche sich von der des Parzival eklatant unterscheidet.

In den Strophen JT,(A), 51-56 präzisiert der Ich-Erzähler des JT-Corpus sein Konzept hinsichtlich der Gefahren, welche eine nicht-lineare Erzählweise für den Rezipienten haben kann, da dieser der ständigen Gefahr und Verführung der Welt ausgesetzt ist.

<sup>265</sup> Übersetzung nach Rüdiger Krohn, (1993): *›Wer es aber nun dem Hasen gleichtun / und auf der Heide der Dichtung / herumbüpfen und - weiden will / mit hingewürfelten Wörtern [...]. Niemanden wollen wir ihn verleihen, / dessen Worte nicht völlig geläutert sind, / dessen Sprache nicht gerade und geglättet ist, / so dass niemand, der mit Anstand und arglos / nichtsahnend dieses Weges kommt, / darüber stolpere. / Dichter ungezügelter Geschichten, / kunstlose Jäger von Erzählungen, / die mit Zauberketten bluffen / und naive Gemüter blenden, / die aus wertlosem Material Gold / für Kinder machen / und aus Zauberbüchsen / Perlen aus Staub schütten können: [...]. Davon geht nichts Erfreuliches aus, / daran ist nichts Erquickliches. / Ihre Sprache ist nicht dergestalt, / dass edle Menschen sich daran ergötzen könnten. / Eben diese Geschichten-Jäger / müssen noch Ausdeuter / ihren Erzählungen mitgeben. / Man kann sie nämlich nicht verstehen, / wenn man sie hört oder wahrnimmt. / Wir haben aber nicht die Muße, / nach den Erläuterungen zu suchen / in den Lehrbüchern der schwarzen Magie.«*

<sup>266</sup> Vgl. hierzu auch JT,(A), 20,3 und 60,4. Diese Vorgehensweise linearen Erzählens erinnert stark an die Konzeption von Predigten mit der Empfehlung des *stilus simplex* unter Berücksichtigung der *rudes*. Helmut Brall, (1983), S.1-39.

*»Ein glas mit z̄in vergozzen und blindem  
 troum, die triegent.  
 hat ieman des verdrozzen, so wundert mich  
 nicht, ob di gen mit kriegent,<sup>267</sup>  
 spiegel sehen und blinden troum anlutze  
 gebent vil krankez schinen und sint an aller  
 stætekeit unnutze«*  
 JT,(A), 51,1-4.

*»z̄in anderhalb ame glase  
 geleichet, und des blinden troum.  
 die gebent antlützes roum,  
 doch mac mit stæte niht gesin  
 dirre triebe lichte schîn:  
 er machet kurze fröude alwâr«*  
 Pz. 1,20-25.

Die Veränderungen sind schon im ersten Vers erkennbar. Der Spiegel und der Traum eines Blinden können jemanden trügerische, tanzende Lichter vorgaukeln. Der JT-Konzepteur übernimmt zwar die Metaphorik, spricht jedoch von »*triegen*«, also betrügen. Sie sind nicht etwa nur Bilder, welche im Parzival durch ihren stumpfen leichten Schein einen kurzen Moment des Glücks bescheren, sondern sie sind vielmehr als ein sündhafter Widerschein zu verstehen, der für die »*stæte*« zu nichts Nutze ist.

*JT,(A), 52, 1-4: »Und der blind ibt sehende in troumen, daz verswindet,  
 swenn er machet<sup>268</sup>, unsphehede ist er, daz er sin niender teil empfîndet.  
 so wirt sin vroude wan in leit verwandelt.  
 swer in den spiegel sehende ist, dem wirt sin anlutze missehandelt«.*

Der Traum eines Blinden oder der Spiegel gaukeln nur Trügerisches vor (*»noch trûget der werlde sūze michels mere«*, JT,(A), 53,2), sie sind unbeständig und verflüchtigen sich im Moment des Erwachens (*»Ouch mac si sin nicht stæte«*, JT,(A), 54,1). Selbst das eigene Spiegelbild ist trügerisch und entspricht nicht der Realität. Anders als im Parzival, überträgt der Ich-Erzähler den Traum des Blinden und den Spiegel nicht auf einen flüchtigen erlebten Augenblick, sondern vielmehr auf die Vergänglichkeit der Welt an sich, welche als

<sup>267</sup> Ob sich hinter der Zeile JT,(A), 51,2 tatsächlich ein Dichtertopos verbirgt, oder ein ernstzunehmender Bezug zu jenen »*tumben*«, die scheinbar Kritik an der Vorgehensweise des Erzähler-Ichs geübt hatten und welche schon zuvor im Prolog angesprochen wurden, kann nicht stichhaltig genug bewiesen werden. Es bleibt hypothetisch, ob und in welcher Weise man diese Zeile als Bekenntnistrophe der Kritik verstehen darf.

<sup>268</sup> Die Edition fügt an dieser Stelle übereinstimmend mit den Überlieferungszeugen (C)-(E) »*erwachet*« ein. Die Handschriften (A) und (B) verzeichnen nur »*wachet*«.

unbeständig und betrügerisch den Menschen zu verführen droht. Die Auslegung des Wolfram-Motivs<sup>269</sup> kann an dieser Stelle erneut intratextuell rückgebunden werden und verweist auf die stetige Gefahr des Menschen, vom Teufel, von falschen Gedanken oder vom falschen Schein der Welt in die Irre geführt zu werden. Diese Irrwege kennzeichnen nicht nur die Welt an sich, sondern lassen sich vor allem in Texten finden, welche auf den ersten Blick und oberflächlich betrachtet Freude vermitteln, jedoch aufgrund ihrer Unbeständigkeit und ihres trügerischen Scheins den Rezipienten zu verführen drohen. Der Ich-Erzähler erweitert an dieser Stelle Wolframs Konzept und verlängert dieses zu einer allgemeinen Kritik an der Welt. Die lang anhaltende Freude sei nicht in der Welt selbst zu finden, sondern letztlich nur in der absoluten Hinwendung zu Gott.

JT,(A), 55,4: »der *stæte* vreude *sûchet* in dieser werlt, ich wen si sam verswindet.  
und mich aldar gesinden, daz mac mich doch *zuletzt* wol griven.  
*swer uppicheit der werlde sere minnet,*  
*ane wider keren, fur war, der ganzen triven im zerinnenet*«

Die Eitelkeit der Welt und ihr falscher Schein lassen die Treue, die man sucht, unweigerlich zu Grunde gehen (»*Sam tow in heizer sunne vert uz dem gesichte und fiur in einem brunne*«, JT, (A), 58,1). Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) hatte die Wolframschen Motive aus dem Parzival-Prolog nicht nur einer Bedeutungsverschiebung unterzogen, indem dieser die Vergänglichkeit des Augenblicks auf die Vergänglichkeit der Welt im Allgemeinen übertragen hatte, sondern gleichzeitig sein Konzept in Opposition zum Parzival gestellt.

Schon zu Beginn des JT-Prologs der Handschrift (A) hatte der Ich-Erzähler klar dargelegt, dass er jenes, was seiner Ansicht nach im Parzival zu unverständlich, ungenau und falsch ist, zu berichtigen gedenkt. Bevor er jedoch sein Konzept als Ganzes vorstellt, stellt dieser theoretische Überlegungen über den Sinn und die Funktion seines Werkes an.

JT,(A), 59,1-4:»*Ob sinnericher stiure dise mæR iht walten?*  
*si tûnt sich niemant tiure, si nennent sich den jungen zû den alten.*  
*und mugen sich die tumben dar gesellen!*  
*durch sinneriche lere **mûz ich di wilden mæR hie zam gestellen***«. <sup>270</sup>

<sup>269</sup> Hier vor allem die Strophen Pz. 1,25-2,8.

<sup>270</sup> »Ob diese Geschichten sinnstiftende Verständnishilfe besitzen? Sie entziehen sich niemandem, sie sind sowohl für Jung und Alt bestimmt. Und auch die Unwissenden können sich dazu gesellen! Um der sinnreichen Lehre willen, muss ich die wilden

Die ersten drei Verse scheinen für die Untersuchung der Erzähler-Rolle schon dahingehend ausschlaggebend zu sein, da sie einen gewissen Teil des Werkkonzepts vorgeben, unter welchem der Gegenentwurf konzipiert ist. Um die verborgene Lehre herausarbeiten zu können, muss der Ich-Erzähler die *»wilde«*, also unverständliche Geschichte zähmen. Die Frage ist natürlich, um welche Geschichte es sich hier handelt. Die des Ich-Erzählers des JT-Corpus der Handschrift (A) oder die Geschichte des Parzival. Es macht von der Konstruktion des Satzes her wenig Sinn anzunehmen, dass der Ich-Erzähler hier auf seine eigene Geschichte rekurriert, da diese ja erst im Entstehen begriffen ist. Logisch erscheint es vielmehr davon auszugehen, dass es sich hierbei um den von ihm bearbeiteten Parzival handelt, d.h. um ein Werk, welches schon existiert und neu be- bzw. überarbeitet wird. Darüber hinaus würde eine echte Autorfiktion an dieser entscheidenden Stelle des letzten Verses einen anderen Wortlaut erwarten lassen. Anstatt *»di wilde mæer«* würde logischerweise ein *»mîn wilde mæer«* zu erwarten sein. Denn nur so könnte der Eindruck aufrecht erhalten werden, dass das Erzähler-Ich des JT-Corpus mit Wolfram von Eschenbach oder seiner Erzähler-Rolle identisch sei und seinen eigenen Text zu überarbeiten gedenkt.

Des Weiteren hatte der Ich-Erzähler das fiktive Publikum gefragt, ob die Geschichte, welche er zu schreiben gedenkt *»stiure«* besitzt. Nachdem der Prolog des JT-Corpus in den Strophen JT, (A), 19-20 den Parzival Wolframs diskreditiert und seine Unverständlichkeit und seine erzählerischen Irrwege getadelt hatte, kann folglich nicht davon ausgegangen werden, dass der Parzival jene *»stiure«* besitzt, sondern das JT-Corpus des Ich-Erzählers diese für sich beansprucht. Diese, so der Ich-Erzähler, sei für Jung und Alt bestimmt und auch für jene Unwissenden, denen die *»witz«* fehle. Um die Lehre, welche das JT-Corpus beinhaltet, deutlich herausarbeiten zu können, damit diese für jedermann verständlich und nachvollziehbar ist, muss der Ich-Erzähler den Parzival, welchen er als Grundlage für seinen Gegenentwurf nutzbar machen will, jedoch zähmen, d.h. neu deuten und modifizieren.

---

*Geschichten hier zähmen«*, JT, (A), 59,1-4.

Die Hervorhebungen in dieser wie auch in anderer Strophen sind nicht Bestandteil des Editionstextes von Werner Wolf, sondern sind Einführungen meiner Analyse, um das JT-Corpus der Handschrift (A) als deutlichen Gegenentwurf zu Wolframs Parzival zu markieren.

JT<sup>I</sup>,(A), 60,1-4: »Und han doch nicht erkennet man so rechte wisen,  
 wirt im zu recht ernennet ditze mæer, ich wæn, iz müz in prisien  
 an witze kraft, iz si vil oder cleine.  
 des bin ich ungerümet, wan iz hört an di aventiur gemeines<sup>271</sup>.

Diese nicht leicht zu verstehende Strophe rundet in gewisser Weise den zuvor erhobenen Anspruch ab, dass das JT-Corpus als Gegenentwurf zum Parzival, die inhärente Lehre für jedermann verständlich aufzudecken gedenke. Der Ich-Erzähler betont, dass er wohl niemanden kennen würde, welcher nicht doch aus dieser Geschichte wertvolle Erkenntnisse gewinnen könnte, wenn man sie ihm ganz erzählen würde, ungeachtet dessen, was er bereits an Wissen für sich beanspruchen kann. Das bedeutet, dass selbst der, der über die nötige Weisheit verfügt, aus dem JT-Corpus noch etwas lernen kann. Gleichzeitig impliziert vor allem der zweite Vers den Eindruck, als müsse man dem hier gedachten Rezipienten die Geschichte erst auf die richtige Art und Weise unterbreiten, damit dieser die Lehre auch erkennen kann. Als logische Schlußfolgerung ergibt sich daraus, dass der Parzival, welcher zuvor bereits als unvollständig, sündhaft und irreführend aufgrund der dargebotenen Erzählweise kritisiert wurde, die Lehre nicht dergestalt transportieren konnte und damit falsche Vorstellungen hervorrufen könnte, so dass es notwendig erscheint, diese vollkommen neu zu gestalten und auf die richtige Art und Weise zu erzählen.<sup>272</sup> Der sich im letzten Vers dieser Strophe anschließende Bescheidenheitstopos, dass dem Ich-Erzähler hierfür kein Ruhm gebühre, sondern letztlich nur der »*aventiure*« selbst, mag auf den ersten Blick verwundern, hatte sich der Ich-Erzähler doch in den bisherigen Strophen des Prologs des JT-Corpus der Handschrift (A) als Kritiker Wolframs situiert. Doch es stellt sich unweigerlich die Frage, um welche »*aventiure*« es sich im letzten Vers handelt. Es ist die »*aventiure*« selbst, die die richtigen Erkenntnisse garantiert, jedoch nur unter der Prämisse, dass diese richtig erzählt und ausgelegt wird. Dem Ich-Erzähler des JT-Corpus kommt hierbei lediglich die Funktion eines Vermittlers zu, welcher die versteckten Lehren enthüllt und sie für den Rezipienten abrufbar macht. Demzufolge kann im letzten Vers der Strophe

<sup>271</sup> »Auch, so glaube ich, kenne ich niemanden, der wirklich so weise ist, welcher, wird ihm diese Geschichte auf die richtige Weise ganz vorgetragen, nicht doch eben dadurch an Einsicht gewinnen würde, sei es wenig oder viel. Dafür gebührt mir kein Ruhm, denn dies geht auf die *aventiure* zurück«, JT, (A), 60,1-4.

Der für die Analyse so bedeutende letzte Vers der Strophe lässt sich übereinstimmend im Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> unverändert nachweisen.

<sup>272</sup> Eine ähnliche Formulierung lässt auch das sogenannte Verfasserfragment erkennen, welches in dieser Arbeit noch eingehender einer Analyse unterzogen werden wird.

JT, (A), 60 nur der Parzival als die ›*aventure*‹ gemeint sein, welche über die verdeckte ›*witz*‹ verfügt und die nunmehr offengelegt werden soll.

Die Strophe JT,(A), 61 schließt nahtlos an den letzten Vers der Strophe JT, (A), 60 an und präzisiert die Schwierigkeiten, welche sich bei der Neugestaltung des Erzählmaterials Wolframs ergeben.

JT,(A), 61,1-4: »*Diu hat den sprunk so witen genomen wider ir gesinde,  
daz sich ein michel striten hebt vil licht, e daz ich under winde  
mich der rede so gar ein uber maze.  
mit bet wil ich versuchen, daz man mich solcher arebeit erlaze*«<sup>273</sup>.

Das zu Beginn der Strophe eingesetzte Demonstrativpronomen ›*diu*‹ weist eindeutig auf die ›*aventure*‹ des letzten Verses der vorherigen Strophe zurück. Die bisher in der Forschung vernachlässigte Strophe sollte jedoch im Kontext nicht unbeachtet bleiben. Es geht abermals um eine bereits vorhandene, bekannte ›*aventure*‹, welche, so der Vorwurf des Ich-Erzählers im JT-Corpus, ‘über das eigentliche Ziel hinausgeschossen’ und sich daraus ein kritischer Diskurs entwickeln könnte. Mit der Formulierung ›*ir gesinde*‹ kann nur die Vielzahl der Handlungsträger gemeint sein, welche das Personal des Parzival ausmachen und welche der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) konsequent zu einer einheitlichen Handlungsführung wieder zusammenführen möchte. Eine Erklärung für den möglicherweise entstehenden Disput, von welchem im zweiten Vers der Strophe die Rede ist, gestaltet sich dahingehend weitaus schwieriger. Die Frage, die sich hierbei stellt ist, ob das JT-Corpus durch die Bereinigung der Unklarheiten auf der personalen Ebene und auf der der Handlungsführung des Parzival, mit einer Kritik von seiten nicht näher genannten Kritikern zu rechnen hatte. Oder ob sich der Disput eher auf die Schwierigkeiten bezieht, mit denen der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) bei der Umarbeitung des Parzival konfrontiert war und welche als Grund für die Bitte des letzten Verses gelten könnten, dass man ihm eine derartige Mühsal erlassen soll, denn er wolle den zu weiten Sprung, den der Parzival gezeigt hatte, nicht machen.

---

<sup>273</sup> »*Diese hat gegenüber der Handlung so weit über das Ziel hinausgeschossen/ hat einen nicht so großen Sprung gemacht, sodasß hierdurch vielleicht ein großer Disput entstehen könnte, noch ehe ich mich der Rede so übermäßig bemächtige. Durch Bitten will ich versuchen, dass man mir die Mühsal erlässt*«, JT,(A), 61,1-4.

Der eigentümliche Bescheidenheitstopos, welcher in eklatantem Widerspruch zu der engagierten Bearbeitungstendenz der Strophen JT,(A), 19-20 steht, gipfelt schließlich in den Strophen JT,(A), 62-64, welche bisher immer in Bezug auf die Gönnerproblematik hin untersucht worden sind.

JT,(A), 62-64: »Nicht wan durch vlust des lebenes, daz ist ouch hort der hōhste.  
 wer pfliht ouch sulches gebenes, daz er mich libes vlust wider trōste?  
 darumbe müst ist guoter burgen walden.  
 der mir die niht entsetzet so wil ich lip und sele <sup>274</sup> sus behalten.

Wan inner kraft des herzen, dar an der zwivel hanget,  
 wirt gerüret in smerzen, dar inne si wirt verzwenget und verzwanget.  
 occiput und sinciput ersuchet <sup>275</sup>  
 (wirt) al dar durch di zircke(l), biz daz ich an den witzzen wird beruchet. <sup>276</sup>

Di bet mich nu vervahet gen fursten drin ze nichte.  
 so bin ich, der do <sup>277</sup> gabet an ir gebot vil gar in stæter pflichte.  
 durch si den lip müz ich zu velde wagen  
 in sturm und in strite. wer si sin, des darf mich nieman vragens.

Der Ich-Erzähler befürchtet sein Leben zu verlieren, welches als das höchste Gut betrachtet wird. Die Frage, wer schon so viel zu geben vermag, dass es ihn über den Tode hinaus trösten könnte, lässt sich intratextuell mit den zuvor besprochenen Passagen verknüpfen. Der feste Glaube an die Gnade Gottes und die Vergebung der Sünden sind die

<sup>274</sup> Die Edition ändert hier »sele« zu »leben«. Durch diese Änderung wird der religiöse Aspekt, auf welchen die Strophen ausgerichtet sind, jedoch verschleiert und die Perspektive auf eine gedachte Gönnerproblematik verlagert, welche jedoch in dieser Passage nicht intendiert ist.

<sup>275</sup> Der edierte Text der Handschrift (A) änderte hier folgerichtig nach den Überlieferungsträgern (B)-(E) zu »ersüchet«.

<sup>276</sup> Werner Wolfs Edition ändert den letzten Vers der Handschrift (A) nach der Lesart der Handschriften (B)-(E) ab: »wirt al durch di zirkel, bis daz ich an den witzzen bin berüchet«. In der Handschrift (A) sind »dar« (JT, (A), 63,4) und »dem« (JT,(A), 63,4) oberhalb der Zeile durch die Hand des Schreibers ergänzt worden. Eine wörtliche Übersetzung der letzten beiden Verse wirft hierbei jedoch erhebliche Schwierigkeiten auf: »Der vordere und hintere Teil des Kopfes werden mit dem Zirkel vollständig durchsucht, bis ich mit Weisheit ausgestattet bin«.

<sup>277</sup> Die Edition bessert hier zu »da«.

Grundpfeiler der Argumentation gewesen, welche sowohl den »*z̄nivek*« beseitigen als auch die Errettung des Seelenheils gewährleisten. So gesehen erscheint es eher unwahrscheinlich, hier tatsächlich einen realen Gönner oder den Verweis auf ein bestehendes Lebensverhältnis anzunehmen, denn die Strophe offenbart einen Ich-Erzähler, der sich der ihm vorliegenden Aufgabe eigentlich entziehen möchte. Wie bereits aus dem Kapitel um die Gönnerproblematik des JT-Corpus ersichtlich wurde, werden zwar die Referenzhinweise, die für eine Übernahme der Gönnerhinweise aus dem Parzival sprechen, im JT-Corpus der Handschrift (A) aufgenommen, jedoch können diese aufgrund der zeitlichen Differenz zwischen dem Parzival und dem JT-Corpus nicht als stichhaltige Belege herangezogen werden.<sup>278</sup>

Ferner können diese Hinweise auch allegorisch gedeutet werden und verweisen damit nicht unbedingt auf eine Gönnerschaft.

Der Ich-Erzähler bittet nicht nur um Bürgschaft, damit er sowohl sein Leben als auch seine Seele nicht verliert, sondern hofft gleichzeitig, dass sein Intellekt ihm die nötige Weisheit und Klarheit schenken möge, um die Aufgabe, die vor ihm liegt auch bewältigen zu können. Der Zweifel, der Aufgabe nicht gewachsen sein zu können, soll den Glauben an die göttliche Gnade im Herzen jedoch nicht verdrängen können.<sup>279</sup>

Die Bitte um die nötige Verstandeskraft bildet die Grundlage für die folgende Strophe JT, (A), 65, in welcher der Ich-Erzähler das Konzept seiner Umarbeitung nochmals präzisiert.

JT,(A), 65,1-4: *«Dirre aventüre kere, si si krump oder slibte,  
daz ist nicht wan ein lere. darumb sol ich si wisen uf di rihte.  
hie vor ist si mit tugenden an gevenget,  
ir boubet, ir brust, ir siten, ir füze die sint mit tugenden gar gemenet.»*<sup>280</sup>

<sup>278</sup> Ich verweise hier auf die bereits im vorherigen Kapitel analysierte Strophe JT,(A), 64, welche nicht unbedingt auf die Gönnerfrage hin untersucht werden muss, sondern gleichzeitig auch als Anrufung der göttlichen Trinität verstanden werden kann.

<sup>279</sup> Siehe hierzu auch die Arbeit von *Dietrich Huschenbett* (1979), S. 179 ff., welcher in seiner Untersuchung eine paraphrasierende Übersetzung vorgezogen hatte, diese jedoch mit einem Fragezeichen versehen musste, da auch für ihn die Passage nicht eindeutig zu klären war. Seine Übersetzung des letzten Verses der Strophe JT, (A), 62: »*er fürchtet um seine Gesundheit*, wäre durchaus denkbar, kann jedoch nur schwer mit der Bitte um den göttlichen Beistand für die Bewältigung der Aufgabe und der Angst um sein Seelenheil in Einklang gebracht werden.

<sup>280</sup> »*Der Verlauf dieser »aventüre«, sei sie nun krumm oder gerade, die ist nichts als eine Lehre, darum soll ich sie in die richtige Richtung lenken. Hiervor ist sie [die »aventüre«] mit Tugenden begonnen worden. Ihr Haupt, ihre Brust, ihre Seiten und*



Zu Beginn des Prologs wurde vom Ich-Erzähler einerseits deutlich auf den Parzival verwiesen, und andererseits die Intention markiert, das ›*kerumb*‹ dort zu ›*slichten*‹. Der Ich-Erzähler spricht hier von einem Verlauf, welche die ›*aventure*‹ genommen hatte und diese soll nun wieder auf den richtigen Weg gewiesen werden. Demzufolge muss die ›*ker*‹ innerhalb des Parzival bereits vorhanden gewesen sein und wird nunmehr innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) neu konzipiert und umgedeutet. Es ist die Erzählweise und Handlungsführung, die als ›*kerumb*‹ kritisiert wird und demzufolge gebessert werden soll, selbst wenn diese die Lehre schon beinhaltet.

Gleichgültig jedoch ob man nun die Geschichte des Parzival für ›*kerumb*‹ oder ›*slichte*‹ gehalten hatte, so die Erzähler-Instanz weiter, zeichnet sie sich vor allem durch eine besondere Lehre aus, welche jedoch teilweise berichtigt, bzw. auf den richtigen Weg gebracht werden soll. Der neue Verlauf bezieht sich sowohl auf das poetologische Konzept des Parzival, welches in die Heilsgeschichte zurückgebunden werden soll, als auch auf die Art der Präsentation. Das Lexem ›*ker*‹ impliziert des Weiteren auch die Vorstellung, dass die ›*aventure*‹ in ihrer Umkehr auch ihre Richtung, d.h. auch ihr Ziel ändern wird, damit die dort verborgene Lehre deutlich zu Tage treten kann.

Welcher Art diese Veränderungen sein werden, lässt sich teilweise aus der in der dritten und vierten Zeile der Strophe verwendeten Metapher von der Körperlichkeit des Textes erschließen. Die ›*aventure*‹ - und nun bezieht sich der Ich-Erzähler auf das JT-Corpus - wird als ein Körper aus Kopf, Brust, Seitenteilen und Füßen verstanden. Die Vorstellung des Körpers als ein Gefäß Gottes, in welchem das Herz als der Sitz des Glaubens den Mittelpunkt bildet, wird dabei unmittelbar auf den Text übertragen.<sup>281</sup> Im übertragenen Sinne wird die ›*aventure*‹ damit auch zu etwas Sakralem stilisiert, der die Tugenden, nach welchen der Christ seine Seele in einer defizitären und durch den Teufel bedrohten Welt retten kann, erlernen und vor allem erleben bzw. nachvollziehen kann.<sup>282</sup>

---

*ihre Füße, die sind mit Tugenden gänzlich vermischet*«, JT, (A), 65,1-4.

<sup>281</sup> Ernst Kantorowicz (1997), S. 124 f.

<sup>282</sup> Zum Vergleich mag hier die Passage aus dem Parzival herangezogen werden, in welcher der Erzähler Wolfram von seiner Vorlage spricht und dabei ein ganz anderes Konzept verfolgt: *»ein mæere wil i'u niuwen/daz seit von grôzer triuwen,/wîplîches wîbes reht,/und mannes manheit alsô sleht [...]*«, Pz. 4,9-12 ff. Im Parzival steht der Mensch mit allen seinen zutiefst menschlichen Seiten in der Auseinandersetzung mit der Welt im Mittelpunkt der Betrachtung, während im JT-Corpus der Mensch sich immerwährend in der Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse befindet.

Die ›*aventiuere*‹ des JT-Corpus selbst verspricht somit der Weg zur Errettung der Seele zu sein und geht mit diesem Anspruch weit über eine reine Erzählung hinaus. Das Erzählen an sich ist bereits schon eine Lehre und dokumentiert damit die Wichtigkeit, welche der Ich-Erzähler dem richtigen Erzählen, der richtigen Wortwahl und der Verkettung von einzelnen Handlungssequenzen beimisst. Beide Komponenten bilden innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) eine untrennbare Einheit. Form und Inhalt müssen sich demnach ergänzen, damit die Lehre sichtbar wird und angewendet werden kann. Die ›*aventiuere*‹ wird somit zum Gefäß Gottes, in welches die göttliche Vernunft und Weisheit (JT,(A), 63) einfließt und somit die göttliche Lehre zur Erlangung des Seelenheils offenlegt.

Und erneut scheint mir der Zusammenhang mit den strittigen Passagen JT,(A), 18-20 dringlich zu sein. Eine Gleichsetzung des Ich-Erzählers mit der Wolfram-Rolle würde demnach nicht nur bedeuten, dass dieser sein eigenes Werk für sündhaft (JT,(A), 18-20), falsch und für nicht gelungen hält, sondern auch unterstellen, dass dieser sich selbst kritisiert, den Anforderungen der geforderten Vermittlung der Lehre nur im Ansatz nachgekommen zu sein. Da die Konzepte der beiden Werke jedoch vollkommen andere Wege gehen, ist ein Ich-Erzähler, der sich hier als Wolfram zu erkennen geben würde, mehr als nur fragwürdig, da er die im Parzival entworfene Poetologie damit ad absurdum führen würde.

In der darauf folgenden Strophe JT,(A) 66 richtet sich der Ich-Erzähler zum ersten Mal an sein fiktives Publikum und hier vor allem an die Frauen, welche sich durch ihre Tugendhaftigkeit auszeichnen. Jene Frauen sollen als Fürsprecherinnen fungieren, so dass dem Ich-Erzähler die göttliche ›*sælde*‹ zuteil werden kann, die ›*aventiuere*‹ auf den richtigen Weg leiten zu können. Die ›*sælde*‹ Gottes ist es schließlich, welche die in die ›*aventiuere*‹ inserierten Tugenden zur Entfaltung bringen kann.

JT,(A), 66,3-4: »*Nu wunschet, reine vrowen, ich mein, in tugent leb(e)nde,*<sup>283</sup>  
*mit triven unverhoben, daz mir Altissimus di sælde gebende*  
*si, daz ich di aventür geleite,*  
*also daz edel tugende da von di verre wachse und ouch di breite*«

---

<sup>283</sup> Die Edition Werner Wolfs bessert die Verschreibung durch den Zusatz ›*e*‹ in *lebende*.

Doch selbst durch die göttliche ›*sælde*‹, um welche der Ich-Erzähler sein fiktives Publikum gebeten hatte, könne dieser leicht den Mut verlieren, wenn er daran denkt, wie lange er für diese ›*tæte kunste*‹ brauchen wird.

JT,(A), 67,2-4: »*Genendekeit*<sup>284</sup> mich flüebet an dirre tæte kunste.  
man iz di lenge zïubet, so bedarf ich werder helfe gunste,  
als David was an Goliath gesigende. di selbe hant so riche si mir an disen nōten helfe wigende!«.

Um diese schwere Aufgabe, die vor ihm liegt auch bewältigen zu können, bittet er in seiner Not um jene göttliche Kraft, die es David ermöglicht hatte, gegen Goliath siegreich zu sein. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus erweckt somit den Eindruck, als sei sein Werk durch Gott selbst autorisiert, als sei das Corpus - wie zuvor schon thematisiert - ein sakraler Körper, in welchen die Worte Gottes zur Errettung der Seele eingelassen sind. Es sind nicht die Worte des Dichters, die die Erzählung in die richtige Richtung weisen und den Tugendkatalog damit entfalten, sondern es sind die Worte Gottes selbst, die der Ich-Erzähler in eine Form gießt, wenn er betont, dass das Werk nur durch seine Hilfe, unter seinem Schutz und durch sein Einwirken erfolgreich zu bewältigen sein wird.<sup>285</sup> Auch Wolfram von Eschenbach hatte in seinem Willehalm Gott als den Garanten der eigenen Inspiration für die Werkkonzeption gesehen, mit dessen Hilfe und Unterstützung die Handlung auf den richtigen Weg geleitet werden kann, wenn Gott ihm die nötige Einsicht verleiht. Wolframs Garant für das Erzählen der Geschichte ist der heilige Geist und weniger das gelehrte Wissen.<sup>286</sup> Doch geht der Ich-Erzähler des JT-Corpus weit über diesen Anspruch hinaus, wenn er betont, dass er zwar ›*kunstlos der schrift*‹ (JT,(A), 68) sei, doch der tiefere Sinn der Erzählung unmittelbar von Gott selbst herrühre und die Buchgelehrsamkeit dabei wieder in den zentralen Mittelpunkt rückt. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus versteht sich als die rechte

---

<sup>284</sup> Werner Wolf bessert an dieser Stelle zu ›*genædicheit*‹, wengleich dieses im Sinne von Gnade und Barmherzigkeit innerhalb der Strophenkomposition keinen Sinn zu machen scheint. Die Lesart der Handschrift (A), die auch übereinstimmend an dieser Stelle innerhalb der Überlieferungszeugen (X) und (H) zu verzeichnen ist, würde hingegen die Unklarheiten bezüglich dieser Stelle wenigstens teilweise lösen können.

<sup>285</sup> »*betens wip niht für ein smeichen, / ich solt iu fürbaz reichen / an disem mære unkundiu wort, / ich spræche iu d'âventiure vort. / swer des von mir geruoche, / dern zels ze keinem buoche. / ine kan decheinen buochstap. / dâ nemet genuoge ir urhap: / disiu âventiure / vert âne der buoche stiuere*«, Pz. 115, 21-30.

<sup>286</sup> »*min sin dich kreftec merket. / swaz an den buochen stet geschriben, / des bin ich künstelos beliben. / niht anders ichgeleret bin: / wan han ich kunst, die git mir sin. / diu helfe diner giete / sende in min gemüete*«, Wh. 2,18-24.

Hand Gottes, der die tieferen Geheimnisse Gottes in seinem Werk zu offenbaren sucht (*»daz ich geste zu diner zeswen hende!«, JT,(A), 69,4*).

Unter diesem Aspekt sind auch die folgenden Strophen gänzlich in den Lobpreis Gottes gestellt.<sup>287</sup> Die neu bearbeitete *»aventure«* soll nicht nur ein Lobpreis Gottes sein, sondern vor allem - eingelassen in die Welt der Artusritter - den Rezipienten die Heilsgeschichte lehren und den darin enthaltenen Tugendkatalog des christlichen Lebens verstehbar und vor allem nachvollziehbar gestalten (*»iedoch sol mans zu recht ein teil bewisen,/ bescheidenlich durch wurde got vil jehende,/ der dise aventure tût erkant gescheben und noch geschebende«, JT,(A), 70, 2b-4*). Die Technik des Ich-Erzählers weist auf eine sehr komplexe Verschmelzung zwischen dem narrativen Ausgestalten einer Erzählung und einem vorgestellten Lehrkatalog hin, der in die Heilsgeschichte eingebettet ist.<sup>288</sup>

Die in diesen Strophen begonnene Fürbitte um den Beistand Gottes wird durch die Aufzählung göttlicher Wunder und göttlichen Eingreifen in den nächsten Strophen abgerundet. Gottes Kraft und Allmächtigkeit verlängert das menschlichen Leben um 900 Jahre (JT,(A), 71) und nimmt väterlich am Schicksal seiner 'Kinder' - den Gläubigen Anteil (JT,(A), 72-75) während er die, die nicht an seine Allmacht glauben, bestraft.<sup>289</sup> Die Kinder Israels hat er durch göttliche Wunder aus dem Joch des ägyptischen Pharaos Ramses II. befreit (JT,(A), 76-77, Ananie, Azari und Misahel vor König Nekukadnezers Strafe im Feuerofen vor dem Tode bewahrt (JT,(A), 78-79)<sup>290</sup>, Lucifer und seine Dämonen in seine Schranken verwiesen (JT,(A), 80) und die abtrünnigen Söhne Eliabs, Dathan und Abryon, der Rotte Korahs von der Erde verschlingen lassen, da sie an der Allmacht Gottes und am Autoritätsanspruch Mose gezweifelt hatten.<sup>291</sup> Der Ich-Erzähler des JT-Corpus verweist mit

<sup>287</sup> *»Almehtic got der krefte, di nie wart ubersterket,/ kunstlos, an meisterschefte bin ich der schrifte, iedoch min sin wol merket:/ din kraft fur aller krefte wunder zeichet,/ di nie wart uber hoebet noch mit tiefe nieman underreichet«, JT,(A), 68, 1-4.*

<sup>288</sup> Dies zeigt sich vor allem in der Brackenseilepisode des JT-Corpus. Siehe hierzu: *Thomas Neukirchen* (2003), S.65 ff.

<sup>289</sup> JT,(A), 75, 1-4: *»Swer nu an dir bekennet, got vater, disiu wunder,/ di hie da werdent benennet, und dennoch kintlich trive von dir sunder,/ so daz er dich mit argen sunden smæbet,/ iz wirt an im gerochen, ob er darumbe rive niht enphæbet«.*

<sup>290</sup> *Das Buch Daniel* 3, 1-30. Im prophetischen Buch Daniel werden die drei Männer, die sich gegen Nebukadnezers Befehl, das goldenen Götzenbildnis anzubeten, Sadrach, Mesach und Abed-Nego genannt.

<sup>291</sup> *4. Buch Mose*, Kapitel 16, 16-23. Abryon wird im 'Buch Mose' Abriam genannt.

der Erweckung Lazarus aus Bethanien von den Toten und der Errettung Jonas, dem Sohn des Amittais, aus dem Bauch des Wals (JT,(A), 82)<sup>292</sup> und der Entrückung des Enoch (Hennoch) und Helyas (Elia) ins Paradies erneut auf die Wundertätigkeit und Allmacht Gottes (JT, (A), 83).<sup>293</sup>

Eine erneute Fürbitte an Gewährsmänner des Alten Testaments um das eigene Seelenheil (JT,(A), 84), unterbricht die Gedankenkette an dieser Stelle und leitet über zum Schluß des Prologs, bevor der Ich-Erzähler die eigentliche Vorgeschichte Titurels erzählerisch ausgestaltet. In Strophe JT,(A), 85 verweist die Erzähler-Instanz darauf, dass es fast unmöglich sei, alle Wunder Gottes darzustellen, sie zu erklären, dabei auch noch auf die Vergänglichkeit der Welt einzugehen und darüber zu berichten. Daher wolle er ein anderes Werk bearbeiten, wemgleich ihn auch dieses vor fast unlösbare Probleme stellt.

JT,(A), 85,2-86,4 <sup>294</sup>:*»Iedoch swie wir ersterben, doch müz wir leben immer,  
da nach als wir hie werben. solche mære kund ich vol enden nimmer.  
ein ander werk han ich hie under handen:  
ob ich selb niunde were, ich vorcht, iz wurde uns allen ser enblanden.*

*Der von Provenzale und Flegetanis parläre*

<sup>292</sup> *Evangelium des Johannes*, Kapitel 11, 1-44 und *Buch des Jona*, Kapitel 1, 1-16 und 2, 1-11.

<sup>293</sup> *Genesis*, Kapitel 5, 18-24; *Judas*, Kapitel 1, 14; *Apokryphisches Buch der Weisheit*, Kapitel 4, 10-17 *Hebräer*, Kapitel 11, 5; *Lukas*, Kapitel 3, 37 und 2. *Buch der Könige*, Kapitel 2,11 ff.

In den Passagen JT,(A), 76-83 wird Gottes Allmacht über die Natur und vor allem über die Elemente Feuer, Wasser, Erde und Luft anhand der ausgewählten Beispiele nochmals unterstrichen. Siehe hierzu auch *Dietrich Huschenbett* (1979), S. 181 ff.

<sup>294</sup> In den Handschriften (B) und (D) sind dieser Strophe jeweils Überschriften vorgelagert, welche durch ihre Großinitialen ein neues Kapitel andeuten (In (B): *»Hie hebt sich die erst aent'«*; in (D): *»Hie hebt sich an das lied und aunteur von thyturales vordern«*). Gleichermaßen verhält es sich mit der Handschrift (A), welche ebenfalls den Beginn der ersten Zeile der Strophe JT, (A), 86 mit der bunten Großinitiale D beginnen lässt.

Der eher unbekanntes Druck (J) hat dieser Strophe ebenfalls eine Überschrift (*»Wie tyturrell der recht herze des gnales geboren ward«*), vorgelagert, welche über einer nicht begonnenen Illustration angesiedelt ist. Jener Strophe in (J), nach dortiger Strophenzählung JT,(J), 84, fehlt die Großinitiale D. Am Rand verzeichnet eine jüngere handschriftliche Notiz neben der fehlenden Initiale den Namen »Kyot«. Die Handschrift (E) verzeichnet in dieser Strophe die deutlichsten Abweichungen, tauscht in der ersten Zeile *»Flegetanis«* zugunsten *»Kyot«* aus und ändert auch den letzten Vers: *»In partzyfal ich svl es uch vnderbündens«*.

*heidnisch von dem grale und françoys tûnts kunt<sup>295</sup> vil aventüre.  
 daz wil ich diutsch, gan iz mir got, bie kunden.  
 swaz Parzival da birget, daz wirt zu liehte brabt an vakele zunden».<sup>296</sup>*

Die Vergänglichkeit der Welt, die Allmacht und Wunder Gottes, auf welche der Ich-Erzähler in den Passagen zuvor kurz eingegangen war, sind Themen, die dieser glaubt nicht bewältigen zu können. Er möchte sich jedoch einer anderen Geschichte annehmen, die sich in seinem Besitz befindet, von welcher er jedoch überzeugt ist, dass auch diese ihn vor Probleme stellen könnte. Es handelt sich hierbei um die Gralsgeschichten eines Provenzalen und der des Flegetanis. Diese Geschichten sein auf Französisch geschrieben, so der Ich-Erzähler weiter, jedoch dergestalt, dass sie die Gralsgeschichte nicht im christlichen Sinne, sondern auf heidnische Art und Weise wiedergeben. Der Ich-Erzähler will nun diese Geschichten auf Deutsch neu erzählen.

Im letzten Vers der Strophe JT,(A), 86 fokussiert der Ich-Erzähler abermals den Parzival, dessen verborgene Lehre er nun offenlegen will, und nimmt dabei wieder Bezug auf den Beginn des Prologs und die Absicht, das »krumben zu »slibten».<sup>297</sup>

Diese, innerhalb der Strophe JT,(A), 86 anzitierten zwei bzw. drei Werke, welche der Ich-Erzähler bearbeiten und korrigieren möchte, beziehen sich auf eine Stelle innerhalb des Parzival, welche der Ich-Erzähler Wolframs als Quelle seiner eigenen Geschichte zugrundelegt.

Pz. 416,17-30:

*»dô disiu rede was getân,  
 dô stuont dâ einer sküineges man,*

<sup>295</sup> Die Handschrift (A) und (B) verzeichnen an dieser Stelle entgegen der Edition kein »kunt«, sondern »stunt sîk«.

<sup>296</sup> JT,(A), 85,2-86,4 »Doch wenn wir auch sterben müssen, so leben wir danach doch so immer weiter wie wir hier handeln nach unserem Verdienst, eine solche Geschichte könnte ich wohl nie zu Ende bringen. Daber habe ich hier ein anderes Werk in Händen. Selbst wenn ich ein Niemand auf dem Gebiet bin, so fürchte ich, wird uns dieses Werk doch sehr beschwerlich werden. Der Provenzale und Flegetanis machen uns auf französisch auf heidnische Art so mancherlei Geschichten vom Gral bekannt. Das gedenke ich mit Gottes Beistand auf Deutsch zu erzählen. Was immer der Parzival dort verbirgt, wird ans Licht gebracht, ohne dabei eine Fackel anzuzünden«.

<sup>297</sup> Andrea Lorenz (2002), übersetzt die Strophe ähnlich: »Der aus der Provence und der Prophet Flegetanis machen uns auf heidnisch und französisch viel Aventure vom Gral bekannt. Das gedenke ich mit Gottes Beistand hier auf Deutsch mitzuteilen. Was immer Parzival dort verbirgt, wird ans Licht gehoben, ohne eine Fackel dazu anzuzünden«.

*der was gebeizen Liddamus.  
 Kyôt in selbe nennet sus.  
 Kyôt la schantiure biez,  
 den sîn kunst des niht erliez,  
 er ensunge und spræche sô  
 dês noh genuoge werdent frô.  
 Kyôt ist ein Provenzâl,  
 der dise âventiur von Parzivâl  
 heidnisch gescriben sach.  
 swaz er en françoys dâ von sprach,  
 bin ich niht der witzige laz,  
 daz sage ich tinschen fürbaz».*

Der Ich-Erzähler des Parzival bezieht sich auf Meister Kyôt, welcher die Geschichte des Parzival in heidnischer Schrift in Toledo gefunden und diese dann auf Französisch wiedergegeben hatte. Hierzu musste er zuallererst die heidnische Schrift zu entziffern lernen, und der Ich-Erzähler hebt vor allem die Tatsache hervor, dass Kyôt aufgrund seines christlichen Glaubens dazu in der Lage war, die arabische Schrift verstehen zu können und betont, dass die heidnische Wissenschaft nicht geeignet sei, die Geheimnisse des Grals zu übertragen. Der väterlicherseits jüdische Astronom Flegetânîs, der unmittelbar von Salomon abstammte, hatte die Geschichte des Grals verfasst, nachdem er die Zeichen hierfür in den Sternen beobachten konnte. Kyôt wiederum suchte in den lateinischen Quellen nach einer Bestätigung für Flegetânîs Schrift und fand schließlich in Anschouwe die Familiengeschichte des Gralgeschlechts, die er in sein Werk aufnahm.<sup>298</sup>

Das Motiv des Naturwissenschaftlers und Astronomen Flegetanis<sup>299</sup> (*fisiôn*), welcher die Kenntnis über die Gralsgeschichte und einen astrologischen Traktat in arabischer Sprache überliefert hatte, ist eine Neuerung Wolframs gegenüber Chrétien.<sup>300</sup> Letzterer verzeichnet

<sup>298</sup> Pz. 453, 11-455, 22.

<sup>299</sup> Paul Hagen vermutet hinter dem Namen Flegetânîs den Titel einer arabischen Weltbeschreibung, jedoch ist uns eine Handschrift dieser Art nicht überliefert. Man geht innerhalb der Forschung, trotz der regen Zustimmung zur Hagenschen Theorie, jedoch davon aus, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht existiert hat. Paul Hagen (1901), S. 1-38 und 198-237. Den Untersuchungen Herbert Kolbs folgend ist jedoch eine Verwendung arabischer Quellen für die Konzeption des Parzival mehr als nur wahrscheinlich. Herbert Kolb (1986), S. 337-344.

<sup>300</sup> Zur Frage nach dem Verhältnis Wolframs zu Chrétiens Conte du Graal, siehe die grundlegende Arbeit von Jean Forquet, Wolfram von Eschenbach et le Conte del Graal, Les divergences de la tradition du Conte

im *Conte du Graal* lediglich Kyot als Gewährsmann der Geschichte<sup>301</sup>, lässt jedoch Flegetanis unberücksichtigt.<sup>302</sup>

Die Annahme, dass es sich also in den ersten beiden Versen der Strophe JT,(A), 86 um Chretiéns Werk handeln könnte, welches als Referenzquelle erwähnt wird, scheidet damit aus. Vielmehr verweist die Strophe auf den Parzival. Nicht Wolframs Quelle soll neu überarbeitet werden, sondern vielmehr der Parzival Wolframs. Doch mit einem entscheidenden Unterschied: Der Ich-Erzähler des Parzival hatte betont, dass die Geschichte des Kyôt zwar in heidnischer bzw. arabischer Sprache geschrieben, jedoch inhaltlich korrekt war. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus lässt diesen wichtigen Passus jedoch unberücksichtigt und klassifiziert das ganze Werk des Provenzalen als heidnisch. Dies kann insofern inhaltlich wieder zurückgebunden werden, als der Ich-Erzähler in den Strophen JT, (A), 70-85 betont hatte, dass nur ein Christ in der Lage ist, die Allmacht Gottes und die Heilsgeschichte erfassen zu können und daher die Irrwege des Parzival im JT-Corpus bereinigt werden sollen.

Was im Parzival verborgen liegt, soll nunmehr innerhalb des JT-Corpus enthüllt werden, indem die »*aventure*« neu erzählt, ihre »*kerumbes*« beseitigt und das Sündhafte eliminiert wird. Nur durch die Richtigstellung der Geschichte wäre es dem Rezipienten möglich die Lehranteile wirklich erfassen zu können, die sich darin verbergen. Der Prolog des JT-Corpus der Handschrift (A) endet an dieser entscheidenden Stelle und beginnt mit der Vorgeschichte und Jugend des Gralsritters Titurel.

Die Forschung hatte bisher den Prolog immer wieder als Beweis einer Verfasserfiktionstheorie erachtet. Die bisherige Untersuchung hatte jedoch gezeigt, dass die Forschung wohl allzu vorschnell die Verurteilung eines epigonalen Ich-Erzählers mitgetragen hatte.

---

del Graal de Chrétien et leur importance pour l'explication du Parzival, Thèse Strasburg 1938; Roger Dubuis (1982), S. 129-155; Arthur Groos (1986), S. 117-137.

<sup>301</sup> Jean Marx (1952) und Roger S. Loomis (1963) haben unter Berücksichtigung des walisischen Mabinogion die keltische Struktur einer Parzival- bzw. Peredurgeschichte herausgearbeitet.

<sup>302</sup> Die immer noch andauernde strittige Forschungsdiskussion über die Quellenfrage Wolframs und die Frage nach einem womöglich 'fiktionalen' Status seiner Hauptquellen Kyot und Flegetânîs, sollen hier nicht Gegenstand der Diskussion sein. Ich verweise hierzu auf die einschlägige Literatur und vor allem auf die bisher in der Forschung vollkommen unberücksichtigte, aber hervorragende Arbeit von André de Maudach: *Le Roman Du Graal Originnaire*, Göttingen 1992, hier vor allem S. 53-90.



So einfach, wie man gemeinhin innerhalb der Sekundärliteratur erkennen kann, scheint die Sachlage nicht zu sein.

Der Ich-Erzähler des JT-Corpus ist nicht nur ein meisterhafter Kenner der Werke Wolframs gewesen, sondern schafft auch innerhalb seiner narrativen Konzeption Veränderungen und Umstrukturierungen, welche oberflächlich betrachtet kaum ins Auge fallen, jedoch bei näherer Untersuchung den Blick auf eine vollkommen neue Konzeption der Stoffverarbeitung freigeben, die es nicht mehr erlaubt, den Textgehalt als bloßes Flickwerk wolframscher Provenienz zu verstehen.

Auch Wolfram von Eschenbach hatte sich im Parzival programmatisch dafür ausgesprochen, eine neue Geschichte zu erzählen:

Pz. 4, 9-12:

*»ein mære wil i' u niuwen,  
daz seit von grôzen triuwen, wîplîches wîbes reht,  
und mannes manheit alsô sleht,  
diu sich gein herte nie gebouc«.*

Wolfram erzählt also die Geschichte des Chrétien unter anderen Bedingungen neu. Ebenso verfährt auch der Konzepteur der ersten uns erhaltenen Handschrift des Corpus des JT. Auch er erzählt die ihm bekannte Erzählung neu, macht jedoch deutlich, dass er das Vorgefundene unter den sich geänderten Bedingungen und unter seinem theologischen Weltverständnis als unzureichend betrachtet.

Die Rekonstruktion des Prologs der Handschrift (A) an ausgewählten Beispielen hatte eine Gleichsetzung des Ich-Erzählers mit Wolfram nicht eindeutig beweisen können und gezeigt, dass die konzeptionellen Neuerungen des Gegenentwurfs zum Parzival sehr viel vielschichtiger sind, als man bisher angenommen hatte. Von einer Rollen-Fiktion der Strophe JT,(A), 18-20 kann somit nicht mehr ausgegangen werden und es wird sich auch im weiteren Verlauf der Untersuchung zeigen, dass diese auch nicht intendiert war.

#### IV. *Das erste Aventure-Gespräch über ›minne‹ und ›unminne‹ und das Verhältnis zwischen Mann und Frau*

Aus den bisherigen Analysen der einzelnen Passagen wurde deutlich, dass der Ich-Erzähler der Handschrift (A) immer wieder eine fortschreitende Handlungssequenz unterbricht, um sie an moral-theologische Inhalte anzulagern. Der jeweilige Handlungsverlauf, der hierbei meist abrupt durch oftmals sehr umfangreiche Blöcke in seiner syntagmatischen Kohärenzbildung unterbrochen wird, wird erst dann einer Lösung zugeführt, wenn die dogmatische Unterweisung beendet ist. Der unmittelbare Erzählverlauf wird also in der Lehre nochmals, dann jedoch auf rein theoretischer Ebene dargeboten und in gewisser Weise verdoppelt. Diese Wiederholungsstruktur, die auf zwei ganz unterschiedlichen, textuell zu trennenden Ebenen abläuft, haben dem JT-Corpus den Ruf eines, sich immer wieder wiederholenden, predigerhaften Romans beschert. Die Schwierigkeiten, die sich durch die Erzählweise für den Rezipienten ergeben, haben auch innerhalb der Forschung immer wieder ihren Niederschlag gefunden. So wurden die meisten Szenen meist singulär aus ihren syntagmatischen Verklammerungen und ihren Kontextbezügen herausgerissen und als Einzelfälle untersucht. Dass hierbei der Verdacht entsteht, das JT-Corpus präferiere damit eine aggregative Darstellungsweise<sup>303</sup>, die es dem Rezipienten erlaubt, Blöcke zu verschieben und Erweiterungen anzulagern, mag daher nicht überraschen. So hatte auch die Edition nach diesem Prinzip gearbeitet. Die Folgen dieser Textumstellungen werden in den folgenden Untersuchungsteilen noch näher analysiert und wieder in ihrer ursprünglichen Form nach der Handschrift (A) dargeboten.

Doch ist das JT-Corpus der Handschrift (A) kein Text, den man in seiner Darstellungsform aggregativ nennen kann. Aggregative Texte zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie sich aus relativ selbstständigen Blöcken zusammensetzen, sich gegen ein lineares Fortschreiten der Handlung sperren und Handlungselemente nicht durch eine übergreifende intratextuelle Verklammerung verknüpfen. Sie 'springen' sozusagen von einer Textsequenz zur anderen und stellen Sinnbezüge letztlich nur durch Anlagerungen d.h. Addierungen einzelner Handlungselemente dar, die sich ähnlich oder aber auch widersprüchlich zueinander verhalten können. Doch trotzdem stellen sie Komponenten dar, die sich deutlich aufeinander beziehen.

---

<sup>303</sup> *Walter Haug* (1979), S. 119 ff.

Die Handlungsführung innerhalb der Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) zeigt jedoch ein viel differenzierteres Bild. Die Textblöcke sind mit jenen der lehrhaften Unterweisung und theologischen Rekapitulation des dargebotenen Erzählerangebots syntagmatisch verwoben und beziehen sich unmittelbar aufeinander, da in der theoretischen Unterweisung die Handlung noch einmal unter dem Aspekt der Lehre und der christlichen Heilsgeschichte erklärt und gedeutet wird.

Das Konzept der ›minne‹, vor allem ihr Stellenwert im Verhältnis zwischen Mann und Frau und ihr Verhältnis zur ›unminne‹ und zu Gott, ist neben den zahlreichen und immer wiederkehrenden Themen einer der wichtigsten Kernbegriffe innerhalb des JT-Corpus. An jedem Figurenpaar wird der Wirkungsbereich der ›minne‹ und ›unminne‹ exemplarisch vorgeführt. Die einzelnen Liebesgeschichten des JT-Corpus, von welchen diejenige zwischen Sigune und Tschionatulander die bedeutendste darstellt, erfüllen letztlich nur die Funktion, als sich aufeinander beziehende und sich generierende Episoden, die doktrinierte Heilserwartung und die Abkehr von dem von Frau Aventure postulierten Minneideal zu beweisen.

Vor allem der Orientteil des JT-Corpus der Handschrift (A) kann als Basis und Grundlage des gesamten Minneverständnisses gelesen werden und bildet den eigentlichen Höhepunkt des Corpus, der als prinzipieller Gegenentwurf zum Parzival und den Titirel-Fragmenten verstanden werden kann. Doch um die ‘neue’ Minnekonzeption des Gegenentwurfs in ihrer ganzen Tragweite erfassen zu können, muss der Gedankengang in allen Einzelheiten nachgezeichnet werden.

Das Hoffest von Floritschanze markiert einen deutlichen Einschnitt im Aufbau der Figurenkonstellation und innerhalb der bisher aufgebauten Erzählweise des JT-Corpus. Die Passagen JT,(A), 2519-23 erinnern in ihrer Konzeption sehr stark an die durch den Ich-Erzähler an Frau Aventure gestellte Frage innerhalb des Parzival, wie es nun um das weitere Schicksal Parzivals bestellt sei. Im JT-Corpus wird die Frage jedoch an dieser Stelle nicht an Frau Aventure gerichtet, sondern mündet in einer Mischung aus Vorausdeutungen und rhetorischen Fragen, das weitere Schicksal Orilus’, Sigunes, der von Klinscor geraubten Frauen und des Brackenseil betreffend. Die Gemeinsamkeit dieser einzelnen Handlungssegmente, die der Ich-Erzähler hier zusammenführt, ist die Frage nach der Unterscheidung zwischen ›minne‹ und ›unminne‹.

JT,(A), 2519-20: *»Wie nimt der kampf ein ende? daz sagt vrou Aventure.  
wa hin der si gewende, als Oriluse der arm git di stiure,*

*daꝛ hat di aventiur noch gar besloꝝzen,  
unde wa daꝛ bracken seil beste. des belibet Sigun an vreden ungenoꝝzen.*

*Wie lebt ouch di getriwe mit ir vil süꝝzen jugende?  
wie vert iz dann umb diese werden vrowen,  
die Klinscor hat gevangen? wen sol man die mit vreden ledic schowen?«.*

Der Ich-Erzähler hatte im Prolog der Handschrift (A) darauf verwiesen, dass die ›minne‹ prinzipiell nicht auf das Diesseits, sondern auf die Liebe zu Gott allein ausgerichtet sein soll. So nimmt es auch nicht Wunder, dass das Thema ›minne‹ und ihr Konterpart ›unminne‹ in allen wichtigen Stationen der Handlungsführung eingebettet und immer wieder an unterschiedlichen Handlungsträgern exemplifiziert wird. Die Konzeption dieser, rein auf die Heilsgeschichte hin orientierten ›minne‹, fußt zwar auf der des Parzival, wird jedoch in ihrer konzeptionellen Verflechtung gänzlich neu gedeutet.

So beschreibt der Erzähler Wolfram im zweiten Buch des Parzival, wie es um das Verhältnis zwischen Frauen und Männern bestellt ist. Das Hauptaugenmerk liegt auch hierbei auf der Bedeutung der ›minne‹.

Pz. 115,15-26: *»ob ich guotes wibes minne ger,  
mag ich mit schilde und ouch mit sper  
verdienen niht ir minne solt,  
al dar nâch sê sie mir holt.  
vil hôbes topels er doch spilt,  
der ân ritterschaft nâch minnen zilt.  
hetens wîp niht für ein schmeichen,  
ich solt iu fürbaꝛ reichen  
an diesem mære unkundiu wort,  
ich spræche iu d'aventiure vort.  
swer des von mir geruoche,  
dern zels ze keinen buoche«.*

Die Liebe einer Frau ist - neben anderen Formen des Frauendienstes - mit dem Schild und dem Speer zu erringen. Der Einsatz und das Risiko - so verweist das JT-Corpus sehr eindringlich - sind gleichermaßen hoch und enden zumeist für den, nach Lohn und ›minne‹ strebenden Ritter tödlich. Das Motiv des um die Liebe einer Frau kämpfenden Ritters stellt ein Grundmuster dar, welches das JT-Corpus aufnimmt, jedoch in eine neue Richtung

lenkt. Der Minnedienst wird hier vor allem in der Beschreibung der Charaktereigenschaften Titurels exemplifiziert. Jedoch, anders als bei Wolfram, wird nicht das durch den Tod entstehende Leid in den Vordergrund gerückt. Das JT-Corpus verfolgt das Ziel, die existenzielle Gefährdung der Seele des Menschen durch den Minnedienst in extenso vorzuführen.

Das zentrale Motiv des JT-Corpus, die *minne* in ihrem Verhältnis zu Gott und den Menschen darzulegen, wird in ihrer Abgrenzung zu Wolframs Konzeption innerhalb des Parzival, immer wieder, gleich einem Lehrprogramm in mehreren Stufen, in den Handlungsverlauf eingelassen. Um jedoch dem autorativen Konzept des JT-Corpus gerecht zu werden, kann abermals eine Referenzstelle des Parzival herangezogen werden, um davon ausgehend, den Gegenentwurf des erweiterten Modells des JT-Corpus erschließen zu können.

Pz. 2,23-3,10:

*»Dise manger slabte underbint  
jedoch niht gar von manne sint.  
für diu wîp stôze ich disiu zil.  
swelhiu mîn râten merken wil,  
diu sol wizzen war si kére  
ir prîs und ir êre,  
und wem si dâ nâch sî bereit  
minne und ir werdekeit,  
sô daz si niht geriuwe  
ir kiusche und ir triuwe.  
vor gote ich guoten wîben bite,  
daz in rehtiu mâze volge mite.  
scham ist ein slôz ob allen siten:  
ich endarf in niht mêr heiles biten.  
diu valsche erwirbet valschen prîs.  
wie stete ist ein dünnez îs,  
daz ougestheize sunnen hât?  
ir lop vil balde alsus zergâte«.*

Die versteckte Kritik im Umgang mit der Thematik *minne*, zielt nicht nur auf die Männer ab. Auch die Frauen sind gefordert, ihre Ehre, welche als tugendhafter Besitz klassifiziert wird, nicht leichtfertig zu vergeuden (*sô daz si niht geriuwe/ir kiusche und ir triuwe*) oder gar

sich leichtfertig einem Ritter hinzugeben. Treue und Keuschheit, so der Ich-Erzähler Wolframs weiter, basieren auf dem Schamgefühl (*scham ist ein slôz ob allen siten*) und der Ehrlichkeit. Denn nur eine Frau, deren Schönheit sich auch tatsächlich mit der inneren Schönheit, der Tugendhaftigkeit und Ehrlichkeit deckt, sei es wert, dass man als Ritter um ihre Gunst kämpft (*für diu wîp stôze ich disiu zil./ swelhiu mîn râten merken wil,/ diu sol wîzzen war si kêre/ir prîs und ir êre*). Die so versteckte Kritik, die hier und auch an weiteren Stellen programmatisch geübt wird, zielt auf den Verfall der gesellschaftlichen Werte (*diu valsche erwirbet valschen prîs./ wie stete ist ein dünnez îs,/ daz ougestheize sunnen hât?/ir lop vil balde alsus zergât*), der damit auch unmittelbaren Einfluss auf den Stellenwert des Minnedienstes hat.

Auch für die Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) stellt der Verfall gesellschaftlicher Werte in Bezug auf den Minnedienst die Grundvoraussetzung dar, von welcher aus das ‘neue’ Minnekonzept entwickelt werden kann.

Das einzig wahre tugendhafte Verhalten gegenüber den Frauen sei die Keuschheit und das daraus resultierende maßvolle Verhalten. Titurel dient hierbei als universales Vorbild, an welchem die Diskussion über »*unminne*« und »*minne*« exemplarisch abgearbeitet wird und damit auf alle anderen Liebeskonzeptionen innerhalb des Handlungsgeschehens übertragen werden kann.

JT,(A), 223,2-224,4: »*er bot den vrowen ere,  
daz ivngen mannen<sup>304</sup> vil werdicheit ie worchte,  
dem werden, der wol vrowen eren kunde.*  
[...]  
*Swer vrowen eren welle, der sol ir wirde meren.  
ir wird er niht zu velle. di rehte mæze kan nicht baz geleren.  
wan (all) die wile d<sup>s</sup> mā si lebend (der man) in jugende,  
so halde(r) sich k<sup>v</sup>sch, reine, so k<sup>r</sup>onet er vrowen eren vnd all (sin) tugende*«.

Am Beispiel Titurels mahnt der Ich-Erzähler dazu, die »*wirde*« der Frau zu achten und vor allem in jungen Jahren »*k<sup>v</sup>sch*« und »*reine*« zu bleiben, denn dadurch erweist man nicht nur der Frau die Ehre, sondern auch sich selbst gegenüber. Der konzeptionelle Gedankengang des gewählten Exempels, die Unterscheidung zwischen »*minne*« und »*unminne*«, beginnt zwar schon andeutungsweise innerhalb des Prologs, wird jedoch in der Passage JT,(A), 223-65

<sup>304</sup> Die unterstrichenen Passagen des Zitats markieren hier die eigentliche Schreibung innerhalb der Handschrift (A), die runden Klammern editorische Besserungen von Werner Wolf.

erstmalig als ein immer wiederkehrendes Lehrprogramm in seinen Grundzügen erläutert. Dies dient als Folie für alle weiteren sich entwickelnden Liebesbeziehungen des Handlungsgeflechtes des JT-Corpus. Innerhalb des JT-Corpus werden diese beiden Begriffspaare immer wieder aufgegriffen und um weitere Nuancen oder lehrhafte Exempla erweitert oder kontrastiv zueinander in den Handlungsverlauf eingebettet. Insgesamt wird das Thema ›*minne*‹ auf mehrere Lehrreden aufgeteilt, die bei der Beschreibung der Liebespaare als Kommentar des Ich-Erzählers angeschlossen werden. Wird innerhalb des Handlungsverlaufes von einem Liebespaar gesprochen oder aber eine Liebesbeziehung in den Handlungsfluss eingebunden, so folgt auf die Beschreibung auch immer unmittelbar eine dazugehörige Lehre, welche die Inhalte der Liebesbeziehung abstrakt in ein funktional christliches Normgebäude überführt. Was zum Zeitpunkt der Handlung hinsichtlich der Liebe noch nicht thematisiert wurde, wird auch keineswegs innerhalb der Lehrreden verarbeitet. Mit dem Fortgang der Handlung verdichtet sich auch das Lehrangebot innerhalb der Gespräche und die einzelnen Inhalte werden von einer rein abstrakten Kategorisierung konkret in die Heilsgeschichte eingebunden.

Die Handlungsträger werden zum Spielball der Beweisbarkeit der theologisch-dogmatischen Sichtweise und der Einschätzung des Adels, an welchen die Kriterien der ›*minne*‹ und ›*unminne*‹ bewiesen werden. Die einzelnen didaktischen Abhandlungen werden in aller Konsequenz an den verschiedenen Handlungsträgern exemplifiziert und ihre Deutungsperspektiven anschließend im Einzelfall auf mehrere Lehreinheiten angewendet. Vergleicht man die Konzeption des JT-Corpus mit der des Parzival, so fällt auf, dass es sich um zwei vollkommen unterschiedliche, konkurrierende Konzepte handelt, die klar voneinander geschieden werden müssen. Die lange Passage, welche ich nun im Folgenden einer genaueren Prüfung unterziehen werde, soll zum einen gerade diesen Aspekt herausarbeiten und zum anderen das voreilig von der Forschung verabsolutierte Dogma einer Verfasserfiktion innerhalb des Aventuregesprächs einer kritischen Prüfung unterziehen. Es werden daher vor allem die Gedankenmodelle und die Handlungslogik dieser Passage nachgezeichnet. Des Weiteren werden die Strophen aus der Handschrift (A) selbst rekonstruiert und schließlich, in einem weiteren Schritt, die Einteilung der Redeanteile des Ich-Erzählers und der fingierten Gesprächspartnerin neu eingeteilt, da sich durch die Interpretation auch eine andere Verteilung der Gesprächsanteile ergeben wird.

Doch erscheint diese Passage auch deshalb als ungemein bedeutsam, da sie eine Wolfram-Nennung beinhaltet, die bisher innerhalb der Forschung als Beweis für die Richtigkeit der Verfasser- oder Rollenfiktion galt und darüber hinaus lässt sich an dieser Stelle vor allem die Problematik der Edition selbst aufzeigen, die gegen die Handschrift nur allzuoft sehr eigenwillige Wege geht, den Text damit an vielen Stellen gänzlich verstellt und die vorschnelle Interpretationen einer Rollen-Fiktion damit nur allzusehr begünstigt. Die Passage wird daher im Folgenden auf den Grundlagen der Handschrift (A) von mir wieder hergestellt, der Gedankengang in allen Einzelheiten nachgezeichnet und damit eine Basis geschaffen, auf welcher die ehemals so vorschnell getroffenen Interpretationsmodelle neu überdacht werden können.

Bis zu dieser Passage JT,(A), 240-65 hatte der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) einige Kernpunkte der Jugend Titurels herausgearbeitet und selbstreflektierend über die Bedeutung der ›minne‹ innerhalb des heilsgeschichtlichen Konzepts referiert. Die Edition Werner Wolfs lässt das erste Aventure-Gespräch mit der Strophe JT, (A), 240 einsetzen:

JT,(A), 240,4-241,4: »'frowe aventiwere<sup>305</sup>, kert widere!  
*man gibet iuch cleiner volg an dirre lere.*  
*Da mit ist iuch verswached ritterschaft unde frowen,*  
 [...]
   
*so habt ir si enteret, und daz ũch immer stechent valsche græte'«.*<sup>306</sup>

Folgt man dem Gedankengang, so stellt sich unweigerlich die Frage, auf welche Lehre der gespielt erboste Ich-Erzähler sich hierbei bezieht, denn dies wird im Folgenden nur rudimentär angedeutet. Es spricht daher vieles dafür, das Aventure-Gespräch nicht erst mit dieser Strophe beginnen zu lassen, sondern es früher anzusetzen. Zieht man die Setzung der Frauenstrophe aus der Edition Werner Wolfs hierbei zu Rate, so lässt sich die Verwirrung eher vergrößern als lösen, warum erst mit dieser Strophe das Gespräch zwischen dem Ich-Erzähler und seiner fingierten Gesprächspartnerin beginnen soll. Es scheint sinnvoll, die Antwort auf die Frage in jenen Passagen zu suchen, die sich mit der Beschreibung Titurels und seiner herausragenden Stellung innerhalb der ritterlichen Welt

<sup>305</sup> Die Edition bessert hier sinnvoll zu ›aventure‹.

<sup>306</sup> JT,(A), 240,4-241,4: »Frau Aventure kebr zurück! An dieser Lehre wird man Euch nicht Folge leisten. Damit setzt ihr die Ritterschaft und die Frauen herab [...] so habt Ihr sie entehrt, auf das Euch immerfort eine falsche Gräte stechen soll.«



und seinem tugendhaften Verhalten gegenüber den Frauen beschäftigen. Um den Vorwurf der Erzähler-Instanz bezüglich Frau Aventure gerechtfertigt zu sehen und damit auch eine andere Zeichensetzung der Frauenstrophen innerhalb dieser Passagen zu initiieren, muss dieser Bogen, entgegen der bisherigen Einteilung des Editionstextes weiter gefasst werden.

Titurel wird als »werde[n]« und »sūze[n]« (JT,(A), 209) beschrieben, dessen Verwandtschaft unmittelbar bis König Salomon zurückreicht (JT,(A), 210) und der durch seine Taten nicht nur seine »sælde«, sondern auch »mit ritterschaft, die engel schar« mehrte (JT,(A), 211). Dem »seldenbære[n]«, der sich im Verlauf seines langen Lebens niemals von Gott abgewendet hatte, stand seine »clarbeit« und seine »sælde« ins Gesicht geschrieben und die Freude, die er ausstrahlte, übertrug sich auf die unbelebte und belebte Natur (JT,(A), 214-216). Auch seine Demut und Freigebigkeit gesellten sich zu seinem maßvollen, respektvollen Umgang mit den Frauen (JT,(A), 217- 219). Der Ich-Erzähler nutzt diesen Passus, um Überlegungen allgemeiner Art bezüglich des Stellenwertes des Frauendienstes anzuschließen, und vor allem die Aufmerksamkeit auf jene Sünder zu fokussieren, die sich der Huld Gottes verschließen und damit sich selbst der Hölle überantworten. Da sie sich gegen Gottes Gebote stellen und der Mensch lieber »uf benden gieng und vūze hete und stro alsam ein rint fur sæmeln eze und er in heizer glūte noch gerner dann uf linden plumit sæze« (JT,(A), 220, 2-3), so der Ich-Erzähler weiter, solle man sich lieber an die Tugendhaften, wie Titurel, halten, deren Gott gefälliges Leben den Menschen zum Vorbild gereichen soll. Abermals unterbricht der Erzähler seine Beschreibung an dieser Stelle und leitet in eher allgemeinverbindliche Unterweisungen zum Umgang mit Frauen über.

Die Ehre einer Frau ist insofern mit der des Mannes verbunden, als dass der Mann, vor allem in jungen Jahren, durch seine »kēsche« und »reine« (JT,(A), 224, 4), seine »wirde« vermehrt, indem er sich ihnen gegenüber respektvoll verhält. Denn nur so »kerōnet er vrowen ere und all (sin) tugende« (JT,(A), 224, 4), ein Gebot, dem sich auch Titurel verpflichtet sah. Abermals dienen die Hinweise auf Titurels vorbildhaftes und den christlichen Lehren verpflichteten Tugenden als Exempel und werden als gesellschaftliches Konzept auf alle Menschen übertragen: Dem eigentlichen, auf die christlichen Werte bezogenen, tugendhaften Verhältnis zwischen Männern und Frauen, dessen Bruch nicht nur eine Gefährdung der Seele darstellt, sondern vor allem die Ehre beider zugrunderichtet (JT,(A), 225 und 228 und 229). Die Ehre und die Tugendhaftigkeit, gepaart mit der Keuschheit, so der Ich-Erzähler weiter, wären die höchsten Ideale, die es zu erreichen gilt und - und hier erweitert das JT-Konzept den Gedankengang Wolframs - die Unkeuschheit bestrafe den

Mann gleichermaßen wie die Frau im Diesseits als auch im Himmel, da auch dort die Schuld nicht getilgt werden könne. Die Strophen JT,(A), 223-225 sind thematisch eng mit der Strophe JT,(A), 196 verklammert, welche den grundlegenden Gedanken zur Unterscheidung zwischen ›minne‹ und ›unminne‹ theoretisch ausführt und um weitere thematischen Anlagerungen und Beweisführungen erweitert.

JT,(A), 196,1-4: »Man heizet einez minne, daz wol unminne hieze.  
 daz pfendet sælden sinne und hazzet got mit starkem wider drieze.  
 si selben minne heizet uns got miden.  
 swer si dar uber minnet, der muß darumbe gerichte liden«.

Die ›unminne‹ verblendet nicht nur die Sinne, sondern ist gegen Gott selbst gerichtet. Ein Mensch, der sich für die ›unminne‹ entscheidet, entscheidet sich auch gleichzeitig gegen Gott. Wer dennoch die ›unminne‹ im Diesseits lebt, wird sich im Jenseits vor dem göttlichen Gericht verantworten müssen.

Ausgehend von den Überlegungen des Prologs, dass der ›zwivel‹ das Seelenheil des Menschen gefährde, wird nunmehr die Gefährdung auf den sexuellen Bereich übertragen.

JT,(A), 225: »Fur daz er kvsche brichet sunder elich stæte  
 und stæt in ubel sprichet und in ir beider ere wirt (vol) <sup>307</sup> graete  
 hie und dort, zu got und uf der erde.  
 da vor sich ie bewarte (Titurel) , der getrewe der stæte der werde <sup>308</sup> «.

JT,(A), 226: »Seht, die Juden (vnd) dazû beiden dise ere habnt in hûte.  
 die christen gar gescheiden sint da von. daz ieman des icht muote!  
 swie reine si doch mit toufe sint gegozzen,  
 der da so wize cleidet, (un)kuesch <sup>309</sup> tuot di blenk gar ubervlozzen«.

<sup>307</sup> Die Edition ändert an dieser Stelle «vol» zugunsten eines sonst in keiner Handschrift belegten «durch» ab.

<sup>308</sup> Die Edition schreibt hier: »Titurel, der trive, stæte, werde«. In der Handschrift (A) fehlt jedoch der Name Titurels. Vor allem innerhalb des letzten Halbvers fallen die redaktionellen Eingriffe innerhalb der anderen Überlieferungszeugen besonders auf, ohne dass sie einen besonderen Einfluß auf die Erzähler-Rolle des Corpus hätten. Die Handschrift (B) schreibt an dieser Stelle: »Titurel der trive vnd der werde«, die Handschrift (D): »Der hobegelobt d<sup>s</sup> rain vnd der werde«, die Handschrift E: »Jst die man do wiget zu den hoghsten gelte«.

<sup>309</sup> Das Präfix *un-* fehlt sowohl der Handschrift (A) als auch dem ansonsten sich sehr von (A)

Thematisch sind die beiden letzten Passagen eng miteinander verbunden. Ehebruch und Unkeuschheit, so der Ich-Erzähler, bestrafe Männer und Frauen gleichermaßen, sowohl auf Erden als auch im Himmel.<sup>310</sup> In Abgrenzung zu diesem ‘seelengefährdenden Treiben’ wird Titurel besonders hervorgehoben, welcher eben durch sein besonders tugendhaftes Beispiel Vorbildcharakter erlangt. Der Ich-Erzähler bezieht sich im Folgenden auf die Heiden und die Juden, welchen er zwar die Keuschheit und die Ehrhaftigkeit attestiert, ihnen jedoch kontrastiv die Christen gegenüberstellt, welche von vornherein trotz des Taufsakraments davor geschützt sind und sich an Titurel ein Beispiel nehmen sollten, damit sie ihr Seelenheil nicht gefährden. Den Christen werden die Juden und Heiden als mahnendes Beispiel vorgeführt und darauf hingewiesen, dass diejenigen, die sich nicht an die geforderte Keuschheit halten, sich nicht nur selbst gefährden, sondern auch degenerativ auf den Rest der Gesellschaft wirken.

Nimmt man die Schreibung der Handschrift (A) ernst, und bezieht den letzten Halbvers der Strophe JT,(A), 226 ›*der da so wize cleidet*‹ auf den vorherigen, so ließe sich auch durchaus - ausgehend vom Text der Handschrift (A) an dieser Stelle - die Interpretation vertreten, dass derjenige, der sich durch die Taufe mit dieser ‘Reinheit’ auszeichnet, auch dafür Sorge tragen müsse, dass sich die Keuschheit auf die ‘Reinen’ der Gesellschaft ergießt. Mit anderen Worten, der Christ erfülle durch die Einhaltung dieser Weisung eine gewisse Vorbildfunktion, die wiederum Einfluß auf die christliche Gemeinschaft hat. Diese Deutung entspricht einer intentionalen Lesart, die der Gesamtkonzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) ebenso nahe kommt, wie die Annahme, dass die Unkeuschheit die Christenheit langsam unterwandert.

JT,(A), 227: »*Sus wirt der touf geuneret, da zu man und wibe  
ir wirde wirt verkeret, di grōste, so si was an beider libe,  
di reinicheit der sele und wertlich ere.  
wirt iz zu got versūnet, iz schadet doch an eren dannoch mere*«.

---

unterscheidenden Textzeugen (D). Das nachgetragene Präfix ist jedoch für die Aussage der Strophe ohne Bedeutung und kann daher durchaus aus der Edition entfernt werden.

<sup>310</sup> Dass man mit Unkeuschheit im JT-Corpus der Handschrift (A) prinzipiell auch den gesamten sexuellen Bereich einzuschließen hat, beweist sich vor allem in der Umarbeitung des Brackenseils und seinen negativen Folgen für die christliche Gemeinschaft.

Durch die Unkeuschheit wird die Taufe schlichtweg 'besudelt' und die Ehre von Mann und Frau zerstört. Darüber hinaus gefährdet sie gleichzeitig die unsterbliche christliche Seele, selbst wenn sich der Mensch der Versöhnung mit Gott letztendlich gewiss sein kann. Der Ich-Erzähler verfolgt an dieser Stelle ein klares Ziel: Das höchste Gut des Menschen sei die Reinheit der Seele, aus welchem sich auch sein weltliches Ansehen ableiten lasse. Hieraus gewinnt die Schlussfolgerung der nächsten Strophe an zentraler Bedeutung, dass somit das erstrebenswerte Ziel die Keuschheit sei. Die Männer, die etwas auf ihre Ehre halten, sollen sich der Zügellosigkeit enthalten (*»si solten iz doch lazen«, JT,(A), 228, 1*). Der Grund liegt schlichtweg in der Tatsache begründet, dass *»dar umb daꝛ immer mere an werdicheit di vrowen sint vermazen«* (JT,(A), 228, 2). Es sind also vor allem die Frauen, die ihre Würde immer mehr einbüßen und somit durch ihren Wankelmut auch die Ehre des Mannes in Mitleidenschaft zu ziehen vermögen. Lässt sich ein Mann, so der Ich-Erzähler weiter, auf diese Frauen ein, so ehrt er sie damit keineswegs (*»Taet siz, swie ungeru ich iz tet, so gan ich ir<sup>311</sup> wenic guotes«*), und fügt auch sich selbst und seinem sozio-kulturellen Umfeld Schaden zu. Denn nicht nur die eigene *»ælden«* und Ehre, so der Ich-Erzähler weiter, setzt man durch seine Unkeuschheit aufs Spiel, sondern man gefährdet auch gleichzeitig das Seelenheil und die Ehre des jeweiligen Partners.

Vor allem der Ritterstand rückt bei der Überlegung um die geforderte Keuschheit ins Zentrum der Betrachtung, da vor allem für diese die sittliche und seelische Gefährdung allerorts nur allzu offensichtlich lauert. Denn es sind gerade die Ritter, die sich um des Frauendienstes willen oftmals für die falsche *»minne«* entscheiden und damit für die Unehre aller Mitglieder ihres sozialen Umfelds verantwortlich sind, während der bewusste Verzicht auf eine Eroberung zur Befriedigung der egoistischen Ziele sowohl dem Mann als auch der Frau um so mehr Ehre erbracht hätte.

Die Auseinandersetzung mit dem Thema *»minne«* ist innerhalb des Gedankengangs jedoch noch lange nicht aufgearbeitet, denn die vornehmliche Aufgabe beider Geschlechter besteht darin, die vom Ich-Erzähler geforderte Sittlichkeit bzw. Keuschheit einzuhalten, um damit ihr Seelenheil und die christliche Gesellschaft nicht zu gefährden.

---

<sup>311</sup> Werner Wolf hatte in Anlehnung an die Handschrift (E) den eigentlichen Wortlaut der Handschrift (A) aufgegeben und damit eine scheinbar dialogisierte Aussage einer unbekannteren Erzähler-Rolle, welche als Sprecher für alle wankelmütigen Männer fungiert, verkürzt: *»so gan (er vrowen) eren wenic guotes«*. Inhaltlich und auf die inhärente Bedeutung der Passage bezogen, ließe sich jedoch gleichermaßen für die Schreibung der Handschrift (A) plädieren, welche den Ich-Erzähler zum Kritiker der Frauen macht.

JT,(A), 231: »Nun gibt man vil den vrouwen di schulde an der unstæte,  
immer unverhoben wer al ir pris, der<sup>312</sup> so mænlich tæte,  
daz wibes ere nach vluste nieman gernde  
wær, und ob si gerten, daz di man wiplich<sup>313</sup> wern entwernde«<sup>314</sup>

Die Strophe JT,(A), 232 greift diesen Gedanken auf, indem der Ich-Erzähler eben dieses keusche Verhalten von Mann und Frau als Garant für die ›stæte‹ und ›ere‹ beider unterstreicht, jedoch darauf verweist, dass sich mittlerweile die Unehrenhaftigkeit beider Geschlechter so verbreitet hat, dass eben diese Kategorien christlichen Anspruchs nahezu verschwunden sind.

Wenngleich die ›stæte‹ und ›ere‹, so der Ich-Erzähler der Handschrift (A), nahezu irreparabel zunichte gemacht wurden, so verweist er in der folgenden Passage darauf, dass eine Umkehr des Verhaltens der Geschlechter zueinander, auf der Grundlage von ›gotes ordenunge‹ (JT,(A), 233, 4), Gott dazu veranlassen würde, beiden ihre ›ælichkeit‹ erneut zuzuerkennen.

Wer also, so der Ich-Erzähler, sich gegen die ›krankheit‹ (JT,(A), 234, 1) - also die Schwäche - mit aller Kraft zur Wehr setzt, mit ›meisterscheft‹ (JT,(A), 234, 2) und Mut seinem Verlangen entsagt, der kann die Herzensfreude Gottes damit wieder in sich aufnehmen. Die Forderung des Erzähler-Ichs zielt darauf ab, sich zu fragen, ob eine Verletzung der Ehre durch Unkeuschheit und der daraus resultierende Verlust der Ehre und der ›æld‹, es wirklich wert sind, sich dafür als Mensch und als Geschöpf Gottes zu Grunde zu richten und seine unsterbliche Seele dafür einzubüßen.

Die Schlussfolgerung, die der Erzähler hieraus zieht, ist daher aus moral-didaktischen Gründen logisch nachvollziehbar:

Es ist besser, seinem egoistischen und mitunter triebhaften Verlangen zu entsagen, als die Konsequenz auf sich zu nehmen, für beide die Schuld tragen zu müssen und sich dem Höllenfeuer zu überantworten. Der Erzähler weist in der Strophe JT,(A), 226,2

<sup>312</sup> Die Edition schreibt hier: ›swa man so mænlich tæte‹.

<sup>313</sup> Werner Wolf ändert den Vers wie folgt: ›daz si di man menlich wern entwernde‹. Die Handschrift (A) schreibt an dieser Stelle ›wiplich‹ gegen die Textzeugen (B) und (D) die an dieser Stelle ›menlichen‹ bezeugen. Von der Struktur der Strophe ausgehend, scheint jedoch die Änderung der Edition zu ›menlich‹ an dieser Stelle weitaus logischer zu sein.

<sup>314</sup> »Nun gibt man den Frauen die Schuld an der Wankelmütigkeit. Fortwährend unverletzt wäre ihr Lob jedoch, wenn man sich auf solche Art männlich ihnen gegenüber verhält, daß niemand der Ehre der Frau zu ihrem Schaden nachstellt, und selbst wenn sie danach verlangt, dass die Männer sich nach männlicher Art dessen verwehren/dies abschlagen.«

kommentierend darauf hin, dass er selbst nicht einmal ein kleines Feuer aushalten könne und warnt vor den lang andauernden Höllenqualen, die selbst der noch so kleine Fehltritt nach sich ziehen würde. Die Befriedigung der ›minne‹ stehe damit in keinem Verhältnis zu den Höllenqualen, die der Mensch für sein Vergehen zu erwarten habe.

JT,(A), 236:

»Iz ist bezzer bie zu miden dann bie<sup>315</sup> und dort zu búzen.  
ich mac vil kum erliden, als mich ein fiver cleine kan begrúzen.  
solt ich mit all dar inne sin di lenge  
durch ein so cleinez glustel? daz sol di krancheit machen wider genge«.

Der Ich-Erzähler der Handschrift (A) führt sodann seinen Exkurs wieder zurück auf die eigentliche Ausgestaltung der Vortrefflichkeit Titurels und folgert, wer seine ›ere‹ und ›æelde‹ nicht verlieren will, sollte sich an Titurels Beispiel halten.

JT,(A), 237: »Dar zû ein ander mere ist wol der krenk ein búze:  
gedenke er, wer er were und waz er si und waz er werden múze!  
wil er im selben æelde und vrowen ere  
zu beiden siten koufen, so tû sam Tytarel nach dirre leren«.

Die Lehre, die der Ich-Erzähler hier der ›minne‹ und ›unminne‹ zugrunde gelegt hat, zielt auf die Absage des ritterlichen Frauendienstes ab. Der Ritter soll mit all seinem Tun im Zeichen Gottes und des Kampfes stehen, den er gegen die Heiden und die Gefährdungen der christlichen Welt auszufechten hat. Die eigentliche Aufgabe des Ritters ist nicht der Kampf um die ›minne‹, sondern die Konzentration auf die Verteidigung des christlichen Glaubens im Sinne eines Gottesrittertums. Dieses kann der Ritter des JT-Corpus der Handschrift (A) jedoch nur dann vollbringen, wenn das ritterliche Dasein auch auf die Umsetzung zölibatären Lebens in der Nachfolge Christi ausgerichtet ist. Der ritterliche Kampf um Land, Ansehen und um den Erwerb einer Frau werden somit vollkommen ausgeklammert, als Gefährdung des Seelenheils verurteilt, damit das ritterliche Minneideal demontiert und durch ein neues Gesellschaftsmodell für den Ritterstand ersetzt.

---

<sup>315</sup> In der Edition gibt Werner Wolf an, dass ›hie‹ der Handschrift (A) fehlen würde. Jedoch ist das Pronomen innerhalb der Handschrift sehr wohl enthalten.

Diese Sichtweise, so zeigt ein unmittelbarer Vergleich mit dem Parzival, steht im eklatanten Widerspruch zu dem Minneideal, dem sich Wolframs Ritter verpflichtet sehen, wobei der soziokulturelle Aspekt und dessen negative Wertung, welche Wolfram von Eschenbach deutlich herausstreicht, innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht thematisiert und aufgenommen wurde.

Pz. 115,15-20:

*»ob ich guotes wîbes minne ger,  
mag ich mit schilde und ouch mit sper  
verdienen niht ir minne solt ,  
al dar nâch sê sie mir bolt.  
vil hôbes topels er doch spilt,  
der ân ritterschaft nâch minnen zilt«.*

Bemüht sich der Ritter also um eine Frau, so muss er sich ihre Liebe mit Schild und Speer erkämpfen. Ihre Gunst bemisst sich dabei nach seinem Erfolg oder seinem Mißerfolg. Der Einsatz und das Risiko sind zwar gleichermaßen hoch, jedoch eine Notwendigkeit, wenn sich das Rittertum dem Frauendienst verpflichtet. Im Vergleich hierzu, so wird aus den Passagen innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) an dieser Stelle deutlich, hat der Ich-Erzähler hierbei dem Parzivalkonzept nicht Rechnung getragen sondern dieses Konzept kritisiert. Die Voraussetzung für den Frauendienst ist- so Wolframs Erzählerrolle -, dass der Ritter die Sitten und das Betragen der Frau richtig einzuschätzen weiß. Sie muss ehrenhaft, unschuldig und ohne Gier, also Verlangen sein, denn nur dann solle der Ritter seine Hand für sie ins Feuer legen.

Pz. 114,29-115,3: *»ine hân des niht vergezzen  
ine künne wol gemezzen  
beide ir bærdede unt ir site.  
swelhem wîbe volget kiusche mite,  
der lobes kemphe wil ich sîn«.*

Die weibliche Keuschheit als Grundvoraussetzung setzt auch der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) voraus, indem er die Sittenlosigkeit so mancher Frauen anprangert, so wie es der Ich-Erzähler des Parzival zu Beginn des dritten Buches ebenfalls deutlich verlauten lässt.

Pz. 116,5-14:

*»Ez macht truric mir den lip,  
daz alsô mangiu beizet wîp.  
ir stimme sint gelîche bel:  
genuoge sint gein valsche snel,  
etslîche valsches lære:  
sus teilent sich diu mære.  
daz die gelîche sint genamt,  
des hât mîn herze sich geschamt,  
wîpheit, dîn ordenlîcher site,  
dem vert und fuor ie trive mite«.*

Der Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) nimmt diese Gedanken im Kern auf, jedoch erweitert er seine Konsequenzen von einer eher gesellschaftlich-feudalen hin zu einer theologisch-heilsgeschichtlichen Komponente. Das ständische Kollektiv bleibt nicht auf seine familiäre Konstellation des Sippenverbandes beschränkt, sondern steht vielmehr als Exempel für die gesamte Christenheit. Damit beschränkt sich ein Fehlverhalten innerhalb des Sippenverbandes nicht allein auf einige wenige Menschen, sondern steht vielmehr stellvertretend für das Kollektiv der Christen, dessen Stärke und Macht sich aus dem untadeligen Verhalten seiner Gläubigen speist.

Deutlich zu scheiden ist jedoch das Minneideal des Parzival von dem auf göttliche Heilserwartung fixierten Gottesritter des JT-Corpus der Handschrift (A). Der Frauendienst des Parzival zielt darauf ab, um eine ehrbare Frau zu kämpfen, denn ihre Ehre ist es, die auf den Ritter positiv zurückfällt und ihn damit vor allen anderen gesellschaftlich und ideell erhöht. Das JT-Corpus der Handschrift (A) wiederum sieht den gesamten Frauendienst als eine Gefährdung des Seelenheils an, welcher im Widerspruch zu den Geboten Gottes steht und von beiden die uneingeschränkte Keuschheit und die Ausrichtung des Lebens auf die göttlichen Gebote nicht nur verlangt, sondern auch einfordert. Das Minneideal des Parzival - so wie es der Ich-Erzähler der Handschrift (A) für sich verstanden haben will - wird im JT-Corpus damit vollkommen demontiert, auf den Kampf gegen die Gefährdung der christlichen Seele verlagert und letztendlich nicht nur umgedeutet, sondern durch ein 'neues' klerikales Ritterideal ersetzt. Ein Ritterideal, welches von einem gelebten, weltlichen hin in ein transzendentes, klerikales Modell überführt wird. Allein schon diese vollkommene Überschreibung und der stringente Gegenentwurf des Minneideals des JT-Corpus der Handschrift (A) zum Parzival lassen daran zweifeln,



dass es sich bei dessen Konzeption um eine Fortführung im Sinne der Handlungsführung Wolframs handelt. Es geht im JT-Corpus vielmehr um einen, die Poetik des *Parzival* gänzlich zurückweisenden Gegenentwurf.

Berücksichtigt man hierzu den weiteren Verlauf des Gedankengangs innerhalb des JT-Corpus in der Strophe JT,(A), 238 so nimmt es doch Wunder, dass bisher diese Passage innerhalb des Editionstextes und der Forschung - sofern sie überhaupt Eingang gefunden hatten - kritiklos dem Ich-Erzähler zugeschrieben wurde, anstatt sie als Einwurf der, das Minneideal des Parzival verteidigenden, Frau Aventure zu sehen. Dies kann einerseits sicher in der von Werner Wolf erfolgten Konjektur des Textes begründet liegen, denn dieser hat durch die Änderung des letzten Halbverses der letzten Zeile der Strophe versucht, sie als Erzählerstrophe auszuweisen. Andererseits kann es jedoch auch schlichtweg ein Lesefehler eines späteren Redaktors sein, welcher die Konzeption dieser hoch artifiziellen Strophe nicht erkannt hat.

JT,(A), 238: *»Al dise vur gedanke sint ritterschaft nicht zemende.  
si gebent manheit kranke, wan swa man den solt von got ist nemende  
sam Titurel. iz ist gar unterscheiden  
striten nach dem rechte und wider recht. manheit lit an<sup>316</sup> beiden«.<sup>317</sup>*

Der Rezipient ist unweigerlich mit der Frage konfrontiert, um welche Gedanken es sich denn handelt, die für das Rittertum als unangemessen kritisiert werden. Des Weiteren ist zu fragen, ob hier der Ich-Erzähler oder aber bereits die personifizierte Aventure spricht. Die Antwort hierauf liegt unmittelbar in den zuvor besprochenen Passagen. Die von dem Ich-Erzähler des JT-Corpus geforderte Sittlichkeit und Keuschheit, die Abkehr von dem das Rittertum beherrschenden Frauendienst, das Bewußtsein der sittlichen Läuterung im Sinne einer Bewahrung des eigenen Seelenheils, also kurzum, die Abkehr von dem als männlich und gesellschaftlich anerkannten Ritterideal wird hier kritisiert. Es scheint daher unter Berücksichtigung der bereits im Vorfeld getroffenen Forderung des Ich-Erzählers nach einer sittlichen Läuterung des Rittertums im Sinne des 'neuen christlich-höfischen

---

<sup>316</sup> Der Editionstext ändert hier zugunsten einer von Werner Wolf als Verschreibung erkannten Besserung *»zimt nicht in beiden«*. Jedoch ist der Text der Handschrift (A) an dieser Stelle besser.

<sup>317</sup> *»Alle diese zuvor dargebotenen Gedanken sind der Ritterschaft nicht angemessen. Sie werten die Tapferkeit ab, außer wo man den Lohn wie Titurel von Gott nimmt. Es ist ein völliger Unterschied, ob man für oder wider das Recht kämpft. Tapferkeit paßt nur für eines von beidem«*.

Ritterkonzepts' folgerichtig, diese Strophe der personifizierten Aventure zuzuschreiben. Dieses Gedankengerüst ist es, das die klerikalen Normen christlicher Heilsgeschichte auf die Kategorien der Gesellschaft bezieht und das als Zeichen der männlichen Schwäche in der nächsten Strophe JT,(A), 239 disqualifiziert werden. Im letzten Vers dieser Strophe wird dargelegt, dass es keine Rolle spielt, ob man für oder wider das Recht als Ritter kämpft. Diese Aussage steht jedoch im Widerspruch zu den Forderungen an den Gottesritter, von welchem der Ich-Erzähler explizit eingefordert hatte, nur für die Wahrung des Christentums und des christlichen Glaubens zu kämpfen. Wenn es jedoch keine Rolle spielt, ob der Kampf für das Recht oder das Unrecht ausgefochten wird, dann spiegelt dies das vom Ich-Erzähler kritisierte Dienstminnekonzept wieder, welches den Lohn über die moralische Wertigkeit stellt.

Es ist daher schwer vorstellbar, dass diese Strophe als dem Ich-Erzähler zugehörig erachtet werden kann, sondern es ist vielmehr anzunehmen, dass das Aventure-Gepräch schon viel früher einsetzt und sich als Gegenrede im fiktionalen Raum der Handlung situiert.

Nimmt man die nächste Strophe JT,(A), 229 hinzu, so erhärtet sich der Verdacht, dass es sich bei der Rollenverteilung an dieser Stelle um die personifizierte Gesprächspartnerin und nicht um den Ich-Erzähler handelt. Hier werden die Gründe vorgeführt, warum die zuvor kritisierten Gedanken des Ich-Erzählers als für einen Ritter unangemessen erscheinen.

JT,(A), 239: *»Bewegenheit des lebens und doch zu lebene bugende  
pfliget in sturme gebe<sup>318</sup>nes genendikeit und ganzer krefte mugende  
mit libes were fur ein surez sterben.  
und der nicht hat zu lebene willen, der mak di selben girde da wol erwerben«<sup>319</sup>.*

<sup>318</sup> Die Handschrift (A) schreibt an dieser Stelle »gebentz«, wobei das »k nachträglich vor dem »z nachgetragen wurde, während die Edition die Form »gebenes« verzeichnet und im Apparat angibt, dieses aus der Verschreibung »lebenes« gebessert zu haben. Die Handschrift (A) verzeichnet jedoch »gebentz« und an keiner Stelle »lebenes«.

<sup>319</sup> JT, (A), 239: *»Sich mit Todesverachtung dem Leben zu stellen und sich dabei dem Leben zuzuwenden, lässt Kühnheit und starke Kräfte im Fluge erwerben und bewahren vor einem bitteren Tod. Und derjenige, der keinen Lebenswillen hat, der mag da wohl dann Verlangen erwerben«.*

Es geht hier nicht um die Verteidigung des Glaubens und die sittliche Läuterung in der Nachfolge Jesu Christi, sondern gewissermaßen um die heroischen Rittertugenden:

Mut, Männlichkeit und Kühnheit, das Leben zu bezwingen und sich das zu nehmen, was dafür notwendig ist, selbst wenn der Preis hierfür das eigene Leben ist. Doch in der Bewahrung der ritterlich-männlich-gesellschaftlichen Tugenden verliert selbst der Tod an Dramatik und wird zu einem Teil der ritterlichen Bewährung. Das Modell eines sich auf die Stärke, Kühnheit und Mut gründenden Rittertums, welches den Frauendienst propagiert, kollidiert hier mit der Vorstellung eines im streitbaren Dienste Gottes stehenden Gottesritters. Das vom Ich-Erzähler kritisierte, sinnentleerte ritterliche Kämpfertum, für welches Frau Aventure einsteht, wird dem streitbaren Gottesritter gegenübergestellt.

In der darauf folgenden Strophe, die zumindest in den ersten drei Versen der Aventure zugeschrieben werden muss, werden diese Gedanken noch einmal konkretisiert.

JT,(A), 240: »Dise mæ̅r geflochten sint von manger strange.  
ritterlich gevochten nimmer<sup>320</sup> wit noch an gedrange,  
sol man nicht anders frowen bieten ere'.  
'frow Aventure, kert widere! man gihet iuch cleiner volg an dirre lere«,<sup>321</sup>

Die Kritik an der ritterlichen Bewährung in der Strophe JT, (A), 240 bezieht sich vor allem auf den Frauendienst, wenn die Aventure zu bedenken gibt, dass man im ritterlichen Kampf um die Gunst und die Hand einer Frau kämpfen sollte. Der Ich-Erzähler hatte jedoch in den Strophen zuvor diesen Minnedienst durch ein anderes Konzept ersetzt und darauf hingewiesen, dass eben gerade dies der falsche Weg ist.

Ausgehend von der bisher vorgebrachten Kritik des Ich-Erzählers am klassischen Frauendienst, sprechen auch in dieser Strophe die inhaltlichen Kriterien dafür, hier die Rede der personifizierten Aventure in den ersten drei Versen anzunehmen. Die Aussage, sich mit Todesverachtung sowohl dem Leben als auch dem Tod zu stellen, stellt einen Gegenentwurf zu jenem christlichen Rittermodell des Ich-Erzählers dar, welches einzig auf Gott und die Wahrung des christlichen Glaubens ausgerichtet sein sollte und sich auch gleichermaßen durch Reinheit und Keuschheit auszeichnet.

---

<sup>320</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet im Gegensatz zu allen anderen Überlieferungsträgern aus JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> an dieser Stelle kein »writ an«, was jedoch in der Edition sinnvoll nachgebessert wurde.

<sup>321</sup> »Diese Geschichte ist aus vielen Strängen zusammengeflochten, ritterlich gekämpft wird weder im offenen Kampf noch im Gedränge, außer wo man es um der Frauen Ehre kämpft. Frau Aventure kehrt um! Man wird Euch bezüglich dieser Lehre kaum Folge leisten«.

Die Aventure kritisiert in den ersten drei Versen der Strophe die 'Lehre' des Ich-Erzählers im Sinne des 'klassischen' Ideals des Rittertums als unangemessen. Ein Ritter, der nur durch den Kampf eine Frau für sich gewinnen kann und dafür bereit ist zu sterben, ist nicht im Sinne des christlichen Rittertums, welches der Ich-Erzähler propagiert. Der Ich-Erzähler bezieht somit eindeutig Stellung gegen das Ritter-Modell des Lohnerwerbs und des Frauendienstes und lehnt beides kategorisch ab. In der Abdankungsrede Titurels, die diesem Aventure-Gespräch vorgelagert ist, wurde dieser Gedanke exemplifiziert und konkretisiert. Der Ritter solle nicht durch seine heroischen Taten um den Erwerb einer Frau kämpfen, sondern darauf warten, dass diese ihm von Gott selbst, wenn seine Aufgabe als Gottesritter erfüllt ist, zugeführt wird. Dieses Modell schließt damit den ritterlichen Kampf als Bewährung um die Gunst einer Frau völlig aus. Bezieht man somit an dieser Stelle den Vorgriff auf die Rede Titurels mit ein, so können die ersten drei Verse dieser Strophe unmöglich dem Ich-Erzähler zugeschrieben werden, der das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' gegen das höfische Frauendienstmodell zu stärken versucht. Rezeptionsgeschichtlich besonders hervorzuheben erscheint mir die Tatsache, dass der Dichter des JT-Corpus der Handschrift (A) die besonders gesellschaftskritischen Aspekte des Rittertums, welche der Parzival Wolframs durchaus beinhaltet, nicht aufnimmt. Mag sein, dass er sie für zu subtil eingearbeitet hielt und daher - der besseren Vermittlung wegen - die im JT-Corpus so markante Kritik gewählt hat, oder aber im Verständnis des Parzival eine andere Interpretation bewusst inseriert hat. Doch entscheidender als die Frage nach den rezeptionsgeschichtlichen Anhaltspunkten innerhalb dieser Passage dürfte die Frage nach der richtigen Einteilung der Männer- und Frauenstrophen sein.

Der in der Edition gekennzeichnete Sprecherwechsel in der vierten Zeile der Strophe JT,(A), 240 zugunsten des Ich-Erzählers kann nur dann als logisch angesehen werden, wenn die Strophen zuvor als Frauenstrophen ausgewiesen und eben nicht, wie es innerhalb der Edition geschehen ist, sie kritiklos dem Ich-Erzähler zugeschrieben werden. Die Verwirrung bezüglich der gedanklichen Referenz ließe sich somit wieder beheben, wenn man die zuvor besprochenen Passagen eben gegen die Edition zwischen dem Ich-Erzähler und Frau Aventure aufteilt und auch den weiteren Verlauf dieser längeren Strophengruppe anders zuordnet.

Kurz gesagt ließe sich das bisherige Aventure-Gespräch, so wie es in der Handschrift (A) vorzufinden ist, auf die grundlegende Auseinandersetzung bezüglich des weltlichen und klerikalen Ritterideals beziehen. Der Ich-Erzähler erhebt bis Strophe JT,(A),

238 die Forderung nach der Besinnung des Rittertums auf die Grundzüge des ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ - des Gottesrittertums -, während Frau Aventure das klassische Ritterideal präferiert, welches um Ruhm, Ehre, Land und natürlich um die Gunst einer Frau willen, zu Felde zieht. Diese beiden Positionen werden kontrastiv gegeneinandergestellt und exemplifiziert und dienen als Vorbereitung für ein noch folgendes Aventure-Gespräch zum Tode Tschionatulanders, in welchem all diese Grundpositionen am konkreten Beispiel noch einmal wiederholt werden.

Der Ich-Erzähler weitet seine Kritik an der Grundeinstellung der Aventure im folgenden noch weiter aus, wenn er Frau Aventure für die Konsequenzen ihres Modells verantwortlich macht.

JT,(A), 241: »Da mit ist *ouch* verswabet ritterschaft unde frowen,  
und habet da mit gemacht, daz wir lutzel eren kunnen trowen,  
die immer reine, *kûsch* belibent *stæte*.  
so habt ir si enteret, und daz *ûch* immer stechent valsche *græte*!«<sup>322</sup>

Die durch den Ich-Erzähler aufgebaute Kritik an Frau Aventure nimmt genau deren Verantwortung für die entstandenen Konsequenzen aus dem Minnedienst und seinen tödlichen Folgen ins Visier. Durch die Verbreitung des Minneideals im Sinne des Frauendienstes kämen auch diejenigen zu Schaden, die durch ihre moralische Integrität als Vorbild fungieren könnten. Denn, so der Ich-Erzähler, die um sich greifende Unehrenhaftigkeit von Männern und Frauen habe einen völligen Vertrauensverlust zur Folge, der auch die Unschuldigen treffen würde. Die schonungslose Kritik gipfelt schließlich in der Anklage des Ich-Erzählers, dass Frau Aventure die Unschuldigen mit ihrem Minne-Ritterideal entehrt habe und dafür leiden solle.

---

<sup>322</sup> »Damit habt ihr auch die Ritterschaft und die Damen herabgewürdigt und habt dafür gesorgt, dass wir selbst denen die immer rein, keusch und standhaft sind, nur bedingt Ehre zusprechen können. Dadurch habt ihr sie entehrt und so soll euch immerfort ein Stachel der Falschheit quälens.«

Herbert Guggenberger (1992), S. 77 ff weist diese Strophe der Klage der Aventure gegenüber dem Ich-Erzähler zu und verweist darauf, dass vor allem in dieser Passage die grundsätzliche Differenz des Wolfram-Erzählers gegenüber dem Modell Albrechts aufgebaut wird. Guggenberger geht hierbei von der These aus, dass Wolfram prinzipiell die Liebe als positiven Wert begreift und die Liebe als Movens ritterlicher Vollkommenheit betrachtet (S. 78). Die bereits im Parzival unterschwellige Kritik an den tödlichen Folgen des Frauendienstes, wird hierbei jedoch gänzlich vernachlässigt.

JT,(A), 242, 1-4:

»Selbe tūnde, selbe habende si sint gewinne mit vluste.  
schupfend oder drabende wirt da leckerie mit ackuste.  
“was tete<sup>323</sup> die, daꝛ tet ouch licht di mine”,  
swer daꝛ<sup>324</sup> recht erkennet, ein bezꝛer sloꝛ æme wol ir eren schrine«. <sup>325</sup>

Die fingierte Auseinandersetzung zwischen dem Ich-Erzähler und seiner Gesprächspartnerin gipfelte zuvor in der Diskussion um den Frauendienst und seiner Forderung, auf materiellen und ideellen Lohnerwerb durch die Gunst der Frau zu entsagen. Das ‘neue christlich-höfische Ritter-Modell’, dessen Exklusivität die Keuschheit und die alleinige Ausrichtung des Lebens auf Gott bildet, steht damit dem ritterlichen Frauendienst gegenüber, welcher den sexuellen Aspekt durchaus miteinzukalkulieren versteht, doch darin keinerlei Gefährdung der sittlichen Ordnung sieht.

Inhaltlich korrespondiert die Strophe JT,(A), 242 nicht nur mit jenen, die der Ich-Erzähler einige Passagen zuvor bezüglich des ritterlichen Verhaltens gegenüber den Frauen getroffen hat, sondern auch mit der Auseinandersetzung der Wolframschen ›*wîvek*‹-Problematik innerhalb des Prologs des JT-Corpus der Handschrift (A), in welcher das ‘Drei-Menschen-Modell’ des *Parzival* auf das theologische ‘Zwei-Menschen-Modell’ zurückgesetzt wird. Die Strophe JT,(A), 242 kann als eine weitere Beweisführung des Ich-Erzählers bezüglich der Unterscheidung zwischen ›*minne*‹ und ›*unminne*‹ der Strophen JT,(A), 234-235 gesehen werden. Es ist daher mit Rücksicht auf die textuellen Verklammerungen anzunehmen, dass die Strophe dem Ich-Erzähler zuzuschreiben ist und nicht der Aventure.

Der Verzicht auf das Ausleben der Begierden wäre für Männer und Frauen von Vorteil. Er stellt sowohl einen Gewinn dar, so die moral-didaktische Intention des Ich-Erzählers, da die Ehre und ›*æld*‹ von Männern und Frauen erhalten bleibt, als auch

---

<sup>323</sup> Werner Wolf setzt in der Edition an dieser Stelle [*mir*] ein. Eine Besserung, die sich jedoch in keinem anderen Textzeugen belegen lässt.

<sup>324</sup> Werner Wolf fügt an dieser Stelle - entgegen der Handschrift (A) - ein [*ꝛu*] aus dem Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> ein.

<sup>325</sup> »Sie erhandeln sich und besitzen Gewinn und Schaden. Langsam oder schnell geht da Lüsterheit mit Arglist einher. Was diese täte, das täte vielleicht auch die meine? Wenn jemand das Richtige erkennt, dann wäre ein besseres Schloß für den Schrein der Ehre angemessens«.

zum anderen einen Verlust, da als logische Konsequenz auf diverse weltliche Freuden verzichtet werden muss, um seine göttliche Seele nicht zu gefährden. Das ›schupfen‹ oder ›draben‹, also das Hin- und Herschwanken und nicht zielgerichtete Vorankommen, das sich treiben lassen, sich nicht den Gesetzen und einer quasi monastischen Lebensweise zu verschreiben, wie es der Ich-Erzähler von seinen Rittern innerhalb der Konzeption seines JT-Corpus der Handschrift (A) immer wieder fordert, führe die Seele vom rechten Weg ab und erleichtere so dem Teufel das Spiel, den Menschen zu gefährden und zu verführen. Denn wo die ›minne‹ Gottes nicht zum alleinigen Lebensziel erklärt wird, wäre die Unkeuschheit und der Verlust der ›ældæ‹ der Beginn der Abkehr von Gott und würde der Arglist und der Lüsternheit ans Ziel verhelfen.

Der dritte Vers der Strophe JT,(A), 242 wurde innerhalb der Edition von Werner Wolf der fiktiven Gesprächspartnerin des Ich-Erzählers zugeschrieben. Würde man dieser Lesart folgen und diesen Vers mit seinem eher ironisch-zynischen Unterton Frau Aventure zuschreiben, in welchen allzu lapidar darauf hingewiesen wird, dass jemand, der sich so wankelmütig benimmt, sich doch wohl ein besseres ‘Schloß für seinen Keuschheitsgürtel’ zulegen sollte, dann ergebe die Zuweisung in Bezug auf den weiteren Strophenverlauf keinerlei Sinn mehr. Denn der kryptische Verweis des Verses JT,(A), 242, 4a rekurriert durch sein ›erkennek‹ auf die Forderung, eben gerade dieser Wankelmütigkeit zu entsagen und fügt sich damit in die Rede des Ich-Erzählers ein. Derjenige, welcher die ›ældæ‹ des Ritters und der Dame nicht über die Lüsternheit stellen kann, der solle sich wohl besser diese Sicherung der Keuschheit zulegen, wenn er anders, also den klerikalen Forderungen des Ich-Erzählers, nicht Folge leisten kann. Ausgehend von der inhaltlichen Kohärenz des aufgebauten Gedankengebäudes, kann die Strophe nur als Ganzes dem Ich-Erzähler zugewiesen werden. Denn die folgende Strophe JT,(A), 243 beinhaltet eine weitere Forderung, die sich auf die Keuschheit von Männern und Frauen bezieht und daher ebenfalls nicht der Aventure und ihrem vorgestellten Frauendienstmodell entspricht:

JT,(A), 243, 1-4:

»Und pfleg ir pris der krefte gar sicher aller sorgen,  
 daz mocht an ritterschaft werdicheit uf ganzen hort geborgen,  
 der sus vil lichte wirt hie von geletzet,  
 ob si zu rechte wolden erkennen pris, als er do ist gesetzet.«<sup>326</sup>

<sup>326</sup> Werner Wolf änderte hier <do> zu <da>.

»Ihr Ruhm möge - sicher von allen Sorgen - ihre Kraft gebieten. Dies würde der Ritterschaft auf ganzer Linie

Der Ich-Erzähler verweist hier abermals auf die Aufgabe der Frau, ihrer eigenen und der Lüsterheit des Mannes Einhalt zu gebieten, um größeren Schaden von beiden abwenden zu können. Die Frau ist es, welche durch ihre Keuschheit - ihrem Schatz sozusagen - dem Mann die Kraft verleiht und damit das Ansehen des Ritters in der Gesellschaft stärkt. Dieses Ansehen wiederum wirkt zwangsläufig auf die Frau zurück. Die symbiotische Einheit, welche Mann und Frau damit eingehen, sich beide an diese Grundzüge zu halten, zeichnet nicht nur ihre Ehre aus, sondern wirkt auf das gesamte Kollektiv. Es liegt also bei der Frau, der ritterlichen Unkeuschheit durch ein konsequentes Entsagen und ein tugendhaftes Verhalten, den Anreiz für ein, aus moral-didaktischer Sicht lotterhaftes und unkeusches Betragen zu entziehen. Die Erhaltung der ritterlichen Ehre, die Reputation innerhalb des Kollektivs und die sexuelle Enthaltsamkeit bilden, so die klerikale Sichtweise des Ich-Erzählers, die Grundlage für das Funktionieren der ständischen Gesellschaft. Mit dieser Forderung verweist die Strophe rückwirkend auf die Strophe JT,(A), 237 in welcher die Ehre durch das Standesbewusstsein konkretisiert wird.

Dem Frauendienstes, mit der für den Ich-Erzähler logischen Konsequenz der Unkeuschheit und einem als möglich erachteten Ehebruch, kann nur durch die Bewahrung der »*sælde*« entgegengetreten werden, eine Aufgabe die den Frauen gleichermaßen zukommt wie den Männern.

Der Beginn der Strophe JT,(A), 244 kann als weiterer Gedankengang des Ich-Erzählers ausgewiesen werden, selbst wenn Werner Wolf irrtümlicherweise den dritten Vers der Strophe unvermutet wieder durch einfache Anführungsstriche als Sprecherwechsel kennzeichnet hatte:

JT,(A), 244, 1-2:

»*So kan ein vorchte krenken di manheit dicke swinde,*

(s)*wenn*<sup>327</sup> *er begynnet denken: wer was min vater oder mine kinde?* —«<sup>328</sup>

---

*Ansehen/Würde verleihen, dank einem Schatz, der sonst leicht beschädigt wird, wenn sie tatsächlich den Wert anerkennen würden, so wie er nunmal Fakt ist.*

Die Strophe ist - abgesehen von kleineren grammatikalischen Abweichungen - auch in den Textzeugen der Gruppe JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> vertreten, wenngleich zur besseren Unterteilung der Redeanteile die Anführungsstriche zum Wechsel der Sprecherrolle fehlen.

<sup>327</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet an dieser Stelle »*wenn*«, während die Edition und die anderen Überlieferungsträger der Gruppe JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> »*wenn*« überliefern.

<sup>328</sup> »*Damit kann die Furcht männliche Zuversicht rasch zerstören, wenn er darüber nachzudenken beginnt, wer sein Vater oder seine Kinder gewesen sind?*«



Der Ich-Erzähler hatte in den Strophen zuvor vor allem den Verzicht auf die Begierde und die Einhaltung der Keuschheit von Männern und Frauen gefordert, um so das ständische Kollektiv zu stärken und einem gesellschaftlichen Verfall vorzubeugen. Durch das »*so*« des ersten Verses der Strophe JT,(A), 244 ließe sich zwischen dem durch den Ich-Erzähler zuvor aufgebauten Gedankengang und der Aussage, dass durch die Nichteinhaltung dieser gesellschaftlichen Norm der Enthaltsamkeit, der Mann seine männliche Zuversicht nur allzu leicht verlieren könnte, wenn er nicht genau wissen würde, wer eigentlich sein Vater war und vor allem, ob seine Kinder auch wirklich die seinen sind, ein Zusammenhang herstellen und zeichnen damit den Beginn der Strophe als Rede des Ich-Erzählers der Handschrift (A) aus.

Das Standesbewusstsein, die Reputation und die Ehre der kollektiven ständischen Gesellschaft wären hierbei in den Vordergrund gerückt. Denn ein Fehlverhalten würde unmittelbar auf die Gesellschaft zurückfallen, da die weibliche Unkeuschheit auch einen unmittelbaren Einfluss auf die Genealogie der Herrschaftshäuser hätte. Die durch den Ich-Erzähler erhobenen Forderungen nach einem Gesellschaftsmodell, welches sich an den Grundzügen der Heilsgeschichte orientiert, operiert damit nicht nur in einem überzeitlichen Raum der Gralswelt, sondern verankert sich gleichzeitig auch in der realen Welt.

Der Vers JT,(A), 244,3 setzt den Gedankengang des Ich-Erzählers an dieser Stelle fort, verweist jedoch auf die zuvor erhobenen Einwände der Aventure.

JT,(A), 244,3:

»*tūt hin ver<sup>329</sup> Aventure(e) solche mære !*—«

Mit der heftigen Erwiderung des Ich-Erzählers, Frau Aventure solle sich doch solche Geschichten sparen, wird abermals die Ablehnung des ritterlichen Frauendienstmodells aus den vorherigen Passagen fokussiert. Mit »*solche mære*« sind die Einwände der personifizierten Aventure gemeint, die sich gegen das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' richten, welche der Ich-Erzähler des JT-Corpus erhoben hatte.

<sup>329</sup> Eine Verschreibung innerhalb der Handschrift (A) muss an dieser Stelle angenommen werden und macht daher eine Besserung der Stelle zu »*rom*« sinnvoll.

Der darauf folgende Vers JT,(A), 244,4 wurde, da innerhalb der Edition Werner Wolfs als Frauenstrophe ausgewiesen, als ein Einwand von Seiten Frau Aventiures gelesen. Eine eindeutige Zuweisung steht und fällt jedoch nicht nur mit der Bedeutung und Übertragung des Wortes »*verbæren*«, sondern auch mit Tatsache, dass eben gerade dieser Vers innerhalb der Überlieferungszeugen vollkommen eigenständige Lesarten entwickelt hat, die sich gänzlich von der Handschrift (A) abgrenzen. Ich halte es daher für sinnvoll, mich bei der Untersuchung auf den eigentlichen Wortlaut der Handschrift (A) selbst zu konzentrieren und in einem weiteren Schritt diese Ergebnisse mit den übrigen Textzeugen zu vergleichen.

JT,(A), 244,4: »*nicht Wolfram, ich wolte, daz man di vrowen da mit verbære!*«<sup>330</sup>

Innerhalb der Forschung<sup>331</sup> wurde der Begriff »*verbæren*« immer wieder mit ‘bekämpfen’ übersetzt. Dies hatte zur Folge, dass der Vers bisher immer als: *Nicht Wolfram, (sondern) ich wolte, dass man mir die Frauen damit bekämpft*, gelesen wurde. Die kritiklose Übernahme dieser Übersetzung hat jedoch bisher nie die Frage aufgeworfen, warum der Text in diesem Zusammenhang überhaupt von ‘bekämpfen’ spricht, geschweige denn wurde die gesamte Passage bisher einer Kontrolle unterzogen, die Aufschluss darüber geben kann, welche Referenz innerhalb der langen Passage hierfür als Garant dieser Übertragung herangezogen werden könne. So steht und fällt die Zuweisung der Strophe mit der Übersetzung, die Aufschluss darüber gibt, ob hier nun die Aventiure spricht, die dem Einwand des Ich-Erzählers im dritten Vers der Strophe widerspricht oder aber der Vers dem Erzähler zuzuschreiben ist. Im Folgenden spiele ich die Stelle im Sinne der Edition durch, welche die viel beschworene Passage der Aventiure zuschreibt und versuche anschließend das Gegenmodell und die Konsequenzen aufzuzeigen, was passiert, wenn man die Stelle der Erzähler-Rolle zuspricht.

Die bisherige Übersetzung ergäbe nur dann wirklich Sinn, wenn die fingierte Aktantin den Vorwurf gegen das klassische Frauendienst-Modell als unangemessen im Sinne der wolframschen Sicht zurückweist. Sie würde also gewissermaßen gegen diesen

<sup>330</sup> Die Edition schreibt an dieser Stelle jedoch: »*nicht Wolfram, ich wolte daz man di vrowen mir verbære*« und fügt das Personalpronomen »*mir*« ein, welches sich jedoch in keiner anderen Handschrift der Überlieferungsgruppen finden lässt. In der Handschrift (A) ist »*da*« zwischen »*vrowen*« und »*mit*« nachträglich von der Hand des Schreibers eingefügt worden.

<sup>331</sup> Herbert Guggenberger (1992), S. 78.

Vorwurf der weiblichen Unkeuschheit zu Felde ziehen und eben diese Sichtweise bekämpfen. Jedoch lassen sich an dieser Lesart begründete Zweifel ausmachen. Zum einen, wie bereits aus der Analyse ersichtlich, werden innerhalb der langen Passage des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht allein die Frauen als Quell ewiger Verführung, Unkeuschheit und Unehrlbarkeit kritisiert, sondern es wird auffälligerweise vor allem das Rittertum ins Visier genommen, genauer gesagt, der ritterliche Frauendienst und die daraus resultierenden Folgen für das ständische Kollektiv aus christlich-dogmatischer Sicht kritisiert. Diese Kritik an den Grundlagen des ritterlichen Frauendienstes ist dem besagten Vers JT,(A), 244,4 vorgelagert und muss daher auch als Ausgangspunkt des Einwandes gesehen werden. Somit kann der fingierte Vorwurf der Aktantin, so wie es die Forschung bisher an dieser Stelle angenommen hatte, nicht aus dem Fortlauf des Gedankengangs geschlossen werden.

Auch die Untersuchung des Lexems ›*verbæren*‹ lässt an der bisherigen Lesart doch erhebliche Zweifel aufkommen. Das Prädikat umfasst in seiner Funktion als starkes Verb eher die Bedeutung von ‘verstecken’, ‘etwas nicht offenbaren’, ‘verbergen’, ‘verheimlichen’ oder aber auch ‘beiseite schaffen’. Als reflexives Verb kann es als ‘sich zurückziehen’ gedeutet und übersetzt werden. Die Ableitung ›*verbërn*‹ wird in seiner Funktion als starkes Verb jedoch mit der Bedeutung ‘etwas nicht haben’, ‘sich enthalten’, ‘etwas unterlassen’, ‘von einer Sache ablassen’, ‘vermeiden’, ‘unberücksichtigt lassen’, ‘verschonen’ und in seiner reflektierten Bedeutung als ‘nicht vorhanden sein’, oder ‘unterbleiben’ übersetzt.<sup>332</sup> Somit ist die Übersetzung von ›*verbæren*‹ mit ‘bekämpfen’ eine Übertragung, die sich an der semantischen Bedeutung des Lexems nicht festmachen lässt. Es ist vielmehr anzunehmen, dass ›*verbæren*‹ hier mit ‘verschonen’ übersetzt werden muss. Dem Vers damit eine andere Bedeutung beizumessen, erscheint daher aufgrund der lexikalischen Bedeutung und dem Gedankengang, in welchen die Passage eingelagert ist, als zwingend notwendig, um die Frage hinreichend klären zu können, ob es sich hierbei um eine Frauen- oder Erzählerstrophe handelt.

Lässt man den Gedankengang dieser kryptischen Passage innerhalb der Handschrift (A) sodann noch einmal Revue passieren, so kritisiert der Ich-Erzähler das Rittermodell der Aventure, da es darauf abzielt, sich durch den Minnedienst unnötig in Gefahr zu begeben, darüber hinaus die Aussicht auf sein Seelenheil zu verspielen und damit die ständische Ordnung durch sexuelle Zügellosigkeit zu gefährden. Das ‘neue

---

<sup>332</sup> *Matthias Lexer* (1992), S. 267.

christlich-höfische Ritter-Modell' des Ich-Erzählers wird hierbei als einzige Alternative dem Modell der Aventure entgegengesetzt. Frau Aventure plädiert für die Weiterführung des 'alten Modells', während der Ich-Erzähler dies in den Strophen JT,(A), 241-242 und 244,3 als einen Werteverfall der Gesellschaft und eine kollektive Gefährdung der christlichen Seele im heilsgeschichtlichen Kontext ansieht.

Übersetzt man nunmehr den Vers 244,4 mit der dem Lexem zugehörigen Bedeutung, so könnte dieser lauten:

*'Nicht Wolfram, sondern ich wollte, dass man die Frauen davor verschont'.*

Die Frage die sich hierbei stellt ist, ob man den Vers der personifizierten Aventure oder aber dem Ich-Erzähler der Handschrift (A) zuweist. Schreibt man ihn der fingierten Gesprächspartnerin zu, dann mahnt die Aventure, dass sie die Damen im Gegensatz zu Wolfram vor Verdächtigungen hinsichtlich der Unehrenhaftigkeit verschonen wollte. Ein weiteres Problem ergibt sich auch aus dem Beginn des Verses. Die Aventure spricht mit *'Nicht Wolfram'* (JT, (A), 244,4a) keineswegs den Ich-Erzähler der Handschrift (A) an und damit eine Erzähler-Rolle Wolframs im JT-Corpus, sondern die Erzähler-Rolle des Parzival. Wäre eine Wolfram-Rolle an dieser Stelle im JT-Corpus intendiert, so würde man eine direkte Wolfram-Titulierung erwarten. Dies ist hier jedoch nicht der Fall und damit nicht eindeutig als Beweis für die Wolfram-Rolle des Ich-Erzählers der Handschrift (A) auszuweisen.

Andererseits wäre es jedoch auch durchaus denkbar, diesen Vers dem Ich-Erzähler zuzuschreiben.

Das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' des Ich-Erzählers zielt darauf ab, die Frauen nicht nur vor der eigenen sittlichen Gefährdung zu bewahren, die gleichzeitig auch eine Gefährdung des Seelenheils zur Folge hätte, sondern auch die Gesellschaft an sich vor Störungen der Genealogie. Da Frau Aventure jedoch das Frauendienst-Modell präferiert, ist es in ihrem Interesse, das System zu erhalten und daher die Frauen vor einem 'neuen' Standes-Modell zu bewahren, welches die Grundwerte des streitbaren Rittertums und des Minnedienstes ad absurdum führen würde. Sie verteidigt demnach ihr eigenes Konzept gegenüber dem des Ich-Erzählers der Handschrift (A), ohne hierbei auf die Kritik und die Gefahren dieses Konzeptes einzugehen, die sich auch bereits innerhalb des Parzival nachweisen lassen.

Würde man diesen Vers der eigentlichen Erzähler-Rolle der Handschrift (A) zuschreiben, was logisch erscheint, dann hätte man an dieser Stelle eine eindeutige Referenzstelle, in welcher sich das Erzähler-Ich von Wolfram distanziert und zu bedenken gibt, dass er, der Ich-Erzähler des JT-Corpus, im Gegensatz zu Wolfram bzw. seinem Konzept, den Frauen die Konsequenzen des Ehrverlustes ersparen wollte. Die Erzähler-Rolle kritisiert das gängige Ritter- und Frauendienstmodell, in welchem die Ehre der Frau durch ihr eigenes Verhalten und das der Ritter durch die Nicht-Einhaltung zölibatären Lebens ernsthaft untergraben bzw. zunichte gemacht wird. Der Text verweist auf ein prinzipiell genealogisches Problem, welches sich hierbei offenbart. Durch die weibliche Unkeuschheit sei die genealogische Vaterschaft der Kinder damit mehr als nur unsicher und nicht mehr gewährleistet, was unmittelbaren Einfluß auf das dynastische Modell hätte. Dies wiederum würde den Status des Mannes schwächen, wenn er darüber nachdenken müsste, ob sein Kind auch wirklich sein eigenes ist.

Ausgehend von diesen Überlegungen kann der Vers JT, (A), 244,4 sowohl der Aventure als auch dem Ich-Erzähler der Handschrift (A) zugesprochen werden. Weist man den Vers dem Ich-Erzähler zu, so würde die Handschrift (A) bereits vor der sogenannten ersten Hinweisstrophe JT, (A), 919-25 = Wolf, 499, A-E die Differenz zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram deutlich markieren und damit eine intendierte Wolfram-Rolle des Erzählens ausschließen. Eine Zuweisung an Frau Aventure würde an dieser Stelle jedoch die Frage aufwerfen, warum die fingierte Gesprächspartnerin den Ich-Erzähler nicht eindeutig als Wolfram tituliert. Im Gegensatz dazu wird der Ich-Erzähler in den ersten sogenannten Hinweisstrophen als Wolfram tituliert, die sich mit den Strophen JT, (A), 2143-44 strukturell verbinden lassen. Bedeutungsvoll ist diese Stelle für das Verständnis der Funktion des Ich-Erzählers der Handschrift (A) insofern, als der Name Wolfram hier das erste Mal fällt und damit auf Wolframs Poetik Bezug genommen wird, der der Ich-Erzähler seinen Gegenentwurf entgegensetzt.

Doch das fingierte Streitgespräch ist keinesfalls an dieser Stelle schon beendet, sondern weitet sich vielmehr innerhalb der darauf folgenden Strophe JT,(A), 245 noch weiter aus. Werner Wolf hat den Beginn der Strophe JT,(A), 245 der Aventure zugeschrieben.

JT,(A), 245, 1-4:

*»Er<sup>333</sup> sagt ouch, daz geunerte<sup>334</sup> der toufe si von minne.*

<sup>333</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet an dieser Stelle »er, die Edition hingegen *in*. Da *in* und »er neben *her*, *un* und »or als Pronomen für 'ihr' jedoch gleichwertig zu betrachten sind, verliert die Änderung hier an

*wer hat iuch daz geleret?’ – ‘swigt ir tor, war tût ir iwer sinne?  
vil manic toufe wer gekeret, het iz di groz unstæte nicht gescheiden«.*

In der Übersetzung würde die Stelle folgendermaßen lauten: *‘Ihr sagt auch, dass die Taufe durch die minne geschändet wurde’.*

Würde man die ersten beiden Verse der Aventure zusprechen, was an dieser Stelle eindeutig ist, so macht diese dem Ich-Erzähler den Vorwurf, dass er die Meinung vertritt, dass die Taufe durch die ›minne‹ geschändet wurde und damit eine degenerative Wirkung auf das Sakrament hat. Die Kritik der Aventure bezieht sich auf die Aussage JT,(A), 226-227, in welcher der Ich-Erzähler darauf verweist, dass eine Nichteinhaltung des Keuschheitsgebots aufgrund des Minnedienstes, nicht nur Frauen und Männer entehrt, sondern auch das Sakrament selbst, mit welchem der Christ sein Bekenntnis vor Gott abgelegt hatte (›wie reine si doch mit toufe sint gegozzen‹, JT,(A), 226,3 und ›Sus wirt der touf geuneret, da zû man und wibe‹, JT,(A), 227,1). Frau Aventure wehrt sich gegen die Unterstellung, dass das Konzept der ›minne‹ im Widerspruch zum christlichen Sakrament der Taufe steht und sucht daher ihr klassisches Minne-Konzept zu verteidigen, wenn sie im zweiten Vers spöttisch bemerkt: *‘Wer hat euch dies gelehrt? – Schweigt, ihr Tor. Wo habt ihr Euren Verstand’.* Im vierten Vers der Strophe bagatellisiert sie den Vorwurf dem Taufsakrament durch die Minne-Konzeption des Dienstminne-Konzepts Schaden zugefügt zu haben und dadurch die Taufe verkehrt zu haben. Frau Aventure weist mit aller Entschiedenheit den Vorwurf des Ich-Erzählers aus den Strophen JT,(A), 226-27 zurück und stellt sich damit gegen das ‘neue’ Konzept des Ich-Erzählers der Handschrift (A).

Ausgehend von diesen Beobachtungen, erscheint es daher logisch, die ganze Strophe JT, (A), 245 der personifizierten Aventure zuzuschreiben und innerhalb der Strophe keinen Sprecherwechsel vorzunehmen.

Eine Erwiderung von Seiten des Ich-Erzählers auf die Verteidigung der Aventure bleibt jedoch an dieser Stelle aus. Vielmehr geht dieser in der nächsten Strophe JT,(A), 246 dazu über, das Volk und die Richter ins Visier zu nehmen, die als unehrenhaft und ungehörig kritisiert werden, bevor er abermals die Unterscheidung zwischen Heiden, Juden und Christen trifft. Letztere zeichnen sich vor allem durch ihre Ehre aus, während die Heiden, da sie dies nicht erfüllen können, die Taufe aus diesem Grund meiden.

---

Bedeutung. Siehe auch *Matthias Lexer* (1992), S. 99.

<sup>334</sup> Werner Wolf bessert die Verschreibung der Handschrift (A) an dieser Stelle folgerichtig zu ›geunere‹,

Erst im letzten Vers der Strophe bezieht sich der Ich-Erzähler auf die zu Beginn getroffene Kritik an den Richtern, welche seiner Meinung nach verdorben sind und die Christenheit nicht durch ihr positives Beispiel davon abzuhalten wissen, ebenfalls der Unehrenhaftigkeit zu verfallen.

JT,(A), 246: »Do er do<sup>335</sup> *di christen pflegende sint unordentlicher. gennerte diēt, furwegende der eren sich, (der)*<sup>336</sup> *sint di christen richer denn beiden, Juden. do*<sup>337</sup> *von den touf si vliehen*<sup>338</sup>.  
*di richter sin*<sup>339</sup> *verwazen, daz si di christenheit des nicht entziehen!*«.

Das einleitende ›*der*‹ verweist rückwirkend auf die ›*unstæte*‹ der Strophe JT, (A), 245,4, welcher sich die Christen schuldig gemacht haben. Die innerhalb der langen Gesprächspassage getroffene Feststellung des Ich-Erzählers, dass es vor allem an den Rittern läge, durch das geforderte ‘neue christlich-höfische Ritter-Modell’ dem heilsgefährdenden Treiben ein Ende zu setzten, wird hier abermals aufgenommen und an anderen Bevölkerungsschichten konkretisiert, denn die Realität, so wie es der Ich-Erzähler in dieser Strophe darstellt, sieht anders aus. Die Menschen sind unehrenhaft. Das kollektive Bewusstsein der Christenheit sollte durch ideale Repräsentanten vertreten werden, zumal die Christen an Ehre mehr zu bieten haben, als etwa die Heiden, die sich der Taufe durch Flucht entziehen. Die Richter, so kritisiert der Ich-Erzähler weiter, sind verdorben und sind nicht in der Lage dem Treiben ein Ende zu setzen. Dies ist insofern besonders bedeutsam, da es der ›*guote, lebend reine*‹ (JT,(A), 248,1) ist, welcher für die Schlechtigkeit der anderen zu büßen hat (›*des boesen muez entgelten*‹, JT,(A), 248,1). Die Schwarz-Weißmalerei des Zwei-Menschen-Modells, welche der Ich-Erzähler stets bewusst in die Dogmatik der Vermittlung der Heilslehre inseriert, kommt hier abermals zum Tragen.<sup>340</sup> Denn diejenigen, welche ohne das heilsversprechende Sakrament der Taufe leben, werden denjenigen zugeordnet, welche ›*lebt zem aller bösten*‹ und andere Menschen aus Habgier und

<sup>335</sup> Werner Wolf bessert an dieser Stelle die offensichtliche Verschreibung innerhalb der Handschrift (A) zu ›*Der da diē*‹.

<sup>336</sup> In der Edition zur Vervollständigung des Verses eingefügt.

<sup>337</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet hier ›*dox*‹, die Edition ändert zu ›*da*‹.

<sup>338</sup> Werner Wolf bessert hier ›*vliehen*‹ aus der Handschrift (A) zu ›*vliehent*‹.

<sup>339</sup> Die Handschrift (A) schreibt an dieser Stelle ebenso wie alle anderen Überlieferungsträger beider Gruppen ›*di richter*‹. Nur die Handschrift (B) verzeichnet ›*di ritter*‹. Bezugnehmend auf die Strophe JT, (A), 248 scheint die Schreibung der Handschrift (A) jedoch die richtige zu sein.

<sup>340</sup> Im Gegensatz dazu *Herbert Guggenberger* (1992), S. 78, welcher diese Strophe der Aventure zuschreibt.

Schlechtigkeit »*mordent* [...] *sam die bunde*« (JT,(A), 247,2-3). Im letzten Vers greift der Ich-Erzähler dann erneut die christliche Taufe auf und fokussiert sie kontrastiv als einzige Möglichkeit, sich dem Bösen in der Welt entziehen zu können (»*swie gerne er sich toufte, so sibet er, wie er [danne] genesen kunde*«, JT,(A), 247,4), da sonst derjenige, welcher versucht, ein ehrenwertes und reines Leben zu leben unter denen zu leiden hat, welche die moralischen Werte nicht in ihr Leben integrieren.

Nachdem der Ich-Erzähler in JT,(A), 246 die Menschen im Allgemeinen und die Richter aufgrund ihre Unehrenhaftigkeit und ihrer mangelnden Führungsqualitäten kritisiert hat, nimmt er in JT,(A), 248 die Christen selbst ins Visier und beanstandet, dass sie, obwohl sie »*lebend reine*« und sich dem Bösen entgegenzustellen wissen, mehr die Kapitalverbrechen wie »*morden, rouben*« und »*brennen*« verfolgen, als nach den moralischen Grundwerten vor lauter »*liegen, triegen, spotten unde einē andēn der wirde chan entrennen*« (JT,(A), 248), zu leben. Der Verfall der christlichen Werte ist für den Ich-Erzähler das Statut, mit dem er dagegen die herausragende Stellung des Idealbildes des 'Gottesritters' und vor allen Dingen Tituels vorbereitet, wenn er in der darauffolgenden Strophe die Taufe als durch die Schlechtigkeit der Menschen besudelt sieht und damit den Gedankengang entscheidend erweitert. Nunmehr werden die tiefenpsychologischen Gründe für den Verfall christlicher Sozialordnung exemplifiziert und dem Rezipienten wie ein Lehrprogramm nachgereicht.<sup>341</sup> Obgleich die Taufe als Garant für die seelische Läuterung stehen sollte, so klagt der Ich-Erzähler viele Christen an, zeichnen sie sich durch Unglauben aus und scheinen der »*ældes*« gegenüber unempfänglich zu sein. Dies habe zur Folge, dass sie durch ihre Sündhaftigkeit den Geruch des Teufels, des Bockes, bereits angenommen hätten und diesen auf das Kollektiv der Christenheit übertragen.

Der Ich-Erzähler fährt daraufhin im pathetischen Ton einer Predigt fort, dass selbst das weltliche als auch das himmlische Gericht über jene verfluchten, aussätzigen Menschen verzweifeln könnte, da sie das christliche Wertesystem durch ihren Unglauben und ihre moralischen Verfehlungen zerstören.

---

<sup>341</sup> Diese Technik, einen lehrhaften Sachverhalt thesenhaft aufzufächern, und ihn stufenweise zu er- bzw. begründen, gehört zu den besonderen narrativen Mustern, deren sich der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) immer wieder bedient. Die Dogmatik wird immer wieder unterbrochen und durch ein praktisches lehrhaftes Exempel erweitert, um dann in Form einer stufenartigen Beweisführung erneut wieder aufgenommen zu werden.



JT,(A), 249-250: »Dem heren toufe<sup>342</sup> reine des bin ich armer clagende,  
 daz man so vil der meine von der werden kristenheit ist sagende,  
 di do bestricket sint mit ungelouben  
 und stinkent sam di bocke, daz bezzer dunkent sich di sælden touben.

Daʒ machen(t)<sup>343</sup> di geunerten loter mit scheniezen,<sup>344</sup>  
 die schanden last ie merten. des beide hoch gerichte sold verdriezen  
 der verflûchten malat buwenien!  
 galgen, reder, hurde vor in die kristenheit wol mochten vrien«.

Die Ehrlosen mehren zu allem Verdruß die sündhafte Last ihrer Missetaten, so dass sowohl das weltliche als auch das kirchliche Gericht dazu angehalten werden sollte, nicht tatenlos mitanzusehen, wie das Christentum immer mehr verkommt. Sie sollten vielmehr die Abtrünnigen dem Galgen, dem Rad um gerädert zu werden oder aber gleich dem Scheiterhaufen überantworten, um somit die wahren Christen vor deren Einflussnahme zu schützen. Doch die Tatsache, so der Ich-Erzähler weiter, dass die Gerichte sich ihrer eigentlichen Aufgabe entziehen, liege darin begründet, dass sie bestechlich seien.

JT,(A), 251: »Die zwei gerichte wenden solden vil unrechtes,  
 daz kristenheit kan pfenden an sælden. daz diu get so gar unslechtes,  
 daz machet ein boese hût, diu heizet miete.  
 we si im geschehende, der ũch sin hant zeuneren (rechtes)<sup>345</sup> biete!«.

Die Strophe JT,(A), 252 schließlich stilisiert den idealen, weltlichen Herrscher, welcher sich von den gesellschaftlichen Missständen und der bestechlichen Gerichtsbarkeit eklatant abhebt. Wie bereits in den zuvor untersuchten Passagen erhebt der Ich-Erzähler den Gralskönig Titurel zu einem Paradebeispiel christlichen Rittertums, welcher nicht nur den Grundkriterien des klerikalen Rittermodells gänzlich verpflichtet ist und sich damit demonstrativ von dem Frauendienstmodell der personifizierten Aventure unterscheidet,

<sup>342</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet ›touf, die Edition Werner Wolfs ›toufe. Zwischen ›touf und ›des ist ›reine nachgetragen worden.

<sup>343</sup> Von Werner Wolf innerhalb der Edition zurecht gebessert.

<sup>344</sup> Nach Matthias Lexer (1992), Band 2, Spalte 701-704, bildet ›scheniezen eine Nebenform von ›verdriezen, die jedoch nur innerhalb des JT-Corpus überliefert ist.

<sup>345</sup> Von Werner Wolf in der Edition gegen alle Überlieferungszeugen eingefügt.

sondern auch in der Lage ist, das Volk wieder auf den richtigen Weg zu bringen und der gesellschaftszersetzenden Entwicklung innerhalb der Christenheit Einhalt gebieten kann.

JT,(A), 252: »Titurel mit jugende, swie holt er vrowen wære,  
so lie sin werde tugende sin herze nie bekoren sulcher mære.  
ob er hundred fromen hete gewalten  
zu walde albesunder, so wer iedoch sin reine kûsch behalten«.

Titurel verkörperte im Gegensatz zu den unehrenhaften Christen und Richtern schon in jungen Jahren das Idealbild, wenn es um den Frauendienst geht. Er wird auch gleichermaßen als Vorbild der ganzen Christenheit gegenübergestellt. Von Jugend an grenzte sich Titurel von jeglicher Lüge, Betrug, Ehrlosigkeit oder Sittenlosigkeit ab, da ihn seine Tugendhaftigkeit davor bewahrte. Und selbst wenn er für die Frauen ins Feld zog, so bewährte er sich im ritterlichen Kampf ohne jedoch ihren Gunstbezeugungen zu erliegen. Selbst wenn er 100 Frauen in seine Gewalt gebracht hätte und sie vor der Welt im Wald verstecken würde - so der Ich-Erzähler - würde er dennoch seine Keuschheit nicht verspielen. Die durch den Ich-Erzähler geforderte Keuschheit des Gottesritters ist es, die Titurel als oberstes Prinzip vertritt und daher den Verlockungen und Angeboten durch etwaige Frauen so gut zu widerstehen vermag, dass selbst ein Klausner in seiner Situation ins Schwitzen gekommen wäre (*»ein klosenær bet sich da von enzunden vil licht an dem gemûte«*, JT,(A), 254,3-4). Denn Titurels ganze Treue und Hingabe sollte einer einzigen Frau gehören, nämlich derjenigen, die er heiratet. Und eben diese Frau sei nicht etwa durch ritterlichen Kampf zu erringen, sondern wäre ihm von Gott gesandt. Der richtige Zeitpunkt sei jedoch noch nicht gekommen.

JT,(A), 253: »Wan eine, ob iz im gunde got mit ganzer triwe,  
so wold er sine stunde mit einer leben in vrouden sunder riwe  
zu rechter e. daz wirt noch nicht erloubet.  
doch warb er ritterlichen davon sie warn on<sup>346</sup>vorchten er wurd beroubet «.

Es ist jedoch nicht der eigentliche klassische Minnedienst, den Titurel für die Frauen ausübt. Seine Aufgabe ist es als Gottesritter gegen die Heiden zu kämpfen. Der

---

<sup>346</sup> An dieser Stelle innerhalb der Handschrift (A) kaum noch lesbar.

Minnedienst wird damit durch ein ‘Gottesrittertum’ ersetzt. Erst dann, so der Ich-Erzähler, gewähre ihm Gott selbst die richtige Frau, die ihm als Lohn zugeführt wird.

JT,(A), 255-256: »*Da wider er si erte mit ritterschaft der grozen,  
daz er ir schaden merte, der, di man vor toufe sach di blozen,  
iesu zudienst und ouch den werden wibe(n).  
er kunde helme bowen. des müsten vil (der) heiden tot beliben.*

*Sin dienst den heiden ligende was, got und werden wiben,  
ob er zu got gesigende wer, daz er bi wibe(n) mocht beliben,  
daz im eine minne wære gebende,  
so wolt er erste werben, daz der heiden wer vil wenic lebende«.*

Titurel kämpft im Namen Gottes gegen die Heiden und ehrt durch diese Taten die Frauen, ohne jedoch den ritterlichen Kampf um die Liebe einer Frau gegen einen gegnerischen Ritter zu führen. Er kämpft im Namen Jesu in erster Linie gegen diejenigen, welche nicht getauft sind, also gegen alle Heiden, von denen viele im Kampf gegen ihn ihr Leben lassen mussten. Der Ich-Erzähler betont hierbei, dass bevor Titurel schließlich dazu bereit sein würde, um eine Frau zu werben, er so viele Heiden wie möglich töten wolle. Das ‘neue christlich-höfische Ritter-Konzept’ konstituiert sich, ganz im Sinne der Lehre des JT-Corpus, nicht in der Liebe zu einer Frau, sondern vielmehr in der Wahrung ihrer Ehre auf der Basis der Tugendhaftigkeit und Keuschheit und im Kampf gegen die Feinde des christlichen Glaubens. Der Dienst um eine Frau ist damit jedoch nicht ausgeschlossen, denn auch Titurel kämpft im Namen Gottes für die Ehre mehrerer Frauen, jedoch nicht im Sinne der Belohnung durch materielle oder ideelle Werte. Wenn Titurel als Gottesritter kämpft, dann nur, wenn dies im Sinne der christlichen Dogmen der Verteidigung des Glaubens oder des Rechts ist. Der Lohn, welchen er dafür erhält, ist jedoch ein Gottes-Lohn. Nach erfolgreichem Kampf im Dienst Gottes wird ihm die richtige Frau von Gott selbst gesandt. Nur so wird die christliche Ordnung aufrechterhalten und nicht gefährdet. Nicht mehr die Frau, sondern Gott wird in das Zentrum des Modells gerückt und ersetzt damit diese als Dreh- und Angelpunkt des ritterlichen Frauendienstes.

JT,(A), 257: »*Daz het der wibe hulde mit grûz an im gemachet,  
daz er vil arbeit dulde mit ritterlichem pris al unverswachet,  
des er mit strit[e] mocht ab got ermieten,  
daz im ein wip von rotem munde ein kusse solde bieten«.*

Die *shulde* einer Frau ist neben dem Kampf gegen die Heiden die Motivation des Ritters, die Entbehrungen ohne ein Zeichen der Schwäche auf sich zu nehmen. Diese Motivation resultiert aus der fest verankerten Gewissheit und dem Vertrauen, dass ihm Gott dereinst die richtige Frau zuführen werde, wenn sein Dienst an Gott gegen die Feinde des Glaubens beendet ist. Die Stilisierung zum Gottesritter wird hier wie bereits in den Passagen JT,(A), 223-233 aufgegriffen und thematisiert und verdeutlicht die Konzeption des JT-Corpus, das Personal der Handlung zum Vertreter des Kollektivs zu stilisieren, an denen das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' in immer wiederkehrenden Facetten abgearbeitet wird. Das an ein Mantra erinnernde Lehrgerüst christlicher Heilserwartung und Dogmen wird immer wieder anvisiert und nur um wenige Akzente erweitert. Durch die immer wiederkehrenden Wiederholungen der Grundzüge dieses Modells wird das klassische Minnedienst-Ideal der klassischen Aventure immer stärker demontiert und anhand des Personals und dem daraus resultierenden Leid ad absurdum geführt. Das Personal selbst spielt hierbei nur eine untergeordnete Rolle, denn es sind nicht die Handlungsträger, welche hierbei in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden, sondern diese dienen lediglich als Aufhänger für die Durchsetzung und Erläuterung der Lehre, die den zentralen Mittelpunkt der gesamten Konzeption bildet.

Es ist vor allem die in dieser Passage immer wieder fokussierte und thematisierte Keuschheit Titurels, die dem Ich-Erzähler als Überleitung für eine weitere moralische Unterweisung des Rezipienten bezüglich des 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' dient.

JT,(A), 258: *»Und umbevanch mit armen furbaz was im niht kunde.  
vil clein in kunde erbarmen di heidenschaft durch rosen rote munde.  
und also warp er hin gen vumzic jaren,  
biz daz in allen landen gen occident der heiden lutzel waren«.*

Die besondere Betonung, dass Titurel etwa fünfzig Jahre die Keuschheit als oberstes Gebot Gottes seinem Ritterdienst vorangestellt hat, soll zum einen das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' dem Rezipienten ins Bewusstsein rufen, zum anderen das christliche Leben deutlich von dem der Heiden abgrenzen. Titurel erbarmte sich gegenüber den Armen, blieb jedoch gegenüber den Heiden ungerührt und erbarmungslos. Der Ich-Erzähler betont darüber hinaus, dass sein Dienst so lange dauerte, bis am Ende nur noch wenige Heiden in den westlichen Ländern übrig waren. Die an Titurel exemplifizierte Keuschheit entspricht so einer der drei Haupttugenden des Christentums, die noch von der Demut und dem

Erdulden der Armut begleitet wird. Keuschheit, Armut und Demut als Grundpfeiler des ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ erinnern an die obersten Gebote der Bettelorden, die hier die eigentliche Basis des Ritter-Modells des Ich-Erzählers des JT-Corpus bilden.<sup>347</sup>

Nachdem die Forderung nach einem Leben in Keuschheit, Armut und Demut innerhalb des ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ unterstrichen wurde, resümiert der Ich-Erzähler daraus seine Konzeption bezüglich des rechten Umgangs mit den Frauen, der nicht nur unmittelbar auf den Mann Einfluss habe, sondern vor allem auch auf das christliche Kollektiv zurückfalle. Der ritterliche Zwang zum Minnedienst wird dadurch relativiert, letztendlich aufgehoben und durch ein neues Gesellschaftskonzept ersetzt.

JT,(A), 260: »*Swer also vrowen erte, der nær vil nōte erlazen,  
wan erz gemūte kerte uf di lere, der man gibt der mazen,  
und wer der minne tvingens unverkenket,  
dar an si vns allen zīten herze (und) mūt durch kraft verliesen denket*«.

Der Dienst an einer Frau würde einen Ritter von so mancher Not befreien, wenn er sich an diese zuvor erhobenen Lehren halten und die geforderte ›*mazē*« in allen Dingen halten würde. Sich nicht durch die ›*minne*« bezwingen zu lassen, Sorge dafür, dass das Herz und der Mut seine Kraft nicht verlieren. Die auf JT,(A), 260 folgenden drei Strophen sind lediglich Wiederholungen der Lehrkonzeption, wie sie bereits während der gesamten Passage JT,(A), 229-266 immer wieder, mit ähnlichem Wortlaut einem Mantra gleich, thematisiert wurden. Vor allem die Frauen sind in dem Modell des Ich-Erzählers dazu aufgefordert, den Verlockungen und Angeboten zu entsagen, ihre Keuschheit und Ehre zu schützen, um damit für beide Teile zu vermeidbaren Schaden abzuwenden.<sup>348</sup> Und darum sei es wichtig, so der moralisierende Ich-Erzähler weiter, die Schriften des Ovids weder zu lesen, noch sich ein Beispiel daran zu nehmen (›*Und daz nieman kere an Ovidium den leckere*«, JT,(A),

<sup>347</sup> Wie weitläufig der JT-Corpus dieses ‘neue christlich-höfische Ritter-Modell’ verstanden sehen will, wird vor allem daran deutlich, dass alle Liebespaare gegen Ende des Romans Klöster und Stifte einrichten, in welchen sie nach Mönchsregeln leben und dem Weltlichen endgültig entsagen.

<sup>348</sup> (JT,(A), 261): »*So blibe z̄er andern siten der mūt der vrowen veste,  
di gar mit nōten striten mūzen, wellen si der eren gleste  
behalten klar, an wīrde nicht verswabet.  
daz moht man gerne miden, daz beidenthalben not und kumber machet*«.

263,1), denn er hat den Frauen die Ehre genommen (*der nam den vrowen ere und gab in mak*, JT,(A), 263,2). Aus diesem Grund empfindet der Ich-Erzähler Ovid gegenüber und denen, die seiner Lehre Folge leisten, nur Hass (*ich selz im gen unprise und hazze in, swer im pris darumb erteilet*, JT,(A), 263,4).

Denn Ovid ist ein Verführer, welcher einerseits zwar durchaus die »wirde« der Frauen in den höchsten Tönen zu loben wusste (*Doch het er si gepriset gen pris in quoter boebe und anderhalp gewiset ir lob her nider so schwach in solcher hobex*<sup>349</sup>, JT,(A), 264,2), jedoch andererseits ihnen solchen Schaden zugefügt hatte, sodass seine Lobbekundungen ihnen nur wenig Lohn eingebracht haben (*So daz sin prisen soldiment viel cleine, verdienet hat an frowen*, JT,(A), 264,3-4). Im Gegensatz zu anderen Lehrgedichten der Liebe, führt Ovid hauptsächlich psychologisch in die Kunst der Liebe ein und reflektiert vor allen Dingen den Genuss derselben. In seinen Ausführungen geht es Ovid vor allem um die vollkommene Erotik, die alle Grenzen zu durchbrechen sucht. Dem Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) mag vor allem die raffinierte, ironische Darstellung Ovids missfallen haben, mit welcher dieser auf manchmal spöttelnde und durchaus pikante Art und Weise die Gebote der Treue und Enthaltbarkeit unterwandert, wenn er beispielsweise im dritten Buch eine genaue Anleitung gibt, wie man den Ehemännern und Bewachern der Frauen entkommen kann und trotzdem auf sein sinnliches Vergnügen nicht verzichten muss:

V. 611-643: *Qua vafer eludi possit ratione maritus quaque vigil custos, praeteriturus eram [...] ut fallas, ad mea sacra veni. tot licet observant, adsit modo certa voluntas, quot fuerant Argo lumina, verba dabis. scilicet obstabit custos ne scribere possis, sumendae detur cum tibi tempus aquae, conscia cum possit scriptas portare tabellas, quas tegat in tepido fascia lata sinu. cum possit sura chartas celare ligatas et vincto blandas sub pede ferre notas! caverit haec custos, pro charta conscia tergum tuta quoque est fallitque oculos e lacte recenti littera (carbonis pulvere tange: leges), fallet et umiduli quae fiet acumine lini, et feret occultas pura tabella notas. adfuit Acrisio servandae cura puellae; hunc tamen illa suo crimine fecit avum. quid faciat custos, cum sint tot Urbe theatra, cum spectet iunctos illa libenter equos; cum sedeat Phariae sistris operata iuvencae, quoque sui comites ire vetantur, eat; cum fuget a templis oculos Bona Diva virorum, praeterquam si quos illa venire iubet; cum custodo foris tunicas servante puellae celent furtivos balnea multa*

<sup>349</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet an dieser Stelle »hobex«, während die Edition hier ohne ersichtlichen Grund »zoeh« eingefügt hat, was definitiv falsch ist.

*iocos; cum, quotiens opus est, fallax aegrotet amica et cedit lecto quamlibet aegra suo; nomine cum doceat,  
quid aganus, adultera clavis, quasque petas, non det ianua solo vias? [...].*<sup>350</sup>

Die Darstellung Ovids, durch Betrug und Tücke sein sinnliches Verlangen in die Tat umsetzen zu können, Ehemänner und Bewacher durch List hinter das Licht zu führen und dabei ohne Rücksicht auf den Stand der Ehe oder der Würde einer Frau zu verfahren, steht im eklatanten Widerspruch zu dem durch den Ich-Erzähler des JT-Corpus geforderten 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells'. Die starke Akzentuierung der beiden Modelle lassen den Schluss zu, dass der Ich-Erzähler den Ausfall gegenüber Ovid nutzt, um das klassische Frauendienst-Modell damit zu diskreditieren. Seinem 'neuen Ritter-Modell' steht der klassische Frauendienst gegenüber, der sich seiner Meinung nach auf die Grundlagen der *Ars Amatoria* stützt.

Die Edition hatte die Strophe JT,(A), 265, an welche sich unmittelbar eine der kritischsten Strophen des JT-Corpus anschließt, als Rede des Ich-Erzählers verstanden. Es lassen sich jedoch an dieser Setzung begründete Zweifel festmachen, wenn man den Inhalt dieser Passage genauer betrachtet und vor allem die kritische Strophe JT,(A), 266 hinzunimmt.

JT,(A), 265-266: »*Di tugent het der junge und ander gar mit volle.  
nach minne sin gerunge was siner jugende ein berke mezer knolle,  
daz er (si) mit keusche müst verdecken,  
swie dick im liechte ougen und munde rot di minne kunde erwecken*<sup>351</sup>

—*Ver*<sup>352</sup> *Aventiur, ir nennet ein kint von funzic jaren.  
ich enweiz, ob irz erkennet. — Wolfram, du kanst min alzu dicke varen!  
er sol vier hundert jar noch sin der jugende  
sam et(e)sllicher drizig, noch baz an kraft und ander clarheit tugende*«.

<sup>350</sup> *Publius Ovidius Naso, Ars Amatoria* (1988), V.611-643.

<sup>351</sup> »Tugendhaftigkeit und anderes hatte der Junge (Titirel) im Übermaß. In seinem Verlangen nach minne war er in der Jugend ein plumper Mann, sodaß er sie mit Keuschheit überdecken musste, auch wenn oft strahlende Augen und rote/begehrliche Münder, minne in ihm wecken konnten«.

<sup>352</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet hier abermals ›*Ver*‹, was von Werner Wolf folgerichtig zu ›*Fron*‹ gebessert wurde.

Die Aussage, dass Titurel in seiner Jugend der *minne* gegenüber unbeholfen und tölpelhaft gewesen sei und dies den Grund darstellte, sie mit Keuschheit sozusagen zu überdecken, da er ihre Regeln nicht kannte, passt keinesfalls in die Rede des Ich-Erzählers der Handschrift (A). Dieser hatte in den langen Passagen zur Charakteristik Titurels immer wieder die Tugendhaftigkeit als selbstgewählte Aufgabe des ritterlichen Dienstes gegenüber Gott und den Frauen unterstrichen. Seine Außergewöhnlichkeit beruhte eben genau auf dieser Keuschheit gegenüber den Frauen, die ihn zu einem Idealbild des Gottesritters gemacht hatte. Der ironisierende Unterton dieser Strophe zieht jedoch gerade diese, vom Ich-Erzähler zuvor positiv bewerteten Eigenschaften, ins Lächerliche. Es ist daher eher anzunehmen, dass es sich bei der Strophe JT,(A), 265 um die Rede der Aventure handelt.

Darüber hinaus würde auch der Beginn der Strophe JT,(A), 266 vollkommen missverständlich bleiben, wenn er sich nicht auf eine unmittelbare Gesprächssituation bezöge. Frau Aventure wird in dieser Strophe unmittelbar von Seiten des Ich-Erzählers angesprochen und für eine Aussage kritisiert, die sie bezüglich Titurel getätigt hatte. Doch die Edition weist an keiner Stelle die Strophe JT,(A), 265 durch Anführungsstriche als Frauenstrophe aus, so dass sie als Rede der fingierten Gesprächspartnerin erkennbar wäre. Die Aussage, dass sie, Frau Aventure, von einem Kind spricht, welches 50 Jahre alt ist, bezieht sich auf eine Feststellung, die der Ich-Erzähler in der Strophe JT,(A), 258 erhoben hatte. Titurel hatte fünfzig Jahre im Dienst für Gott und die Frauen gekämpft und doch allen Verlockungen des Frauendienstes widerstehen können. Da sich die ersten beiden Verse der Strophe JT,(A), 266 als Erwiderung auf die Aussagen in JT,(A), 265 beziehen, spricht alles dafür, diese beiden Verse als Gegenrede des Ich-Erzählers zu verstehen. Problematischer verhält es sich jedoch im zweiten Halbvers der Strophe JT, (A), 265. Wie in der Edition folgerichtig ausgewiesen, muss hier ein Sprecherwechsel zugunsten der Aventure angesetzt werden, die sich erneut gegen die Anschuldigungen des Ich-Erzählers zur Wehr setzt. Auch in diesem Fall mit einem ironisierenden Unterton, wenn sie bemerkt, dass Wolfram ihr feindlich nachstellen könne und Titurel mehr als vierhundert Jahre alt werden könne ohne dass ihm seine Stärke oder seine Klarheit schwinden soll. Die Erwiderung der Aventure offenbart zwei, für die Textkonstitution wichtige Punkte. Zum einen wird aus der Gegenrede der Aventure deutlich, dass sie das Konzept, welches der Ich-Erzähler der Handschrift (A) zuvor theoretisch erörtert hatte, nicht verstanden hat und ihr Minne-Konzept diesem entgegenhält. Zum anderen - und dies ist das wichtigste Kriterium - nennt sie den Ich-Erzähler Wolfram.



Der Jubelschrei der Forschung, hier einen eindeutigen Beweis für die Verfasserfiktion gefunden zu haben, muss jedoch aus zwei Gründen neu überdacht werden. Abgesehen von einer Neubewertung und Neueinteilung der Redeanteile dieser beiden Strophen, markiert gerade die Wolfram-Nennung des zweiten Halbverses der Strophe JT,(A), 266 den Beginn des elaborierten Spiels innerhalb des gedanklichen Aufbaus der fingierten Auseinandersetzung zwischen dem Ich-Erzähler und der Aventure. Die Tatsache, dass Frau Aventure den Ich-Erzähler der Handschrift (A) an dieser Stelle Wolfram nennt, darf jedoch nicht singular betrachtet werden, sondern muss im Zusammenhang mit allen Aventure-Gesprächen und vor allem den Aussagen innerhalb der sogenannten ersten Hinweisstrophen gesehen werden. Zum einen hat die Handschrift (A) bis zu dieser Strophe keine eindeutige Gleichsetzung zwischen dem Erzähler-Ich und Wolfram vorgenommen. Zum anderen ist im letzten Gesprächsanteil der langen Passage, der Strophe JT,(A), 244 ein Sprecherwechsel zugunsten des Ich-Erzählers der Handschrift (A) denkbar (*nicht Wolfram, ich wolte, daz man di vrowen da mit verbære!*, JT,(A), 244,4). Wie bereits bei der Analyse dieser Strophe deutlich wurde, kann die Wolfram-Nennung nicht unmittelbar auf den Ich-Erzähler des JT-Corpus bezogen werden, sondern kann ebenso auf Wolfram oder den Erzähler Wolfram aus dem *Parzival* verweisen. Wenn sich der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) in der Strophe JT,(A), 244,4 von Wolfram abhebt, indem er sein 'neues christlich-höfisches Ritter-Modell' dem des klassischen Frauendienst-Modells Wolframs gegenüberstellt, so sollte es doch sehr überraschen, wenn nach weiteren 22 Strophen die personifizierte Gesprächspartnerin den Ich-Erzähler plötzlich als Wolfram tituliert. Dem Rezipienten, der bis zu diesen Stellen vorgedrungen ist, muss dieser Umstand aufgefallen sein bzw. auch heute noch auffallen.

Es geht innerhalb des logischen Gedankenkomplexes des JT der Handschrift (A) um einen bewussten Gegenentwurf bezüglich der Wolframschen Erzähl-Modelle. In allen bisher untersuchten Passagen hatte sich deutlich gezeigt, dass das Erzählerangebot des *Parzival* umgedeutet, modifiziert und neu arrangiert wird. Jedes aus dem *Parzival* bekannte Modell wird einer kritischen Neubewertung unterzogen und ins Gegenteil verkehrt, um der Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A), ein auf der Grundlage der Heilsgeschichte basierender Gegenentwurf zu sein, Rechnung tragen zu können. Dem Rezipienten muss bewusst gewesen sein, dass es sich hierbei wohl kaum um ein Wolframsches Werk handeln kann. Die inhaltlichen und gegensätzlichen Komponenten des Erzählangebots des JT-Corpus der Handschrift (A) schließen dies konsequent aus. Es ließe sich einwenden, dass ein Gegenentwurf, so wie es der JT-Corpus der Handschrift (A) darstellt, vollkommen ausgereicht hätte, die unterschiedlichen Bewertungsparameter der beiden Dichter für

jedermann verständlich zu verdeutlichen. Die Konzeption des JT-Corpus verfolgt jedoch ein viel raffinierteres Spiel. Die personifizierte Aventure, so hatte sich gezeigt, ist nicht das in der Forschung bisher so kritiklos akzeptierte Sprachrohr des Konzepteurs des JT-Corpus der Handschrift (A), welche sich als *alter ego* neben dem eigentlichen Ich-Erzähler in den Text einschreibt. Sie verkörpert ein klassisches Modell, das es zu modifizieren gilt.

Die fingierte Gesprächspartnerin verkörpert die Welt des klassischen Ritterideals, die Welt des *Parzival*, welches als unzeitgemäß zurückgewiesen und durch ein klerikales ‘neues christlich-höfisches Ritter-Modell’ ersetzt wird. Sie ist das Exempel einer Sichtweise auf das klassische Rittertum und dementsprechend dem Konzept des JT-Corpus der Handschrift (A) entgegengesetzt. Sie vertritt sozusagen Wolframs Poetik, wenngleich wie schon innerhalb der Analyse deutlich herausgearbeitet, sie den gesellschaftskritischen Komponenten des Wolframschen Parzivals bezüglich des Rittertums und seinen für das Kollektiv dramatischen Konsequenzen, nicht Rechnung trägt. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) arbeitet sich an Wolframs Modellen ab und setzt ihnen ein Gegenmodell entgegen. Mit der fingierten, jedoch bewusst inserierten Wolfram-Nennung, eröffnet die Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht nur auf textueller Ebene einen Gegenentwurf zum Parzival, sondern markiert hier auch deutlich, dass er sich gegen Wolfram selbst und seine Konzeption stellt. Die Aventure ist damit selbst ein Produkt des klassischen Aventure-Romans. Das Konzept des höfischen Minnedienstes ist jedoch nicht mit dem Konzept zu vereinen, welches der Ich-Erzähler im JT-Corpus der Handschrift (A) darstellt. Indem sie den Ich-Erzähler der Handschrift (A) als Wolfram anspricht, ruft sie das Konzept des Parzival nochmals auf, welches jedoch im gleichen Moment vom Ich-Erzähler des JT-Corpus ad absurdum geführt wird. Er verwehrt sich nicht nur gegen Wolframs Konzept, sondern setzt dem Modell, das durch die Aventure vertreten wird, ein Gegenmodell entgegen.

Wenn alle Aussagen der Aventure bis dato von seiten des Ich-Erzählers des JT-Corpus der Handschrift (A) als falsch und unangemessen nicht nur kritisiert, sondern auch verabschiedet werden, dann disqualifiziert sich die personifizierte Gesprächspartnerin selbst, indem sie nicht nur die Wahrheit nicht erkennt, sondern den Ich-Erzähler des JT-Corpus auch noch ‘falsch’ tituliert. Ihre Glaubwürdigkeit wird dadurch letztendlich vollkommen untergraben. Und dies alles vor den Augen des wissenden Rezipienten, welcher die Trennung zwischen diesen beiden Instanzen von Anfang an durch bewusste und aufmerksame Lektüre nachvollziehen hätte können und in dem nun beginnenden elaborierten Spiel die Intention des Konzepteurs durchaus erkennen kann.

Durch das raffiniert inserierte Gegenmodell wird nicht nur die Konzeption der wolframschen Erzählangebote ad absurdum geführt, sondern Wolfram als Erzähler und Dichter einer ganz bestimmten Weltsicht gleichermaßen. Die Wolfram-Nennung stellt keine Verfasserfiktion dar, sondern ein Aufbrechen der Möglichkeiten dichterischen Sprechens auf der Grundlage einer Diskreditierung eines personifizierten Modells, wie es die Aventure innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) darstellt. Als Vertretung des klassischen Frauendienstmodells ist sie nicht nur personifizierte Gesprächspartnerin des Erzähler-Ichs der Handschrift (A), sondern gleichzeitig auch personifiziertes Modell Wolframs und seines Erzählers. Sie vertritt an Stelle Wolframs seine Konzeption innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A). Durch ihre prinzipielle Uneinsichtigkeit gegenüber dem als Wahrheit erachteten Lehrmodell des Ich-Erzählers und durch ihre gespielte Unfähigkeit den Ich-Erzähler klar zu identifizieren, diskreditiert sie sich selbst und gleichzeitig das Modell Wolframs. Diese Sichtweise sollte jedoch strikt von einer allzu biographischen Interpretation der narrativen Elemente getrennt werden, denn die Aufspaltung in Lehrmeister und Gegenspielerin konstituiert sich lediglich im fiktionalen Raum der Romanwelt. Wie sehr die Konzeption dieses poetologische Muster nutzt, zeigen nicht nur die folgenden Aventuregespräche des JT-Corpus der Handschrift (A), sondern vor allem der unmittelbare Vergleich mit den Überlieferungsträgern JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup>. Gerade die in der Handschrift (A) so forschungsgeschichtlich relevanten Passagen sind es, die oftmals massive Bearbeitungsspuren aufweisen, das durchschaubare elaborierte Spiel der Rollenebenen nicht mehr erkennen und im Bewusstsein einen Wolfram-Text neu zu rekonstruieren, viel dazu beigetragen haben, dem Textcorpus eine Verfasserfiktion zu unterstellen.

## V. Die Rekonstruktion anderer Überlieferungszeugen der Gruppe JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> des Jüngerer Titirel

Die lange Passage JT,(A), 223-65 scheint nicht nur die moderne Forschung vor schier unlösbare Probleme gestellt zu haben, sondern auch gleichzeitig die Redaktoren der einzelnen Überlieferungsträger des Hoch- und Spätmittelalters. Die Sonderwege, welche die einzelnen Textzeugen aufweisen, nehmen auffälligerweise genau mit der Strophe ihren Anfang, in welcher der fingierte Disput in Strophe JT,(A), 240 beginnt.

Während die Handschriften (B) und (D) den Wortlaut im Vergleich zu (A) nur minimal auf der sprachlichen Ebene verändern, indem (B) ›*sok* in JT,(A), 240,3 zu ›*solk* ändert und im vierten Vers die Konjunktion ›*am* fehlt, was sicherlich auf eine versehentliche Auslassung zurückzuführen ist, gehen vor allem die Handschrift (E) und (Z) spezifische Sonderwege.

Die Rekonstruktion der Handschrift (E) lautet an dieser Stelle:

JT,(E), 240: ›*Dje mǣr sint hie geflochten mit alzu krumben strangen.*  
*ritterlich gefochten nimmer wirt noch an wit noch an gedrange,*  
*Solt man nicht anders frowen bieten ere.*’ -  
*frow Aventiure, kere man gibet inuch cleiner würde vmb dieser lere*«.

Bezogen auf den logischen Gedankenaufbau und die Verteilung der Redeanteile zwischen dem Ich-Erzähler der Handschrift (E) und der personifizierten Gesprächspartnerin, unterscheidet sich die Handschrift (E) nicht von (A). Der Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> bemüht sich trotz vereinzelter Abweichungen dennoch um eine relativ einheitliche Überlieferung des Textes, wengleich die ‘Wolframisierung’ bereits ab der Handschrift (B) deutlich erkennbar ist. Anders jedoch verhält es sich mit dem Rezeptionszweig JT<sup>II</sup>. Die Strophe JT,(A), 240 der Handschrift (X) ändert vor allem den dritten Vers ab und weicht damit die schwierige Syntax an dieser Stelle auf, die vor allem in der Handschrift (A) problematisch ist.

JT,(X), 240: ›*Disew mǣr geflochten sint von maniger strange.*  
*ritterleich genuochten nimmer warf<sup>353</sup> auf der erde weit noch in gedrange,*  
*wan durch got vnd auch durch vrawen ere.*

---

<sup>353</sup> Die Handschrift (X) verzeichnet hier wahrscheinlich aufgrund eines Schreibfehlers ›*warf* anstatt ›*wark*.

*vraw Auentewer chert wider, vergacht euch nicht so vast an diser lere.*

Auch die bisher vollkommen unberücksichtigt gebliebene und bis heute nicht edierte Handschrift (Y) übernimmt die Schreibung der übrigen Textzeugen des Überlieferungsweiges JT<sup>II</sup> und kann wie folgt transkribiert werden, wobei sie unter Berücksichtigung der Strophenzählung der Handschrift als Strophe JT,(Y), 236 zu zählen ist:

JT,(Y), 236: »*Diesw mer geflochten sint bie von manig<sup>s</sup> strange  
ritterlich gevochten n̄mer mer wart auf d<sup>s</sup> welt noch in gedrang  
an wann durch got vnd auch d(urch: aufgrund Unlesbarkeit gebessert) frouwen ere. fraw  
abentuire chert wid<sup>s</sup> v<sup>s</sup>gacht euch michl so vast an diser lere.*<sup>354</sup>

Ebenso verhält es sich mit der ebenfalls unedierten und unbekanntem Handschrift (Z), die ebenfalls dem Überlieferungsweig JT<sup>II</sup> zuzurechnen ist und nur geringfügige Abweichungen aufzeigt. Auch hier gebe ich meine Transkription der Handschrift wieder:

JT,(Z), 240: »*Diesew mer geflochten seint bie von mancher strange  
ritterleich gevochten nymmer wart auff der wert<sup>355</sup> noch in gedrange van durch  
got vnd auch durch frawen ere:  
fraw auentewr chert wiedere vergacht ihr euch nicht vast an dieser lere.*

Das Textcorpus des Überlieferungsweiges JT<sup>II</sup> bleibt damit weitgehend identisch und auch die Strophen JT, 241-243 sind in den Überlieferungszeugen (B), (C), (D) und (E) im Verhältnis zu den Referenzbezügen der Handschriften der Gruppe JT<sup>II</sup> weitgehend kongruent, wenngleich an einzelnen Versen Umstellungen vorgenommen wurden, die jedoch dem Gedankengang der Handschrift (A) weitgehend verpflichtet bleiben, wie ein Vergleich mit der Handschrift (E) zeigt. Wenngleich jedoch die »*græte*« der Handschrift (A) hier durch die »*wurchk*« ausgetauscht wurde.

JT,(E), 241: »*Da mit ist ouch verswachtet beyde ritterschaft unde frowen,  
wan bie nit ist gemachet, daz ir in lutzel eren kuent getrowen,  
das kuesche reyne blibet stæte.*

<sup>354</sup> Hier handelt es sich um meine eigene Transkription der Handschrift (Y). Die Strophenzählung der Handschrift wurde ebenfalls von mir eingeführt.

<sup>355</sup> Eine Verschreibung von »*welte*« muss hier angenommen werden.

*so habt ir si enteret, und daz ūch doch immer stechent valsche vurchte».*

Die gravierendste Veränderung im Hinblick auf die Überlieferungszeugen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> zeigt jedoch die Strophe JT, 244 welche die brisante Wolfram-Nennung beinhaltet. Dieser, für die Rollenkonstituierung so wichtige Vers, ist in der Handschrift (E) getilgt worden. Eine Änderung, die sich in keinem anderen Überlieferungszeugen ausfindig machen lässt und sogar im Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> gemäß dem Wortlaut der Gruppe JT<sup>I</sup> an dieser Stelle verzeichnet ist.<sup>356</sup>

JT,(E), 244: »So kan ein vurchte krenken an manheit geswinde,  
swenn er muss gedenken: wer was mine vater oder miner kinde? -  
‘ūt hin vrow Aventure solche mære !’ -  
Ichbett entruwen nit gedacht, das ire icht werent so gar vnboffebere«.

Die in der Handschrift (A) verzeichnete Gegenrede des Ich-Erzählers bezüglich der Kritik der Aventure (*›nicht Wolfram, ich wolte, daz man di vrowen da mit verbære!‹*, JT,(A), 244,4), ist in der Handschrift (E) getilgt und wird durch die Aussage des Ich-Erzählers ersetzt, dass er nicht geglaubt hätte, dass sie sich so unhöfisch verhalten würde. Die Kritik des Ich-Erzählers in der Handschrift (A) zielte darauf ab, das klassische Frauendienst-Modell der Aventure zu diskreditieren. Dass gerade an dieser Stelle die Handschrift (E) eine eklatante Änderung des Wortlautes vornimmt, kann nicht als bloßer Zufall gewertet werden, sondern muss vielmehr als eine bewusste Änderung in Betracht gezogen werden. Warum jedoch gerade die Textzeugen der Gruppe JT<sup>II</sup> (JT,(X), 244,4: *›nicht Wolfram ich wolde daz man die vrowen paz mit valsche verpære‘‹<sup>357</sup>*), an dieser Stelle eigentümlicherweise auf den Wortlaut der Handschrift (A) zurückgehen und (E) die einzige Handschrift zu sein scheint, die die später angelagerte Wolfram-Setzung vorgenommen hat, bleibt vielleicht

<sup>356</sup> Dieser überraschende Befund wirft die Frage auf, weshalb der Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> den Wortlaut an dieser Stelle aus der Gruppe JT<sup>I</sup> übernimmt und nicht, wie sonst innerhalb der redaktionellen Eingriffe, den Text auf Wolfram hin zurückschreibt und an jenen exponierten Stellen ein *›Wolfram‹* dem *›Ich‹* voranstellt. Eine zufriedenstellende Erklärung dieses Sachverhaltes kann letztlich nicht getroffen werden und so muss man sich in diesem Fall mit Mutmaßungen begnügen. Zum einen könnte es sich hier schlichtweg um ein Versehen von Seiten des Redaktors handeln, der diese Stelle übersehen hat oder aber auch um ein simples Missverständnis. Auch innerhalb der Handschrift (X) lassen sich immer wieder Stellen ausfindig machen, an welchen der redaktionelle Eingriff, einen Wolfram-Text herzustellen, nicht konsequent verfolgt wurde.

<sup>357</sup> *›Nicht Wolfram, ich wolte, dass man die Frauen besser vor Falschheit verschont‘«.*

letztlich eines der Geheimnisse, die dieses Meisterwerk des Wortklanges auszeichnet. Für die Handschrift (E) kann nur spekulativ angenommen werden, dass das elaborierte Spiel der Erzählebenen aus der Handschrift (A) nicht mehr erkannt wurde und daher die Differenzierung zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram getilgt wurde.

Die Handschrift (A) hatte aufgrund ihrer deutlichen intratextuellen Verflechtung, die Gleichsetzung zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram an dieser Stelle nicht eindeutig markiert. Anders verhält es sich jedoch mit den Textzeugen der Überlieferungsgruppe JT<sup>II</sup>, welche eine Strophe verzeichnen, die sich nur innerhalb der Textzeugen dieser Gruppe finden lässt und nicht zum Strophenbestand der Handschrift (A) zählt.

Die Strophe der Handschrift (X) würde insofern eine Differenzierung zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram markieren, wenn sich nicht zehn Strophen zuvor eine Passage ausfindig machen ließe, die genau diese Unterscheidung zunichte macht.

JT,(X), 234: »*Nv sagt vraw Auentewer ob man ez gar volpræchte,  
daz ellew dinch gebewer chomen auz der vallen vlûchs æchte.  
wie mœcht man dann vnstæte ervenden aine.  
Wolfram nv ist man sebende daz selbe wehaltent<sup>358</sup> Juden algemaine'«.*

Vor allem der vierte Vers der Strophe dieser Handschrift ist für die Frage der Erzähler-Rolle innerhalb des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> besonders bedeutsam. Eine besondere Bedeutung hat dies für die Handschrift (X) insofern, als dass die brisante Strophe JT,(X), 234 dem eigentlichen Aventuregespräch vorgelagert ist. Die fingierte Frage an Frau Aventure, wie man die »*vnstæte*« zu verhindern vermag, wird im vierten Vers der Strophe von Seiten der Aventure beantwortet. Der appellative Beginn dieses Verses deutet darauf hin, dass Frau Aventure hier den Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (X) tatsächlich als Wolfram titulierte: »*Wolfram, an den Juden sieht man im Allgemeinen dieses Verhalten*«. Durch die Veränderung des vierten Verses, bagatellisiert Frau Aventure die »*vnstæte*«, die nicht nur an den Christen, sondern auch den Juden erkennbar ist. Der Vers ist in dieser Handschrift der Aventure zugeschrieben und nicht, wie in der Handschrift (A) dem Ich-Erzähler. Von einer fehlenden Konjunktion »*am*« im vierten Vers, die darauf

---

<sup>358</sup> Das in der Handschrift (X) an dieser Stelle vorkommende »*wehaltent*« kann, als eine graphische Variante von »*verhalten*« angesehen werden.

hindeuten würde, dass hier Wolframs Werk anvisiert wird und somit der Ich-Erzähler von Wolfram abgegrenzt wird, kann nicht ausgegangen werden. Es deutet vielmehr alles darauf hin, dass die Redaktion dieser Handschrift, den Vers mit Bedacht verändert hat, um die Wolfram-Nennung auf den Ich-Erzähler zu beziehen.

Die Transkriptionen der bisher unbekanntenen Textzeugen des JT<sup>II</sup> erhärten diesen Verdacht, dass es sich bei dieser Passage um eine redaktionelle Anlagerung des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> handelt, denn diese Strophe findet sich nicht in JT<sup>I</sup>.

*Nu sagent fraw auentewe: op man es gar  
vullbrachte daz ellew dinck gebewre chomen  
auß der valden fluchteß achte vie mocht dan  
vnstet erwenden aine. wolffram nu ist man sehende:  
paz selben haltent iuden alle gemaine*  
JT,(Z), 252.

*Nn sagt fraw abentewe  
ob man es gar volprachte  
daz alle dinck gebewere  
chomen auz der valde fluches achte  
Wie mocht danne vnstäte er  
wenden aine. Wolframm iast  
man sehende daz selbe habenn  
iuden all gemaine*  
JT,(Y), 252.

Die Handschrift (X) stimmt im Wortlaut mit seinem Referenzzeugen der Handschrift (Z) überein und bietet die gleiche appellative Struktur der Anrede, welche den Ich-Erzähler mit Wolfram gleichsetzt. Lediglich der Handschrift (Y) fehlt das zeitliche Adverbium »nu«.

Die Wolfram-Nennung des vierten Verses der zitierten Strophe ist jedoch insofern ein Problem, als dass elf Strophen später die Gleichsetzung zwischen Wolfram und dem Ich-Erzähler wieder zurückgenommen wird.

Vergleicht man die gesamte Passage JT,(A), 223-266 mit der in der Forschung bisher noch vollkommen vernachlässigten und noch nicht bearbeiteten Heidelberger Papierhandschrift (H), die gemeinhin immer als Mittlerin zwischen den beiden Hauptüberlieferungszweigen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> eingeordnet wurde, dann ergibt der Strophenbefund jedoch eine gänzlich andere Konzeption. Die von Kurt Nyholm edierte Handschrift verzeichnet keinerlei Einteilungen bezüglich der Gesprächsanteile der Aventure und dem Ich-Erzähler.

Der Gedankengang des langen Aventuregesprächs ist in diesen Textzeugen der Handschrift (A) sehr ähnlich, wenngleich sich zwar einige Verse eklatant unterscheiden, sich jedoch bezüglich der Grundaussage im Allgemeinen eher kongruent verhalten. Eine der auffälligsten Änderungen, die sich in der Handschrift (H) ausmachen lässt, bezieht sich jedoch auf die strittige Strophe JT,(A) 244, in welcher die Wolfram-Nennung getilgt wurde.



JT,(H), 244: »so chan ain vorhte krenken die manhait dike swinde  
 Swenn er beginnt denken wer waz min vatter od<sup>s</sup> miner kinde  
 Tût hin fro auentûre al sôlbû mære.  
 Ich waz dez vnverwiset daz ir it wârint so gar vnbouebâre«.

Im Gegensatz zu allen anderen Überlieferungsträgern, welche die Problematik der Wolfram-Referenz an dieser Stelle durch mancherlei Änderungen versucht hatten begrifflich zu machen und diesen Vers der Rede der Aventure zugeschrieben haben, geht die Handschrift (H) einen Sonderweg und tilgt die Wolfram-Nennung. Sie verdirbt damit die Redeverteilung des Textes vollständig. Der Wolfram-Bezug aus der Handschrift (A) fehlt hier völlig und vereinfacht darüber hinaus die Problematik der Zuweisung erheblich. Stattdessen wird der Vers als Rede des Ich-Erzählers fortgesetzt und inhaltlich modifiziert. Der Ich-Erzähler bezeichnet sich selbst als unwissend darüber, dass sie, also die Aventure, sich dem Hof nicht angemessen genug verhalten hatte. Eine Aussage, die sich nur auf die Verfechtung des von Seiten des Ich-Erzählers abgewiesenen Ritterideals des Frauendienstes beziehen kann.

Ebenso verhält es sich mit dem durch die Handschrift (A) angezeigten Sprecherwechsel in der darauffolgenden Strophe JT,(A), 245, welcher in der Handschrift (H) insofern getilgt wurde, als dass dieser als Fortführung der Rede des Ich-Erzählers verstanden wurde.

JT,(H), 245, 1-2a: »vnd sagent öch daz d<sup>s</sup> töff si gemeret von der minne  
 wer hât vch daz geleret«.

Ebenso wie in den bereits zuvor analysierten Textzeugen der Überlieferungszeugen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup>, folgt im zweiten Halbvers die Gegenrede und Beschimpfung der Aventure (*swigent her tor war tût ir ww<sup>s</sup> sinne*, JT,(H), 245,2b).

Die aus den anderen Überlieferungszeugen entnommenen Passagen verdeutlichen vor allem für die Gruppe JT<sup>II</sup> die Tendenz, gerade diejenigen Passagen zu modifizieren, die das elaborierte Rollenspiel beinhalten und das Corpus auf Wolfram zurückzuschreiben. Die starke Polarisierung der beiden Modelle des ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ des Ich-Erzählers und das Frauendienst-Modell der Aventure werden innerhalb der Konzeption von JT<sup>II</sup> wieder aufgeweicht und mit dem Wolfram-Konzept harmonisiert, wenngleich jedoch viele Passagen - wie beispielweise im Druck (J) - die Rollenkonzeption der Handschrift (A) übernehmen, jedoch an markanten

Stellen die Wolfram-Rolle bewusst setzen. Das Ungleichgewicht der Rollenkonstitution, welches sich unweigerlich daraus ergibt, hat im Verlauf der Rezeptionsgeschichte nicht unerheblich dazu beigetragen, das Corpus als einen verderbten Wolfram-Text zu verstehen und daraufhin zu bessern.

Doch es ist nicht nur die Mittelgruppe des JT-Corpus, welche die Rollenkonstitution verschleiert, sondern vor allem die als sogenannte Hinweisstrophen bekannten Passagen, die durch ihre Verlagerung an eine andere Stelle und ihre Textglättungen durch Werner Wolf das Verständnis der Erzähler-Rolle entschieden beeinflusst haben. Im Folgenden wird sich die Untersuchung damit auseinandersetzen, ob die Umstellung der Strophengruppe tatsächlich notwendig ist und vor allem, ob hierbei das Eingeständnis des Ich-Erzählers zu Tage tritt, die Titirel-Fragmente gedichtet oder eingearbeitet zu haben.

## VI.1. Die sogenannte erste Hinweisstrophe des Jüngerer Titirel

Jene Strophengruppe, in der Forschung als die sogenannte erste bzw. zweite Hinweisstrophe bekannt, haben sich innerhalb der Texterschließung des JT-Corpus vor allem unter zwei Aspekten geradezu paradigmatisch eingebrannt und sich über die Jahrzehnte ungeprüft in die Interpretationen eingeschrieben.<sup>359</sup> Zum einen boten sie der Philologie des JT-Corpus immer wieder den unerschütterlichen Beweis, dass der Ich-Erzähler sich aus Versatzstücken der Titirel-Fragmente und des Parzival Wolframs seinen Kolossalroman 'zusammengebaut' hat, und zum anderen sah man in diesen Strophen den Beweis, dass sich hier der Erzähler als Wolfram ausgibt.

Doch wenn man von der Annahme ausgeht, dass es sich hierbei um eine leicht nachvollziehbare Beweisführung innerhalb der Überlieferungszeugen handelt, die sich sowohl durch Eindeutigkeit als auch Nachvollziehbarkeit auszeichnet, so wird man sehr schnell eines besseren belehrt. Die vielzitierte Eindeutigkeit der Passagen ist bei näherer Betrachtung um einiges vielschichtiger als bisher angenommen. Einerseits hat man es mit einer Undurchdringlichkeit des variierenden Textbestandes innerhalb des JT-Corpus zu tun, andererseits hat man innerhalb der Forschung durch Umstellungen und Hinzunahme von textuellen Anlagerungen, die nicht zum eigentlichen Handschriftenbestand gehören, das Verständnis erheblich gestört. Ganz zu schweigen von bewussten Veränderungen und Hinzudichtungen, um die Übergangsstellen der Umstellungen textuell zu glätten. Durch diese textuellen Veränderungen war es erst möglich, die These der Verfasserfiktion nachhaltig zu erhärten. Um den eigentlichen Textgehalt der Passage innerhalb der Handschrift (A) rekonstruieren zu können und die Ergebnisse anschließend mit den übrigen Textzeugen objektiv vergleichen zu können, werden im Folgenden alle Änderungen innerhalb des Editionstextes zurückgenommen und auf den eigentlichen Textgehalt der Handschrift (A) zurückgesetzt.<sup>360</sup>

---

<sup>359</sup> Dietrich Huschenbett (1979), S. 154-159; Werner Schröder (1993), S. 10-12.

<sup>360</sup> Ich danke Herrn Thomas Neukirchen an dieser Stelle für seine Untersuchungen der gleichen Strophengruppe in seiner Habilitation, die ich jedoch erst nach der Abfassung dieses Kapitels als Vergleichswert heranziehen konnte. Meine Ergebnisse beziehen sich auf die Untersuchungen meiner Magisterarbeit aus dem Jahr 1999. Bis auf die Tatsache, dass Herr Neukirchen hier die Wolfram-Rolle als Grundlage seiner Untersuchungen angesehen hat, kamen wir unabhängig voneinander zu dem gleichen Ergebnis, dass die Strophenfolge innerhalb der Handschrift (A) an ihrer eigentlichen Stelle im Gegensatz zu der Umstellung innerhalb der Edition eine sinnstiftende Einheit bildet. Siehe hierzu: *Thomas Neukirchen*

Die sogenannte erste Hinweistrophe ist in der Edition des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> zwischen den Strophen 499-500 eingelassen und die zweite Hinweistrophe JT<sup>I</sup>, 1172 ebenso in den Text mit aufgenommen worden. Jedoch muss hierbei unbedingt berücksichtigt werden, dass eben genau die Passage JT<sup>I</sup>, 1172 nicht zum Textgehalt der Handschrift (A) gehört und des Weiteren nicht im Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> vertreten ist. Für weitere Überlegungen erscheint es mir daher sinnvoll, sie für die Beurteilung der Handschrift (A) nicht miteinzubeziehen, sondern nur in Abgrenzung zu den weiteren Überlieferungszeugen und ihrer Bedeutung innerhalb der Verfasserfiktionstheorie gesondert zu untersuchen.

In den inserierten sechs ersten Hinweistropfen hat man nicht nur einen direkten Rekurs auf die beiden Titul-Fragmente Wolframs zu identifizieren gesucht, sondern auch ein deutliches Herausbrechen des Erzählers aus der ihm zugeschriebenen Autorfiktion. Erich Petzet hatte bereits in seiner Abhandlung über das Heidelberger Bruchstück den Grundstein für diese bis heute unangetastete These gelegt.<sup>361</sup> Er ging davon aus, dass in der ersten Strophe der sogenannten ersten Hinweistrophe der Autor des JT-Corpus das erste Mal lange vor der als Bekennerstrophe JT,(A), 5961 bekannten Passage, aus seiner Wolfram-Rolle herausfalle. In der kritischen Edition von Werner Wolf, die sich eigentlich an dem Wortlaut der Handschrift (A) zu orientieren suchte, lassen sich diese sechs Strophen jedoch zwischen JT,(A), 499 und JT,(A), 500 ausmachen, die vom Herausgeber mit Großbuchstaben gekennzeichnet sind. Die erste dieser eingefügten Strophen (Wolf 499 A) wurde als Hinweis auf die Titul-Fragmente interpretiert, während die darauffolgenden vier Strophen (Wolf 499 B-E)<sup>362</sup> der dichterischen Reflexion über die Poetik ganz allgemein zugeschrieben wurden und die letzte Strophe (Wolf 499 F) die Überleitung zur Wiederaufnahme des unterbrochenen Gedankengangs bildet. Eine Strophe jedoch, die - wie sich noch zeigen wird - innerhalb der Handschrift (A) an keiner Stelle in dieser Form verzeichnet ist und dem dichterischen Genie des Editors ganz allein entsprang. Die eigentliche Stellung der Strophen zwischen JT,(A), 919-920 wurde hierbei jedoch missachtet und als fehlerhaft zurückgewiesen.

---

(2003), S. 62-76.

<sup>361</sup> *Erich Petzet* (1903), S. 309.

<sup>362</sup> Auch *Friedrich Zarncke* ging bei seiner Untersuchung davon aus, dass die vier sogenannten Kunststrophen in der Handschrift (A) an einen falschen Platz geraten waren. Siehe hierzu: *Friedrich Zarncke* (1880), S. 606 ff.

Die Forschung ging bisher davon aus, dass die Passage erst nachträglich in den Text inseriert wurde, da man ähnliche Formulierungen auch im sogenannten Verfasserfragment identifizieren konnte, welches als loses, jedoch unvollständiges Folio in die Handschrift (D) eingelegt war.<sup>363</sup> Erst hierdurch erhärtete sich die These, dass es dem Dichter unmöglich gewesen sein musste, die Fiktion einer Verfasserrolle aufrechtzuerhalten, wenn er gewillt war, sein Werk durch eine eindeutige Widmung einem anderen Mäzen zukommen zu lassen. Nur die Aufgabe des angeblichen Pseudonyms Wolfram und durch den Einschub eindeutiger Referenzbezüge an dieser Stelle, sei es dem Dichter möglich gewesen, das Werk zu retten. Für Erich Petzet und die nachfolgenden Philologen schien es keinen Zweifel zu geben, dass die sogenannte erste Hinweisstrophe erst nach Abschluss der eigentlichen Arbeit eingefügt worden war, jedoch fehlerhaft zwischen die Strophen JT, (A), 919-924 der Handschrift (A) geriet. Aus dieser Tatsache heraus erschien auch die Umstellung der eigentlichen Platzierung der als erste Hinweisstrophe bekannten Passage plausibel, da man schwerlich davon ausgehen konnte, dass - gestützt durch das Verfasserfragment - sich der Konzepteur seines Pseudonyms nicht schon vor der Anzitiierung der Titirel-Strophen Wolframs entledigen würde. Des Weiteren erschien die Umstellung auch dadurch hinreichend bewiesen zu sein, da man in der Gruppe JT<sup>II</sup> die erste Hinweisstrophe (Wolf 499 A) zwischen den Strophen JT,(Wolf), 498 und 499 vorfand. Darüber hinaus gewann die These auch dadurch an Tragweite, als man im Wolfenbüttler Bruchstück aus dem 13./14. Jahrhundert die Strophen Wolf 498,1b-501,3 als zusammenhängende Passage vorfand und den Textzeugen dem Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> zuordnen konnte.<sup>364</sup> Doch auch innerhalb des Wolfenbüttler Bruchstücks unterbrechen die Passagen der sogenannten ersten Hinweisstrophen den Handlungsverlauf an dieser Stelle. Es läßt sich daher nicht ausschließen, dass die Strophen auch innerhalb dieses Textzeugen nicht an der ursprünglichen Stelle stehen.

Gleiches gilt auch für die Handschrift (H) der Mittelgruppe, in welcher der Handlungsverlauf der Handschrift (H), 699 ff. ebenfalls durch die Inserierung der Passagen Wolf 499 B-F erheblich unterbrochen ist und wie sich zeigen wird, auch inhaltlich von der Handschrift (A) abweicht.<sup>365</sup>

---

<sup>363</sup> *Erich Petzet* (1903), S. 308-311.

<sup>364</sup> *Friedrich Zarncke* (1876), S. 431-434. Innerhalb der Handschrift (B) wären die Referenzstellen: 474,1b-477,3.

<sup>365</sup> Die Strophe JT,(Wolf), 499 A fehlt in der Handschrift (H). Darüber hinaus folgt die Strophenfolge der Handschrift (H) folgendem Muster: 668; Wolf 499 B-F; 664; 669; 670; 671.

Die sogenannten Hinweis- und Kunststrophen lassen sich jedoch auch hier nicht ausmachen. Die Edition von Werner Wolf und die philologische Abhängigkeitstheorie - gestützt durch das Auffinden des Verfasserfragments - hatten erfolgreich die Weichen gestellt und damit den als 'peinlich attestierten Versuch' des Konzepteurs des JT-Corpus der Handschrift (A), seinen 'Etikettenschwindel' doch nicht gänzlich auszureizen, entschieden durchbrochen. Denn nur durch die Umstellung und die textuellen Veränderungen innerhalb der Edition - so Erich Petzet weiter - bliebe die 'ununterbrochene Einheitlichkeit' der eigentlichen Wolfram-Rolle gewahrt.<sup>366</sup> Die Tatsache, welche bei dieser philologischen Vorgehensweise vor allem ins Auge springt, ist der Versuch, durch Umstellungen und Textglättungen eine bereits vorgefasste Theorie nachhaltig und zwingend zu beweisen bzw. einen 'Mythos der Neuzeit' zu konstruieren. Wenngleich von philologischer Seite auf die hypothetische Argumentation dieser Analysemodelle hingewiesen wurde<sup>367</sup>, hatte sich jedoch nichts Grundlegendes in der weiteren Untersuchung geändert. Was zuvor hypothetisch gedacht ein Spektrum möglicher Interpretierbarkeit gewesen war, wurde jetzt philologischer Tatbestand und von keiner Seite der Interpreten mehr angezweifelt. Die von Erich Petzet erbrachten Hinweise wurden als Faktum der Interpretation eingeschrieben und in der Folge nicht mehr hinterfragt.<sup>368</sup>

Für den Fall der kritischen Hinweisstrophe der Handschrift (A) hatte dies ungeahnte Folgen, die sich auf die Interpretation einer ganzen Passage auswirken würden und darüber hinaus auf das ganze Corpus. Um die Brüchigkeit dieses Modells zu verdeutlichen, ist es durchaus sinnvoll, sich die Passage an der Stelle anzusehen, an welcher die Philologie sie - entgegen der Reihenfolge der Handschrift - gerückt hatte. Wenn die Umstellung der Strophengruppe gerechtfertigt wäre, dann müssten sich die besagten Strophen auch ohne Schwierigkeiten an die Strophen JT,(A), 499 ff. anschließen lassen. Es müsste - rein logisch rekonstruiert - an dieser Stelle die Möglichkeit geben, den vielzitierten Hinweis auf die Titul-Fragmente am Text zu erkennen, ohne dabei den Handlungsverlauf und die Erzählung zu unterbrechen. Des Weiteren wären auch Textveränderungen und Textglättungen an dieser Stelle nicht von Nöten, wenn die zusätzlichen Strophen dort wirklich ihren angestammten Platz wieder einnehmen würden.

---

<sup>366</sup> *Erich Petzet* (1800), S. 311.

<sup>367</sup> *Werner Schröder* (1993), S. 12.

<sup>368</sup> Hierzu auch *Werner Wolf* (1939), S. 107-109; Ders.: (1948/50), S. 256-264; Ders.: (1952/53), S. 311 ff; *Hedda Ragotzky* (1971), S. 144.

Was bei aller Theoriebildung jedoch bisher vollkommen ausgeblieben war, war die Untersuchung der eigentlichen Handschrift (A), um etwaige Beweise für die Richtigkeit der Umstellung und der vorgenommenen Textglättungen konkret am Textgehalt festmachen zu können. Um die Problematik der Edition an dieser Stelle zu verdeutlichen, werden die in Frage kommenden Strophen der ersten Hinweisstrophe wieder an die Stelle zurückgesetzt, an welcher sie in der Handschrift (A) verzeichnet sind, der Rahmen und die chronologische Stimmigkeit ihrer Einbettung untersucht und die Besserungen zurückgenommen. Anschließend soll die Frage beantwortet werden können, ob die besagte Passage JT,(A), 916-926 überhaupt einen zwingenden Hinweis auf die Titirel-Fragmente Wolframs liefert. Darüber hinaus wird auch ihre funktionale Komponente zu hinterfragen sein, da im Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> überhaupt keine Hinweis- und Kunststrophen verzeichnet sind und man daher die gängige Interpretation an vielen Stellen zurückweisen muss.

Gemäß der Rekonstruktion der Handschrift (A) ist die vielzitierte Passage in die Beschreibung der ersten Schlacht zwischen Ackerin, Gamuret und den feindlichen Babiloniern eingelagert. Wie auch an anderen Stellen für den Handlungsverlauf der Handschrift (A) üblich, schließt sich nicht nur eine Beschreibung der Ereignisse auf der Handlungsebene an, sondern vielmehr eine Reflexion über die Bedeutung des Krieges und des Leids, welche der Ich-Erzähler als negativ und brutal schildert. Der Sensationslust der Rezipienten tue dies jedoch - so der Ich-Erzähler weiter - keinen Abbruch, denn je größer und dramatischer ein Krieg, desto gespannter wären sie alle davon zu erfahren.

JT,(A), 916: »Do wurden helm stricke von manger oft enbunden,  
 vil wibe herzen stricke gefuger wart den vremen und den kunden  
 swaz man da sper zerbrochen nider erte,  
 daz gap den helden sterben der orz dar uber struck zu valle kerte.«<sup>369</sup>

---

<sup>369</sup> Die nachfolgenden Strophen wurden gemäß der Handschrift (A) von mir transkribiert wiedergegeben und weichen sowohl inhaltlich als auch orthographisch von der Edition an vielen Stellen ab. Orthographisch wurden die Kürzungen »ñ zu »ndk und »l zu »sk aufgelöst, sowie »k zu »kk geändert. Die Diphthongierung des Textes wurde beibehalten. Alle Abweichungen von Werner Wolfs Editionstext sind unterstrichen und in den Fußnoten verzeichnet. Synkopierte und apokopierte »ll und »kk wurden nicht ergänzt, ebensowenig wie fehlende Superscripta. Darüber hinaus wurden überflüssige Vokalindices ebenfalls nicht getilgt, jedoch eine verständliche Interpunktion eingefügt. Die von mir angeführten Übersetzungen orientieren sich an der Handschrift (A).

JT,(A), 917: »*Da was ein striten schone. swer gern in strite wære,  
der bete do vreuden done gebort. mich dunket striten vnvreudenbære,  
wan strit vil mangem herzen vreute stōret,  
und so ie grōzer striten so manz ie gerner singen, sagen borete.*

JT,(A), 918:

»*Ob ganuret noch lebte vil er vnd g<sup>s</sup>ne sagte,  
waz er uns vreuden gebte und wile kurz, von daz er ein bejagete  
nu hie und zart mit strit und mit tjosten.  
der helm<sup>370</sup> herzolouden begund hie mangen lip und leben kosten.*

JT,(A), 919:

*Waz gamuret mit ellen da prises er wurbe  
und waz er kunde vellen der babilon e daz er selbe sturbe,  
daz seit ich gern, ob ich iz kunde.  
min herze ist krancher sinne, des ist iz ungesprochen von dem munde.*

JT,(A), 920 = Wolf 499 A:

»*Mit rime schon zwigenge sint disiu lieder worden  
gemezzen rechter lenge, dar in ein don nach meisters sanges orden.  
ze vil zeklein, des werdens libt verswachtet.  
her wolfram si unschuldic ein schreiber dick recht unrihtic machet.*

JT,(A), 921 = Wolf 499 B:

»*Hi mit so sint versuchet di wisen und di tumben.  
vil manger sleht unruchet und habet sich mit alle zu dem krumben.  
ist man<sup>371</sup> sulch tichte<sup>372</sup> als ungemezzen*

---

<sup>370</sup> Die Edition ändert hier ›helm‹ zu ›hemde‹. Die Handschrift (A) schreibt an dieser Stelle ›helm‹, während die übrigen Vertreter ›hemede‹ verzeichnen. Die Möglichkeit einer Verschreibung muss hier angenommen werden. Aus JT, (A), 4071 ff. lässt sich schließen, dass Gamuret ebenso wie Willehalm ein Gewand der geliebten Ehefrau über der Rüstung trug und diese Ehrerbietung von anderen Rittern nachgeahmt wurde. Ausgehend von dieser Referenzstelle, spricht vieles dafür an dieser Stelle eine Verschreibung anzunehmen.

<sup>371</sup> Die Handschrift (A) schreibt an dieser Stelle ›man‹, die Edition ändert hier zu ›sieman‹.

<sup>372</sup> Werner Wolf ändert folgerichtig ›tichte‹ zu ›getichte‹.



*ze rehter kunste lobnde, der ist an guter merke der versezzzen.*<sup>373</sup>

JT,(A), 922 = Wolf 499 C:

»Swer edel riche borten mit baste wil furrieren,  
der wil z allen orten mutwillich durch gespotte paratieren.  
waz solten mir<sup>374</sup> bi rosen genseblumen?  
fur ziser und visole minne ich muschat und edel kardomumen.«<sup>375</sup>

JT,(A), 923 = Wolf 499 D:

»Kan ich di slibte ruben? daz ist hie niht erzeiget.  
kund ich di bosen dūhen als wol und unreht hoch geneiget  
wurd von mir und unreht gar verdrucket,  
als ich daz unbericht an disen liden han zu rechte gerucket.«<sup>376</sup>

JT,(A), 924 = Wolf 499 E:

Nicht<sup>377</sup> wan durch di losen, di sich der merke rument  
und daz recht verbosen kunnen gar und licht getichte blument.  
daz wir an dem geboventen halt ervunden.  
her nithart wer der klagende und heten sichs gebouren<sup>378</sup> under wunden.«<sup>379</sup>

---

<sup>373</sup> Die Handschrift JT,(H), 499 B verzeichnet an dieser Stelle: »Hie mit so sint versuechet die wisen vnd die tumben/  
Vil maenger schleht vnrochet vnd habt sich gar mit alle zuo den krumben/Jst iemen soelich tiht alz vngemezzzen/  
Ze rehter kunst lobende der ist an spehender merke hin dan gesezzzen.«

<sup>374</sup> In der Handschrift (A) zwischen »solten« und »bi« nachgetragen.

<sup>375</sup> Die Handschrift JT,(H), 499 C verzeichnet an dieser Stelle: »Der edel riche porten mit past vil fuerriern/  
Der wil et z allen orten muotwillen durch gespoet baratieren/  
Waz solten mir bi di rosen gense bluomen/  
Fur ziser vnd visole nim ich kube vnd edel kardamomen.«

<sup>376</sup> Die Handschrift JT,(H), 499 D verzeichnet an dieser Stelle: »Kan ich die slibte ruben daz ist al hie erzaiget/  
Vnd die losen duben vnd wrd vnrehtu hobe alsus genaiget/  
Vnd gar vnreht gewalt alsam verdrucket/  
Swenn ich die selben wirre an diesem maer zerslibte han geruket.«

<sup>377</sup> In der Handschrift (A) ist das »t« über dem »nich« nachgetragen.

<sup>378</sup> Werner Wolf ändert in der Edition die offensichtliche Verschreibung von »gebouren« zu »geburen«.

<sup>379</sup> Die Handschrift JT,(H), 499 E verzeichnet an dieser Stelle: »Nit wan durch di losen die sich der merke ruement/  
Vnd da bi reht verboesen kunnen gar vnd swachez hobe bluement/  
Daz wirt an den geboften dik erfunden/  
Her nithart mobt vnklagende sin vnd hetens sichz geburen vnder wunden.«

JT,(A), 925 = Wolf 499 F, 1a-2a (unberücksichtigt bleiben hierbei die eigenen Ergänzungsversuche Wolfs in Vers 2b-4b):

*»Nu keren von den meren her wider an di herren,  
zu dem wirdeberen drier kunic riche fursten herren,  
wie erz mit gedrenge hie da wirret  
daꝛ manic stolꝛ amie an ir vil hohen vröuden wart verirret«. <sup>380</sup>*

JT,(A), 926: *»Sin ors was unverschroten, ein decke darauf harte.  
er valte mangen toten, ob er vor tode selbe sich bewarte.  
nicht daꝛ selbe daꝛ er gap daꝛ must enpfaben,  
der werde von Anschowe, dem alle swachen dink ir kunde versmaben*«.

JT,(A), 927: *»Der drier lande krone in kuniclichem werde  
vor mangem kunige schone truc also, daꝛ niman do uf erde  
im genozen kund an werdem prise.  
daꝛ den der tot bevogte, daran gedenke der jung und ouch der grise*«.

Die kritische Reflexion über die negativen Aspekte des Krieges schließen sich nahtlos an die Strophe JT,(A), 918 an, in welcher der Ich-Erzähler Gamuret als Beispiel anführt. Denn, wenn dieser noch leben und uns bereitwillig davon erzählen würde, was er überall durch Kampf und Tjost ganz alleine errang, welche Freude und Kurzweil würde er uns damit schenken. Das Hemd Herzeloudes hat hier manchem Leib und Leben gekostet.

Die inszenierte Kontaktsituation mit dem fingierten Publikum und den Handlungsträgern mündet in einen für die Narrativik des Textes typischen Erzählerkommentar. Der Ich-Erzähler unterstreicht seine eigenen auktorialen Fähigkeiten, die Erzählung ein wenig später wieder aufzunehmen und auf den richtigen Weg leiten zu können, mit einem Unfähigkeitstopos: *„Welchen Ruhm Gamuret mit seinem Mut erworben und welche der Babylonier er getötet hatte, bevor er selbst starb, das würde ich euch gerne sagen, wenn ich es könnte. Mein Kunstverstand ist jedoch zu schwach, deshalb unterlasse ich es über die Taten und den Ruhm Gamurets zu sprechen“*. Dass der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) den

---

<sup>380</sup> Gerade die strittige Strophe JT,(A), 499 F wurde in der Handschrift (H), 499 F am deutlichsten verändert:  
*»nu kere von den maeren her wider an die erren/ Red di wirdebarn vnd sagen wir von katbelanger herren/ Kyote vnd  
tschoisiane der wirde richen/ Dw ꝛwai mit froeden lebten vnd schiedent sich mit aimer ruweclichen*«

weiteren Verlauf seiner Erzählung sehr wohl fortsetzen wird, wird nicht nur durch das Temporaladverb ›*hie*‹ in Strophe JT,(A), 918,4b sondern auch durch die Strophe JT,(A), 922 angezeigt, in welcher der Ich-Erzähler Gamurets Heldenmut als auch den Sieg über die Heiden thematisiert. Die dazwischenliegende Strophengruppe JT,(A), 919-925 = Wolf 499 A-F nimmt den Topos der dichterischen Unfähigkeit auf, negiert ihn jedoch, indem der Akt des Erzählens als Meisterschaft hervorgehoben wird, zu welcher sich der Ich-Erzähler durchaus in der Lage sieht:

*"Mit doppelten Reimversen sind diese Lieder in der richtigen Länge gedichtet worden, und zwar in einer Melodie, die dem Gesetz meisterlicher Sangeskunst entspricht. Wenn sie zu lang oder zu kurz geraten, werden sie leicht verdorben. Herr Wolfram ist unschuldig, ein Schreiber macht aus richtig oftmals unrichtig".*

Die innerhalb der Forschung als exponiert angesehene Strophe, wurde bisweilen nur unter dem Aspekt betrachtet, dass hier ein Ich-Erzähler oder ein Bearbeiter die als schlecht überlieferten Strophen des Wolframschen Titurelfragments wiederhergestellt hat. Friedrich Zarncke hatte in seiner Untersuchungen nachzuweisen versucht, dass es sich hier nur um die von Wolfram hinterlassenen Titurelfragmente handeln kann, die in neuer narrativer Form Eingang in das Corpus des JT der Handschrift (A) gefunden hätten. Des Weiteren liest Zarncke aus dieser Strophe heraus, dass die ursprünglichen Titurelfragmente Wolframs zwei Reime gehabt haben sollen, diese jedoch in der richtigen Versform. Der Bearbeiter des JT-Corpus der Handschrift (A) habe also eine 'rhythmische Wiedereinrenkung' der verderbten Strophen vollzogen und gleichzeitig ein drittes Reimpaar eingefügt.<sup>381</sup> Die Untersuchung und die aus ihr extrahierten Ergebnisse rufen heute jedoch berechtigte Zweifel hervor. Einerseits ist in dieser Strophe kein wirklicher Hinweis darauf zu finden, dass es sich um die Titurelfragmente Wolframs handelt, andererseits verweist die Formulierung ›*disiu lieder*‹ darauf, dass sie sich unter Umständen auf das JT-Corpus beziehen können. Von einem anderen Text, welcher früher im doppelten Reimpaar gedichtet worden war, ist hier keineswegs die Rede. Auch lässt sich die Interpretation einer rhythmischen Bearbeitung der Verse nicht am Text festmachen. ›*Disiu lieder*‹, also die Geschichten des JT-Corpus, sind in der richtigen Länge und in der richtigen Versform gedichtet worden und folgen den Gesetzen der meisterlichen Sangeskunst und nicht den Fragmenten Wolframs. Stein des Anstoßes für die ältere Forschung, diese Umbesetzung des narrativen Gehalts vorzunehmen, mag vielleicht die Tatsache gewesen sein, dass die

---

<sup>381</sup> Friedrich Zarncke (1880), S. 606 ff.

Formulierung des doppelten Reimpaars unverständlich geblieben war. Die JT-Strophe zeichnet sich durch drei Langzeilen mit Zäsur in der ersten, zweiten und vierten Zeile aus, wohingegen die dritte Zeile eine Vollzeile bietet. Die erste Zeile reimt sich grundsätzlich mit der zweiten und die dritte mit der vierten. Letztere wiederum beginnt mit einem Anvers und endet mit einer Waise. Die Strophe des JT-Corpus zeichnet sich demnach durch ein dreifaches Reimpaar aus und steht damit augenscheinlich im Widerspruch zu der Aussage der Strophe selbst. Geht man nun allein von der Strophenform aus, so mag der Widerspruch in der Terminologie Grund genug gewesen sein, hier nicht das JT-Corpus zu identifizieren, sondern die naheliegendste Erklärung heranzuziehen, dass es sich hier um Wolframs Titurelfragmente handeln müsse. Doch wenn dem so ist, so stellt sich unweigerlich die Frage, warum diese dann nicht explizit genannt werden, wenn man - so wie bisher - von einer Rollenfiktion des Ich-Erzählers ausgeht. Dass die Titurel-Fragmente Wolframs jedoch bis zu einem gewissen Grad für etwaige Erzählangebote verantwortlich sind, die in modifizierter Form eingearbeitet wurden, steht ausser Frage. Die in der Forschung jedoch postulierte These, dass der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) die beiden Titurel-Fragmente Wolframs hier in die Handlungsführung überträgt, kann nicht mehr aufrechterhalten werden.

Bisher hatte man sich in der Forschung des JT-Corpus der Handschrift (A) auf den Umstand verlassen, dass die Referenz zu den Titurel-Fragmenten eindeutig sei. Hierbei wurde jedoch die Tatsache außer Acht gelassen, dass der Konzepteur des JT bei der Abfassung seines Werkes eine Abschrift dieser Fragmente benutzt hatte, die uns heute nicht mehr überliefert ist. Zugegeben, es ist nach heutigem Forschungsstand überaus hypothetisch anzunehmen, doch andererseits wäre die Erklärung nicht gänzlich von der Hand zu weisen, dass der Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) unter Umständen vielleicht einen Textzeugen der Titurelfragmente Wolframs gekannt hat, welcher vielleicht im Gegensatz zu den uns heute überlieferten Texten in doppelten Reimpaaren abgefasst war. Diese Erklärung würde zwar die erste Zeile der Strophe erklären und das Demonstrativpronomen ›*disiu*‹ auf die Fragmente beziehen, doch bei genauerer Betrachtung der Strophe mag dies jedoch weniger überzeugen. Dem Konzepteur hier metrische Unkenntnis zu unterstellen, zwischen einem zweifachen und dreifachen Reimpaar nicht unterscheiden zu können, schließt sich aufgrund der versierten sprachlichen Gestaltung des JT-Corpus der Handschrift (A) eindeutig aus. Sich hier einen Konzepteur vorzustellen, der seinen Dilettantismus dadurch zum Ausdruck bringt, zwischen der unterschiedlichen Verwendung der Reimpaare nicht unterscheiden zu

können, wäre nicht nur eine gewagte, sondern auch gänzlich unglaubwürdige Sicht auf einen der versiertesten Texte des deutschen Mittelalters.

Auch ein Vergleich mit den übrigen Textzeugen des JT-Corpus aus der Überlieferungsgruppe JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup>, mag nicht unbedingt eine Erklärung beinhalten, die eine zufriedenstellende Interpretation garantiert. Die Handschriften (B)<sup>382</sup>, (D)<sup>383</sup>, (E)<sup>384</sup> und die Inkunabeln J<sup>385</sup> und K schreiben in Strophe JT,(A), 920 = Wolf 499 A: *Ich Wolfram bin vnschuldig, ob schreiber dicke recht vnrichtig macht.* Die Handschriften DE und JK verzeichnen den gleichen Wortlaut wie R, während JK den Vers noch durch eine weitere eingefügte Konjunktion zu erhellen versuchen: *Ich Wolfram bin vnschuldig, ob schreiber dicke recht vnrichtig macht.* Die Tendenz dieser Textzeugen auf Wolfram zurückzuschreiben ist offensichtlich aus der Tatsache entsprungen, dass man die angesprochenen *lieder* für die Titelfragmente gehalten hat, die vor allem der Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> zu 'Besserung' einiger Stellen herangezogen hatte, im Bewusstsein hier einen verderbten Wolfram-Text der Titelfragmente vor sich zu haben.<sup>386</sup> Doch dass es sich hierbei um ein Missverständnis handelt, da sich das narrative Erzählangebot nicht aus diesen Fragmenten erschließen lässt, sondern aus den ungenutzten Erzählangeboten des Parzival und die Strophe selbst keinerlei Referenz auf eben diese Fragmente beinhaltet, wird sich im Folgenden herauskristallisieren.

Vielleicht bringt gerade eine Erklärung Licht ins Dunkle, die man bisher ausgeschlossen hatte und welche sich aus der Konzeption der Strophen selbst ergibt, nämlich dass hier nicht die Reimpaare selbst gemeint sind, sondern vielmehr - wie schon zuvor angemerkt - die sich reimenden Zeilen der ersten und zweiten bzw. dritten und vierten. Ein 'doppeltes Reimpaar' wäre damit gegeben, selbst wenn sich diese Erklärung gegen die uns heute so gebräuchliche Terminologie sperren würde.

Schließt man somit ein Versehen aus und wertet die Aussage unter diesem Aspekt, so lässt sich sehr wohl ein Sinn in der Konstruktion der Strophe erkennen. Abgesehen davon ließe sich auch argumentieren, dass es sich bei der Strophe unter Umständen um einen bewussten Textbruch handeln könnte. Hypothetisch vielleicht, doch

---

<sup>382</sup> Heidelberger Handschrift cpg 383.

<sup>383</sup> Berliner Papierhandschrift mgf 470.

<sup>384</sup> Londoner Papierhandschrift Add. 30984.

<sup>385</sup> Berleburger Papierhandschrift Litr. T. Nr. 437.

<sup>386</sup> Jedoch nicht mit der nötigen Konsequenz, wie bereits Vergleiche mit anderen Strophen gezeigt haben.

sicher nicht unmöglich, wenn man bedenkt, mit welcher Akkuratess dieser Konzepteur seinen Gegenentwurf gestaltet hat und umfassende Wissensbestände aus unterschiedlicher Provenienz für die narrative Ausgestaltung zu Rate gezogen und miteinander verwoben hat. Die Strophe unterstreicht den Anspruch des Ich-Erzählers, die Geschichte nicht nur in der richtigen dichterischen Form zu erzählen, sondern auch ihre Inhalt in der richtigen Art und Weise ausgestalten zu können. Entscheidend für die Interpretation der Strophe ist die Tatsache, dass es sich bei den Geschichten, von welchen der Ich-Erzähler berichtet, sie seien, sowohl was den Inhalt als auch die Textgestalt anbelangt, jetzt in der richtigen Art und Weise dargebracht, um das JT-Corpus handelt und nicht etwa - wie fälschlicherweise angenommen - um die Titurelfragmente. Dies scheint mir deshalb auch eindeutig, da innerhalb der Titurelfragmente von den Taten Gamurets an keiner Stelle die Rede ist und seine Geschichte in Wolframs Konzeption keinen Eingang gefunden hat. Wohl aber verlängert der Ich-Erzähler an dieser Stelle ein Erzählangebot, welches sich nur ansatzweise angedeutet im Parzival finden lässt.

Wenn man also an dieser Stelle eine eindeutige Referenz zu Wolframs Werken vermutet, so kann es sich logischerweise nur um einen Text handeln, der das nötige narrative Muster aufweist, welches der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) umzudeuten und um einige neu arrangierte Konzepte zu erzählen weiß. In den Titurel-Fragmenten wird man diesbezüglich nicht fündig werden, wohl aber - wie bereits aus dem Prolog ersichtlich wurde - im Parzival Wolframs. Nicht die Titurel-Fragmente bilden die Basis, aufgrund dessen der Ich-Erzähler seinen Gegenentwurf konzipiert, sondern er macht sich die offen gebliebenen Aspekte des Wolframschen Erzählangebots des Parzival unter Berücksichtigung heilsgeschichtlicher, theologischer Aspekte zu Nutze.

Bindet man nunmehr die Strophe an der Stelle ein, an welche sie von Werner Wolf gesetzt wurde, so nimmt es nicht Wunder, dass ihre logische Verknüpfung und die Verweigerung mit der Geschichte fortzufahren - es jedoch kurz darauf wieder zu tun - nachdem man versichert hat, es im Sinne der Kunstfertigkeit als auch im Sinne der logischen Kohärenz der Narrativik richtig zu machen, unverständlich bleiben muss. Die Umstellung der Strophe nach Werner Wolf bricht die Passage aus ihrer logischen Verknüpfung und unterstreicht damit die bisher in der Forschung so bitter umkämpfte These, dass es sich hierbei wohl um einen nachträglichen Einschub handeln muss, da ihre Stellung singular und narrativ nicht nachvollziehbar ist. Belässt man sie jedoch genau dort, wo sie in der Handschrift steht, so ergibt die Struktur und ihre Einbettung sehr wohl einen sinnstiftenden narrativen Verlauf. Denn so ungewöhnlich wie es auf den ersten Blick

scheinen mag, das Erzählen über den Fortlauf einer Geschichte zu verweigern, dies jedoch wenig später doch zu tun, gehört zu der typischen Erzählweise des Ich-Erzählers, die sich als Gestaltungsprinzip durch den gesamten Corpus der Handschrift (A) zieht.

Doch unter Berücksichtigung dieser Aspekte bleibt dennoch der vierte Vers dieser Strophe mit seiner Wolfram-Nennung mehr als nur klärungsbedürftig. Um die in der Forschung für diesen Text konstatierte Rollen-Fiktion aufrechtzuerhalten, wäre es notwendig gewesen, eine Gleichschaltung des Ich-Erzählers mit Wolfram vorzunehmen. Doch der letzte Vers spricht von Wolfram wie schon zuvor im Prolog in der dritten Person. Da man bisher die Passage fälschlicherweise als entweder nachträglich eingefügt oder aber bereits in der Konzeption der Handschrift (A) als falsch platziert angesehen hatte, wurde der Tatsache, dass der Ich-Erzähler hier von Wolfram in der dritten Person spricht, nur unter dem Blickwinkel einer nachträglichen Besserung Bedeutung beigemessen. Werner Schröder hatte in seinen Untersuchungen dargelegt, dass die 'Hinweistrophe als eine solche konstituierende ›*her Wolfram*‹ sich lediglich in der Handschrift (A) und (B) und dem Druck (J) finden lässt, die übrigen Textzeugen aus dem Überlieferungszeit J<sup>I</sup> und J<sup>II</sup> hingegen an dieser Stelle zu ›*ich Wolfram*‹ gebessert haben'.<sup>387</sup> Die Tatsache, dass sich diese 'Besserung' gerade in den Handschriften nachweisen lässt, die sich tendenziell darum bemüht haben, das Corpus auf Wolfram hin zurückzuschreiben, da das elaborierte Spiel des Ich-Erzählers nicht mehr nachvollzogen werden konnte und das Faktum, dass ein ›*ich Wolfram*‹ an dieser Stelle den logischen Zusammenhang verstellen würde, lassen berechtigte Zweifel aufkommen, dass eine Besserung zu ›*ich Wolfram*‹ in dieser Strophe eine praktikable Lösung wäre. Denn es würde sich an dieser Stelle, ebenso wie innerhalb des Prologs die Frage stellen, ob der Konzepteur, oder wie in diesem Fall, der Ich-Erzähler der Handschrift (A), der sich einer anderen Rolle bedient, sein eigenes Werk - den Parzival - als inhaltlich falsch diskreditieren würde. Selbst wenn man dies - wie es die Forschung bisher getan hat - negiert und in diesem Fall von einer vorzeitigen Aufgabe der Rollen-Fiktion sprechen würde, liesse sich der weitere Verlauf der narrativen Struktur nicht mehr erklären.

Die Formulierung ›*herr Wolfram*‹ ist in einen Kontext eingebaut, in welchem es vor allem darum geht, dass Texte von unterschiedlichen Schreibern verfälscht oder gar verschlechtert werden könnten, und bezieht sich also direkt auf potentielle Kritiker Wolframs und nicht auf ein Eingeständnis eigener Unfähigkeit - dem Anspruch inhaltlich und formal die Geschichte richtig zu überliefern - nicht Herr werden zu können.

---

<sup>387</sup> Werner Schröder (1993), S. 26

Der Gedankengang der Strophe JT,(A), 920 = Wolf 499 A schließt sich unmittelbar an die nächste Strophe JT,(A), 921 = Wolf 499 B) an, denn *"in solchen Fällen sind leider Gelehrte und Ungelehrte in Versuchung geführt, sich nicht um das Gerade zu kümmern und das Krumme als das Bessere zu sehen. Viele schätzen das Gerade gering und halten sich an das Krumme, wer jedoch ein solch unförmiges Gedicht zur guten Kunst machen/erheben will, der kann (sicher) nicht als guter Kunstkritiker gelten."*<sup>388</sup> Inhaltlich rekuriert diese Aussage nicht nur auf den Prolog und die Forderung des Ich-Erzählers an sich selbst, das Krumme der Geschichte an allen Stellen zu beseitigen, sondern auf eine für den Ich-Erzähler ganz essentielle Aussage, dass man sogar innerhalb literarisch gebildeter Kreise auf Kritiker stößt, die schlechte Literatur für gute halten. Gerade diese Gefahr sei es, die von einer schlechten Überlieferung der Texte durch Schreiber und Bearbeiter ausgehe. Mit anderen Worten, der Parzival und eben nicht die Fragmente Wolframs werden hier fokussiert und die Fehlerhaftigkeit der narrativen Konzeption ins Blickfeld gerückt, die - so der Ich-Erzähler - von Kennern der Literatur nicht wahrgenommen und als wahre Kunstfertigkeit fälschlicherweise tituliert wurden. Die Strophe JT,(A), 922 = Wolf 499 C erweitert diesen Gedanken und setzt dem Umstand - schlechte Literatur zur guten zu erheben - ein Gegenmodell entgegen und formuliert die Kriterien, die aus der Perspektive des Ich-Erzählers das Fundament wahrer Kunstfertigkeit bilden sollen. Wirklich gute Literatur müsse sich angemessener narrativer Formen und Techniken bedienen, um als wahrhafte Kunst eine wahre Geschichte zu erzählen, denn alles andere müsse als Betrug an der Kunst selbst gewertet werden:

*"Wer kostbare Borten mit Rinde unterfüttern/unterlegen will, der wird auch überall bedenkenlos des Spottes wegen betrügen. Was sollte ich mit Gänseblumen bei Rosen anfangen? Ich ziehe Rosinen und edle Gewürze den Erbsen und Bohnen vor."*

Schlechte Kunst, so der Ich-Erzähler, wirkt also nur nach außen auf diejenigen als gute, welche nicht über die Kunstfertigkeit und die narrativen Techniken verfügen, die eine wahrhafte Literatur ausmacht. Der Ich-Erzähler der Handschrift (A) unterstreicht damit - wie auch innerhalb des Prologs - seine Kunstfertigkeit, die ihn von der schlechten Literatur unterscheidet, und verteidigt damit seinen Anspruch, eine Geschichte wahr und richtig erzählen zu können. Nicht der Ruhm ist es, der ihn motiviert, sondern die Wahrhaftigkeit der erzählten Geschichte, wenn er in der darauffolgenden Strophe JT,(A), 923 = Wolf 499

---

<sup>388</sup> Werner Schröder übersetzt den ersten Vers wie folgt: *»Hiermit sind alle Kenner und Liebhaber angesprochen.* In Anbetracht des Gedankengangs der vorherigen Strophen, verdeckt diese Übersetzung meines Erachtens jedoch den Sinn. Siehe: *Werner Schröder* (1993), S. 19.



Die Poetik seines Anspruchs mit aller Deutlichkeit formuliert: ›*Bin ich imstande das Gerade raub zu machen? Dies wird sich hier nicht finden. Könnte ich das Übelwollende so gut bezwingen, so wie ich das, was nicht in Ordnung ist an diesen Geschichten, in Ordnung gebracht habe, dann würde von mir ungebührlicher Anspruch aufs rechte Maß zurückgesetzt und Unrecht beseitigt werden.* Die mögliche Kritik, dass er, der Ich-Erzähler, sich ebenso zu denjenigen gesellen würde, die eine Geschichte durch verfälschte narrative Formen und Techniken verschlechtern, weist er hier entschieden zurück, denn davon werde sich in seiner Geschichte - und damit ist der *Jüngere Titurel* und nicht der Parzival gemeint- nichts finden lassen. Innerhalb des JT-Corpus wurde also eine Geschichte, welche zuvor als fehlerhafter Text bekannt und gerühmt wurde, gebessert und jetzt in der richtigen narrativen Form mittels der Techniken wahrer Kunstfertigkeit dargeboten. Es geht primär nicht um die formalen Aspekte, die innerhalb des JT-Corpus gebessert werden, sondern vor allem um die inhaltlichen, wenn der Ich-Erzähler in der darauffolgenden Strophe JT,(A), 924= Wolf 499 E die sogenannten Kunstkritiker ins Visier nimmt und ihre Fähigkeit zwischen wahrer und schlechter Kunst unterscheiden zu können entschieden in Frage stellt:

*"Nur wegen der Leichtfertigen, die sich ihrer Kunstkritik rühmen, das Rechte herabzusetzen wissen und (ebenso) leichtfertig Dichtung verberrlichen, wird solcher schlechter Kunstverstand auch bei dem höfisch Gebildeten gefunden. Wenn sich Bauern so verhalten hätten, hätte Herr Neidhart Grund zur Klage gehabt."*

Es sind somit nicht nur die Schreiber und Bearbeiter, die einen Text verschlechtern, sondern auch die selbsternannten Kunstkritiker, die dafür Sorge tragen, dass sich schlechte Literatur, die weder den inhaltlichen noch formal-ästhetischen Kriterien entspricht, auch an den Höfen verbreitet. Die Kritik des Ich-Erzählers zielt also in erster Linie auf diejenigen ab, welche nicht nur einen Text durch fehlerhafte Überlieferung und Bearbeitungen zum Schlechteren verkehren, sondern richtet sich auch an jene, die von sich selbst glauben, den richtigen Kunstverstand zu besitzen. Doch - so der Ich-Erzähler - mangle es diesen selbst an der nötigen Kenntnis die Poetik betreffend, und sie sollten daher nicht bei der Bewertung wahrer und falscher Literatur zu Rate gezogen werden. Denn dies stehe nur den wirklichen Kunstverständigen oder besser gesagt, den wahren Dichtern und Erzählern zu. Der Anspruch des Ich-Erzählers entspringt damit aus der Überzeugung, dass er dazu imstande wäre, die Geschichte in der richtigen Art und Weise unter Berücksichtigung aller inhaltlichen und formal-ästhetischen Kriterien erzählen zu können.

Damit lässt sich auch innerhalb dieser Strophenpassage der Bezug wieder zu der, von dem Ich-Erzähler unterbrochenen, Gamuret-Geschichte herstellen. Denn nur wenn

eine Geschichte formal-ästhetisch auf den Grundlagen wahrer Kunstfertigkeit und inhaltlich richtig dargestellt ist, dann sei sie es auch wert erzählt zu werden. Aufgrund des Erzählangebots der Titulelfragmente lässt sich der Gegenentwurf nicht erklären, wohl aber auf der Grundlage des Parzival. Nimmt die Geschichte von Gamuret bei Wolfram 141 Verse ein, so erweitert der Ich-Erzähler innerhalb des JT-Corpus diese auf 234 Strophen. Was innerhalb des Parzival über den zweiten Orientfeldzug des Vaters Parzival nur andeutungsweise erzählt wurde,<sup>389</sup> wird korrigiert, verbessert, erweitert und in einen heilsgeschichtlichen Zusammenhang gerückt. Daher könne die unterbrochene Beschreibung und Schilderung der Kämpfe und der Tod Gamurets jetzt auch wieder aufgenommen werden, da der Ich-Erzähler, ausgehend von seiner Beschreibung im Prolog, das ›*ungeriht*‹ und das ›*krumb*‹ getilgt und richtig gestellt hat. Das was ›*ungesprochen von dem munde*‹ ist, kann nunmehr auf die richtige Art und Weise wiedergegeben werden:

»*Nun kehren wir von solchen Geschichten wieder zurück zu den vorherigen Geschichten, zu dem würdigsten Fürsten dreier Königreiche, und wie Gamuret sie (die Heiden) so bedrängt und in Verwirrung bringt, dass manch stolze Geliebte an ihren Freuden beschnitten wurde.*«

Um die Strophenumstellung für die Edition zu rechtfertigen und den eklatanten Textbruch zu minimieren, hatte Werner Wolf die Strophe JT,(A), 925 = Wolf 499 F ab Vers 2,2 abgeändert und einen eigenen, durchaus gelungenen Ergänzungsversuch inseriert. Um diese 'Neudichtung' mit dem Original der Handschrift (A) vergleichen zu können, bietet es sich an, beide nocheinmal gegenüberzustellen und die Konsequenzen für den weiteren Textverlauf hieraus eruieren zu können.

JT,(A), 925 nach der Handschrift (A):

»*Nu keren von den meren her wider an di berren,  
zu dem wirdeberen drier kunic riche fursten herren,  
wie erz mit gedrenge hie da wirret  
daz manic stolz amie an ir vil hohen vröuden wart verirret.*«

Wolfs Edition hingegen bietet die gleiche Strophe folgendermaßen an:

JT,(A), 499 F nach der Edition von Werner Wolf:

»*Nu keren von den meren her wider an di berren,*

<sup>389</sup> Pz. 101,21-102,25; 105,13-108,28

*zu dem wirdeberen gales kron und kunicriches herren  
und sagen, wie er all ir wurde merte,  
der edeln diet zem grale, und si vil reine, hohe tugend lertex.*

Um den Übergang zu der Beschreibung Titurels und des Galsreiches zu glätten, war es für Werner Wolf notwendig gewesen, die letzten beiden Verse in eigener Regie abzuändern.<sup>390</sup> Nur auf diese Weise war es möglich gewesen, den immanenten Textbruch zu umgehen. Ein Eingriff, welcher zwar von Seiten der Forschung vor allem von Werner Schröder stark kritisiert wurde, jedoch bis heute unkommentiert weiterhin Eingang in die Interpretationen gefunden hat.<sup>391</sup>

Folgt man jedoch der eigentlichen Textgestalt der Handschrift (A), so erschließt sich sehr wohl ein Sinn in der Reihenfolge des aufgeworfenen Gedankengangs. Der Exkurs bezüglich wahrer Kunst vs. falscher Kunst, mündet ohne Bruchstellen in der weiteren Beschreibung und Erzählung von Gamurets weiterem Schicksal und der Vorausdeutung auf seinen baldigen Tod in Strophe JT, (A), 921.

Zusammenfassend ließen sich die Ergebnisse dieser Strophengruppe wie folgt darstellen:

Die sogenannte erste Hinweisstrophe nebst ihren Kunststrophen, die bei Werner Wolf an die Stelle 499 A -E geraten sind, stehen ursprünglich zwischen den Strophen JT,(A), 919-25 der Handschrift und auch den restlichen Textzeugen des Überlieferungszweiges JT<sup>f</sup> und bilden dort eine sinnstiftende Einheit bezüglich der Reihenfolge des aufgeworfenen Gedankengangs, dass Geschichten und Erzählungen nur dann als kunstvoll angesehen und als erzählenswert erachtet werden können, wenn sie sowohl inhaltlich als auch formal-ästhetisch den Ansprüchen wahrer Kunstfertigkeit genügen. Die dort vorgebrachte Kritik betrifft nicht nur die schlechte Überlieferung und Rezeption durch Schreiber und Bearbeiter, die einen Text verderben, sondern in besonderer Weise auch die Kunstkritiker, welche Literatur präferieren, die den Ansprüchen wahrer Meisterschaft nicht entsprechen und diese an den Höfen verbreiten.

---

<sup>390</sup> Werner Wolf (1952), S. 134 und ZfdA 82, S. 262.

<sup>391</sup> Werner Schröder (1993), S. 21.: 'Der weit überwiegende Teil von Wolf Str. 499F in Wolfs Ausgabe ist seine eigene Dichtung, um zu beweisen, dass die sogenannte erste Hinweis-Strophe samt Kunst-Strophen in Albrechts Werk an dieser Stelle gestanden haben müssen. Sie müssen nicht! Allein in (R) findet sich die erste Hinweis-Strophe hier, aber ohne die Kunst-Strophen, die der zweiten nach Wolf Str. 1172 attachiert und dort auch nach seiner Überzeugung fehl am Platz ist.'

Des Weiteren lassen sich aus den Strophen nur schwer Hinweise eruieren, dass es sich bei dem angesprochenen Text in JT,(A), 920 = Wolf 499 A, um die Titul-Fragmente Wolframs handelt. Zum einen bergen die Fragmente keinerlei nutzbares Erzählangebot, aus welchem sich der weitere Verlauf von Gamurets Schicksal ableiten ließe, zum anderen rekuriert eben genau diese Ausgestaltung offen gebliebener Handlungssegmente auf den Parzival, wie es auch schon der Prolog deutlich gezeigt hatte.

Die zu Beginn der Passage erhobene Weigerung, über das Schicksal Gamurets weiter Auskunft zu geben, resultiert weniger aus einem Bruch mit der Narrativik, als vielmehr, aus einem Exkurs, wie und vor allem unter welchen Bedingungen man Erzählungen und Geschichten unter poetologischen Aspekten erzählen sollte. Die darauf folgende theoretische Abhandlung über die Gestalt wahrer Kunstfertigkeit charakterisiert die Beweisführung des Ich-Erzählers, im Gegensatz zu anderen, dazu in der Lage zu sein. Die Wolfram-Nennung in der dritten Person der Strophe JT,(A) 920 = Wolf 499 A lässt sich in den Handschriften (A) und (B), jedoch in keiner der anderen Textzeugen des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> nachweisen, die den Text zu *›ich Wolfram‹* ändern. Aus der Konzeption der Passage lässt sich jedoch ableiten, dass eine 'Besserung' dieser Art den eigentlichen Grundgedanken dieser Textstelle verstellt, da dann auf die Titul-Fragmente Bezug genommen werden würde, die jedoch als Referenzquelle für das Schicksal Gamurets nicht herangezogen werden können, da sich die inhaltlichen Bezüge hieraus nicht erschließen lassen. Des Weiteren rekuriert die Passage auf die Aussagen, die innerhalb des Prologs über das eigentliche Ziel des Werkes getroffen wurden, die *›krumb an allen orten zu slibten‹*, und erweitert dieses Konzept mit dem Hinweis, dass es dazu wahrer Kunstfertigkeit bedarf, die der Ich-Erzähler für sich einfordert und unter Beweis stellt. Darüber hinaus kann die Tatsache, dass sich hier ein Ich-Erzähler selbst zu Wolfram stilisiert nicht als berechtigt angesehen werden, denn es ist - wie bereits auch innerhalb des Prologs - unwahrscheinlich, dass sich ein Erzähler selbst in der dritten Person anspricht und damit eine deutliche Differenz markiert, die ihn eben von diesem angesprochenen Dichter eindeutig unterscheidet.

Die Änderung der letzten beiden Verse der Strophe JT,(A), 925, 2-4, in Werner Wolfs Edition als Strophe 499 F markiert, charakterisieren eine gelungene 'Eigendichtung' des Editors, um die Textumstellung der Passage zu rechtfertigen und die Bruchstelle für den weiteren Gang der Handlung zu glätten. Sie gehören jedoch in keiner Weise zum originären Textgehalt der Handschrift (A) und sollten daher bei weiteren Untersuchungen

unberücksichtigt bleiben, da sie den logischen Gedankengang dieser Passage verdecken und den eigentlichen inhaltlichen Aspekt untergraben.

Bisher hatte man den Texteingriff und die Umstellung als gegeben hingenommen und keinerlei Zweifel an der Platzierung, wie auch an den daraus resultierenden Konsequenzen für den weiteren Verlauf des Textes und die Rollen-Konzeption des Ich-Erzählers erhoben. Doch gerade dies ist für eine objektive Beurteilung und Neu-Interpretation des Rollen-Ichs des JT-Corpus der Handschrift (A) unabdingbar. Solange der Text mit seinen Umstellungen und Umplatzierungen des Strophenbestandes nicht korrigiert wird, wird sich schwerlich eine chronologische Aufarbeitung dessen erschließen, was den narrativen Gehalt des Textes so kunstvoll ausmacht. ›*Das krumbe an allen orten zu slichten*‹, ungeachtet der Schreiber, Bearbeiter und Kunstverständigen, die die Texte verschlechtern und falsch rezipieren, ist ein Anspruch des Ich-Erzählers, der heute noch schwerer wiegt als zu der Zeit, in welcher der Konzepteur sein Werk geschaffen hatte.

## VI.2. Die sogenannte zweite Hinweisstrophe des Jüngerer Titirel

Wenngleich die Hinzunahme der sogenannten zweiten Hinweisstrophe JT 1172 innerhalb der Handschrift (A) kritiklos von der Forschung anerkannt wurde, so muss dennoch dem eigentlichen Wortlaut des älteren Überlieferungszeugen Rechnung getragen werden. Die Edition verzeichnet den Einschub mit der Anmerkung, dass es sich hierbei um den Hinweis auf das zweite Wolfram-Fragment handelt. Werner Wolf hat innerhalb des Handschriftenapparates zwar angemerkt, dass sich diese Passage nicht in den Handschriften (A), (B) und (H) finden lässt, jedoch die Tatsache unberücksichtigt gelassen, dass sie nur innerhalb des Überlieferungszweiges R bzw. JT<sup>II</sup> an dieser Stelle verzeichnet ist. Die Passage, in welcher Sigune und Tschionatulander Herzloyde und den kleinen Parzival in der Zurückgezogenheit von Soltane aufsuchen und die beiden Liebenden auf dem Rückweg im Wald ihr Nachtlager aufschlagen, ist in der Handschrift (A) nicht durch einen Einschub oder durch einen Bruch in der Handlung unterbrochen. Die Vorausdeutungen, welche der Ich-Erzähler an dieser prägnanten Stelle inseriert, verweisen lediglich auf das drohende Unheil und den Tod des jungen Helden durch die Brackensepisode, der vereinzelt schon ab dieser Passage als der junge Gamuret bezeichnet wird.

Ohne hierbei die Chronologie der Analyse durchbrechen zu wollen, ist es für das Textverständnis der Stelle notwendig, diesen Strophenbestand genauer zu untersuchen, um damit die Passage besser in den Gesamtzusammenhang einordnen zu können. Der Ich-Erzähler der Handschrift (A) verzichtet in dieser Strophengruppe darauf, eine Erklärung für die Umbenennung Tschionatulanders in den Text einfließen zu lassen und wechselt zwischen beiden Anredeformen in größeren Abständen hin und her, bis er bezüglich der Motivation von Tschionatulanders Orientfeldzugs seinen Helden nur noch mit dem Beinamen der »junge Gamuret« oder aber auch nur mit dem Namen »Gamuret« in den Text inseriert. Der eigentliche Rachedanke, der als Motivation für den Feldzug dient: »Ich mac nicht sin alsagende, waz an ir prieveu stuende, wan in sin herze jagende was hin uber, daz er rache tuende wurde gen dem kunig Ypomidone«, (JT,(A), 1668,1-3) wird gleichzeitig als Fortsetzung der Werbung um Sigune verstanden:

JT,(A), 1668,1-3: »ir brustel, di gedraten, twungen in gen vinichen varen  
michel<sup>392</sup> me danne Gamuretes sterben.

<sup>392</sup> Die Edition ändert an dieser Stelle ohne ersichtlichen Grund die Leithandschrift zugunsten der Handschriften (D) und (E), welche ebenso wie der Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> mit der Handschrift (X)

*doch taten si iz beide: er wolt minne mere dann baz erwerben».*

Die Verwirrung einiger Interpreten, dass an dieser Stelle Gamuret als Werbender um Sigune dargestellt ist und eben nicht Tschionatulander explizit genannt wird, lässt sich dadurch erklären, dass Tschionatulander im Verlauf der Handlung in drei Handlungsschritten zu einer Inkarnation Gamurets aufgebaut wird und schließlich sogar dessen Namen und heraldische Attribute übernimmt. Über die Aneignung der heraldischen Insignien die ihn äußerlich als Gamuret erscheinen lassen (JT,(A), 1255), bis hin zur Übernahme eines weiteren generischen Signums, eines Ankers auf grünem Grund<sup>393</sup>, der vor allem dem babylonischen Heer als Zeichen Gamurets bekannt ist und ihn damit innerhalb einer Inklusion im kollektiven Bewusstsein der Ritterschaft als grüner Ritter verankert.<sup>394</sup> Im nächsten Schritt gleicht sich der junge Glaubenskämpfer Tschionatulander auch in physischer Hinsicht seinem Vorgänger immer stärker an und wird auch ohne seine heraldischen Insignien rein hinsichtlich der Körperlichkeit auf dem Turnier von Floritschanze für *sein ander Gamuret* (JT,(A), 1733) und bei Ankunft in Patelamunt für Gamuret selbst gehalten. Eine durchaus nicht ungefährliche Verwechslung, die der junge Ritter auch mit dem Hinweis auf sein Alter nicht aufklären kann, hatte sich doch sein Ziehvater als treuloser Mann Belakanes dereinst 'bei Nacht und Nebel aus dem Land geschlichen'.

Der Grund für die ungewöhnliche körperliche Ähnlichkeit, so der Erzähler, liegt vor allem in zwei Aspekten begründet.

JT,(A), 2657: *»Sit elliu diet was jehende ir antlutz gelicher bilde,  
sins nerven <sup>395</sup> tot an sehende und Sigun het im gemacht wilde  
kintliche blicke, und hete varve quecke.  
Des moht sich dester kleiner entsagen hie der kintliche recke«.*

---

michel oder *»michels«* schreiben.

<sup>393</sup> Ich verweise hier vor allem auf die interessante Namensnennung Tschionatulanders, der einerseits als grüner Ritter über weite Teile des Corpus erscheint (JT,(A), 1428), eine Bezeichnung, die der Ich-Erzähler der Handschrift (A) eindeutig aus den Andeutungen des Parzival (Pz. 14,12 ff; 101,7 f) entlehnt und erweitert hat, zum anderen als die Reinkarnation Gamurets in den Text inseriert wird.

<sup>394</sup> Eine generische Namenszuschreibung, die an den Iwein erinnert (Iwein als Löwenritter; Iwein der Arme); an den Parzival (der rote Ritter) und an den Lanzelot Ulrichs von Zatzighofen (Ritter mit dem Adler und Ritter vom See). Verwiesen sei hier prinzipiell auf die Problematik des generischen und individuellen Namens in der höfischen Epik und im Heldenepos.

<sup>395</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet hier *»nerven«*, was auf eine Verschreibung schließen lässt.

Die Gründe für den 'körperlichen Verfall' sind damit für den Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) klar gekennzeichnet: Persönliche Verluste und Frauen. Und in diesem Fall eindeutig die jugendliche Sigune. Aspekte, die sich nicht mit dem geforderten 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modell' des Ich-Erzählers decken.

Doch letztendlich bildet die neue Anrede Tschionatulanders von Seiten des Ich-Erzählers der Handschrift (A) die eigentliche Gleichsetzung und Inkarnation des jungen Ritters. Ab JT,(A), 2900 wird Tschionatulander als ›*Gamuret der junge*‹ oder ›*Gamuret*‹ titulierte.<sup>396</sup> Die Gleichsetzung der beiden bis hin zur Übernahme der heraldischen und vor allem physischen Eigenheiten, nimmt jedoch erst dann abrupt ein Ende, als der 'neue Gamuret' schließlich den Tod seines Ziehvaters an Ypomidon in JT,(A), 4225 rächen kann. Der Ich-Erzähler verweist mit dieser Vorgehensweise auf die Entindividualisierung seiner Handlungsträger, die sich an allen Figuren - an Tschionatulander jedoch am stärksten - innerhalb des Corpus erkennen lässt. Die Einzelpersonen lösen sich von ihrer Subjektivierung und werden damit zu einem Kollektiv einer modellhaften christlichen Gemeinschaft, die sich am Ende des Epos wieder zusammenfindet und das theoretisch aufgebaute 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' durch den Rückzug in Klausen und Klöster auch bewusst in die Praxis umsetzt. Auch in diesem Punkt ändert der Ich-Erzähler seinen Gegenentwurf bezüglich der Konzeption Wolframs, welcher vor allem die Subjektbezogenheit seiner Handlungsträger immer wieder in den Vordergrund stellt und sie in einem individuellen Handlungsraum agieren lässt. Diese Überlegungen sind meines Erachtens grundlegend für den weiteren Verlauf der Handlung und lassen auch die These, dass an dieser Stelle tatsächlich die Wolfram-Fragmente Eingang in den Corpus gefunden haben und damit die zweite Hinweisstrophe in der Handschrift (A) ihre Berechtigung hat, in einem neuen Licht erscheinen.

Um den Text an dieser Stelle genauer analysieren zu können, ist es zwingend notwendig, den Textgehalt aus der eigentlichen Handschrift zu entnehmen, die ich daher transkribiert meinen Untersuchungen voranstelle.<sup>397</sup> Die Veränderungen des Textes,

---

<sup>396</sup> Die Gamuret-Anrede Tschionatulanders von Seiten des Ich-Erzählers zieht sich über weite Teile des Corpus. Verwiesen sei hier lediglich auf die Passagen JT,(A), 3022, 3078, 3080, 3085, 3101-14 und 4219.

<sup>397</sup> Der eigentliche Wortlaut der Handschrift ist an den Stellen unterstrichen, an welchen er sich mit dem Editionstext nicht deckt. Kleinere Besserungen von Werner Wolf werden in runden Klammern dem Text hinzugefügt.



welche sich aus einem Vergleich der Handschrift (A) mit dem Editionstext ergeben, beziehen sich vor allem auf die Strophen ab JT,(A), 1170-1174.<sup>398</sup>

JT,(A), 1170: »Groꝝ ere und kumber ſich hebte an in beiden.<sup>399</sup>

daꝝ merke wiſer und tumber in werdicheit ſie lebten<sup>400</sup>

und auch da bi in<sup>401</sup> leiden. arbeit, kumber, leit mit groꝝen eren

und not gen ꝛweinzic iaren, nu wold ir vrede ſigen<sup>402</sup> und ſich in truren meren«.

JT,(A), 1171: »Daꝝ kam<sup>403</sup> von wilden mæren di ſich hie nabe wellen,

diseſn edeln wirdeberen, da mit ſich unfro ſich in wil gefellen.<sup>404</sup>

die hie<sup>405</sup> treit di fueꝝ und ſcharfen angel

ſwer (ab) den angel ſchüben wil, der muꝝ oft der fueꝝe haben mangel«.

JT,(A), 1172: »Durch ſmac der blünden roſen ſo was ir wille hie liegende,

und durch daꝝ zuꝝe koſen. der vogelin sanc ie was (gen) vrede wigende

und die beide ſtend in blud erkennenet. daꝝ gibt den luten hoben

mut, da tet ouch in do wart ir vreden wan zertrennet.<sup>406</sup>

<sup>398</sup> Die gesamte Passage JT,(A), 1168-1173 fehlt der Handschrift (B) und der Handschrift (H). Für die Handlungsstruktur ergibt sich daraus der Umstand, dass das Ende der Beschreibung des Nachtlagers und die Vorausdeutungen auf das Schicksal der Liebenden in den letzten beiden Versen der Strophe JT, (A), 1167 angedeutet und unmittelbar mit der Strophe JT,(A) 1174 verbunden werden, ohne hierbei die logische Struktur der Erzählung zu stören. Beide Handschriften verzichten jedoch auf jene Strophen, die inhaltlich an das zweite Wolfram-Fragment erinnern könnten. Der Referenzbezug ist damit nicht mehr eindeutig nachvollziehbar und lagert die weitere Erzählung des Brackenseils in den Gegenentwurf des JT-Corpus ein.

<sup>399</sup> Werner Wolf bessert hier den Text zu : »*sich wart nu an beiden leiden*«.

<sup>400</sup> Die Edition ändert hier den ganzen Vers und folgt der Handschrift (D): »*in werdicheit si lebende wurden und da bi in mangen leiden*«.

<sup>401</sup> Die Edition fügt hier »*mangen*« ein.

<sup>402</sup> Der Editionstext ändert den Beginn von 1170, 4b: »*ir vroud kund seigen*«.

<sup>403</sup> Werner Wolf ändert hier »*kam* zu »*kom*«

<sup>404</sup> Auch hier geht die Edition nach (D) und schreibt: »*da mit si groꝝ unfrede sich gesellen*«.

<sup>405</sup> Die Edition ändert hier zu »*da*«

<sup>406</sup> Der Editionstext bessert hier ohne Vorgaben einer anderen Handschrift: »*Durch smac der bl-nden rosen, so was ir wille, hie liegende, / und durch daꝝ s-ꝛe koſen. der vogelin sanc ie was gen vreden wigende. / si gedachten da beliben ꝛeiner wochen / oder ein lutzel langer. der vreden wan wirt in nu zerbroschen*«. Die Stelle muss bereits in (A) als

JT,(A), 1173: »*Suꝛ lagen ſi niht lange e daz ſi horten ſchiere,  
mit einer richen ſtrange uf rot wildes verte nach wunden tiere  
ein bracke der kom lute beles iagende.  
der wart uf gehalten. des bin ich durch vrunde der clagende*«. <sup>407</sup>

JT,(A), 1174: »Durch ſnellheit ſin, di richen, daz er den hunt erloufen. <sup>408</sup>  
wil vil ritterlichen und wil du mir heil und vroud erchoufen, <sup>409</sup>  
und ein ſtetes truren dran anpfaben.  
er sprach gen der ſtimme als er wolde den bracken ergaben«.

JT,(A), 1175: »*Sit in dem witen walte niender mehr gekeren,  
daz fluchtig tier ſo balde danne dem talfin arebeit zemerren,  
kunſtig truren brabt ir im zu teile.  
Nu dakt er ſich in einem ſtruch hie chom der bracke iagent an einem seile* <sup>410</sup>«.

Die Ähnlichkeiten zwischen dem Wortlaut des JT-Corpus der Handschrift (A) und dem der Titul-Fragmente, sind im Vergleich hierzu deutlich erkennbar:

Tit. 137: »*Sus lågen si unlange. dô gehörten si schiere,  
in heller süezer stimme uf rôtwarwer verte nâch wunden tiere  
ein bracke kom hôchlûtes zuo zîn iagende.  
der wart eine wîle uf gebalden. des bin ich durh friunde noch die clagende*«.

Tit. 138: »*Dô si den walt alsus mit krache hörten erbellen -  
Schoynatulander úz † keitlichem † <sup>411</sup> leben für die snellen  
was bekant. wan Trefrezent der reine  
der lief unt spranc allen den vor, die des pblâgen uf rîters gebeines* -

---

verdorben angesehen worden sein, da sie die Strophenform durchbricht und zu lang geraten ist.

<sup>407</sup> Werner Wolf ändert die letzte Zeile und schreibt nach (D): »*der wart uf gebalden. des bin ich nu durch vr-nde not der clagende*«.

<sup>408</sup> Der Editionstext bessert hier aus (D): »*Durch snellheit sin, di richen, dakt er den hunt erloufen*«.

<sup>409</sup> Auch hier ändert die Edition den Text nach (D): »*bein di ritterlichen trûc er. des wold er vroud und sæld verchoufen*«.

<sup>410</sup> In der Handschrift (A) ist das »k von »seile« nach dem »e« nachgetragen.

<sup>411</sup> Durch die Edition sinnvoll nachgetragen, da »keitlichem« hier den Vers vervollständigt.

Tit. 139: »*nu dāhter: 'obe den hunt ieman mac erloufen,  
rītterlīchiu bein diu trage.' er wil frōude verkoufen  
unt ein stætez trūren dar an enphāben.  
ūf spranc sīn līp gein der stimme, als er wolte den bracken ergāben*«.

Tit. 140: »*Sīt in den wīten walt niht mohte gekēren  
daz flūhtege wilt, wan her fūr den talfīn, daz wil sīn arbeit gemēren.  
kūnfec trūren brāhtez im ze teile.  
nu dacter sich in einer dicken strūt. sus kom iagende an dem seile*«.

Zwischen der Strophe JT,(A), 1172 und 1173, verzeichnet der Editionstext Werner Wolfs jene ominöse Zusatzstrophe 1172 A, welche den Gedankengang der Naturbeschreibung und das darauffolgende Auffinden des Bracken an dieser Stelle unterbricht.<sup>412</sup> Die von Werner Wolf hier inserierte Strophe aus dem Bestand des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> lässt sich in den Handschriften des Zweiges JT<sup>I</sup> und seinen Vertretern ABDEHa und b nicht auffinden. Damit stellt sich unweigerlich die Frage, ob es für das Verständnis und die logische Struktur der Rekonstruktion der Handschrift (A) nicht doch besser gewesen wäre, eben diese Strophe aus der Edition zu entfernen, so wie Werner Schröder es bereits bei seinen Untersuchungen vorgeschlagen hatte.<sup>413</sup> Doch um die Störung der Narrativik an dieser Stelle im Verhältnis zu dem Textgehalt der Handschrift (A) zu verdeutlichen, sei sie hier noch einmal anzitiert.

JT,(nach Werner Wolf), 1172 A.: »*Rime di zivalten dem bracken seil hie waren  
vil verre dann gespalten. dar nach, di lenge wol von funfzic jaren,  
zivalter rede was ditz mæ̅r gesumet.  
ein meister ist uf nemende, swenn iz mit tod ein ander hie gerumet*«.<sup>414</sup>

<sup>412</sup> Der von Werner Wolf transkriptierten Handschrift (X) fehlt die gesamte Vorbereitungspassage JT,(A), 1168-1172. Die Handschrift verzeichnet an dieser Stelle die Überschrift: *Auentenre von dem prachen vnd von der strang* und leitet die bedinnende Katastrophe mit einer Großinitialie und der Strophe: *Nv prüvet wilde mæ̅re. ez chom von vnbaible*.

<sup>413</sup> Werner Schröder (1983), S. 113 ff.

<sup>414</sup> »*Doppelte, sehr weit auseinanderliegende Reimverse waren damals dem nun hier folgenden Brackenseil vorausgegangen. Fünfzig Jahren lang wurde die Geschichte nicht zusammengefügt. Ein Meister übernimmt diese Aufgabe, da sie ein anderer wegen seines Todes nicht mehr ausführen konnte*«.

Inhaltlich erinnert die Strophe der Redaktion R an die sogenannte erste Hinweisstrophe JT, (A), 919 = Wolf 499 A, nimmt sie doch den Gedankengang, dass es sich bei der Liebesgeschichte zwischen Sigune und Tschionatulander um eine Erzählung handelt, die in gedoppelten Reimpaaren gedichtet war, wieder auf. Zusätzlich liefert sie jedoch weitere Informationen, die für die Situierung und die Rezeption nicht unerheblich sind. Denn die Strophe scheint sich eindeutig auf die Titurel-Fragmente Wolframs zu beziehen, welche fünfzig Jahre lang aufgrund des Todes des Dichters nicht fortgesetzt wurden, bis sich ein anderer Meister ihrer angenommen hatte, der sie nunmehr vollendete. Wenngleich diese Strophe für den Überlieferungszeitpunkt JT<sup>I</sup> keine Rolle spielt, so ist sie doch für das Verständnis der Erzähler-Rolle und vor allem für die Rezeption des Textes von JT<sup>I</sup> von gravierender Bedeutung.

Innerhalb der Handschrift (A) unterbricht die von Werner Wolf inserierte Strophe JT, 1172 A nicht nur den logischen Gedankengang der Erzählung, sondern setzt auch eine falsche logische Verknüpfung, die innerhalb der Forschung die Aufarbeitung des Textgehaltes erschwert. Die Strophe evoziert das Faktum, dass ein weiterer Dichter die Erzählung der beiden Liebenden nach fünfzig Jahren zu Ende dichtet, also vollendet, da der unmittelbare Vorgänger, welcher namentlich nicht genannt wird, diese durch seinen Tod fragmentarisch hinterlassen hatte. Zum einen unterstreicht der Einschub aus dem Überlieferungszeitpunkt JT<sup>II</sup> damit die Tatsache, dass es sich bei den vermeintlichen Titurel-Strophen Wolframs um ein Fragment handelt, zum anderen durchbricht sie jedoch auch die in JT<sup>I</sup> aufgebaute Textlogik. Die als 'erste Hinweisstrophe' bekannte Strophe hatte keinerlei Hinweise auf einen weiteren Dichter verzeichnet und auch keinerlei Hinweise auf die Titurel-Fragmente inseriert. Die Redaktion R muss bei der Bearbeitung des JT-Corpus davon ausgegangen sein, dass es sich dabei um einen Text handeln muss, der lediglich die Titurel-Fragmente Wolframs vollende.<sup>415</sup> Innerhalb der Redaktion R folgt auf die Strophe 1172 A noch die Passage 499 B-F, während 499 A sich eher an die Strophe JT,(A), 919 angleicht und im Überlieferungszeitpunkt JT<sup>I</sup> innerhalb der Handschrift richtig platziert wurde,

---

<sup>415</sup> Die Handschrift (B) ist ab Strophe JT, 1172 auffälligerweise näher an R, entlehnt jedoch die Strophe 1172 aus (a). Gerade in dieser Passage wie auch in JT,(A), 239-64 lässt sich in allen Textzeugen die deutliche Tendenz erkennen, dass gerade dort, wo das elaborierte Spiel der Erzählebenen aufgerufen wird, die überlieferten Texte am deutlichsten differieren. Dies kann meines Erachtens nur mit der Tatsache zusammenhängen, dass eben gerade dieses Spiel nicht mehr durchschaut wurde und die späteren Bearbeiter einen Wolfram-Text hinter dem JT-Corpus zu sehen glaubten und daher die Änderungen vornahmen.

nicht aber in der Edition.<sup>416</sup> Mit dieser Strophe jedoch ist die Annahme, dass es sich bei dem Erzähler selbst um Wolfram handelt aufgrund der zeitlichen Fixierung und der Erwähnung der weiteren 'Vollendung' durch einen weiteren Dichter, durchbrochen. Denn wenn die Redaktion R tatsächlich davon ausgegangen war, mit dem JT-Corpus einen verderbten Wolfram-Text vor sich zu haben, welcher lediglich zu Ende geführt wurde, so lassen sich die unzähligen Brüche im Verhältnis zur Wolfram-Konzeption damit nicht wirklich schlüssig klären. Und selbst die Strophe JT, 1172 A des zweiten Überlieferungszweiges lässt die These einer Erzähler-Fiktion in einem fraglichen Licht erscheinen. Man erkannte in der Ähnlichkeit der Motivik, die selbst bis in die Wortwahl hineinreicht, eine 'deutliche Referenz' zu den Fragmenten Wolframs und sah sich wohl dazu veranlasst, das vorliegende JT-Corpus daraufhin zu bessern. Wahrscheinlich von der Annahme motiviert, dass man diesen durch die Rezeption und Überlieferung als verderbt angesehen hatte.

Doch ist gerade der Hinweis auf das Fragmentarische der Sigune- und Tschionatulander-Erzählung meines Erachtens der Schlüssel für die Art und Weise der Rezeption des JT-Corpus ab 1300. Die Strophe JT, 1172 A der Edition und der Redaktion R konstituiert das JT-Corpus an dieser Stelle bezüglich der Handlungssequenz der Erzählung, als Vollendung eines bereits vorhandenen Erzählcorpus eines anderen Dichters. Wolfram wird namentlich zwar nicht an dieser Stelle genannt, jedoch sind die Referenzbezüge eindeutig. Die Titurelfragmente, so wie sie heute in der Münchner Handschrift G aus der Mitte oder dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts mit 164 Strophen, der Wiener Handschrift H aus Bozen mit 68 Strophen des ersten Teils der Geschichte und der um 1300 datierten, kaum lesbaren Handschrift M mit 46 Strophen aus dem ersten Titurel-Stück, überliefert sind, können jedoch für einen unmittelbaren Vergleich mit dem JT-Corpus nur annäherungsweise herangezogen werden.

Es muss allein vom Strophenbestand und den inhaltlichen Kohärenzen davon ausgegangen werden, dass sowohl dem Konzepteur des JT-Corpus A\* als auch den späteren Bearbeitern der übrigen Textzeugen, eine oder mehrere parallele Fassungen \*HM und \*G vorlagen, die uns heute nicht mehr überliefert sind. Ungeklärt ist bis heute auch die Tatsache, welchen Einfluss die Tübinger Titurel-Bruchstücke auf die Papierhandschrift (H)

---

<sup>416</sup> Eine gesonderte Untersuchung der Befunde von R steht bis heute in der Forschung leider noch aus und kann auch an dieser Stelle nicht eingearbeitet werden. Für künftige Untersuchungen sollte dies jedoch vor allem im Hinblick auf die Rollenkonstitution von JT<sup>II</sup> in Abgrenzung zu JT<sup>I</sup> geleistet werden.

hatte, da sie zwar keinerlei Strophen gemeinsam haben, sich jedoch genau dort ergänzen, wo die eine von beiden grössere Textlücke aufweist.<sup>417</sup> Es ist daher schwierig den Fragmentstatus wirklich genau festmachen zu können, da nicht mit absoluter Sicherheit davon ausgegangen werden kann, dass es nicht vielleicht doch mehr als 164 Strophen des Titirel gegeben hat, wemgleich die Redaktion R in Strophe JT, 1172 A davon ausgeht, dass der Titirel Wolframs fragmentarisch gewesen war.<sup>418</sup>

Auffällig ist jedoch die Tatsache, dass innerhalb dieser Strophe von dem Erzähler des JT-Corpus als einem Vollender gesprochen wird, der das zu Ende bringt, was ein anderer fünfzig Jahre zuvor aufgrund seines Todes nicht mehr vollenden konnte. Der Einschub von R hält die nachfolgende Erzählung der tragischen Liebesgeschichte zwischen Sigune und Tschionatulander für eine Vollendung eines bereits begonnenen Wolfram-Konzepts. Was jedoch schon innerhalb der Rezeption des Textes anscheinend nicht wahrgenommen wurde, ist die Tatsache, dass die Einarbeitung der Motive aus den Fragmenten Wolframs zwar gewissermaßen dessen Verankerung innerhalb des kulturellen Gedächtnis aufrufen, jedoch in keiner Weise den Bauplänen folgt. Bis auf die teilweise sprachlichen Referenzbezüge und die Einarbeitung bestimmter Motivketten, bildet die Konzeption der Narrativik innerhalb des JT-Corpus keine Vervollständigung bereits vorhandener Handlungssequenzen oder Erzählangebote, sondern vielmehr einen deutlichen Gegenentwurf und eine Erweiterung. Die Strophe 1172 rekurriert eindeutig auf das zweite Titirel-Fragment Wolframs, während die Strophen 499 B-F jedoch auf den Parzival bezogen sind und diesen als Referenz des JT-Corpus verstehen. Dass der Konzepteur der Handschrift A\* für diese Strophe verantwortlich ist, kann aufgrund des Inhalts und ihres Bezugs ausgeschlossen werden.<sup>419</sup> Darüber hinaus ist aus der Strophe

---

<sup>417</sup> Die Heidelberger Handschrift weist zwischen den Strophen 1598, 2a und 3866, 2b eine grössere Textlücke auf, die durch das Tübinger Titirel-Bruchstücken des JT-Corpus ergänzt werden kann, da sie die Strophen 2212-2417; 2617-2636 und 2789-2817 beinhalten. Sowohl die Handschrift (H) als auch die Titirel-Bruchstücke zeigen sowohl inhaltlich als auch formal große Ähnlichkeiten mit dem Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> und unterscheiden sich an vielen Stellen eklatant von den Textzeugen der Gruppe JT<sup>I</sup>. Siehe auch: *Kurt Nyholm und Thomas Wilhelm* (1994), S. 402 ff.

<sup>418</sup> Ein Vergleich der Handschriften hatte ergeben, dass nur 11 von insgesamt 175 Strophen in allen drei Handschriften gemeinsam überliefert sind und sich 83 Strophen nur in jeweils einer Handschrift finden lassen. Die Handschrift (H) stellt jedoch eindeutig eine andere Fassung dar wie (G), während (M) zwischen beiden Überlieferungszeugen steht, jedoch weitaus grössere Nähe zu (H) aufweist. Darüber hinaus weist (H) sechs Strophen auf, die in (G) nicht verzeichnet sind, während (G) noch fünf weitere Strophen beinhaltet, die sich sonst nirgends bezeugen lassen.

<sup>419</sup> *Walter Röll* (1966), S. 128.

1172 ein deutlicher Sprecherwechsel herauszulesen, welcher nicht mehr mit einer gedachten Wolfram-Rolle identisch ist, denn dem Redaktor von R war bewusst, dass das JT-Corpus nicht auf Wolfram zurückgeht, sondern von einem anderen Dichter lediglich vollendet wurde. Dieser Befund mag auch dadurch erhärtet werden, dass es in JT<sup>II</sup> keine Erzähler-Rolle Albrechts gibt, denn eine Namensnennung Albrechts wurde hier getilgt.

Somit ergibt sich, dass die Strophen 499 B-F an keiner Stelle wirklich richtig überliefert sind, jedoch 499 B-D Einfluss auf das Verfasserfragment genommen haben. Die Passage 499 A-F dokumentiert damit eine kritische Reflexion, die an die Strophe JT,(A), 919 folgerichtig anschließt.

Der Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) fokussiert seinen Gegenentwurf auf die Ausgestaltung der Tugendlehre, dessen Endziel nicht die Situierung der Liebe innerhalb der Gesellschaft ist, sondern die Hinwendung zu Gott selbst. Die gesamte Verlesung des Brackenseils und ihr stufenförmig aufgebauter Tugendkatalog, gehen nicht auf Erzählangebote der Wolfram-Fragmente zurück, sondern bilden Erweiterungen und Neuschöpfungen des erzählerischen Konzepts. Sie sprengen vielmehr die Möglichkeiten der narrativen Ausgestaltung, indem Handlungssegmente in das JT-Corpus inseriert werden, die sich auch nicht einmal andeutungsweise bei Wolfram finden lassen. Es ließe sich die Situierung der Strophe innerhalb des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> zum einen als Verwechslung verstehen und zum anderen als irrtümlich fehlgeleitete Interpretation. Die Minne bzw. die höfische Liebe wird im JT-Corpus nicht mehr als Stimulus des ritterlichen Handelns verstanden. Wenn Sigune später die tragischen Liebesgeschichten auf dem Brackenseil zu lesen beginnt, erscheint die ritterliche Bewährung zugunsten der höfischen Liebe nicht mehr auf der Verbindung zwischen Liebe und Kampf basierend, als erstrebenswertes Ziel des Ritter, sondern als Abkehr von den eigentlichen Aufgaben des Ritters in der Welt.

Gleichzeitig postuliert das JT-Konzept damit auch die alleinige Ausrichtung der Minne auf Gott und die Erfüllung der dafür notwendigen Tugenden. Die Dienstminne, wie sie vielfach ausgestaltet das Movens der ritterlichen Aventure des Ritterromans des 13. Jahrhunderts bildet, wird damit endgültig in ein 'neues christlich-höfisches Ritter-Modell' umgedeutet.

Was die Titurel-Fragmente Wolframs noch nicht einmal andeutungsweise ausgestalten, mündet innerhalb des JT-Corpus in eine Kritik an der höfischen Romankonzeption. Die Passagen JT,(A), 239-65 hatten die Grundlagen dieser Umdeutung des höfischen Minnekonzepts bereits angedeutet und die Leitlinien des JT-Corpus damit im Gegensatz zu

der Konzeption Wolframs durch ein fingiertes Aventuregespräch theoretisch untermauert. Frau Aventure als Garantin des höfischen Modells der Dienstminne und der ritterlichen Bewährung wird dort in ihrer Funktion demontiert und somit ihr Konnex zwischen Minne und ritterlicher Bewährung aufgehoben. Die christliche Heilslehre wird damit für die höfische Romankonzeption funktionalisiert und erreicht mit der Sigune-Tschionatulander-Episode einen praktischen Teil der Unterweisung des Stufenmodells der einzelnen Tugenden. Im Gegensatz zu den Titurel-Fragmenten und dem Parzival Wolframs, fokussiert der Gegenentwurf des JT-Corpus die Dekadenz und Determination der höfischen Gesellschaft mit ihren Werten, vor allem hinsichtlich der Dienstminne und Minne-Konzeption, und unterstreicht deutlich, dass diese dem Untergang geweiht sind, wenn sie sich nicht auf die wahren christlichen Werte und deren Situierung in der Welt besinnt.

Das JT-Corpus stellt sich damit unweigerlich als 'antiarthurisch' dar, welches auch das Romankonzept Chrétiens - die Welt der ritterlichen Gewalt mit der höfischen Welt zu harmonisieren und über die Aventure und ihren symbolischen Tod des Ritters eine Integration der Gegensätze dieser Welt zu entwerfen - negiert und einen christlich-heilsgeschichtlichen Bezugsrahmen in Form eines 'neuen' höfischen Romans entfaltet. Dass das JT-Corpus nicht als höfischer Roman im klassischen Sinne angesehen werden kann, lässt sich daran erkennen, dass es alle Ansprüche an die klassisch-arthurische Romankonzeption unterwandert, eine Tatsache, die weder innerhalb der Rezeption des Textes in vollem Umfang wahrgenommen wurde, geschweige denn in der Forschung der letzten Jahre. Das JT-Corpus schafft einen 'neuen' höfischen Romantypus, welcher das klassische Romankonzept der Aventure modifiziert und es mit der paränetischen Literatur zu verbinden versucht.

Es stellt sich damit die Frage, warum die Redaktion R die Strophen JT-1172 A + 499 B-F eingeführt hat, wenn sie sich ausgehend von ihrer Konzeption und dem dort entworfenen Modell nicht auf die Fragmente Wolframs beziehen kann. Die einzige Erklärung, die sich aus dem Gewirr an Textbrüchen innerhalb des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> ergeben könnte, klingt so banal wie einfach: Man muss davon ausgehen, dass das Gegenmodell des Konzepteurs des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht mehr verstanden wurde und man im Bewusstsein, einen verderbten Wolfram-Text vor sich zu haben, diverse 'Besserungen' vorgenommen hat.



Für die Textkonzeption und das Verständnis der Handschrift (A) sollten die zweiten Hinweisstrophen aus der Edition entfernt werden, da sie eindeutig den Sinn der Narrativik durchbrechen und den Gesamtzusammenhang des Text-Corpus zerstören.

## VII. *Klassische Aventure oder paränetischer Ritterroman: Das Publikumsgespräch über die Erzählinhalte in einer Turnierbeschreibung*

Die Unterscheidungskriterien zwischen ›*minne*‹ und ›*unminne*‹ bilden das zentrale Erzählprogramm des JT-Corpus, welche sich innerhalb aller Exempla des dogmatischen Lehrgebäudes wiederholen und gleichzeitig immer stärker ausgearbeitet und verdichtet werden. Der stufenförmige Aufbau dieses Lehrprogramms wird durchwegs an allen Handlungsträgern exemplifiziert und somit die heilsgeschichtliche Lehre immer wieder aufs Neue unter verschiedenen Bedingungen bewiesen. Konzeptionell werden die aufgerufenen Lehrreden vor allem mit den Aventuregesprächen verklammert und hierbei die narrative Grundlage wolframscher Provenienz zurückgewiesen und neu konzipiert. Die Annahme, dass es sich bei der personifizierten Aventure des JT-Corpus lediglich um das *alter ego* des Erzähler-Ichs handelt, kann insofern nicht als Interpretationsmodell veranschlagt werden, da sich die Erzählkonzeption des Aventureischen Gedankenmodells im Widerstreit mit dem des Ich-Erzählers befindet. Der Ich-Erzähler nutzt die fingierten Gespräche mit seiner personifizierten Gesprächspartnerin, um an ihr die Brüchigkeit des arthurischen Erzählmodells zu demonstrieren und sein eigenes, neues Konzept zu verifizieren. Die Erzählerinstanz des JT-Corpus inseriert bewusst ein narratives Gegenmodell, welches eine neuen Form des höfischen Erzählens darstellt und sich von Wolframs Konzept entschieden abhebt, während die fingierte Gesprächspartnerin das wolframsche Modell des Parzival präferiert und zur Disposition stellt. Die dabei entstehenden Berührungspunkte werden hierbei durch das bereits begonnene elaborierte Spiel mit den Ebenen des Erzählens komplettiert und die beiden divergierenden Erzählmodelle gegeneinander ausgespielt.

Die Analyse der, in der Forschung so strittig bewerteten, Textpassagen der Handschrift (A) im Verhältnis zu denen der weiteren Überlieferungsträger der Gruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup>, hatte deutlich gezeigt, dass es sich hierbei nicht etwa das Unvermögen des Erzählers handelt, die Erzählebenen klar voneinander zu trennen, sondern um ein bewusstes und ein für den Rezipienten nachvollziehbares Spiel, mit dem Ziel, Wolframs Erzählkonzept ad absurdum zu führen. Die Differenz, welche der Ich-Erzählers des JT-Corpus sowohl zu Wolframs Werken, als auch zu Wolfram selbst aufbaut und die dieser auch im weiteren Handlungsverlauf erkennen lässt, passt nicht zu einer inserierten Übernahme einer fremdem Erzähler-Rolle und ist als solche auch nicht in die konzeptionelle Verfasstheit des Textes der Handschrift (A) eingeschrieben. Das elaborierte

Spiel hatte in der Passage JT,(A), 245 seinen Anfang genommen und wird in grossen Abständen innerhalb des Corpus des JT immer wieder neu in den Handlungsverlauf eingebunden, jedoch nicht in dem Sinne, wie es die Forschung bisher immer wieder zu interpretieren versucht hatte. Dass eine nicht nur allegorisch erkennbare Trennung zwischen den beiden Ebenen, dem Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) und der Hinzunahme des Namens Wolframs, die zu Beginn des Prologs getroffen wurde, besteht, verdeutlicht die Elaboriertheit eines eigentlich literarisch durchschaubaren Spiels. Dass Frau Aventiure Wolfram sowohl in der dritten Person als auch in der ersten Person Singular in den Text inseriert, verweist keineswegs auf eine Brüchigkeit der Narrativik oder auf ein Herausfallen aus einer konzeptionell angelegten übernommenen Verfasserrolle, sondern unterstreicht in ganz besonderer Weise die Hinfälligkeit des wolframschen *›aventiure‹*-Modells. Es ist Frau Aventiure, die, so die Konzeption des Ich-Erzählers der Handschrift (A), als personifizierte Vertreterin des wolframschen Modells, einem Irrglauben unterliegt, dass sich die Konzeption des Frauendienstes und die des Rittertums dergestalt mit dem heilsgeschichtlichen Anspruch vereinen lässt. Diesem gilt es durch die immer wiederkehrenden Aventiure-Gespräche entgegenzutreten, das Modell zu demontieren, die Fehler deutlich herauszustreichen und durch ein für den Ich-Erzähler richtiges, universales, auf die Heilsgeschichte hin orientiertes Gegenmodell zu ersetzen. Durch die lehrhafte Verdichtung der neuen Erzählung und ihrer Verschränkung mit der Heilsgeschichte, steht sie im deutlichem Widerspruch zur Erzählebene Wolframs und markiert als deutlicher Gegenentwurf, die kritische Auseinandersetzung mit den poetologischen Grundsätzen Wolframs.

Die Erzählweise schafft durch die Verwendung wolframscher Motivik zwar immer wieder einen Bezugspunkt zu Wolfram, erhebt jedoch deutlich den Anspruch, ein eigenständiges und selbst generiertes neues Erzählkonzept zu sein. Es hatte sich gezeigt, dass sogar die Hinweisstrophen, um deren Existenz und vor allem Lage innerhalb der Forschung immer wieder so erbittert gekämpft wurde, selbst nach Umstellung an den ihr eigentlich zustehenden, angestammten Platz innerhalb der Chronologie und der Tilgung sämtlicher Besserungen und gelungener Zudichtungsversuche, eine Verfasserfiktion nicht freigeben. Weder ist der Bezug zu den Titirel-Fragmenten wirklich erkennbar, noch 'enttarnt' sich hier ein 'literarischer Etikettenschindel'. Davon ist das JT-Corpus der Handschrift (A) nach Rekonstruktion seines eigentlichen Strophenverlaufs weit entfernt. Die Erzähler-Rolle ist klar definiert und für jeden durch die Anmerkungen innerhalb des Prologs und der weiterführenden Strophenführung deutlich von Wolfram zu unterscheiden.

Doch um auf die zu Beginn dieses Kapitels angesprochenen Strophen JT,(A), 245-66 zurückzukommen, durchbricht eine neu geschaffene Ebene des Erzählens scheinbar die Einheit, die zuvor so akribisch aufgebaut wurde. Die Passage erweckt zumindest vordergründig den Eindruck, einen Bruch mit der Narrativik darzustellen. Übersehen wird hier jedoch zumeist, dass sie einen der zentralen Gedanken aus dem Prolog wieder aufnimmt und das Vorhaben, die Geschichte wieder auf den richtigen Weg zu bringen, das Falsche, Sündhafte und Unrichtige zu tilgen, hier im Einzelfall unter Beweis stellt.

Das durchschaubare elaborierte Spiel mit den Möglichkeiten der erzählerischen Ebenen des JT-Corpus, wird an einer weiteren Stelle innerhalb des Handlungsverlaufes weiter ausgebaut. Hier jedoch nicht innerhalb einer fingierten Gegenrede mit der personifizierten Gesprächspartnerin, sondern durch die Inszenierung eines fiktiven Publikumsgespräches in den Strophen JT,(A), 2142-48. Um dem Textgehalt dieser Passage Rechnung zu tragen und den intratextuellen Bezug zu all den anderen fingierten Gesprächseinheiten darzustellen, ist es unabdingbar, auch hier den Gedankengang nachzuzeichnen, um damit die Voraussetzungen zu schaffen, den Sinn interpretieren zu können, ohne ihn dabei aus dem logischen Netzwerk der Narrativik herauszubrechen.

Die Turnierbeschreibung, der Einzugs von Kaylet von Spange, der Bericht des Königs Ascalune und Lots von Norwegen (JT,(A), 1060 ff.) und das Eintreffen der einzelnen Ritter mit ihrem Gefolge, sind bis ins kleinste Detail herausgearbeitet und nehmen einen verhältnismässig breit ausgearbeiteten Erzählrahmen ein. Akribisch genau werden die Kampfvorbereitungen und die einzelnen Teilnehmer hierarchisch dem Publikum vorgestellt.

Der König von Arragune (JT,(A), 1969), der gegen Artus antritt, der *spanjole herre* gegen den Fürsten von Iseterre (JT,(A), 1970), Clamide gegen Morolt von Irland (JT,(A), 1971), König Tschute von Lyz gegen Tschionatulender (JT,(A), 1972), Kingrimursel aus Norwegen gegen Tschampfenzune (JT,(A), 1973), der Herr von Kuchumberlanden gegen Talimone (JT,(A), 1974-75), König Ascalone gegen Erec (JT,(A), 1976), Liscandus de Franze gegen den Herrn aus Patrigalden (JT,(A), 1977), *uz Navarre der alte* gegen Lehelin (JT,(A), 1979), der Herr von Lirivone gegen den König von Sirie (JT,(A), 1980), Irot von Roisabinse gegen Gurnomantz von Graharz (JT,(A), 1981), der König von Burgoneise gegen den Herrn von Tenenmarke (JT,(A), 1982), der Fürst Aspinel gegen Cidegast (JT,(A), 1983) und der Fürst von Brubanje gegen den Saxen (JT,(A), 1984).

Der Aufmarsch der Paare und ihre Beschreibung wird durch die Hinzunahme der in der Forschung als zweite Hinweisstrophe bekannten Passagen nach der allgemeinen Vorstellung ab JT,(A), 1988 mit Gewalt innerhalb des Editionstextes unterbrochen. Hierbei darf jedoch die Tatsache nicht außer Acht gelassen werden, dass diese Passagen, die eine Wolfram-Nennung beinhalten, nur zum Textbestand des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> gehören und weder an dieser Stelle innerhalb der Handschrift (A) noch in einem anderen Textzeugen des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> zu finden sind. Werner Schröder hatte sich schon bald nach der Veröffentlichung des Editionstextes für eine Entfernung der zweiten Hinweisstrophen ausgesprochen, da sie innerhalb der ersten Überlieferungsträger den Handlungsverlauf mehr stören, als erhellen.

Der Text der Handschrift (A) ist durch die Hinzunahme der beiden von Werner Wolf als 'echte' Strophen ausgewiesenen Passage vollkommen unnötig unterbrochen worden, zumal sie einerseits keinen wirklichen Hinweis auf die eingearbeitete Umarbeitung des zweiten Titirel-Fragments Wolfram beinhalten, zum anderen, da die erste Erwähnung Tschionatulanders eine Hinzunahme der in (A) nicht bekannten Stellen, keinesfalls rechtfertigt. Daher werde ich den Gedankengang gemäß der Handschrift (A) hier ohne die Hinzunahme der zweiten Hinweisstrophe dokumentieren und diese am Ende dieses Kapitels gesondert für die Bedeutung des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> besprechen.

Die Pracht, welche in JT,(A) 1988 ausgehend von der Erscheinung und der »zimier« der ankommenden Helden ausgeht, lässt den Erzähler in schwärmerischen Ton verfallen:

JT,(A), 1988,2-4: *»ie man uf erde so vil gesebe,  
da mit diu herzen vrende kunne vaben.  
swer da niht vrenden rüchte, der wolt ouch vrende nimmer me genabens«*

Der fast schon pathetische Unterton, mit welchem der Ich-Erzähler die äußere Pracht und Herrlichkeit der einziehenden Ritter beschreibt, dient der Vorbereitung und Überleitung zur Vorstellung von Tschionatulanders besonderer, alle anderen übertreffenden Ausstattung, welche im Gegensatz zu allen übrigen Königen und Rittern acht Strophen einnimmt und so die exponierte Stellung des jüngsten Ritters vor allen anderen deutlich herausstellt. Der eigentliche Kampfplatz wird in allen Einzelheiten, sogar was die Verteilung der Sitzränge anbelangt beschrieben, bevor abermals jedes der Kampfpaares in einem langen Katalog nochmals vorgestellt wird. Diesmal jedoch unter Berücksichtigung

der Kampfkraft und den herausragenden Stärken jedes Einzelnen, ihrer Begleitungen und Hofscharen.<sup>420</sup> Und auch in diesen Punkten wird Tschionatulander sozusagen als Krönung und als Gipfelpunkt ritterlich-höfischer Tugenden auf der Grundlage christlicher Ideale herausgearbeitet. Die Beschreibung der ankommenden Ritter, welche sich über etwa 900 Strophen erstreckt, ist nicht nur bis ins kleinste Detail akribisch ausgearbeitet, sondern bildet gleichzeitig auch eine über weite Strecken vorbereitete Klimax aus, der jedoch an einer entscheidenden Stelle vom Ich-Erzähler selbst unterbrochen wird.

Die herausragendsten Vertreter aller Länder bilden den eigentlichen Inhalt des Festkataloges, welcher durch die geschickte Interaktion mit einem imaginären Publikum - das als Zeugenschaft die Richtigkeit der Erzählung des Ich-Erzählers bezeugen soll, zu einer Einheit zusammengefasst wird. Doch die eigentliche Unterbrechung des Handlungsgeschehens wird schon sehr bald, nämlich zu Beginn des Heldenkatalogs, vorbereitet, indem der Ich-Erzähler sich an sein Publikum richtet und die Erwartung, nun Einzelheiten zu den einzelnen Kämpfen zu erfahren, nicht erfüllt.

JT,(A), 1975,1-4: »*Sus laze wir hie walten daz heil mit dem unheile,  
ich müst e zît veralten und wurde an vreuden selten wol der geile,  
ob ich si gar von herzen wer der klagende,  
und mak sin doch niht lazen, ich si den edeln, werden gunst der tragende*«. <sup>421</sup>

Der Ich-Erzähler wählt hierbei geschickt die Formulierung ›*wir*‹ und macht damit ein gedachtes Publikum zu Zeugen seiner Erzählung, während er gleichzeitig die Handlung an einer entscheidenden Stelle unterbricht und damit die Erwartungshaltung nicht erfüllt. Die Beschreibung des heroischen Rittertums ist nicht das Ziel seiner Ausführungen, sondern

---

<sup>420</sup> Die ausführliche Beschreibung nimmt immerhin nochmals 146 Strophen ein und wird lediglich von einem sehr kurzen, vorbereitenden Exkurs über die Unterscheidung wahrer und falscher ›*minne*‹ zwischen den Strophen JT,(A), 2118 und 2121 unterbrochen. Dieser Exkurs dient jedoch wie in allen Einzelfällen des JT-Corpus der Handschrift (A) hindurch nur als Präambel, um anschließend die ›*minne*‹ Gottes als höchste Tugend der falschen ›*minne*‹ gegenüberstellen zu können (JT,(A), 2146-2153. Der moralische Impetus, welcher sich zielgerichtet auf die christliche Heilslehre bezieht, ist hierbei wie in allen Passagen über die ›*minne*‹ deutlich zu erkennen.

<sup>421</sup> Die Erzähler-Instanz ist jedoch immer wieder darum bemüht, Beglaubigungsstrategien einzubauen, um den Wahrheitsgehalt ihrer Aussage zu unterstreichen. Hierbei sei vor allem auf die Passagen JT,(A) 2009; 3990 (*ich sag iz in, daz mirz wol geloubet!*). Die Vergemeinschaftung mit dem Publikum lässt sich auch in JT,(A), 3945,1 und 3965,1 (*Nu hört, wer in begegnete mit ritterlicher vert*) nachweisen.

die einzelnen Handlungsträger sind lediglich ›zimierde‹ für die Vorstellung des christlichen Musterritters Tschionatulander. Innerhalb der Beschreibung des Schicksals des alten Utherpendragon, der ›der ritterschaft entwesende was‹ und ›unsanft alda z̄er erde gesendet was‹ (JT,(A), 2135,3-4) und dem Tjost von König Johaneise und Poidewin durch die Hinzunahme einer ethisch-moralische Belehrung bezüglich der ›minne‹ und ›unminne‹, wird die gedachte Erwartungshaltung des Publikums auf eine spannende Geschichte erneut auf eine harte Probe gestellt, bzw. jäh unterbrochen, um zu dem eigentlichen Thema überzuleiten.

JT,(A), 2140-2141: »Der kunic von Jaohaneise und Poidewin der kuene,  
 di z̄wen vor Kanvoleise sper versaeten wunder uf der gruene.  
 der selben kunst si hie nu niht vergaizen:  
 ir beider orse ein tjoste lerte, daz uf di behsen [nider-]sazzen.

Si müsten ouch erbeizzen den stegereif untretende.  
 di minne unminne beizzen mohte wol, sit si alsus ist wetende  
 in ernest und in schimpf so al solches<sup>422</sup> kriegien,  
 daz lip güt, ere kan swenden und kan an saelicheit die sele triegen«.

Der Neugier, die der Ich-Erzähler durch seine flammende Erzählweise am Kampfgeschehen der beiden Kontrahenten erweckt, wird jedoch in keiner Weise Rechnung getragen. Nachdem der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) seiner Meinung nach schon lange genug über den Prunk und die Charaktere seiner Geschichte zu erzählen wusste, bricht er vollkommen unverhofft die weitere Turnierbeschreibung und den Gang des Tjostes zwischen König Johaneis und Poidwen ab und wendet sich seiner eigentlichen Aufgabe zu, der moralischen und sittlichen Unterweisung seines Publikums. Ein ritterlicher Kampf sollte weniger der Belustigung des Rezipienten dienen, als vielmehr das Ziel verfolgen, das Recht gegen das Unrecht zu schützen.

JT,(A), 2142-2143,2: »Diu rede wol beliben solt bi diesen maeren.  
 swer aber daz reht wil schriben, der sol daz ringe wegen bi dem sweren,  
 und daz swere wider gen dem ringen,  
 da bi daz weger kiesen, so kan im hie noch dort niht misselingen.

---

<sup>422</sup> Innerhalb der Edition zu ›bertez̄‹ gebessert, jedoch ohne Angabe des eigentlichen Grundes.

*Diu minne mak wol unminne heizen sunder bazzen,  
diu wirbet nach gewinne, d<sup>s</sup> lip und sele kan mit selden vazzen.*

Erneut nutzt der Ich-Erzähler des JT-Corpus den ritterlichen Bewährungskampf, um auf den Frauendienst und die Unterscheidung zwischen ›minne‹ und ›unminne‹ hinzuweisen. Die Forderung des Ich-Erzählers, den ritterlichen Kampf für die Verteidigung des Rechts einzusetzen, wird kontrastiv der Dienstminne gegenübergestellt, die lediglich egoistische Ziele verfolgt und dabei eine Gefährdung für Leib und Seele darstellt.

Das fiktive Publikum, in Erwartung, auch das Ende der Beschreibung des Turnieres hören zu können, protestiert jedoch in Strophe JT,(A), 2143,3-4 gegen den Abbruch der spannenden Erzählung an dieser Stelle durch eine doktrinhafte Predigt.

JT,(A), 2143,3-4: *»se was sol in turnei dise predige. wir gen nach kurzweile.  
h<sup>s</sup> Wolfram saget daz truren von uns ledige.«<sup>423</sup>*

Das fingierte Publikum verlangt nach höfischer Unterhaltung und weniger nach lehrhafter Unterweisung innerhalb der Erzählung und fordert dies vom Ich-Erzähler des JT-Corpus ein, welches es für Wolfram hält. Wolfram gilt, so gesehen, als der Garant des höfischen Erzählens, welches innerhalb des JT-Corpus jedoch negiert wird, indem ein Gegenmodell diesem Erzählgestus gegenübergestellt wird.

Führt man sich das gesamte Corpus des JT der Handschrift (A) vor Augen, so mag der Abbruch einer Turnierschilderung eher überraschen, lässt sich an den sonstigen 'Krieg- und Gemetzelepisoden' doch durchaus eine gewisse Vorliebe der Erzähler-Rolle für heroisch-blutige und genau durchstrukturierte, lange Schilderungen der ritterlichen Kämpfe ausmachen. Doch gerade an diesem Punkt handelt es sich nicht um eine Auseinandersetzung christlicher Ritter gegen die Feinde des Glaubens, die der ausführlicheren Schilderung bedarf, sondern um einen wesentlichen Aspekt der Grundbedingungen des moralischen Lehrgebäudes des JT-Corpus: Turniere, die thematisch eng an den Frauendienst geknüpft sind und die christliche Gemeinschaft gefährden, wie es der Erzähler immer wieder exemplarisch hervorhebt, werden zurückgewiesen und durch das Konzept des ritterlichen Kampfes zur Verteidigung des Glaubens ersetzt. Die Konzeption scheint klar absteckbar. Der Kampf gegen die Feinde des Glaubens erscheint

---

<sup>423</sup> *»Sieh zu, was soll diese Predigt beim Turnier? Wir suchen nach Unterhaltung/Kurzweil! Herr Wolfram erzähl uns etwas, das uns die traurige Stimmung vertreibt.«*



als lohnend, der Zeitvertreib eines Turniers, mit den damit verbundenen Gefahren für das Seelenheil hingegen, wird abgelehnt. Wenn also der Text der Handschrift an dieser exponierten Stelle das höfische Beschreibungsinventar aufruft, jedoch dieses an markanter Stelle wieder verlässt und stattdessen eine Ebene inseriert, die sich als Gegenmodell zum höfischen Erzählen schlechthin verstehen lässt, dann um damit eine Konzeption aufzurufen, die das Erzählen auf eine höhere Ebene hebt. Kunst und in diesem Fall die Literatur sind kein bloßer Zeitvertreib sensationslüsternder Rezipienten, sondern Literatur ist Läuterung im heilsgeschichtlichen Kontext. Der narrative Kontext dieser Passage und der weiteren mit dem gleichen Tenor innerhalb der Werkkonzeption des JT-Corpus der Handschrift (A), kann als Erweiterung dessen verstanden werden, was Thomasin von Zerclaere im *Welschen Gast* als essentiell für die Beschäftigung und Vermittlung von Literatur kategorisch aufgestellt hat.<sup>424</sup>

Doch weitaus bedeutender als die inhaltliche Konzeption der zitierten Textstelle scheint mir die Wolfram-Anrede innerhalb des Streitgesprächs zwischen dem fiktiven Publikum und dem Ich-Erzähler zu sein. Das Publikum richtet seine Kritik überraschenderweise an Wolfram, den es, so scheint es zunächst auf den ersten Blick, für den Erzähler der Geschichte hält. So zumindest wurde diese Passage bisher immer wieder interpretiert.

Doch es lässt sich unter Berücksichtigung der Passage JT,(A), 2143,4 jedoch auch von einem anderen Fall ausgehen. Wird hier wirklich Wolfram als Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) vorgeführt oder aber wird auf Wolfram in der dritten Person verwiesen?

Festzuhalten ist, dass das fiktive Publikum eine Kritik an der Erzählweise des Ich-Erzählers des JT-Corpus übt und sich über die Unterbrechung einer spannenden Stelle zugunsten einer dogmatischen Unterweisung der ›*minne*‹ und ›*unminne*‹ ‚altriert‘. Die Forschung hat bisher, wenn sie diese Stelle als Beweis der Autorfiktion herangezogen hatte, immer die Meinung vertreten, dass sich gerade durch die Wolfram-Anrede des Publikums die Rollenfiktion eindeutig beweisen ließe. Die Formulierung entzieht sich jedoch einer

---

<sup>424</sup> Die konzeptionellen Übereinstimmungen der beiden Werke sind bisher innerhalb der Forschung nicht behandelt worden, wenngleich sie doch mehr als nur augenfällig sind und gerade für die Erforschung des JT-Corpus wesentliche Fragen beantworten könnten. Siehe hierzu künftig der Aufsatz: *Heidker Bianca Desiree*, Das Erzählen als Läuterung. Literatur im Spannungsfeld zwischen Unterhaltung und Lehre im *Welschen Gast* und im JT-Corpus der Handschrift (A).

Eindeutigkeit und lässt sowohl einen Imperativ als auch eine Anrede in der dritten Person Singular als möglich erscheinen. Mit der Formulierung ›*ber Wolfram saget, daz truren von uns ledige*‹ kann auch Wolfram als Erzähler gemeint sein, ohne dass dabei der Ich-Erzähler des JT-Corpus ins Spiel kommt. Wenn dem so ist, dann bezieht sich das Publikum auf eine Art und Weise der Erzählung, die von derjenigen des Ich-Erzählers des JT-Corpus gänzlich geschieden werden kann. ›*Herr Wolfram sagt*‹ würde bedeuten, dass sich das Publikum auf eine Erzählweise beruft, die dem höfischen als angemessen erscheint und Wolfram damit gleichzeitig als Garant höfischen Erzählens situiert, an welchem das Erzählen an sich gemessen werden kann. Damit würde sich eine Kritik an der Erzählweise des Ich-Erzählers des JT-Corpus der Handschrift (A) offenbaren, die sich intratextuell an die Kritik des höfischen Erzählens aus den Passagen JT,(A), 919-25 anschließen würde. Denn eben gerade das Erzählen im höfischen Kontext, um der reinen Unterhaltung willen, hatte der Ich-Erzähler dort entschieden abgelehnt und diesem ein bislang noch theoretisches Gegenmodell entgegengesetzt, welches jetzt in der Praxis des Erzählens an einem konkreten Beispiel unter Beweis gestellt wird.

Sollte sich jedoch die Forderung des Publikums auf den Erzähler des JT beziehen, und der Imperativ ›*ber Wolfram*‹ mit dem Ich-Erzähler des JT der Handschrift (A) gleichgesetzt werden, so hätten wir es möglicherweise mit einem Bruch der Textlogik zu tun, da eine solche Forderung aufgrund eines von Seiten des Erzählers formulierten Erzählangebotes nicht vorliegt und dementsprechend auch nicht eingefordert werden kann, da sich der Ich-Erzähler nicht als der Erzähler Wolfram in den Text 'eingeschrieben' hat. Wenn sich also aus dem bisherigen Erzählverlauf keinerlei Bezug zu einer diesbezüglichen Forderung ausmachen lässt, so kann dies nur zur Folge haben, dass hier nicht der Erzähler Wolfram selbst, sondern vielmehr sein Konzept des höfischen Erzählens aufgerufen und vom Publikum eingefordert wird. Nicht der Erzähler des JT-Corpus ist damit als Wolfram tituiert, sondern sein poetisches Konzept. Der Anspruch des fingierten Publikums verweist somit auf die Erzählweise des Parzival, passt jedoch keineswegs zur Narrativik des JT-Corpus. Beide Erzählkonzepte werden damit noch einmal aufgerufen, das aus dem Parzival abgelehnt und als für den Ich-Erzähler des JT-Corpus unzureichend für den Anspruch der Literatur zurückgewiesen. Wolfram als Erzähler spannender höfischer Literatur der Unterhaltung wird hierbei aufgerufen und die Erwartungshaltung des Publikums zielt darauf ab, das Gleiche von dem Ich-Erzähler des JT-Corpus einzufordern. Eine Forderung, die jedoch nicht erfüllt wird bzw. von Seiten des Erzähler-Ichs zugunsten weiterer philosophischer Ausführungen zur ›*minne*‹ und ›*unminne*‹ unterwandert wird.

JT,(A), 2144: »*Swer nu in vreden ruche*<sup>425</sup> *di lenge wil beliben,*  
*der mu $\zeta$  ot*<sup>426</sup> *sicherliche die valschen minne gar u $\zeta$  herzen triben.*  
*und mit der iunen*<sup>427</sup> *minne got erkennen,*  
*der ewig vreude umb minne güt. di falsche minne kan ewik vreud entrenen«.*

Dem Anspruch des fiktiven Publikums nach Weiterführung der Turnierbeschreibung an dieser spannenden Stelle, wird von Seiten des Ich-Erzählers nicht Folge geleistet. Ganz im Gegenteil. Der Ich-Erzähler fährt unbeirrt fort, dem Publikum abermals die Gefahr der falschen ›minne‹ vor Augen zu führen, die den Menschen von Gott immer mehr entfernt, da sie sich im Herzen der Menschen einnistet, und verschränkt die ›unminne‹ geschickt mit der ›kurzwile‹, nach der das Publikum verlangt hatte.

JT,(A), 2145: »*Alsam die valsche minne unminne güt vil strenge,*  
*rehte in dem*<sup>428</sup> *sinne güt ouch kurzwile dicke lenge.*  
*‘mach uns die wile kurz, diu ist so lenge!*  
*des ist tot ein meister vil wart uferde nie niht*<sup>429</sup> *so strengē’*«. <sup>430</sup>

Der Ich-Erzähler des JT-Corpus (A) fährt in seinen Ausführung fort, dass man vor allem auf die Unterscheidung zwischen ›minne‹ und ›unminne‹ zu achten habe, um somit von Gott auf den richtigen Weg gewiesen zu werden. Die Kurzweil, nach der das Publikum verlangt, ist nach Meinung des Erzählers wohl kaum das richtige Thema und darüber hinaus vollkommen irrelevant, wenn es um die Fragen der Ewigkeit und der christlichen Seele geht.

Das Publikum verlangt jedoch nach höfischem Zeitvertreib und negiert die moral-didaktische Unterweisung des Ich-Erzählers, wenn es darauf verweist, dass der Tod selbst meisterhaft und streng die Zeit in die Länge zu ziehen versteht. Mit anderen Worten

<sup>425</sup> Werner Wolf ändert in der Edition zu ›riche‹.

<sup>426</sup> Die Handschrift (A) verzeichnet an dieser Stelle ›ot‹, was auf eine mögliche Verschreibung von ›auch‹ schließen lässt.

<sup>427</sup> Die Handschrift ist an dieser Stelle durch eine Rasur nicht mehr lesbar. Es kann jedoch angenommen werden, dass an dieser Stelle ›waren‹ stehen müsste und die Verschreibung nicht vollständig getilgt wurde.

<sup>428</sup> ›Selben‹ wurde in der Edition eingefügt, ist jedoch in der Handschrift (A) nicht enthalten.

<sup>429</sup> Werner Wolf fügt aus den anderen Überlieferungszeugen JT<sup>1</sup> hier ›ak‹ zusätzlich ein.

<sup>430</sup> »So, wie die falsche ›minne‹ sich ohne jeden Zweifel in ihr Gegenteil verkehrt, ganz genau so verursacht die Unterhaltung Langeweile. Mach uns die Zeit kurz, die ist so lang! Das kann der Tod meisterhaft, nichts Strengeres gibt es auf der Welt.«

ließe sich sagen, dass der Tod lange genug jede Form der Unterhaltung unterbinden werde.

Die Unterscheidung zwischen der richtigen und falschen Minne ist es, die den Ich-Erzähler motiviert, die Handlung an dieser entscheidenden Stelle zu unterbrechen und abermals auf ihre Bedeutsamkeit eindringlich hinzuweisen. Denn so wie die ›*unminne*‹ die wahre Minne zerstört - und hierbei vor allen Dingen die Minne zu Gott, so verhält es sich auch mit dem Erzählen von Geschichten. Die Ablenkung, nach der das Publikum so eindringlich verlangt, das sensationelle, unterhaltende Erzählen, welches sich nicht an die Wahrheit und die Lehrhaftigkeit des erzählten Gegenstandes hält, wird mit der ›*unminne*‹ gleichgesetzt. So wie die ›*unminne*‹ der eigentlichen Minne Schaden zufügt, so verhält es sich auch mit der ›*kurzwile*‹. Sie lenkt von der Handlung und dem meisterlichen Erzählen ab, von welchem der Ich-Erzähler bereits in JT,(A), 919-25 gesprochen hatte. Die ›*kurzwile*‹ diene lediglich der reinen Unterhaltung, während hingegen die wahre Kunst das Lehrhafte und Wahre vermitteln würde. Und indem der Ich-Erzähler den lehrenden Anspruch in seiner Konzeption eines poetischen Kunstideals verwirklicht, markiert er damit abermals eine deutliche Differenz zur Konzeption des wolframschen Parzival, so wie er dessen Erzählweise verstanden wissen will.

Der Agon zwischen dem Ich-Erzähler und dem Publikum ist von zwei Seiten her betrachtet für die Frage nach der Erzählkonzeption und die Rolle des Ich-Erzählers des JT der Handschrift (A) ungeheuer bedeutsam. Die Erwartungen eines höfischen, sich dem Zeitvertreib hingebenden Publikums, werden einerseits nicht erfüllt und andererseits auf eine andere Ebene verlagert. Der Erzähler lässt sich nicht beirren und geht auf den Einwand in keiner Weise ein. Das Ziel höfischen Erzählens wird hier nicht eingelöst, sondern in eine philosophische Auseinandersetzung mit den Grundzügen des Erzählens selbst hin umgewandelt. Dies bedeutet, dass der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) die eigentliche Aufgabe, seine Geschichten in eine höfisch-ritterliche Welt zu verlagern, nicht erfüllt, sondern nur die höfisch-ritterliche Welt als Folie benützt, um an ihr bestimmte heilsgeschichtliche Aspekte abzarbeiten und ein neues 'christliches Ritter-Modell' zu präferieren. Doch es geht letztlich nicht nur um das Spannungsfeld höfisches Erzählen versus paränetischer Literatur. Vielmehr geht es hier um grundsätzlichere Dispositionen, nämlich die des richtigen und falschen Erzählens und die Ansprüche, welche Literatur im 13. Jahrhundert zu leisten habe.

Der narrative Kontext dieser Passage kann als Erweiterung dessen verstanden werden, was Thomasin von Zerklare im *Welschen Gast* als essentiell für die Beschäftigung

und Vermittlung von Literatur kategorisch aufgestellt hat. Die Übereinstimmungen innerhalb der Funktionalität von Literatur sind hierbei besonders auffällig.

WG. 1107-1120: »*daꝛ selbe fol tuon ein man [...]*

*der fol die âventiure lesen  
und lâꝛ im wol dermite wesen,  
wan er vindet ouch dâ inne  
daꝛ im bezꝛert sine sinne,  
swenner vürbaꝛ verftên mac,  
fô verlies niht sinen tac  
an der âventiure mære.  
er fol volgen der zuht lere  
und sinne unde wârheit.  
die âventiure sint gekleit  
dicke mit lüge harte schône:  
din lüge ist ir gezierde krône«.*

Wenngleich Thomasin selbst aus den unwahren Aventiuren für den Leser einen Vorteil eruiieren kann, da sie »*bezeichent doch viel gar waꝛ ein ieglich man tuon fol* (V. 1132/33) und man selbst aus literarisch Unwahrem einen positiven Nutzen für die Ausrichtung des Lebens ziehen kann, so wäre die Aventiure dennoch umso lobenswerter, wenn sie gänzlich darauf verzichten würde, denn: »*swer an tihthen ist gevouc, der gewinnet immer genouc materje an der wârheit*« (V. 1149-51). »*Er bezꝛert ouch unfern muot mit der wârheit michels baz denn mit der lüge, wizꝛet daꝛ*« (V. 1146-48). Literatur unterliegt also vor allem der Vermittlung von Wahrheit und des Lehranspruchs innerhalb eines aufgerufenen heilsgeschichtlichen Kontextes, als der Ergötzung durch erfundene, sprich unwahre Geschichten.

Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) konkretisiert den Gedanken Thomasins insofern, als er den Anspruch des Erzählbaren noch enger fasst und die Wahrheit und das Lehrhafte des Erzählprogramms unter die Prämisse der Kunstfertigkeit stellt. Was also in den Strophen JT,(A), 919-25 programmatisch für die Kunst erhoben wurde, wird nunmehr am Exemplerum vorgeführt. Literarische Kunst soll auch bei Hof nicht nur dem Unterhaltungswert dienstbar gemacht werden, sondern gleichzeitig bestimmte Lehrprogramme transportieren.

Es wird damit innerhalb der Konzeption des JT-Corpus also in erster Linie ein moralischer Diskurs gefordert, der von dem hier aufgerufenen fiktiven höfischen Publikum jedoch zurückgewiesen wird. Das personifizierte Publikum unterliegt dem bereits in JT,(A), 919-25 kritisierten Kunstgeschmack, der durch die falsche, also unwahre Literatur, vermittelt wird. Der Ich-Erzähler polarisiert damit noch einmal die Differenz zwischen wahrer und falscher Literatur, indem er die als höfisch bekannte, auf Effekthascherei und Sensationslust fußende Literatur der lehrhaften und sinnstiftenden Literatur gegenüberstellt und damit die Bedingungen für sein poetisches Konzept untermauert.

Es ist gerade der letzte Vers der Strophe *»her Wolfram saget, daz truren von uns ledige!«* (JT,(A) 2143, 4), der eine für die Bewertung der Erzähler-Rolle wesentliche Formulierung beinhaltet, und darüber hinaus verweist er auf eben jenen Frage, was Literatur ausgehend von ihrer poetologischen Kunstfertigkeit zu leisten und welchen Funktionsrahmen diese in einer verschriftlichten Welt zu spielen hat.

Der Indikativ Präsens des kontrahierenden Verbes *»sagen«*<sup>431</sup>, bezieht sich auf die erzählende Instanz dieser Geschichte, also auf den Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A): *»Sieh zu, was soll diese Predigt beim Turnier? Wir suchen Zerstreung! Herr Wolfram erzähl(t) uns etwas, das uns die traurige Stimmung vertreibt.* Das Publikum, welches sich selbst als *»wir«* innerhalb des Verses als Adressaten der Erzählung zu erkennen gibt, fordert den Ich-Erzähler, den es allem Anschein nach für Wolfram hält auf, die höfisch-unterhaltende Erzählung weiterzuführen. Doch wäre der letzte Vers auch durchaus anders zu lesen und zu deuten, da sich die grammatikalische Form des Wortes *»sagen«* auch auf die dritte Person Singular beziehen kann, wie zum Beispiel eine Passage im Pfaffen Amîs des Strickers.

Stricker, Amîs, V. 39-42:

*»Nû saget uns der Strickaere,  
wer der erste man waere,  
der liegen und triegen an vienc,  
und sîn wille vür sich gienc.«*

Im Stricker ist der grammatikalische Bezug eindeutig die dritte Person Indikativ Präsens, in welchem der Ich-Erzähler von dem Dichter spricht. So kann in Bezug auf das JT-Corpus *»saget«* ebenfalls nur die dritte Person Indikativ oder den Imperativ bezeichnen.

<sup>431</sup> Im Gegensatz zu der zu erwartenden Form sagen - seist - seit, wird hier die für die südbayerischen Gebiete typische Form *»saget«* verwendet.

Was bisher von Seiten der Handlungsführung immer wieder thematisiert wurde, nämlich zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram zu differenzieren, verlagert sich jetzt auf eine andere Ebene. In diesem Fall ist es nicht die personifizierte Aktantin, die den Ich-Erzähler mit Wolfram gleichsetzt, sondern das personifizierte höfische Publikum. Eben gerade jenes Publikum, von welchem schon in den Passage JT,(A), 919-25 die Rede war und welches in den bereits untersuchten Hinweisstrophen kritisiert wurde. Ein Rezipientenkreis, dessen literarischer Geschmack sich auf phantastische, heroische jedoch vom poetischen Standpunkt her betrachtet, schlechte, unwahre also *skrumbe* Geschichten beschränkt. Des Weiteren ein Kreis, dessen Verständnis für die wahre und wahrhafte Literatur nur marginal ausgebildet ist, da man selbst bei Hof und unter den sogenannten Kunstkritikern Kunst und Literatur präferieren würde, die allein auf den Unterhaltungswert ausgerichtet ist, jedoch sonst keinerlei moralische Funktion erfüllt. Der Garant dieses höfischen Modells ist aber Wolfram und nicht der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A). Durch die Zurückweisung des Erzählprogramms des Ich-Erzählers wird einerseits deutlich hervorgehoben, dass die Kritik der Erzähler-Instanz, so wie sie in JT, (A), 919-25 erhoben wurde, seine Richtigkeit hat, denn das Publikum verlangt nach dem, was eigentlich die Literatur nicht leisten soll, nämlich reine Unterhaltung und Vergnügung. Andererseits glaubt das fingierte Publikum im Erzähler fälschlicherweise den Garant für die höfische Unterhaltung zu erkennen: Wolfram.

Das Konzept erinnert von seinem logischen Aufbau her an das Aventure-Gespräch JT, (A), 235-65. Dort, wie auch innerhalb dieser Passage, wird die Erzähler-Instanz als Wolfram titulierte. Von Seiten der personifizierten Aktantin als Garant des klassischen Minne- und Frauendienstes, hier als Garant des höfischen Unterhaltungsanspruches. Wie die Untersuchung des letzten Aventuregesprächs JT,(A), 235-65 gezeigt hatte, negiert der Ich-Erzähler diesen Anspruch und setzt stattdessen dem wolframschen Modell ein Gegenmodell - ein auf die christliche Ritterschaft ausgerichtetes Modell - entgegen. Die Erzähler-Instanz unterwandert und verabschiedet damit eine Erzählkonzeption, die dieser - wäre er Wolfram - nach dem Muster des Parzival eigentlich präferieren sollte und zeigt damit intratextuell eine Differenz auf. Denn, so hatte die Untersuchung gezeigt, es ist nicht die personifizierte Aventure des JT-Corpus der Handschrift (A), die diesen Anspruch stellt, sondern die Aventure Wolframs aus dem Parzival. Die Zurückweisung der Forderung und die Inserierung eines Gegenmodells kontrastieren damit eine Erzähler-Rolle Wolframs und verweisen auf ein elaboriertes Spiel des poetologischen Sprechens, welches ausgehend von der im Prolog getroffenen Differenzierung der Erzähler-Rolle von Wolfram, die Aktantin in jene Kategorie der

Unverständigen rückt, die in JT,(A), 919-25 als unwissend kritisiert wurden. Für den unmittelbaren Rezipienten konnte das Spiel mit den unterschiedlichen Ebenen des Textes bei genauer Untersuchung nachvollzogen werden, für die personifizierten Gesprächspartner jedoch nicht, da sie das ›*krumbe*‹ von dem ›*slibten*‹ nicht zu unterscheiden wissen.

Ebenso verhält es sich mit dem fingierten Publikum in der Passage JT, (A), 2143-46. Es ist Wolframs Publikum, dem hier der Lapsus unterläuft, die Erzähler-Instanz nicht erkennen zu können. Wird also innerhalb des Aventuregesprächs die personifizierte Aventure als unwissend karikiert und gleichzeitig ein Wolframscher Erzählanspruch nicht eingelöst sondern durch ein neues Modell ersetzt, so ist es in dieser Passage das höfische Publikum, welches der Ich-Erzähler als unwissend karikiert und damit die Kritik aus der Passage JT,(A), 919-25 insofern bestätigt, als dass das Publikum die lehrhafte Poetik weitaus weniger zu schätzen weiß, als reine höfische Unterhaltung und damit dem Anspruch, den wahre Literatur erfüllen soll, nicht gerecht werden kann. Das fingierte Publikum muss also von Seiten des Ich-Erzählers belehrt werden. Dass damit das Wolframsche Erzähl-Modell demontiert wird, indem die Grundlagen seiner Poetologie durch ein Gegenmodell ersetzt werden, macht eine Gleichschaltung des Ich-Erzählers mit Wolfram allein schon auf der intratextuellen Ebene unmöglich.

Das ›*krumbe an allen orten zu slibtem*‹ verweist damit nicht nur auf das poetologische Modell Wolframs, welches durch ein Gegenmodell ersetzt werden soll, sondern mündet in eine Umerziehung des Publikumsanspruches, eine Abkehr von ihren Erwartungen und ihrem Wissen um die wahre und falsche Literatur am Hof. Und wieder stellt sich die 'mittelalterliche Gretchenfrage', warum ein Ich-Erzähler eine andere Erzähler-Rolle annehmen sollte, wenn er als Wolfram sein eigenes poetologisches Konzept bis ins Detail demontiert und seine angestammten narrativen Konzepte als falsch diskreditiert? Wenn es sich also so verhalten würde, dass sich dieser Ich-Erzähler zu Wolfram macht, dann würde er wenig überzeugend wirken, wenn er sein eigenes Modell demontiert und seinen poetologischen Anspruch als gänzlich falsch und ›*krumb*‹ diffamiert. Schon gar nicht, wenn er in Strophe JT,(A), 244, 4 - angenommen man schreibt ihm diesen Vers zu - gegenüber seiner Aktantin geäußert hatte, eben nicht Wolfram zu sein. Es macht wenig Sinn anzunehmen, dass dieser auf der einen Seite deutlich zu erkennen gibt, nicht Wolfram zu sein, dies jedoch im Verlauf des Corpus dann plötzlich wieder revidiert. Die Wolfram-Nennung innerhalb der Passage JT,(A), 2143-46 verweist auf eine ganz andere Problematik. Das intratextuelle Spiel fokussiert vielmehr die Kritik des Ich-Erzählers des JT-Corpus der Handschrift (A), dass Literatur nur dann als richtig und wahrhaft erkannt



werden kann, wenn man - als Rezipient - über die nötige Kunstfertigkeit verfügt, die Poetik der Kunst nicht nur zu erkennen, sondern aus ihr auch die richtigen Schlüsse ziehen zu können. Und da dieser Anspruch durch das in JT,(A), 919-25 bereits kritisierte mangelnde Kunstverständnis nicht als gegeben angesehen werden kann, wird nicht nur die Aventure in ihrer personifizierten Rolle als unwissend demontiert, sondern auch das Publikum selbst, welches sich allzu leicht vom Falschen beeinflussen lässt. Sowohl im Aventuregespräch JT, (A), 235-65 und JT,(A), 919-25 als auch in JT,(A) 2143 ff. lässt sich das gleiche Muster erkennen, nämlich das Erzählmodell Wolframs zurückzuweisen und durch ein neues Modell und eine neue poetologische Struktur zu ersetzen, die die personifizierte Aventure und gleichermaßen das Publikum nicht richtig zu deuten wissen.

Kurz gesagt ließe sich dieses intratextuelle Spiel der Elaboriertheit auf eine einfache Formel bringen: Der Parzival ist nicht nur - nach Meinung des Ich-Erzählers des JT-Corpus der Handschrift (A) - schlecht erzählt, sondern er beinhaltet auch Unwahrheiten, die der Ich-Erzähler im Sinne eines 'eschatologischen' Verständnisses richtigstellen möchte. Doch allein die Richtigstellung eines nach klerikalem Verständnis falschen Textes, ist definitiv nicht ausreichend. Es geht dem Ich-Erzähler vielmehr um eine umfassende literarische Reform. Die wahre Aufgabe der Kunst sieht dieser nicht nur durch schlechte Texte diffamiert, sondern auch durch mangelnden Kunstverstand auf den reinen Unterhaltungswert eines ungebildeten Publikums reduziert. Wenn also gegen den reinen Unterhaltungswert der höfischen Kunst mit einem umfassenden, lehrhaften Gegenmodell zu Felde gezogen werden muss, dann nimmt es auch nicht Wunder, dass gerade das ungebildete Publikum in dem Ich-Erzähler einen Erzähler der höfischen Unterhaltung zu erkennen glaubt, der er nicht ist. So wie man also in der Literatur die Aufgabe hat, die richtigen Werte zu vermitteln, so muss auch das Publikum erst dazu erzogen werden, dass Richtige überhaupt zu erkennen.<sup>432</sup>

Doch das vorgestellte fingierte Publikum will von der Lehrhaftigkeit der Rede nichts wissen, wenn es dem Ich-Erzähler gegenüber bekundet, dass er ihnen die Zeit vertreiben soll. Durch das fingierte Zwischenspiel negiert der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) eben gerade jenen Unterhaltungsanspruch des Publikums, den er auf

---

<sup>432</sup> Dass der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) diesem Konzept gänzlich zu viel abverlangt hat, mag erklären, warum man bereits zwei Generationen später das elaborierte Spiel und die Funktion dieses raffinierten literarischen Kunstgriffs nicht mehr nachvollziehen konnte und genau in die Fallgrube literarischen Unverständnisses gefallen ist, die das JT-Corpus eigentlich zu korrigieren suchte.

gar keinen Fall erfüllen möchte. Der Ich-Erzähler verweist damit auch auf eine Differenz innerhalb der Literaturbetrachtung. Das fingierte höfische Publikum, welches hier zu Wort kommt, verlangt nach den bekannten Mustern höfischen Erzählens. Und eben diese Muster dienen der Unterhaltung und nicht etwa der moralischen oder gar sittlichen Unterweisung im Sinne einer lehrhaften Dichtung. Mit anderen Worten lässt sich aus dem aufgeworfenen Gedankengang schließen, dass höfische Literatur also in erster Linie unterhaltende Literatur sei, die den Ansprüchen an Wahrhaftigkeit und moralischer Läuterung nicht unbedingt unterworfen ist. Demgegenüber stellt der Ich-Erzähler sein Konzept innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) vor und mahnt eindringlich zur Vorsicht:

JT,(A), 2146: »Mit *kunst* d<sup>s</sup> *tivel* machet da<sup>z</sup> *sueze* leid<sup>s</sup> *bitter*,  
*swenn* uns di<sup>z</sup> h<sup>s</sup> *ze* lachet im *anevang*, am end und an der *mitter*.  
*swenne* man *sait* von *falschlich*<sup>s</sup> *minne*,  
*sagt* von *warer minne*<sup>433</sup> *vil* ouch von got, vnd *sibte*<sup>434</sup> *uns* di *sinne*«.

Die ersten beiden Zeilen der Strophe antworten auf den Einwand des fingierten Publikums und unterstreichen den aufgebauten Gedankengang, dass gerade höfische Literatur Gefahr läuft, durch das Falsche infiltriert zu werden. Denn gerade durch die Kunst verschafft sich der Teufel den Zugang zu den Menschen und sorgt mit diesem Medium nicht nur für das Vorstellen falscher Konzepte, sondern lenkt auch vom Wesentlichen ab. Welche Konsequenzen dies nach sich ziehen kann, hatte der Ich-Erzähler bereits innerhalb des Prologs deutlich hervorgehoben und verdeutlicht es in der ersten Zeile dieser Strophe abermals:

*Der Teufel verleidet mit Künsten das Süsse und macht es bitter*’. Das Süsse kann hier als Metapher für die Seele verstanden werden, da der Ich-Erzähler immer wieder darauf rekurriert, dass es vor allem die unsterbliche Seele der Menschen ist, welche durch diesen Text - dem JT-Corpus der Handschrift (A) - vor der dämonische Gefährdung geschützt werden muss. Der Teufel versucht das Herz des Menschen- den eigentlichen Sitz Gottes - für sich zu gewinnen, indem er in kunstvollen und unterhaltenden Geschichten die Menschen zum Lachen bringt und ihnen von falscher Minne erzählt. Die Forderung nach höfischer Unterhaltung, so wie es das Publikum vom Ich-Erzähler des JT-Corpus gefordert hatte,

<sup>433</sup> Aus der Handschrift (A) wieder eingefügt und gegen den Editionstext geschrieben.

<sup>434</sup> Werner Wolf bessert in der Edition zu »*slibte(t) (er)*«, welches er aus den Überlieferungszeugen (B)-(E) entnommen hatte.

wird damit in Verbindung zur Gefährdung der menschlichen Seele gesetzt und nicht erfüllt bzw. durch den heilsgeschichtlichen Aspekt des JT-Corpus innerhalb der Handschrift (A) auf eine andere Ebene verlagert.

In der dritten und vierten Zeile der Strophe formuliert der Ich-Erzähler des JT-Corpus, was er im Gegenzug von Seiten des Publikums erwarten würde: »*swenne man sait von falschlicher minne, sagt von warer minne vil ouch von got, vnd sibte uns di sinne*« (JT,(A), 2146,3-4). Wenn also von falscher minne erzählt wird, dann solle man im Gegenzug dazu als Rezipient von der »*waren minne*« sprechen. Werner Wolf hatte den letzten Vers aus den übrigen Textzeugen der Gruppe JT<sup>1</sup> gebessert, da aus dem Nachsatz »*vnd sibte uns di sinne*«, der Referenzbezug nicht eindeutig erkennbar ist und man durchaus eine appellative Forderung an den Ich-Erzähler herauslesen könnte, dass dieser dem Publikum die Sinne wieder in die richtige Bahn lenken sollte. Da das fingierte Publikum jedoch nach »*kurzwile*« verlangt, wäre die Akzeptanz des neuen Erzählmodells des Ich-Erzählers mehr als nur unwahrscheinlich. Würde man den Halbsatz jedoch zu »*vnd sibtet er uns di sinne*« bessern, so würde sich der letzte Teil des Verses auf Gott beziehen und der Ich-Erzähler damit die Literatur abermals als Möglichkeit der Läuterung verstehen. Literatur wird somit zu einem Medium, durch welches nicht nur die Heilsgeschichte vermittelt werden kann, sondern gleichzeitig auch der Rezipient mit einem neuen Erzählmodell konfrontiert wird. Eine neue Erzählkonzeption wird zugunsten des höfische Erzählens präferiert und damit neue Handlungsmodelle transportiert, welche auf die Heilsgeschichte zurückgebunden werden.

Das höfische Modell der »*kurzwile*«, für welches Wolfram ein Garant ist, wird hier durch den Ich-Erzähler insofern ad absurdum geführt, als darauf verwiesen wird, dass dieses Modell in seiner Konsequenz durch die Vermittlung falscher Vorstellungen letztlich gegen Gott gerichtet ist. Doch wenn das höfische Modell selbst als 'teuflische Versuchung' verstanden wird, dann ist der Garant bzw. der Erzähler und Konzepteur dieses Erzählens - also Wolfram - ein Verführer. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus diskreditiert dieses Modell aufs Schärfste und ersetzt dieses durch eine paränetische Erzählweise, die dem dadurch verworfenen Erzählmodell als Gegenentwurf gegenübersteht. Ließe sich also der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) im Sinne einer bewussten und beabsichtigten Wolfram-Rolle als dieser titulieren, so würde er sein eigenes Konzept als 'teuflische Verführung' und sich selbst damit als schlechten Erzähler diffamieren. Indem der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) das höfische Erzählmodell damit an seine Grenzen führt und seine Untauglichkeit für die Vermittlungsinstanz von Lehre damit

unter Beweis stellt, kann von einer gewollten Gleichsetzung Wolframs mit dem Ich-Erzähler der Handschrift (A) wohl kaum die Rede sein.

Die ›*valsche minne*‹, die der Ich-Erzähler als Folge der ›*kurzwile*‹ kritisiert hatte, entzieht dem Menschen Gottes Huld und Beistand. Nur durch Gottes Huld kann der Mensch die Wunder Gottes erkennen und aus ihnen lernen. Die ›*valsche minne*‹ könne dies jedoch keinesfalls erbringen:

JT,(A): 2147: »*Aller seld uns irret ein dink vor alle<sup>s</sup> dingen:  
swaz gotes huld uns virret, daz kan die valsche minne alein uns bringen:  
wan ne swaz der mensche nimmer groz so elerne.  
den gotes hulden widere, daz ist ot niht wan valscher minne meine.*«

JT,(A), 2148: »*Der hoest geb uns di minne, di Abraham<sup>435</sup> erkande,  
do er in rechten sinne an sinen lieben kind des todes ernande.  
des wolt in got z<sup>e</sup>inem opf<sup>s</sup> niht verdriezen,  
darumb er sin gerichte<sup>436</sup> merte denne zal des meres grietzen.*«

So wie Abraham, der als Zeichen seines tiefen Vertrauens in Gottes Allmacht sogar seinen Sohn bereit war zu opfern, so solle es auch die Bestrebung des Menschen sein, sich dieser ‘Gottes-Minne’ zu beugen, anstatt sich durch die ›*kurzwile*‹ und den dort aufgezeigten falschen Modellen von Gott immer mehr zu entfernen.

Es geht jedoch nicht nur um die Belehrung des Publikums durch das aufgezeigte Gegenmodell, die Passage muss gleichzeitig in das unmittelbare Spannungsfeld zwischen dem Verhältnis der Subjektivität des Erzählers einerseits und der Fiktionalität der Erzählung andererseits gestellt werden. Ein Spannungsfeld ist es gerade deswegen, da die verschiedenen Ebenen der Sprecher-Subjektivität und der Fiktionalität sowohl voneinander geschieden als auch andererseits miteinander verbunden werden. Der Ich-Erzähler verfährt somit einerseits innerhalb des Paradigmas des präsentischen Sprechens über die Handlung, als auch als unmittelbarer Betrachter und Kritiker des gesamten Handlungsgeschehens. Die sich daraus ergebende *adaptation courtoise* der Bearbeitung und Weiterentwicklung innerhalb

---

<sup>435</sup> Die Handschrift (A) schreibt hier ›*abrahtan*‹, was wohl auf eine Verschreibung hindeutet.

<sup>436</sup> Die Edition Werner Wolfs ändert hier folgerichtig zugunsten ›*geslechtes*‹.

des JT der Handschrift (A) hat damit unmittelbaren Einfluss auf die Art und Weise der Präsentation.<sup>437</sup>

Im Parzival hatte der Ich-Erzähler Wolframs in verschiedenen Passagen, beispielsweise dem 'Tischlein-Deck-Dich-Wunder' auf der Gralsburg (Pz. 15,10f; 238,8f und 271,14-17), die Verantwortung über den Wahrheitsgehalt des Erzählten in die Hände des Publikums gelegt.<sup>438</sup> Diese expansive Erweiterung der Rollenkonzeption innerhalb des Parzival kann als ein bewusstes Signal verstanden werden, dem Publikum eindeutige Indizien an die Hand zu geben, das Handlungsgeschehen als fiktional zu verstehen. Eine Vorgehensweise, welche innerhalb des JT zu einer noch stärkeren ›hyperfiktionalen und autoreflexiven-metafiktionalen Dichtung<sup>439</sup> ausgebaut wird, indem das Publikum zum Objekt der Belehrung wird und im Widerspruch zum Konzept des Parzival steht.<sup>440</sup>

Durch die Neukonzeption des Ich-Erzählers als einem Garanten der heilsgeschichtlichen Wahrheit wird die Erzähler-Rolle omnipräsent und ubiquitär und übernimmt die Führung, sowohl was das Handlungsgeschehen als auch die Figurenkonstellation anbelangt. Durch den Wegfall der unmittelbaren Distanzsituation zwischen der Erzähler-Rolle und dem Rezipienten können die jeweiligen handlungsrelevanten Einzelstationen, oder wie im Falle des JT-Corpus, die doktrinierte Lehre besser greifen und sich in eine interaktive Diskursivität auflösen.<sup>441</sup> Es scheint daher im Hinblick auf die literaturwissenschaftliche Einordnung des JT-Corpus notwendig zu sein, die fundamentalen narratologischen Ansätze des Parzival mit denen des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> zu vergleichen und

---

<sup>437</sup> *Michel Huby* (1969), S. 386ff. ›[...] la présence constante de l' adaptateur dans les moindres détails du roman [...], la présence d' un spectateur, intermédiaire entre action et l' auditeur, qui rend compte de cette action, mais montre que lui aussi a une option sur le déroulement et sur le comportement des personnages [...]; [...] l' oeuvre de l' adaptateur aura toujours ce caractère médiat, réfléchi qui aussitôt penser à un approfondissement de la donnée fondamentale, S. 388.

<sup>438</sup> Siehe hierzu *Eberhard Nellmann* (1973), S. 42f.

<sup>439</sup> *Ulrich Ernst* (1999), S. 184.

<sup>440</sup> Vgl. auch Pz. 59,26 f. *Joachim Bumke* (1991) hingegen verabsolutiert die Passage Pz. 59,26 f. nicht unter dem Aspekt einer ironischen Wendung innerhalb der Erzählerkonzeption, sondern verweist auf die thematische Ernsthaftigkeit, mit welcher das Motiv innerhalb des Briefes des Priesterkönigs Johannes verarbeitet wurde (S. 251). Was jedoch meines Erachtens kein absolutes Paradigma dafür zu sein hat, dass Wolfram dieses Motiv nicht doch innerhalb des Parzival konterkariert und ironisiert.

<sup>441</sup> *Ulrich Ernst* (1999), S. 184. Die Grundlagen seiner Thesen bilden die Beobachtungen *Eberhard Nellmanns* (1973). Siehe auch: *Hans-Werner Goetz* (1998), S. 402 ff.

wenigstens anhand dieser grundlegenden poetologischen Prinzipien nach Übereinstimmungen und Gegenentwürfen zu suchen.<sup>442</sup>

Das Publikum spricht den Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) mit Wolfram an und fordert ein höfisches Erzählkonzept, welches es bisher gewohnt war. Damit wird der Erzähler des höfischen Konzepts nicht zum Garanten der Wahrheit, sondern zum Garanten der »*walschen minne*«. Dem Ich-Erzähler des JT-Corpus daher an dieser Stelle die Wolfram-Rolle zu unterstellen, ist daher nicht möglich, da er sonst die Kritik am höfischen Erzählen unweigerlich gegen sich selbst richten würde.

Gleichzeitig verweist das poetologische Konzept des JT-Corpus auf eine grundlegende und essentielle Kategorie des Mittelalters, die der Mensch unserer Zeit nur noch schwer nachvollziehen kann. Für den Dichter des JT-Corpus - der auch die Kunst und die Kunstfertigkeit in einen heilsgeschichtlichen Kontext einordnet - ist die künstlerische Schaffenskraft des Menschen nicht etwa das Produkt seines eigenen künstlerischen Potentials, sondern dient vielmehr dem Zweck, die Allmacht und Herrlichkeit Gottes unter Beweis zu stellen. Kunst ist demnach nicht als Streben nach individueller Vollkommenheit zu verstehen, sondern ihr Ziel ist es, den Schöpfer selbst zu beweisen und als Abbild Gottes zu fungieren.<sup>443</sup> Die ästhetische Ausgestaltung des Materials - hier bezogen auf das Textcorpus - erhält damit eine überempirische Bedeutung und bildet mit der Form, Materie und Funktionalität eine Einheit, die in erster Linie einen moralischen Zweck erfüllt. Das Kunstwerk ist damit nicht mehr reiner Selbstzweck der Unterhaltung höfischen Publikums, sondern verweist durch die *artes mechanicae* auf seine Funktionalität innerhalb des Bezugsrahmens als Gebrauchsgegenstand oder aber Körper, so wie es der Ich-Erzähler innerhalb des Prologs angedeutet hatte, unter der Wahrung der *proportio*.<sup>444</sup>

---

<sup>442</sup> Fritz Peter Knapp (2003), S. 15ff.

<sup>443</sup> Rosario Assunto (1996), S. 18 ff.

<sup>444</sup> Die Vorstellung des Textes als Körper oder Architekturmodell findet sich vor allem bei Vitruv, *De architectura*, I,2-4. Text mit Kommentar und Übersetzung: Curt Fensterbusch (1991). Später bei Isodor von Sevilla und Vincenz von Beauvais im *Speculum Maius* (I, 28,2), welcher wiederum die Theorien des Vitruv auf alle anderen Konzepte bezieht, die sich mit der Theorie der Ästhetik und der der Verhältnismäßigkeit und Proportion beschäftigen.

## VIII. *Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) und die Wolfram-Nennung JT,(A), 2867 als 'elaboriertes Spiel der Erzählebenen'*

Die Publikumsanrede ›*her Wolfram*‹ in JT,(A), 2143 ff hatte gezeigt, dass es sich nicht um die Zuweisung der Wolfram-Rolle im intratextuellen Spannungsfeld handelt, sondern vielmehr um die Konzeption und Kritik einer Literaturform, die vom Ich-Erzähler negiert wird. Auf der Ebene eines elaborierten Spiels mit unterschiedlichen Textparametern wird Wolfram nicht zur Rolle des Ich-Erzählers des JT-Corpus stilisiert, sondern vertritt ein bestimmtes poetologisches Konzept, welchem ein hoch artifizielles Gegenmodell als Kontrast und richtungweisende Instanz gegenübergestellt wird.

Eine der wohl schwierigsten Passagen des JT-Corpus der Handschrift (A) hatte die Forschung lange Zeit vor ein schier unlösbares Problem gestellt und den Interpretationsspielraum schwindelnd ausgeweitet. Vergessen wurde hierbei jedoch, dass die einzelnen Passagen einerseits nicht aus ihrer textuellen Verklammerung herausgelöst und singulär betrachtet werden sollten, da die intratextuellen Bezüge sonst verloren gehen, andererseits wurde auch der Tendenz des JT-Corpus, Handlungssequenzen allegorisch zu verrätseln, bisher nur wenig Rechnung getragen.

Als Tschionatulander Gast des Barucks ist, wird ihm zu Ehren ein rauschendes Fest veranstaltet, bei welchem der junge Ritter als Ehrengast gehandelt wird. Die Kaiserin Atmerin selbst wird aufgefordert jeden Gast mit einem Kuss zu begrüßen und vor allem den jungen Tschionatulander als einen der herausragendsten Ritter besonders willkommen zu heißen.

JT,(A), 2862: *»er sprach z̄er atmerinne: enpfabet den w̄den schone  
mit z̄ubterichem sinne. vil ouch nach sin hohen lone.  
helnde er ir daz wol geraten kunde,  
daz si niht vr̄avelich gebart und daz er niht smeh dar an empfunde«*

Der Baruck erweist sich dem jungen strahlenden Helden gegenüber so höflich, dass er es ihm überlässt, sich von der schon älteren Kaiserin überhaupt küssen zu lassen (JT,(A), 2863,3-4: *»ob du geruchst ist ab̄ unnöte, des mūz von alten wiben kus v̄ smaben dins iugen mundes rot.«*). Tschionatulander jedoch weist die Ehre, die ihm damit zuteil wird keinesfalls zurück und empfängt, wie all die anderen hundert Edelleute, Fürsten und Könige, die Ehrerbietung der Kaiserin. Jedoch unterstreicht der Ich-Erzähler die herausragende Stellung des jungen,

christlichen Ritters durch den Hinweis, dass er im Gegensatz zu den höher gestellten anderen Gästen der Feierlichkeit, von der Königin dreimal geküsst und damit vor den anderen als besonders herausragender Ritter ausgezeichnet wird. Eine Geste, welche auch von Tschuionatulander gleichermaßen erwidert wird.

JT,(A), 2866: »Der kunigin was hundred, die alle dar nu giengen  
gedrangedes gar gesundert, do si den grabardois mit kus enpfiegen,  
ie gedriet als ouch di kuniginne<sup>445</sup>,  
und einz den andern allen, di waren von kuniges frucht und fursten minne.«

Es ist gerade der Hinweis auf die so herausragende Stellung des jungen christlichen Helden, der selbst am Hofe der Heiden alle Kaiser, Könige, Fürsten und Ritter in den Schatten zu stellen vermag, der den Ich-Erzähler veranlasst einen Erzählereinschub zu inserieren.

JT,(A), 2867: »Ich Wolfram clagen solde<sup>446</sup>, min schad ist dem gliche,  
als d<sup>s</sup> wirket uzer golde und uz siden edle kleit vil kostriche,<sup>447</sup>  
und imz ein elle nimmt wirt zeteile.  
moht ich ein kleit erwirben so worht ich erst alsam d<sup>s</sup> vreuden geile.«

Wenngleich die Forschung in dieser Strophe den eindeutigen Beweis für die Übernahme der Wolfram-Rolle gesehen hatte und daraufhin die These der Verfasserfiktion philologisch untermauern konnte, so verhält es sich bei näherer Betrachtung gar nicht mehr so einfach, hier die Bezüge grammatikalisch richtig auszudeuten. Die Strophe und hier vor allem der erste Vers, stellt uns philologisch vor eine mittelalterliche Meisterleistung mittelhochdeutscher Sprachkunst. Die Frage, die sich vor allem für die Übersetzung und darüber hinaus dann für die Interpretation dieser Stelle stellt, ist doch in erster Linie, in welchem Kasus ›Wolfram‹ hier verwendet wird. Obschon man geneigt sein könnte, sich klar für die Auflösung des Namens im Nominativ zu entscheiden, gilt es vor allem die Grammatik und den Bezugsrahmen des JT-Corpus der Handschrift (A) an dieser Stelle

---

<sup>445</sup> Werner Wolf ändert hier durchaus plausibel zu ›Atmerinne‹, da hier nur die Kaiserin und nicht die Königin gemeint sein kann.

<sup>446</sup> ›Solde‹ als Präterito-Präsentia von ›suln‹ muss hier im Präsens übersetzt werden und bildet die erste und dritte Person im Präteritum aus. Die Handschrift (X) verzeichnet im ersten Vers: »Ich Wolfram wol clagen solde.«

<sup>447</sup> Die Edition ändert hier die Satzstellung und schreibt: ›als der da uzer golde und siden wurket kleit vil kosteriche.«



näher zu analysieren. Die Edition hatte dieses Problem insofern zu lösen vermocht, als sie zwischen ›Ich‹ und ›Wolfram‹ ein Komma gesetzt hat und so den nominalen Bezug unterstrich. Doch kann letztendlich die Frage nur beantwortet werden wenn man das Verb an dieser Stelle näher betrachtet und dieses mit der Verwendung anderer Verbformen des Corpus vergleicht.<sup>448</sup>

Vor allem Rüdiger Krüger hatte sich bei seinen Untersuchungen auf die Verbformen des JT-Corpus spezialisiert und hierbei wichtige Argumente für die Form des Epos herausgearbeitet. Da diese Ergebnisse für die Beurteilung der Textform wichtig sind, werde ich sie im Folgenden kurz zusammenfassen.

Auf der Ebene der Grammatik lässt sich aus dem JT-Corpus der Handschrift (A) durchaus der Schluss ziehen, dass die Konzeption des Textes durch eine feste grammatikalische Form der JT-Strophe feste Bezugspunkte schafft. Handlungsverläufe, die sich als zu scharf konturierend oder gar unwiederholbar darstellen könnten, finden sich vergleichsweise wenig. Dies wird jedoch hauptsächlich von den zahlreichen Vor- und Rückweisen geleistet, die den Eindruck eines, sich immer weiter entwickelnden Stufenprogramms evozieren. Doch gerade dort, wo die logischen Zusammenhänge auf der grammatikalischen Ebene klar und deutlich herausgearbeitet werden können, werden diese von syntaktischen Verrätselungen durchbrochen.<sup>449</sup> Das Corpus zeigt vor allem hinsichtlich der Verwendung der Verben eine besonders auffällige Verfahrensweise, indem es finite Verbformen meidet, Modalverben hingegen mehr als nur reichlich integriert, häufige Partizipia Präsens Verwendung finden und Präsenspartizipien integriert werden. Das JT-Corpus präferiert vor allen Dingen das Nomen gegenüber dem Verb, verzichtet jedoch gerade bei dieser Vorgehensweise, durch die hauptsächlich Verwendung infinitiver Verbformen auf eine exakte und präzise Zuweisung auf eine Zahl, eine Person oder zeitliche Konstanten. Gerade eben durch die Verwendung infinitiver Verbformen schafft der Ich-Erzähler eine dichterische Welt, in welcher es weniger auf die Einzigartigkeit der Handlungssegmente ankommt, als vielmehr auf ihre Transparenz, sie überzeitlich ohne feste Verankerung, als sich immer wieder zu wiederholende Einheiten anwenden zu können. Der durchgehende Nominalstil unterstreicht ebenso die Statik der Handlung, die nicht auf das Erleben an sich

---

<sup>448</sup> Über die Architektonik der JT-Strophe: *Hans Peter Brode* (1966).

<sup>449</sup> Besonders auffällig sind in diesem Zusammenhang vor allem die beiden Strophen JT,(A), 923 und 924 gestaltet, in welchen durch die Syntax verursacht, die Bedeutung durch die Verwendung von Anakolutha, erst mühsam auf der grammatikalischen Ebene neu eruiert werden muss, bevor man den Sinn wirklich erfassen kann.

im Moment des Erzählens ausgerichtet ist, sondern auf die Möglichkeit der überzeitlichen Wiederholbarkeit eines Lehrprogramms.

Ausgehend von der starken Tendenz des JT-Corpus zur Nominalisierung, mag die in der Forschung als absolut gesetzte These der Subjektstellung des Verseingangs ›*Ich Wolfram*‹, daher den allgemeinen Beobachtungen entsprechen. Doch ist es gerade das Verb ›*klagen*‹, welches sich nicht ohne weiteres eindeutig in diese Analyse integrieren lässt, wie es bereits das ebenso kontrahierende Verb ›*sagen*‹ in dem Kapitel zuvor gezeigt hatte. Das Verb ›*clāgen*‹ oder ›*klāgen*‹ bildet nicht nur den Infinitiv des Wortes, sondern wird gleichzeitig auch im Althochdeutschen, Mittelfränkischen, Westallemanischen, Mitteldeutschen und Bayerischen in der ersten Person Indikativ in der II und III Klasse verwendet.<sup>450</sup> Besonders interessant ist dabei die Tatsache, dass das Verb ›*clagen*‹ sowohl transitiv als auch intransitiv verwendet werden kann. In seiner intransitiven Verwendung verweist das Verb ›*clāgen*‹ aktiv auf die Tatsache, Leid und Kummer auszudrücken. In seiner transitiven Bedeutung beklagt und betrauert das Ich sich selbst vor einer Sachlage oder einem Dritten. Umfasst das Beklagen eine Sachgegenstand, so steht dieses im Akkusativ, während eine Person vor jener geklagt wird, im Dativ steht. Die transitive Bedeutung von ›*clāgen*‹ schließt also unweigerlich ein Objekt im Dativ oder aber im Akkusativ an.

Die Frage, die sich aus der Analyse der Verbformen des JT-Corpus der Handschrift (A) nun ergibt ist, ob sich der erste Vers intransitiv als:

*‘Ich, Wolfram, muss beklagen, dass mein Schaden demjenigen gleicht, der aus aus Gold und Seide ein kostbares und edles Kleid anfertigt, ihm jedoch davon nicht einmal eine Elle zuteil wird. Könnte auch ich ein Kleid (dieser Art) erhalten, so würde ich mich voll Freude daran machen’,*

lesen lässt, oder aber transitiv:

*‘Ich muss vor Wolfram klagen, dass mein Schaden demjenigen gleicht, der aus Gold und Seide ein kostbares und edles Kleid anfertigt, ihm jedoch davon nicht einmal eine Elle zuteil wird. Könnte auch ich ein Kleid (dieser Art), erhalten, so würde ich mich voll Freude daran machen.’*

---

<sup>450</sup> Formen wie ›*klān*‹, ›*klain*‹, ›*klein*‹ auch ›*klagen*‹ im Indikativ sind nicht selten, ebenso ›*klaget*‹ und ›*kleite*‹ im Präteritum. Wie das vorherige Kapitel am Verb ›*sagen*‹ gezeigt hatte, existierten neben dem Indikativ Präsens der ersten Person ›*sagen*‹, auch die Form ›*sage*‹, in der zweiten Person ›*seist*‹ neben ›*sage*‹ und in der dritten Person ›*saget*‹, neben ›*seit*‹.

Der Ich-Erzähler des JT-Corpus klagt sozusagen vor ‘Wolfram’, dass sein Werk im Gegensatz zu anderen Werken, weniger geschätzt und gelobt wird und man ihm die Anerkennung hierfür verwehrt. Würde jedoch sein Werk - das JT-Corpus - ebenfalls gelobt, so würde er sich voller Freude daran machen. In den bereits besprochenen Passagen JT,(A), 919-25 hatte der Ich-Erzähler ebenfalls auf das Faktum hingewiesen, dass sein Werk weniger geachtet würde, als das Wolframs und auch im sogenannten Verfasserfragment lässt sich eine ähnliche Formulierung finden. Liest man das Verb ›*clāgen*‹ in Strophe JT,(A), 2867 in seiner intransitiven Bedeutung, so hat man einerseits zwar den Beweis, dass sich hier ein Ich-Erzähler als Wolfram ausgibt, jedoch andererseits das Problem, dass gerade die bereits besprochenen Passagen, in welchen die Differenzierung zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram vorgenommen wurden, in dieser Passage aufgehoben und einen nicht unerheblichen intratextuellen Bruch zur Folge haben würden. Auf der Ebene einer intransitiven Auflösung des Verses der Strophe wäre die Kohärenz einer Rollendisposition im Sinne Wolframs damit durchlässig und zerstört, was die ‘Elaboriertheit’ des literarischen Spiels noch mehr unterstreichen würde. Darüber hinaus, setzt man an dieser Stelle das ›*Ich*‹ mit ›*Wolfram*‹ gleich, so ergibt der bereits besprochene Vers der Strophe JT,(A), 920,4 = Wolf 499,4 A: ›*Her wolfram si unschuldic ein schreiber dick recht unrihtic machet*‹, keinen Sinn mehr und würde die logischen Verknüpfung der Rollenkonstitution damit zunichte machen.

Wenn in den Strophen JT,(A), 919-25 der Ich-Erzähler von Wolfram in der dritten Person spricht und ihn von der Schuld verderbter Textüberlieferung frei spricht, sich selbst zum Konzepteur eines Gegenentwurfes stilisiert, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle Fehler und Unwahrheiten zu tilgen, die sich im Parzival und auch im Willehalm seiner Ansicht nach finden lassen, der Ich-Erzähler explizit den Namen Wolfram nicht nur verunglimpft (JT,(A), 3595 ff), sondern zugleich Wolfram als poetologisches Konzept diskreditiert, dann ergibt eine an dieser Stelle angenommene Wolfram-Rolle keinen Sinn mehr und zerstört die logische Struktur des Textes vollständig. Nur unter Berücksichtigung der Strophe Wolf 1988 A, die jedoch nicht in der Handschrift (A) verzeichnet ist, sondern aus dem Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> entlehnt ist, kann die Kohärenz einer Wolfram-Rolle an dieser Stelle eruiert werden. Tilgt man diese jedoch und folgt dem Textverlauf der Handschrift (A), so würde die Auflösung des ersten Verses im Nominativ weder eine sinnstiftende Funktion für den weiteren Verlauf der Handlung ergeben noch für die Erzähler-Rolle selbst. Der intratextuelle Bruch zwischen JT,(A), 919 ff bis hin zu den Strophen JT,(A), 2867-68 wäre logisch nicht mehr erklärbar.

Faßt man die Verben des ersten Verses der Strophe JT,(A), 2867 jedoch transitiv auf, hätte dies zur Folge, dass er sich wieder an die Passage JT,(A), 919-24 (Wolf 499 A-F) anschließt, in welchem sich der Ich-Erzähler über den Umstand beklagt, dass sein Anspruch an eine Literatur, die sich auf die Wahrhaftigkeit und die Vermittlung religiöser Werte konzentriert, an den Höfen keinerlei Beifall findet, da man dort jene literarische Kunst präferiert, die sich auf Sensationslust und den reinen Unterhaltungswert spezialisiert hat.<sup>451</sup> Selbst wenn man an dieser Stelle die Kleidermetaphorik aus Gottfrieds *Tristan* der Interpretation zugrunde legt und argumentiert, dass hier wie dort Wolframs Biographisierung der Erzählerrolle ironisiert und damit die 'Verbindung von Kunst und Leben als Konstrukt offengelegt wird, welche damit auf den Kunstcharakter der Wolframrolle<sup>452</sup> auch hier im JT-Corpus verweist, so ist dennoch damit weder der Bezugsrahmen, noch die Stelle an sich in Bezug auf die bereits besprochenen Passagen wirklich hinreichend geklärt.

Ohne den weiteren Interpretationen vorgreifen zu wollen, lässt sich aus den bisher besprochenen Passagen eine Zwischenbilanz ziehen, die sich auch auf die weiteren Textauswertungen auswirken wird. Worum es dem Ich-Erzähler tatsächlich geht, ist weniger die Durchlässigkeit des Kunstcharakters einer Wolfram-Rolle, als vielmehr eine literarische Reform. Die Literatur soll nicht ein Spiegelbild der Auktorialität und der Phantasie des Dichters sein, sondern durch seinen Kunstcharakter den Glauben und die richtige christliche Lebensführung vermitteln, jedoch dergestalt, dass der Rezipient durch die immer wiederkehrenden Lehrprogramme der einzelnen Handlungsträger Lösungsmodelle erhält, nach denen er sich richten kann. Es geht dem Ich-Erzähler der Handschrift (A) letztendlich um einen neuen Stellenwert, den die Literatur einnehmen sollte und welchen der Konzepteur der Handschrift (A) weder in der Literatur seiner Zeit noch an den Höfen unter den sogenannten Kunstkennern verwirklicht sieht. Dem höfischen Erzählen mit seiner Tendenz, das Phantastische immer mehr zu überbieten, wird

---

<sup>451</sup> Ob der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) an dieser Stelle, wie Volker Mertens argumentiert, den Topos des erfolglosen Erzählers aus dem *Parzival* oder dem *Willehalm* aufgreift, welcher bei den Frauen keinerlei Chancen für sich beanspruchen kann und daher auf den erotischen Gewinn neidisch, dies durch die Kompensierung der Figurenkonstellation aufzuwerten versucht, ist eher unwahrscheinlich. Die Voraussetzung hierfür wäre, dass der Ich-Erzähler ein Frauenbild beschreibt, welches die Möglichkeit des Erotischen als Kategorie in sich birgt. Da jedoch eben genau dieses Minne-Modell durch das neue christliche Ritter-Konzept des JT-Corpus ersetzt wird, wird die Referenz aus Wolframs Werken zwar unterschwellig angedeutet, jedoch sofort wieder in ein Gegenmodell verkehrt. Siehe hierzu: *Volker Mertens* (2002), S. 420 f.

<sup>452</sup> *Volker Mertens* (2002), S. 420 f.

eine Form des Erzählens gegenübergestellt, welche auf die Vermittlung der Grundwerte der Heilsgeschichte ausgerichtet ist.

Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) befürchtet, dass ihm aufgrund des Versuchs, diese neue höfische Literaturform zu etablieren, jedoch nicht der Beifall und die nötige Akzeptanz zuteil werden wird, die ihn ermuntern würde, sich mit noch mehr Freude diesem Werk zu widmen. Andererseits ist der Ich-Erzähler auch nicht bereit, seinen Kurs zu ändern und ein poetisches Modell anzunehmen, welches ihm zwar einerseits den Zuspruch anderer sichern würde, jedoch auf der anderen Seite seinen Vorstellungen von Literatur und ihrer Funktion nicht entspricht.

Denn, so argumentiert der Ich-Erzähler in der folgenden Strophe weiter, bevor er den eigentlichen Gang der Handlung wieder aufnimmt, wer sich die Freude anderweitig leihen muss, weil sie nicht dem Herzen selbst entspringt, dem würde - bildlich gesprochen - der Fluss der Kunstfertigkeit versiegen (*ein brvnnne mvz besiben*, JT,(A), 2868, 3), wenn die Strömung umgeleitet werden würde bzw. wenn man ihn zwingen würde, einen anderen Weg einzuschlagen (*ob man im den vlvz ih<sup>453</sup> and<sup>s</sup> twinget*, JT,(A), 2868, 3). Könnte er jedoch diese Freude hinsichtlich seines eigenen Werks empfinden, dann würde es auch der Aventure zum Vorteil gereichen. Diese Freude - so hatte es der Ich-Erzähler innerhalb des Corpus immer wieder betont - kann dem Herzen jedoch nur entspringen, wenn Gott das Herz des gläubigen und nicht zweifelnden Menschen einnimmt und dieses frei von falscher Minne ist.

JT,(A), 2868: »*Swer vrede mvz entlihen di niht von herzen springet,  
ein brvnnne mvz besiben ob man im den vlvz ih<sup>454</sup> and<sup>s</sup> twinget,  
dann do er von art vf sol vliezen.  
kervnd mich vreden twingen des moht di aventivr wol geniezen.*«

Isoliert betrachtet scheinen die Strophen JT,(A), 2867- 68 die Kriterien zu erfüllen, die man einer Wolfram-Rolle zuschreiben könnte, vor allem, wenn man die Verben des ersten Verses der Strophe JT,(A), 2867 intransitiv auffasst. Doch unter Berücksichtigung der intratextuellen Bezüge des JT-Corpus der Handschrift (A) lässt sich diese Lesart nicht aufrechterhalten. Wolfram ist der Garant des höfischen Erzählens, gegen welches sich der Ich-Erzähler des JT-Corpus wendet und dem für ihn falschen Modell immer wieder seine

---

<sup>453</sup> Die Edition ändert hier sinnvoll zu *niht*.

<sup>454</sup> Die Edition ändert hier sinnvoll zu *niht*.

Grenzen aufzeigt. Die Passage JT,(A), 919 ff. bildet in der Konzeption des neuen poetischen Exkurses des Ich-Erzählers den vorläufigen Höhepunkt, hatte er doch an dieser Stelle bereits alle Nachteile der höfischen Erzählform aufgezeigt und kritisiert und dabei gleichzeitig eine neue Erzählform etabliert. Die Wolfram-Nennung in Strophe JT, (A), 2867 mit dem ›Ich‹ des Erzählers des JT-Corpus an dieser Stelle gleichzusetzen, würde bedeuten, dass sich der Ich-Erzähler selbst diskreditieren würde und ein poetisches Konzept ad absurdum führt, für welches er selbst - als höfischer Erzähler - Pate steht.

Die Klage, die der Ich-Erzähler hinsichtlich der Kunstfertigkeit der Dichtung zum Ausdruck bringt, ist letztendlich eine Verteidigungsrede seiner eigenen Poetik und seines Gegenmodells und dem Anspruch, den dieser an sein Werk stellt. Der Ich-Erzähler hatte schon bereits im Prolog darauf verwiesen, dass gerade Wolfram sich durch seine Kunst die Akzeptanz und das Lob der Kunstkritiker erringen konnte, er - der Konzepteur des JT-Corpus - es sich jedoch zur Aufgabe gemacht hat, die Fehler und Unstimmigkeiten zu tilgen und die Geschichte neu und vor allem richtig zu erzählen. Er - der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) - will einen Gegenentwurf schaffen, der den Ansprüchen wahrer Poetik Folge leistet, Wolframs Modelle als falsch und gegen die christliche Heilsgeschichte gerichtet diskreditiert und vollkommen neu konzipiert. Es ist daher nur schwer vorstellbar, dass sich gerade dieser Ich-Erzähler der Erzähler-Rolle Wolframs und des damit verbundenen Konzepts annimmt, welches er eigentlich demontiert. Die Verben des ersten Verses der Strophe JT, (A), 2867 transitiv aufzufassen, scheint damit die einzig logische Alternative zu sein, die intratextuellen Verklammerungen des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht zu zerstören.

## IX. »Ein Ram der Wolfe« - das Spiel mit dem Namen Wolfram innerhalb des Aventuregesprächs

Von ganz anderer Qualität als die bisherigen Aventuregespräche zeigt sich jenes, welches in die Beschreibung der großen Schlacht zwischen dem Baruk und den Babiloniern eingelagert ist. Genauer gesagt wird dieses kurze Aventure-Gespräch in die Erzählung der Kämpfe zwischen Daries und Gloramatis von Persien (JT,(A), 3524 ff und dem Sieg Ekunats gegen Sermiduns von Irdibol (JT,(A), 3592) eingeflochten. Das Motiv für die Schlacht entlehnt der Ich-Erzähler aus dem Willehalm Wolframs, der zweiten Schlacht um Alischanz.<sup>455</sup> Besonders interessant ist hierbei der Umstand, dass der Ich-Erzähler seine Referenzstelle kritisch bewertet und die Tendenz, das vorgefundene Erzählangebot zu erweitern, negiert, da die Quelle seines Erachtens nicht eindeutig ist (*»wie tief diu wunden wære, des weiß ich nicht, diu zunge wart gespalten«*; (JT,(A), 3552,4).

JT,(A), 3595: *»Ardimol von Ungrvdiezei do half dem brvd<sup>s</sup> sine vil chlein an dem genieze, iedoch ersein<sup>456</sup> sin triv in rechtem schine. swa der vrunt den frvnt in not erkennet. waz red ich von vrunden? ich vnd min bruder sin ein lip genennet.«*

JT,(A), 3596: *»Min kone, min kint, min brüder stet nicht wan z einem libe, dvrch<sup>457</sup> drier sele fuder. swie diu iglichen sunder tribe vnd trage den lip swar si ir wile wiset,<sup>458</sup> diu sele den lip ist tragende wan si v'vert diu kraft dem lip entrifet.«*

JT,(A), 3597: *»Ein vogt<sup>459</sup> der franzoise ich gibe der aventiure, si si niht kvrtoise, daz si den werden richen so gebivre*

<sup>455</sup> Auch hier transkribiere ich den genauen Wortlaut der Handschrift (A), ungeachtet der Fehler und Verschreibungen.

<sup>456</sup> Eine Verschreibung des ursprünglichen *»erschein«* muss hier angenommen werden.

<sup>457</sup> Der Editionstext ändert hier folgerichtig zu *»doch«*.

<sup>458</sup> Werner Wolf bessert den zweiten Teil des dritten Verses richtig zu: *»swar in der wille wiset«,* in der letzten Zeile sinngemäß das Personalpronomen *»sī«* zu *»er«* und den ganzen letzten Halbvers damit nach (B) ab: *»wan er gelit, swenn im diu sel entriset.«* Der verderbte Wortlaut der Handschrift (A) ist an dieser Stelle vollkommen unverständlich.

<sup>459</sup> Der Editionstext bessert hier zu *»vogt«*.

*an ritterschefte kan so kovme grvzen,  
vnd den vꝛ navarre. Nu sage si mir si well iz gerne bvzen.«*

JT,(A), 3598: »Min frvnt ein ram der wolfe, ir sult mir si well iz gerne bvzen.<sup>460</sup>  
*kert iz eglolfe vnd and <sup>s</sup>n die vil (baz)*<sup>461</sup> *dann ich verkramen*  
*kunnen mit vnfüge ir kvrtoise.*  
*ir ich hab vergezzen der hohen wert;*<sup>462</sup> *ich zelt sie ie gen prise.«*

Der Ich-Erzähler unterbricht an dieser entscheidenden Stelle die Beschreibung des Gemetzels der Schlacht, um eindringlich darauf hinzuweisen, dass man die Heidenkönige nicht auf dem Schlachtfeld liegen lassen sollte, damit sie nicht mit ihrem Leid ›*debeinen wolf, debeinen rabem* zum Opfer fallen. Die Unterbrechung - von mir an dieser Stelle mit einer Übersetzung versehen - dient ebenfalls als weiterer Kritikpunkt an Frau Aventiure, da sie seiner Meinung nach die Heldentaten des jungen Tschionatulanders nicht genug zu würdigen wusste:

*'Als Anwalt der Franzosen beschuldige ich die Aventiure, sie sei nicht höfisch, weil sie den edlen mächtigen Lieben in seiner Ritterschaft gar nicht anerkennt, ebenso wie den von Navarre. Sie soll mir nun erklären, dass sie es bereitwillig besser machen wolle'* (JT, (A), 3597).

Die Kritik zielt in erster Linie darauf ab, dass der christliche Glaubensritter Tschionatulander in der Beschreibung seiner Ruhmestaten hinter jenen der heidnischen Ritter zurücktritt. Das JT-Corpus neigt in seiner starken Differenzierung, das 'Drei-Menschen-Modell' Wolframs auf ein rein christlich orientiertes 'Zwei-Menschen-Modell' zurückzusetzen, immer wieder dazu, den heidnischen Rittern und Königen keinerlei positive Aspekte abzugewinnen, während im Gegensatz dazu, die Christen als herausragende Menschen charakterisiert werden. Dies gilt vor allem für die Kämpfe des jungen und alten Gamuret/Tschionatulander, die immer wieder einen

---

<sup>460</sup> Der Editionstext übernimmt im zweiten Halbvers die Schreibung der Redaktion R: *sir sult min so nicht ramen*. Der Überlieferungszweig JT<sup>1</sup> hingegen weist die Schreibung der Handschrift (A) auf.

<sup>461</sup> An dieser Stelle ist die Handschrift unleserlich, daher kann ›*baz* nur aus dem Textzusammenhang eruiert werden.

<sup>462</sup> Den ersten Halbvers der letzten Zeile ändert die Edition sinnvoll in: *sir jeht, ich hab vergezzen der hohen wert*. Die übrigen Textzeugen aus dem ersten Überlieferungszweig gehen an dieser Stelle eigene Wege, während die Handschriften (B) und (C) ›*sich mer dan drie hab vergezzen die wert* verzeichnen.



schwelenden Dauerkonflikt zwischen Christen und Heiden markieren und in ihrer zunehmenden Eigendynamik immer mehr zu blutigen Glaubenskriegen<sup>463</sup> ausgebaut werden. Innerhalb der JT-Konzeption werden die Christen jedoch in den Kommentaren des Ich-Erzählers keinesfalls in die Rolle des Aggressors, sondern in die der reinen Verteidiger überführt. Die gesamte Orientfahrt dient nicht einer Weiterführung der Brautwerbung Tschionatulanders um Sigune, sondern ist letztlich nur ein Prüfstein der christlichen Tugenden eines wahren Gottesritters.<sup>464</sup> Der Ich-Erzähler sieht seinen jungen, christlichen Helden zu wenig in den Vordergrund gerückt, ist es doch gerade Tschionatulander, der alle christlichen Tugenden des neu konzipierten Ritter-Modells verkörpert, dessen tiefer Glaube ihn in den Strophen JT,(A), 4604 ff gegen eine feindliche, heidnische Übermacht von 30:1 siegreich das Schlachtfeld verlassen lässt und der seine ritterliche Pflichterfüllung vor jede erotische Versuchung stellt. In diesem Sinne verkörpert er geradezu den idealen Glaubensritter, der das neue Modell nicht nur lebt, sondern es sogar noch überbietet, bis seine keusche Geliebte Sigune dann in den Strophen JT,(A), 1283 und JT, (A), 2553 'die Hüllen fallen lässt' und ihn so zur Suche nach dem Bracken und dem Brackenseil motiviert, auf dessen Fährte er schließlich durch Orilus den Tod findet wird.

Die personifizierte Gesprächspartnerin wehrt die Kritik, den jugendlichen Helden nicht gebührend gepriesen zu haben, jedoch entschieden durch die Verwendung eines Wortspiels mit dem Namen Wolfram in Strophe JT,(A), 3598 ab:

*'Mein Freund ein Ram der Wolfe, ihr sollt es mir nur allzu gerne büßen. Wendet das gegen Egenolf und andere, die viel besser als ich die Höfischkeit durch Zuchtlosigkeit ruinieren. Ihr (sagt), ich hätte den Wert der Hoben vergessen. Ich habe ihnen immer Ehre zugesprochen.'*

Bisher hatte man den zweiten Halbvers der ersten Zeile der Strophe JT,(A), 3598 nach seiner Schreibung aus der Überlieferungsgruppe JT<sup>II</sup> in die Interpretationen einfließen

<sup>463</sup> Die deutliche Schwarz-Weiß-Malerei geht sogar soweit, dass der Ich-Erzähler dazu übergeht seinen Rezipienten die Anweisung zu geben, alle Juden und Heiden sofort umzubringen, sobald man ihrer habhaft wird.

<sup>464</sup> Tschionatulander zögert die sexuelle Verbindung mit Sigune immer wieder mit dem Hinweis auf seinen dadurch nicht mehr wieder gutzumachenden Ehrverlust hinaus und verweist mitunter sehr schroff auf seine noch zu bewältigenden Aufgaben (JT,(A), 1955 ff; 2549,1). Gleichzeitig unterstreicht er ganz im Sinne des neuen Minne-Konzepts des Ich-Erzählers in JT,(A), 239-64, dass durch den freiwilligen Verzicht auf jede Form der Körperlichkeit seine »wirde« um so größer wird (JT,(A), 2552 ff).

lassen. Demnach hieße die erste Zeile innerhalb der Redaktion R: *»Min frunt, ein Ram der Wolfe, ir sult min so nicht ramem«*. Dementsprechend müsste man den Vers wie folgt übersetzen: *»Mein Freund ein Ram der Wolfe, ihr sollt mich nicht so beschmutzen«*. Bevor man jedoch den Vers und das darin enthaltene Wortspiel angemessen deuten kann, muss man an dieser Stelle die Rahmenbedingungen genauer untersuchen, in welche die Gegenrede der personifizierten Aventure eingelassen ist.

Entscheidend für die Deutung des ersten Verses der Strophe JT,(A), 3598 mag vor allem der Schluss der vorherigen Strophe JT,(A), 3597 und der weitere Verlauf der Strophe JT,(A), 3598 sein, in dessen Zusammenhang dieser Vers gesehen werden muss. Der Ich-Erzähler unterstellt in diesem fingierten Streitgespräch seiner personifizierten Gesprächspartnerin, nicht höfischer Gesinnung zu sein, da sie den jungen Helden Tschionatulander zu wenig zu würdigen weiß. Die Frage, die sich unmittelbar an die Kritik anschließt, ist jedoch, was der Ich-Erzähler mit »höfisch« eigentlich im Sinn hat. Hatte er in dem Aventuregespräch bis zur Strophe JT,(A), 3598 die Aventure eben gerade aus diesem Grund angegriffen, dass sie sich im Sinne des Höfischen verhält, den Frauen- und Minnedienst präferiert und die Dienstminne vor die Tugend und die ritterliche Pflichterfüllung stellt, so kritisiert er jetzt ihr mangelnde höfische Gesinnung. In diesem Fall versteht der Ich-Erzähler unter höfischer Gesinnung jedoch das Lob auf die ruhmreichen Taten der Ritter.

Wenn der Ich-Erzähler das Konzept des 'Höfischen' der Aventure kritisiert, indem er darauf hinweist, dass sie die christlichen Werte Tschionatulander zur Unterweisung des Hofes vernachlässigt habe, seine personifizierte Gesprächspartnerin jedoch die Kritik insofern zurückweist, als dass sie bekennt, sehr wohl alles dafür getan habe, ihn zu preisen, so prallen zwei vollkommen unterschiedliche Konzepte des Höfischen hier aufeinander. Für die Aventure konkretisiert sich das Höfische in der heroischen und sensationellen Beschreibung einzelner Ritter und ihrer Taten. Für den Ich-Erzähler umfasst der Begriff jedoch die sittliche Unterweisung und moralische Läuterung nach christlich-heilsgeschichtlichen Gesichtspunkten, für welche die jeweiligen Handlungsträger die Garanten darstellen und an welchen die theoretischen Aspekte durchgespielt und bewiesen werden.

Die sich diametral zueinander verhaltenden Begriffe des Höfischen bei Frau Aventure und dem Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A), sind demnach der entscheidende Ausgangspunkt, unter welchem der erste Vers der Strophe JT,(A), 3598

interpretiert werden kann. Das Wortspiel ein ›*ram der wolfe*‹ ist schon deshalb so besonders interessant, da es innerhalb der Forschung allzu vorschnell als sicherer Beweis für die Wolfram-Fiktion und Wolfram-Rolle verabsolutiert wurde.

Vor allem auf der Ebene der Wortbedeutung ist dieses Wortspiel ›*ein ram der wolfe*‹ besonders raffiniert und verweist auf eine Bedeutungsebene, die die Grenzen des reinen Wortspiels sprengen und durch die semantische Zerlegung der beiden Begriffe auf eine zweite Metaebene des Textes referieren, die durch den Rezipienten allegorisch ausgedeutet werden muss.<sup>465</sup>

Nachdem das JT-Corpus der Handschrift (A) allgemein die Tendenz der Allegorisierung aufweist, scheint es durchaus plausibel zu sein, auch bei diesem Wortspiel einen möglichen allegorischen Hintergrund zu vermuten, welcher das Wortspiel erklären könnte. Der Name Wolfram wird hier als Kompositum zweier Silben getrennt. Zusammengesetzt hat der Name ›Wolfram‹ neben anderen Erklärungen aus dem Althochdeutschen auch die Bedeutung von Zinnerz, welches *'nicht gediegen und rein ist, sondern mit vielen Stein und senicalischen theilen vermischt'*. Darüber hinaus hat dieses Eisenerz chemisch gesehen auch die Eigenschaft *'verderbt'* zu sein und während des Schmelzvorgangs das Zinn förmlich zu *'rauben'*.<sup>466</sup> Der Name ›Wolfram‹ steht also wenig schmeichelhaft für ein schmutzfarbened Erz, welches bei der Verhüttung Zinn, also das edlere Metall, schädigt bzw. sogar raubt. Betrachtet man sich nunmehr die beiden Silben ›*ram*‹ und ›*Wolf*‹, dann fällt auch hier die Semantik und Etymologie ein strenges Urteil. ›*Ram*‹ findet sich sowohl im althochdeutschen - vor allem in bayerischen Gebieten - und auch im mittelhochdeutschen im adjektivischen Gebrauch und nimmt die Bedeutung ›*staubig*‹, ›*rußig*‹ oder ›*schmutzig*‹ ein. Somit war ›*Ram*‹ bereits im Mittelalter in seiner negativen Konnotation bekannt. Wenngleich erst im 16. Jahrhundert der Freiburger Mineraloge Georgius Agricola das Vorkommen des Minerals ›Wolfram‹ in sächsischen Zinnerzen, welches die Zinnengewinnung durch Verschlackung des Zinnanteils erheblich erschwerte, zum ersten Mal klassifizierte, könnte es durchaus möglich sein, dass vor allem das ›*Ram*‹ in seiner negativen Konnotation im Zusammenhang mit ›*Wolf*‹ unter Umständen bereits geläufig war.

---

<sup>465</sup> Siehe hierzu auch die ausgezeichnete Arbeit von John L. Flood (1998). Die Redaktion R und allen voran die Handschrift (X) ändert das ›*ein ram der wolfe*‹ zu ›*her ram der wolfe*‹. Damit verweist die Änderung auf die reine Aufnahme des Wortspiels, jedoch weniger auf die inhärente Bedeutungsverschiebung der poetologischen Konzepte.

<sup>466</sup> Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm (1991), S. 1256-1257, hier S. 1257.

Bedient man sich bei der Interpretation der Textstelle nunmehr sowohl der etymologischen als auch allegorischen Bedeutung, so spiegelt der Vers weitaus mehr wieder, als nur ein reines Wortspiel. Es ist zuallererst eine deutliche Kritik, die die personifizierte Aventure am Ich-Erzähler übt. Dieser ist in den Augen der Aventure ein ›*Ram der Wolfen*, eine erzählende Instanz der Geschichte, der das höfische Erzählen verdirbt und es gewissermaßen - figurativ gesprochen - auffrisst. Die Doppeldeutigkeit des Wortspiels gewinnt vor allem vor dem Hintergrund an Bedeutsamkeit, dass es die Aventure ist, die dem Ich-Erzähler des JT-Corpus einerseits vorwirft, die Grundlagen des höfischen Erzählens zu zerstören, was dieser de facto durch seinen Gegenentwurf und der Forderung nach einer literarischen Reform höfischer Erzählkunst auch tut. Andererseits wird die Kritik am höfischen Erzählen auch durch das Wortspiel selbst transportiert, indem der Name des Garanten der höfischen Erzählkunst negativ konnotiert wird. Die personifizierte Aventure demontiert damit nicht nur sich selbst, indem sie weiterhin das Höfische lediglich durch ritterliche Ruhmestaten erfüllt sieht, sondern durch das doppelte Wortspiel auch Wolfram, der als Garant für die höfische Erzählweise steht. Die Tatsache, dass der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht Wolfram ist, hebt das elaborierte Spiel der Erzählebenen noch deutlicher hervor.

Der Ich-Erzähler führt seiner fingierten Gesprächspartnerin in den folgenden Strophen mit ›*rede valtlic bundert*, (JT,(A), 3599,1) vor Augen, was er unter höfischen Werten versteht und wie sehr diese sich von denen der Aventure unterscheiden. ›*Ein ritter sol nicht lingen*, gilt als die Basis ritterlichen Verhaltens, und der Ich-Erzähler kritisiert in dieser Strophe vor allem die Artusritter, die ihren König belügen und betrügen. Die Grundlage allen Respekts solle die Wahrhaftigkeit sein, denn nur durch sie könnten sich alle anderen Tugenden entfalten. Christliche Ritter, die sich sowohl lügend und betragend ihrem eigenen König widersetzen, und Heiden, die sich durch den Tod anderer bereichern (›*manic Sarrazin geburte riche in dem strite mit tode hat engolten*, (JT,(A), 3600,2b-3), passen nicht in das strikte und explizit ausformulierte Modell des neuen höfischen Gottesritters, der sich vor allem durch seine Gottesfurcht und das reale Umsetzen der christlichen Tugenden auszeichnet.

Die Aventure-Gespräche des JT-Corpus der Handschrift (A) brechen an diesem Punkt der Handlung vorläufig ab und eröffnen ein neues, breit ausgefächertes Erzählangebot, welches Motive aus den Gahmuret-Büchern des Parzival und dem Orientteil des Willehalm entlehnt, doch das dortige Erzählangebot um ein Vielfaches ausbaut und in einen Gegenentwurf umdeutet. Die festen Eckpunkte der Erzählkerne

bilden Tschionatulanders Reise mit Gahmuret zu Ackerin, seine beginnende ritterliche Ausbildung, der Beginn des Minneverhältnisses zwischen dem jungen Dauphin und Sigune, der zweite Orientfeldzug des Gahmuret und dessen tragisches Ende und die Überfahrt nach Spanien. Diese Handlungssegmente werden jedoch innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) sehr viel stärker ineinander verwoben, neu gedeutet und mit weiteren, neuen Erzähleinheiten angelagert. Die Konzeption des JT-Corpus erweitert beispielsweise das Handlungsspektrum des Parzival und des Orientteils des Willehalm, indem er die dort nur angedeuteten Kämpfe vor Baldac und den Tod Gahmurets einfügt und einen dritten Orientfeldzug anlegt, der eine eigenständige Ergänzung und einen Gegenentwurf dessen bietet, was die Erzählkerne des Titurel, des Parzival und des Willehalm offengelassen haben. Der bisher in der Forschung nur spärlich untersuchte Orientteil offenbart jedoch eine für das Gesamtverständnis notwendige Handlungsführung. Nicht nur aufgrund der Tatsache, dass dieser fast ein Drittel des Gesamtwerkes einnimmt, beginnend mit der Einschiffung der Gottesritter in Marseille in Strophe JT,(A), 2574 bis hin zur Rückkehr an den Artushof in Strophe JT,(A), 4434 sondern vor allem hinsichtlich der Tatsache, dass gerade innerhalb des Orientteils die fiktionale Welt des Parzival und des Willehalm in eine weltgeschichtliche, quasi 'historisierende' Welt überführt wird, die die Gralssuche nicht nebulös in eine Phantasiewelt entrückt, sondern diese als historisches Faktum lokalisiert.

Der Ich-Erzähler bedient sich der entlehnten Romanorte, indem er eine Ländergenealogie als erzählerische Strategie nutzt, mit welcher er die Romanwelt in die Sphäre der geglaubten Realität überführt, wenn er beispielsweise das Gralsreich Salvaterre in Spanien verortet (JT,(A), 321-324). Die aus dem Willehalm und dem Parzival entlehnten lokalen Angaben werden historisch und geographisch gebunden und gewinnen damit an beweisbarer Faktizität innerhalb des heilsgeschichtlichen Weltgefüges. Gleichzeitig werden die Lehrprogramme des JT-Corpus - Minne und Rittertum - an den einzelnen Handlungsträgern durchgespielt und bewiesen. Der stofflichen Verdichtung und Aufnahme eigenständig generierter Erzählangebote steht eine Schablonenhaftigkeit der Handlungsträger gegenüber, welche die individuellen Merkmale immer stärker zurückdrängt und sie durch extrapolierte Rittertugenden ersetzt, die Tschionatulander nicht nur, wie bereits in den Kapiteln zuvor angedeutet, zu einer Reinkarnation Gahmurets stilisieren, sondern die Figuren auch an biblische Bezüge koppelt, vornehmlich an die des Alten Testaments. Pompeirus und sein Bruder Ypomidon<sup>467</sup> werden zu Dämonen Luzifers

---

<sup>467</sup> Der unmittelbare Bezug zum Alten Testament wird nicht nur durch ihre Genealogie und Verwandtschaft zum König von Chaldäa gekennzeichnet, sondern auch durch unmittelbare alttestamentarische Bezüge

umgedeutet (JT,(A), 827 ff.), wobei letzterer noch verwandschaftlich mit Nebukadnezer verbunden wird, der Baruck Ackerin wird genealogisch auf Asswerus, dem aus dem Buch Esther bekannten Herrscher und Wohltäter der Juden umgedeutet (JT,(A), 2880 ff), die Stadt Kairo und das ägyptische Neu-Babylon wird zum alttestamentarischen Babel (JT,(A), 826 f). Insgesamt nehmen die heilsgeschichtlichen Bezüge und der Ausbau der Vermittlung von christlicher Lehre im Mittelteil des JT-Corpus der Handschrift (A) immer stärker zu. Das entworfene Minne- und ‘christliche Ritter-Modell’ des Ich-Erzählers gewinnt immer mehr an Bedeutung und wird an den einzelnen Handlungsträgern nunmehr exemplifiziert, wobei mit zunehmender Verstärkung des Gegenmodells höfischen Frauendienstes auch gleichzeitig eine Entindividualisierung der Minne der einzelnen Liebespaare im Gesamtkonzept des JT-Corpus eintritt. Anstelle der individuellen Liebe der Paare zueinander wird die *»tugent«* und die *»keusche«* als Basis der ‘neuen’ Minne absolut gesetzt, und es sind vor allem die weiblichen Figuren, die sich gerade im Orientteil verstärkt durch das Epithon ‘tugendreich’ auszeichnen, welches, obwohl von seiten des Ich-Erzählers nicht näher definiert, als die höchste Vollkommenheit verstanden werden kann, die ein Mensch erreichen kann.<sup>468</sup> Es sind vor allem Sigune und Tschionatulander, die vor allen anderen Liebespaaren im Orientteil immer stärker an Konturen für das ‘neue christliche Ritter und Minne-Modell’ gewinnen, alle Tugendprüfungen gemeinsam bestehen und daher *»vri vor allem wandel waren lebende«*, (JT,(A), 2427,2).

Der Ich-Erzähler fügt jedoch hinzu, dass ihre herausragende Stellung nur auf die Keuschheit Sigunes zurückzuführen ist.<sup>469</sup> Es sei daher vor allem Frau Minne anzulasten, wenn der Frauendienst tödlich endet, da sie den Paaren die falschen Ratschläge gebe. Der Minnedienst, den die Ritter nach den höfischen Regeln zu leisten hätten, führe zu Leid und Kummer für alle christlichen Frauen (JT,(A), 2626,2).<sup>470</sup>

---

zum Buch Daniel 3, 1-8 und 5, 1-4. Das Problem der *superbia* wird vor allem in den Strophen JT,(A), 832, 3381, 3669, 3767, 3812 und 3857 thematisiert und deutet den weiteren Verlauf und das Schicksal der Brüder bereits an.

Zu den Namensnennungen im Parzival siehe vor allem: Eberhard Nellmann (1992), S. 191-202.

<sup>468</sup> Die Prüfung auf der Tugendbrücke bestehen lediglich Sigune, Urrepans de Tschioie und Kondwiramurs (JT,(A), 2423 ff), Königin Ginover jedoch, die als *»balsam smac der tugende bezeichnet«* (JT,(A), 1798) wurde, erfüllt die strengen Kriterien des ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ nicht. Auf männlicher Seite bestehen Artus, Anfortas, Kaylet, Gurnomantz und Ekunat die Brückenprobe (JT,(A), 2409 ff).

<sup>469</sup> *»wan wibes tat, di wirt geteilet in beiden, dem man alsam dem wibe. si sint ot libes und eren ungescheidem«* JT,(A), 2416,3-4.

<sup>470</sup> JT,(A), 2626-2629.

Der Ich-Erzähler, der schon hinsichtlich der Hinfälligkeit des höfischen Frauendienstes Frau Aventure für das Leid seiner Protagonisten verantwortlich gemacht hat, personifiziert nun auch Frau Minne als Garantin des höfischen Romans und der Verwirklichung der Dienstminne und ihres Konzeptes. Der Ich-Erzähler, der in dem Streitgespräch mit Frau Aventure diese von seinem neuen Konzept zu überzeugen und sie gleichzeitig in ihrem Wirkungsrahmen als fiktive handlungsgenerierende Instanz zu demontieren versuchte, nimmt gegenüber der personifizierten Minne eine viel deutlichere und abwertende Haltung ein. Unmissverständlich stellt er ihr ein Ultimatum, sich seinem Modell anzuschließen, ansonsten würde er gegen sie zu Felde ziehen (JT,(A), 2632 f). Wäre sie jedoch bereit, ihre Macht in den Dienst des christlichen Gottes zu stellen und die Ritter der wahren und einzigen ›minne‹ der Gottes-Minne - zuzuführen, dann würde er von diesem Schritt absehen. Der Ich-Erzähler betont darüber hinaus, dass selbst Frau Minne zu diesem Dienst verpflichtet sei, denn es gehe vor allen Dingen um das Seelenheil, welches nicht gefährdet werden sollte:

JT, (A), 2635-36,1: *»Sit ir mit meisterschefe sit ob allen dingen,  
si teilt in<sup>s</sup> chrefte den kristen hie, so daz in müz gelingen  
durch willen beilicheit des heren toufes.  
ich wan ouch des, vrou minne, daz iver pris lit da<sup>471</sup> zem hochsten koufe,  
wan si den hochsten minnet mit kraft des rehten geloubens.«<sup>472</sup>*

Der Ich-Erzähler unterstreicht seine Forderung an die Gesprächspartnerin, indem er darauf hinweist, dass sie ihre Macht in den Dienst Gottes zu stellen habe und sie nicht dazu missbrauchen sollte, den ritterlichen Ehrgeiz zu beflügeln. In der Strophe JT,(A), 2627 ff, die für die Interpretation der Strophe JT,(A), 2635-36,1 hinzugenommen werden kann, hatte der Ich-Erzähler betont, dass die Aventure sich vor allem durch Launenhaftigkeit auszeichne und den Ritter nicht nur von seinen eigentlichen Aufgaben abbringe, sondern ihn auch dazu veranlasse, seinen persönlichen Ehrgeiz über die Befehle des Königs stellen. Anstatt Ruhm und Ehre im Namen Gottes zu erringen, würde der Weg der Minne in den meisten Fällen in den Tod führen (JT,(A), 2631). Die vorgebrachte Anklage an Frau Minne mündet schließlich in die Vorausdeutung auf das unheilvolle Schicksal Sigunes und der

<sup>471</sup> Die Edition schreibt an dieser Stelle *»daz iver pris da lig zem boechsten koufe.«*

<sup>472</sup> *»Da enere Meisterschaft alles übertrifft, so lasst Eure Macht den Christen hier zuteil werden, damit sie um die Heiligkeit der herrlichen/göttlichen Taufe willen siegen werden. Ich gebe Euch Frau Minne zu bedenken, dass euer Ruhm da den höchsten Wert hat, denn schließlich liebt sie den Allerhöchsten mit der Kraft des wahren Glaubens.«*

Bitte an Fortuna, dies zu verhindern. Die Launenhaftigkeit und die Gottesferne der personifizierten Minne sind für den Ich-Erzähler schließlich der schlagende Beweis für ihre »untrive«, die zwangsläufig in der »unminne« mündet (JT,(A), 2629-30).<sup>473</sup> Doch überraschenderweise bricht die scharfe Kritik und Anklage an Frau Minne von Seiten des Ich-Erzählers an dieser Stelle ab und mündet nicht nur in einer Entschuldigung (»ich wil zehulden singen, vrov minn, ich han mich ser gen iv vergezzen«, JT,(A), 2634,4), sondern vielmehr in der Bitte und Aufforderung, sich seinem neuen religiösen Ritter-Modell anzuschließen, welches er in den bisherigen Aventure-Gesprächen bereits theoretisch, im Orientteil am Beispiel Titurels und Tschionatulanders praktisch vorgeführt hatte. Er appelliert an ihre Ehre und an ihre Aufgabe, die Ritter vor einem drohenden Minnetod zu bewahren. Nicht mehr die ritterliche Bewährung soll die Voraussetzung für die Gunstbezeugungen und Unterstützung der Minne sein, sondern die Taufe.<sup>474</sup> Diese beschränkt sich jedoch letztlich allein auf die Christen, welche nach Meinung des Ich-Erzählers in der Lage sind, die christliche Heilslehre und die wahre Minne zu erfassen. Inhaltlich führt der Ich-Erzähler der Handschrift (A) hier den begonnenen Gedankengang aus dem Aventure-Gespräch JT,(A), 239-265 weiter aus und demontiert damit erneut ein weiteres Kriterium des höfischen Romans, die Minne des höfischen Frauendienstes, die er nunmehr in das neue Konzept des religiösen Rittertums eingliedert.

Die an dieser Stelle theoretisch ausgearbeiteten neuen Grundvoraussetzungen der höfischen Minne werden unmittelbar an seinem Protagonistenpaar Sigune und Tschionatulander exemplifiziert, welche stellvertretend für alle anderen Minnepaare des JT-Corpus stehen.

<sup>473</sup> Der Gedankengang und die Anklage an Frau Minne bereiten inhaltlich das in den Strophen JT,(A), 4019-25 sich entfaltende Aventure-Gespräch über die »minne« und »unminne« vor.

<sup>474</sup> Heiden und Afrikaner sind jedoch von der Gunst Frau Minnes ausgeschlossen: »die swarzen isnt d<sup>s</sup> waren minne touben und sint w<sup>l</sup>ich minne halt vngelich. ich wan ovch des vrov minne, iv<sup>s</sup> kraft geste d<sup>s</sup> werden schar billicher (JT,(A), 2636,2-4). Siehe auch JT,(A), 4029: »wan in div ware minne ist vnbekennt, (d)en, d(i) sich toufes anent: ir minn, div ist vnminne gar genennet«. Die in den runden Klammern ergänzten Buchstaben sind in der Handschrift nicht mehr lesbar und wurden daher von mir ergänzt.



## X. Das zweite Aventuregespräch über ›minne‹ und ›unminne‹ mit dem ›friunt von eschenbach‹

Das Aventure-Gespräch über ›minne‹ und ›unminne‹ unterscheidet sich eklatant von all jenen, die zuvor analysiert worden sind. Zum einen ist es die Wiederaufnahme des Aventure-Gesprächs JT,(A), 230-65 und zum anderen beinhaltet es eine erneute Ausweitung des ›tugend‹-Begriffes aus dem Prolog der Handschrift (A) und verdichtet die Minne-Thematik in ihrer Auseinandersetzung für das JT-Corpus an dieser Stelle entscheidend.

Es wurde innerhalb der Forschung zum JT-Corpus immer wieder darauf verwiesen, dass dieses Aventure-Gespräch in vollkommener Anlehnung an den Parzival und den Willehalm konstruiert wurde. Jedoch wurde dabei gänzlich übersehen, dass seine Struktur und sein Aussagekern hierbei vollkommen verändert wurden. Die Anlehnungen an die beiden Werke Wolframs sind zwar deutlich, doch hat der Konzepteur der Handschrift (A) des JT-Corpus hierbei wiederum ein neues Konzept geschaffen, welches nichts mehr mit Wolfram gemeinsam hat.

Auf den ersten Blick erscheint auch im JT-Corpus der Handschrift (A) die personifizierte Frau Aventure als Sachverwalterin der Geschichte, als Garantin für den weiteren Verlauf der ›aventure‹, wie es auch aus dem neunten Buch des Parzivals bekannt ist. Der Ich-Erzähler unterbricht seine eigentliche Berichterstattung und fordert Frau Aventure auf, die scheinbar unlösbare Diskrepanz zwischen ›minne‹ und ›unminne‹ näher zu erläutern. Der Gesprächsverlauf der Passage ist, rein formal gesehen, mit dem Gespräch des Parzival-Erzählers und Frau Aventure in Wolframs Roman fast deckungsgleich. Bis auf die Tatsache, dass es an dieser Stelle im Parzival nicht um die Unterscheidung der ›minne‹ und ›unminne‹ geht, sondern um das weitere Schicksal Parzivals selbst. Die Unterscheidung zwischen ›minne‹ und ›unminne‹ hingegen lässt sich demgegenüber eher aus dem Willehalm erschließen. Herbert Guggenberger sprach bei seiner Analyse der Minnekonzeption des JT-Corpus<sup>475</sup> bei diesem Aventure-Gespräch von einer ›programmatischen Auseinandersetzung [...] mit der Position Wolframs. [...] Im Dialog zwischen Frau Aventure und dem Dichter vertritt der ›friunt von Blienvelde‹, oder wie immer Wolfram dabei genannt wird, die Position des Verfassers des Parzival, wie Albrecht diese

---

<sup>475</sup> Herbert Guggenberger (1992). S. 60.

versteht<sup>476</sup>. Eine Analyse der Textstelle im JT-Corpus der Handschrift (A) im Vergleich mit der des Parzival im neunten Buch wird diese Passage erneut untersuchen und hierbei die Frage klären, ob sich der Ich-Erzähler hier tatsächlich als Verfasser des Parzivals zu erkennen gibt.

Die Untersuchung wird zeigen, dass es sich tatsächlich um eine programmatische Auseinandersetzung mit Wolfram handelt. Der Ich-Erzähler jedoch die grundlegenden Gedankengänge in ihrer inhärenten Bedeutung vollkommen neu zusammensetzt und dadurch der Passage eine vollkommen neue Intention zukommt. Daraus resultierend wird sich verdeutlichen, dass es sich dann wohl kaum aufrecht erhalten lässt, dass der Ich-Erzähler aus der Position Wolframs spricht, da sonst eine Umdeutung dergestalt vollkommen unlogisch wäre. Kurz gesagt, es würde nämlich bedeuten, dass sich der Ich-Erzähler als Wolfram selbst widersprechen würde. Wolfram wird zwar als Autorität aufgerufen und verleiht der Umdeutung damit eine exponierte Stellung, doch schwindet diese Autorität in dem Moment, in welchem Wolframs Konzept des höfischen Erzählens ad absurdum geführt wird und seine handlungstragenden Elemente als falsch diskreditiert werden.

Um die strukturellen Veränderungen zu verdeutlichen, werden hier die Merkmale des wolframschen Modells noch einmal verdeutlicht und der Stelle im JT-Corpus der (A) gegenübergestellt.

Pz. 433,1-8: »*Tuot úf.*’ *wem? wer sít ir?*  
*‘ich wil inz herze dín zuo dir.’*  
*sô gert ir zengem rûme.*  
*‘waz denne, belibe ich kûme?*  
*mîn dringen soltu selten klagen:*  
*ich wil dir nu von wundern sagn.’*  
*jâ sít irz, frou âventiure?*  
*wie vert der gebiure? [...]»*

Nach dieser Einleitung des neunten Buches, beginnt der Erzähler nach dem Verbleib und dem weiteren Geschick von Parzival zu fragen. Diese in der Forschung so heftig diskutierte Passage gilt seit jeher als *locus classicus* der Dokumentation des Selbstbewusstseins des

---

<sup>476</sup> Herbert Guggenberger (1992), S. 60.

Erzählers, welcher seine ihm zur Verfügung stehenden poetischen Freiheiten in vollen Zügen zu nutzen weiß. Die Fragen richten sich hierbei an die personifizierte Aventure selbst, mit der Bitte, die Erzählung wieder in die Hand zu nehmen und in ihrem Sinne fortzuführen.

Pz. 433,16-18: »den selben maren grîfet zuo,  
ober an freuden sî verzaget,  
oder hât er hôben prîs bejaget?«

Der aufgeworfene Fragenkatalog des Erzählers wird jedoch nicht von der Aventure selbst beantwortet, was eigentlich zu erwarten wäre, sondern in einer Zusammenfassung durch den Erzähler selbst präsentiert. Der begonnene fiktive Dialog wird nicht fortgeführt.

Pz. 434,11: »nu tuot uns de âventiure bekant, [...]«

Und nur einige Verse weiter:

Pz. 435,1-5: »Sweꝛ niht geloubet, der sündet.  
din âventiure uns kûndet  
daz Parzivâl der degen balt  
kom geriten uf einem walt,  
ine weiz ze welhen stunden«.

Jedoch wird der begonnene fiktionalisierte Dialog nicht etwa aufgegeben, sondern auf eine andere Ebene verschoben. Die Aventure als Garantin der Erzählung tritt nicht zugunsten des dichterischen Selbstbewusstseins zurück, sondern bleibt auch weiterhin Bestandteil des Geschehens, wenngleich die Dialogsituation von Innen nach Außen gekehrt wird und sie selbst sozusagen durch die Verinnerlichung ihr eigentliches Ansinnen verwirklicht sieht bzw. ohne weitere Ausführungen von Seiten des Erzählers verwirklichen kann.<sup>477</sup>

---

<sup>477</sup> Friedrich Obly (1977), versteht unter »frou âventiure« nicht die fiktive Gesprächspartnerin, sondern eine eher 'abstrakte Dame der Dichtung', welche ihr Wissen in einen wahrhaftigen, religiösen, jedoch nicht historisch, quellenbezogenen Zusammenhang stellt. »Wo Wunder im Spiel ist, vermag 'das Werk' zu sprechen, was zu sprechen dem Dichter Demut abhält, so dass er sich unter die Empfangenen ins 'Wir' stellt. Er verfremdet sich von sich selbst, wo das Göttliche zur Erscheinung kommt, übermenschliche Wahrheit im Werk hörbar werden solk (S. 154).

So stellt sich die ‘Sachverwalterin der Erzählung’<sup>478</sup> als Inspirationsinstanz der Erzähler-Rolle dar, welche dem Anschein nach nicht auf eine äußere Quelle fixiert zu sein scheint, sondern das Sprechen des Erzählers aus eigener Verantwortung heraus thematisiert<sup>479</sup>. Doch scheint dies gerade innerhalb des Parzival bezüglich der häufig eingestreuten Beglaubigungsstrategien doch eher fraglich zu sein. Parzival 431,1 beispielsweise offenbart eine Beglaubigungsstrategie, die meines Erachtens eher als Ironie-Signal gelesen werden sollte, da sie eben gerade den Referenzbezug zu einer Quelle als Garant der Wahrheit nicht dokumentiert, sondern sie vielmehr auf Einzelaussagen zu beziehen scheint. Denn die Eigenverantwortlichkeit des Erzählers über seine Geschichte ist an vielen Stellen innerhalb des Parzival deutlich herausgearbeitet.<sup>480</sup>

Die personifizierte Aventure des Parzival steht nicht etwa nur als Aufspaltung des Erzähler-Ichs der Erzähler-Rolle gleichrangig gegenüber und fungiert in dieser Rolle sozusagen als zweite Wahrheitsinstanz für die Glaubwürdigkeit der Erzählung. Gleichzeitig ist die Aventure auch im Herzen des Erzählers ansässig und zeigt sich für den Fortgang der Handlung aus dieser Position heraus verantwortlich. Wolfram wählt damit das traditionelle Bild vom Wohnen Gottes im Herzen des Menschen. Es ist nicht mehr die göttliche Inspiration, die als übergeordnete Instanz fungiert und die Erzählung in Gang bringt, sondern es ist der selbstbewusste Erzähler selbst, der sich zum Verwalter und alleinigen Wissenden über den Fortgang der Geschichte stilisiert. Die Erzähler-Instanz selbst ist Herr und Sachverwalter seiner Erzählung. Er wird sozusagen selbst zur Aventure.<sup>481</sup> Jedoch wird dieses Motiv im JT-Corpus der Handschrift (A) - wie sich bereits in den vorherigen Kapiteln gezeigt hatte - eindeutig umbesetzt bzw. erweitert. Hier übernimmt die göttliche Inspiration und Gott selbst wieder die Verfügungsgewalt über die Inhalte der Aventure.

Ich greife diese Punkte bewusst auf, um auf die Veränderungen aufmerksam zu machen, die man im JT-Corpus der Handschrift (A) in den Strophen 4015-4029 ausmachen kann und welche ich auf das ‘Herzensklausen-Motiv’ Wolframs zu Beginn des IX. Buches zurückführen möchte. Andererseits möchte ich den exponierten Status dieses Gespräches gesondert und näher vor Augen führen, da sich dieser ‘Disput’ im Gegensatz zu den

---

<sup>478</sup> Dagmar Hirschberg (1984), S. 107. Siehe auch: Jacob Grimm (1864), S. 88.

<sup>479</sup> Eberhard Nellmann, (1973), S. 54.

<sup>480</sup> Pz. 216,9 *›ob ich in niht gelogen hân.*

<sup>481</sup> Dagmar Hirschberg (1984), S. 108.

insgesamt zehn ‘Gesprächen’ zwischen einem Ich-Erzähler und Frau Aventure vollkommen anders geriert und eine andere Interpretation verlangt.

Das nun zu behandelnde Aventure-Gespräch von der Bedeutung der *»minne«* und *»unminne«* ist in die Beschreibung der großen Endschlacht auf Floristelle eingelagert, in welcher das Gefolge Neptagints von Ägypten von jenem des Baruchs Ackerin angegriffen wird und aus diesem Kampf mit erheblichen Verlusten hervorgeht. Die Motivation, an dieser Stelle eine längere Reflexion über die Bedeutung der Minne einfließen zu lassen, entspringt der Beschreibung der prächtigen *»zimierede«* (JT,(A), 4014,4), welche die sterbenden Ägypter von ihren Frauen erhalten haben. Somit rückt der heidnische und christliche Minnebegriff abermals zentral in den Vordergrund. Der Dialog zwischen dem Ich-Erzähler und der personifizierten Aventure versucht die Sichtweise der heidnischen Minne mit profunden Argumenten zu widerlegen, sie als *»unminne«* zu entlarven und ihr Gegenstück, die *»ware minne«*, damit von ihr unterscheidbar zu machen und als die einzig richtige und gottgefällige zu fokussieren.

Fast scheint es so, als entwerfe die Erzähler-Instanz zu Beginn dieser kleinen moralischen Abhandlung das Bild des Ratlosen, welcher auf die Unterstützung und Hilfeleistung der Aventure angewiesen zu sein scheint.<sup>482</sup> Denn es scheint ein kaum zu lösendes Paradoxon zu sein, dass die *»ware minne«* und ihr Gegenteil unter Umständen in eins fallen können, wenn man sich die Aussagen aus dem Aventure-Gespräch JT, (A), 230-65 noch einmal in Erinnerung ruft. Dort hatte der Ich-Erzähler die beiden Begriffe bereits eingehend erläutert und die *»unminne«* als Resultat des Frauendienstes kritisiert. Vor allem der Orientteil des JT-Corpus der Handschrift (A) greift immer wieder in unterbrochenen Sequenzen auf diese Thematik zurück und versucht eine vorläufige Begriffsbestimmung anzudeuten, jedoch ohne diese Unterscheidung wirklich absolut zu setzen. Das Problem der Minne und ihrer Folgen wird an verschiedenen Paaren, sowohl auf heidnischer als auch auf christlicher Seite, immer wieder thematisiert und exemplifiziert. Angefangen bei dem Bericht der Jugend Titurels, welcher eine Minnelehre des Hofmeisters enthält (JT,(A) 190-197), dem Auftritt des Dauphins am Artushof und der Warnung vor dem Brackenseil für das Seelenheil (JT,(A),1903f), über die Turnierkritik des Ich-Erzählers bei dem Fest auf Floritschanze (JT,(A),2140-49), Tschiontulers Zwischeneinkehr in Patelmunt (JT,(A),2631ff), dem Klageteil Sigunes und einem subsumierenden Erzählerkommentar zu Kaylet, Richaude, Ekunat, Clauditte und Gurnomantz, in welcher

---

<sup>482</sup> Dagmar Hirschberg (1984), S. 109.

der Begriff der ›waren minne‹ zum entscheidenden Leitgedanken aufgebaut wird (JT,(A), 5938ff.).

Sowohl die Kennzeichen der ›waren minne‹ (JT,(A), 193,4; 2144,3; 2146,4; 2149,4; 2636,2), als auch die der ›walschen minne‹ (JT,(A),2144,2; 2145,1; 2146,3; 2147,4; 2149,3), oder auch ›unminne‹ (JT,(A), 196,4; 1454,1; 2145,1; 2630,2f) werden angedeutet.<sup>483</sup> Nur scheinen sich diesmal die über das bisher verteilte Textcorpus immer wieder eingeflochtenen Passagen, nunmehr zu einer absoluten, keine Fragen mehr offenlassenden Lehrrede zu verdichten und zu konkretisieren. Um den begrifflichen Missstand, was nun ›minne‹ zur ›unminne‹ macht, oder ob das eine aus dem anderen resultieren kann, auf keinen Fall unbeantwortet zu lassen, wird diese Passage eingeflochten und dient, wie an vielen anderen Beispielen innerhalb des Textcorpus, als Ergänzung und Erklärung, Uneindeutigkeiten eindeutig und begreiflich zu machen. Der Ich-Erzähler stellt sich, dem Rezipienten und im folgenden Frau Aventure die Frage, ob ›minne‹ in ihr Gegenteil verkehrt werden kann. Die Abwertung der heidnischen Minne bildet hierbei die Grundlage, um den eigentlichen Minnebegriff des christlichen Kontextes klar hervorzuheben.

JT,(A), 4015,1-4: »Ez dunket mich wunderbare daz minne unminne minnet,  
und bin der selben mere an lere der aventure unversinnet.  
wer die minne besinnet, als sie heizet,  
si neme nicht alle riche, daz unminne wurd von ir gereizet.«<sup>484</sup>

Der Ich-Erzähler reflektiert und wundert sich darüber, wie ›minne‹ in ›unminne‹ verkehrt werden kann. Doch obwohl auch er auf die gleiche ›mære‹ wie Frau Aventure zurückgreifen kann, kann er die ›lere‹ der Aventure jedoch nicht erfassen. Wer sich auf die ›minne‹ besinnt, muss feststellen - selbst wenn sie nicht alle Herrschaftsgebiete oder ranghohen Persönlichkeiten an sich zu reißen vermag -, dass die ›unminne‹ von ihr motiviert wird. Mit anderen Worten ließe sich sagen, dass der Ich-Erzähler sich auf eine ›aventure‹ beruft, die auch der personifizierten Aventure bekannt ist, jedoch die dort enthaltene Lehre nicht erschließen konnte. Die Minne wird als die stärkste Kraft stilisiert, doch der Ich-Erzähler warnt davor, dass die Gefühle nicht immer durch die Gottesliebe selbst motiviert sind, sondern vielmehr durch jene subjektiven Motive, vor welchen der

---

<sup>483</sup> Die Kriterien der ›waren minne‹ werden in den Passagen JT,(A), 196; 1454; 2141,4; 2147,1 und 2627 bereits vorbereitet und bilden mit dem Aventure-Gespräch über ›minne‹ und ›unminne‹ die Grundlagen der Scheidung der Begriffe.

<sup>484</sup> Eine ähnliche Überlegung findet sich auch in JT,(A), 196,1-4.

Ich-Erzähler im Verlauf der Handlung immer wieder eindringlich gewarnt hatte. Wie die ›minne‹ jedoch durch die ›unminne‹ beeinflusst werden kann, soll nunmehr zuallererst durch eine Definition des Wortes ›minne‹ von Seiten des Erzähler-Ichs erläutert werden. Eine Definition, welche darauf abzielt, den Begriff in der vorgegebenen Ordnung Gottes nicht nur zu erkennen, sondern ihn vielmehr im Handeln auch praktisch umsetzen zu können. Die Grundsätze der ›minne‹, welche der Ich-Erzähler immer wieder theoretisch eruiert hatte, sollen nunmehr auf die praktische Umsetzung hin nochmals vorgeführt werden. Denn darauf gründen sich alle moralischen Abhandlungen und Unterweisungen innerhalb des Textcorpus des JT, Handlungen und Wertbegriffe an bestimmten Figurenkonstellationen zu exemplifizieren und sie in einen christlichen Heilskontext zu integrieren.

Anders als etwa Interpreten aus jüngerer Vergangenheit, sehe ich in den folgenden vier Versen der Strophe JT,(A), 4016 jedoch keinerlei Zugeständnis an die personifizierte Frau Aventure, dass sie Kraft ihrer Geltung, ihrer Ehre und ihrem Ansehen dazu befähigt erscheint, zwischen der vom Ich-Erzähler angesprochenen wahren und richtigen Minne und der Unminne unterscheiden zu können. Denn die Grundlage für eine etwaige Scheidung der beiden Begriffe wurde bereits im Prolog formuliert und greift auf die Definition der begrifflichen Oppositionspaare zurück, die im weiteren Verlauf der Handlung lediglich zusammengeführt, verdichtet und vervollständigt werden.<sup>485</sup>

JT,(A), 4016,1-4: *»daz mich diu aventure zereht da zû beschiede!  
ich geb ir eren stiuere, daz ich di minne von gold in mangem liede  
beide wolde schriben unde malen,  
vil minniclich ir bilde, und gar gesundert von ir scharfen stralen«.*

Die ›aventure‹ hat den Ich-Erzähler die Weisheit gegeben die ›minne‹ in ihrer höchsten Form sowohl schriftlich als auch bildlich ausgestalten zu können, so dass er die ‘goldene Minne’, also die richtige von Gott gesandte, wahre und einzige ›minne‹ in ihrer höchsten Vollendung (›di minne von gold«, JT,(A), 4016,2), von derjenigen unterscheiden kann, welche über scharfe Pfeile verfügt (›und gar gesundert von ir scharfen stralen«, JT,(A), 4016,4). Der Ich-Erzähler rekurriert mit dem Bild der Liebe und ihren scharfen Pfeilen auf die antike Amor-Tradition, wie sie u.a. auch bei Ovid zu finden ist. In dieser Passage findet sich gleichermaßen ein Bezug auf die Gawan-Bücher des Parzival, in welchen ebenso über die ›ware minne‹

---

<sup>485</sup> Dagmar Hirschberg (1984), S. 110

reflektiert wird.<sup>486</sup> Es werden also eindeutig Oppositionen aufgebaut, um die Abgrenzung zwischen den beiden Definitionen der Minne treffen zu können. Einerseits die ›minne von golde‹, und andererseits die ›minne‹ mit ›ir scharfen stralen‹, die negativ konnotiert wird.<sup>487</sup> Der Ich-Erzähler des JT-Corpus will die wahre ›minne‹ sowohl ›sriben unde malen‹, d.h. nicht nur ihre theoretischen Grundlagen im Sinne der heilsgeschichtlichen Konzeption erläutern, sondern sie auch bildlich vor Augen führen, indem er die ›minne‹ an seinen Handlungsträgern exemplifiziert und so für den Rezipienten nutzbar macht.

Frau Aventure hingegen wird als Garantin des höfischen Minne-Konzepts im weiteren Verlauf immer weiter in ihrem handlungsgenerierenden ‘Wirkungsrahmen’ geschmälert, indem die Hinfälligkeit des höfischen Minne-Konzepts offengelegt wird.

JT,(A), 4017,1-4: *»Ich bin bie uber sebende gen dir gar die smebe,  
di wile ich bin so spebende min hus in dinem herzen solcher nebe.  
anders kund iz mich vil gar betragen,  
daz du, friunt von Eschenbach, gen mir din spotten hast durch solches vragen.«*<sup>488</sup>

Die personifizierte Aventure hingegen versucht den Vorwurf erneut auf eine andere Ebene zu verlagern, wenn sie über die ihr dargebrachte Schmähung hinwegsehen will und betont, dass sie stattdessen versuchen würde, ihren angestammten Platz im Herzen des Ich-Erzählers ganz im Sinne des Parzival wieder einzunehmen. Doch wenngleich die fingierte Gesprächspartnerin durchaus bereit wäre, die Anschuldigungen zu übergehen, so beschuldigt sie dennoch den Ich-Erzähler, sie zu verspotten, indem er ihr erneut die Frage nach der Unterscheidung zwischen ›minne‹ und ›unminne‹ stellt. Die Schmähung kann somit intratextuell auf die Strophen JT,(A), 240-41 und JT,(A), 263-64 bezogen werden, in

<sup>486</sup> Die ›falsche minne‹ wird hierbei als die Macht der Venus verstanden, deren Kinder Amor und Cupido über das Feuer und die Pfeile verfügen (Pz. 532,1-5). Diese Form der ›minne‹, so der Text weiter, sei ›ungebiure‹ (Pz. 532,6), während die ›ware minne‹ durch Stabilität und Stetigkeit gekennzeichnet ist (Pz. 532,10).

<sup>487</sup> *»Und daz sich nieman kere an Ovidium den lecker! der nam den vrouwen ere und gab in mal, daz bewart nie so schecker, wart dann er di frouwen hat gemeilet, ich zez im gen unprise und bazze in swer im pris, darumb erteilet«,* (JT,(A),260,1-4).

<sup>488</sup> *»Ich übergehe hier die Schmähung, solange ich mein Haus in deinem Herzen nabe sebe, anders könnt es mich wohl (sonst) sehr verärgern, dass du Freund von Eschenbach, mich durch solche Fragen dem Spott aussetzt.«*

Wichtig scheint mir auch in diesem Zusammenhang die Untersuchung der Handschrift (X) aus dem Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> zu sein. Denn auch hier verzeichnet die Handschrift übereinstimmend mit JT<sup>I</sup> den gleichen Wortlaut, was zu Folge hat, dass sich der Redaktor von R hier bestätigt sah, den Ich-Erzähler an dieser Stelle auf Wolfram zu beziehen.



welchen der Ich-Erzähler kritisch hervorgehoben hatte, dass das Minne-Konzept der Aventure identisch sei mit Ovids Negation der 'goldenen Minne', also der göttlichen Minne. Im Aventuregespräch JT,(A), 230-65 hatte der Ich-Erzähler bereits darauf verwiesen, dass Frau Aventure und ihr Dienstminne-Konzept im Dienste Ovids stehen würde und daher - da gesellschaftszersetzend und sündhaft - abzulehnen sei.

Während der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) auf die Passage JT,(A), 230-65 zurückgreift, rekurriert Frau Aventure vielmehr auf den Dialog des Parzival und beansprucht den dortigen Herzensraum für sich, welcher ihr vormals von Seiten des Parzival-Erzählers eingeräumt wurde.

Problematisch für die Interpretation des Aventure-Gesprächs im JT-Corpus erweist sich jedoch die Anrede »*daꝛ du, friunt von Eschenbach*«, in der Strophe JT,(A), 4017,4. Frau Aventure hält den Ich-Erzähler für Wolfram und beansprucht den Platz im Herzen des Erzählers, wie sie es bereits aus dem Parzival kennt. Die Verschiebung der Perspektiven fällt bei einem unmittelbaren Vergleich der beiden Texte sofort auf, d.h. der Rezipient kann aus der Verwendung des Motivs der 'Herzens-Klausur' den Parzival Wolframs assoziieren und die Differenzen zum JT-Corpus klar definieren. Eine Möglichkeit, die der personifizierten Aventure, wie sich im Verlauf des Gesprächs noch zeigen wird, jedoch verwehrt bleibt.

Denn Frau Aventure steht nach dem Bild, welches im JT-Corpus der Handschrift (A) gezeichnet wird, weit außerhalb des Herzens des Erzählers. Anders als etwa noch bei Wolfram von Eschenbach, begehrt Frau Aventure nicht durch Klopfen Einlass – ein Ansinnen, welches ihr von dem Vorgänger des Jüngeren Titurel noch gewährt wird, wie wir gesehen haben – sondern betrachtet ihre ehemalige 'Herzensklausur' nur noch von Außen. Der Zugang zum Herzen des Erzählers ist Frau Aventure eindeutig verwehrt. Ein Faktum, welches durch die zweite Zeile der Strophe eindeutig belegt wird<sup>489</sup>, denn Frau Aventure sieht zwar die Klausur, die sie für das Herz des Erzählers hält, aus der Entfernung, es bleibt ihr jedoch im JT-Corpus verwehrt, die Herzensklausur wieder in Besitz zu nehmen. Die Unmittelbarkeit der Nähe, wie sie aus dem XIV. Buch des Parzival bekannt ist, ist hier zugunsten der Entfernung aufgehoben. Während das bekannte wolframsche Motiv das

---

<sup>489</sup> Auch wenn man in jüngerer Forschung dazu geneigt sein mag, die 'Herzensklausur' des Parzival nicht mehr mit derjenigen aus dem JT-Corpus in Verbindung zu bringen, bin ich dennoch der Meinung, dass hier auf das bekannte Motiv Wolframs von Eschenbach direkt angespielt, jedoch der Aussagewert entscheidend verändert wird.

Aufnehmen der personifizierten Aventure in das Herz des Erzählers suggeriert, bleibt der personifizierte Dialogpartnerin des JT-Corpus dieses versagt.

Zum einen wird auch von Seiten des Ich-Erzählers nicht weiter darauf eingegangen, zum anderen wird die Thematik auch von Frau Aventure nicht mehr aufgegriffen. Es bleibt lediglich bei der Anspielung auf das Eschenbach Motiv, welches jedoch im JT-Corpus (A) eine Bedeutungsverschiebung erfährt. Bereits innerhalb des Prologs der Handschrift (A), im Aventure-Gespräch JT,(A), 230-65 und vor allem in der Abdankungsrede Titurels war die Bedeutung des Herzens als Sitz der göttlichen Tugenden immer wieder hervorgehoben worden. Der tugendhafte Mensch solle sein Herz einzig Gott selbst öffnen und alle negativen Beeinflussungen außen vor lassen. Das Herz wird damit in den verschiedenen Gesprächsetappen des JT-Corpus der Handschrift (A) zum Sitz der 'göttlichen Weisheit', der Entscheidungsinstanz zwischen Gut und Böse und zum Garant für die Erlangung des Seelenheils stilisiert. Wenn jedoch die personifizierte Aventure als Garantin des Dienstminneprinzips vorgestellt wird, dann ist die Weigerung des Ich-Erzählers, ihr den Zutritt zum Herzen zu verwehren, plausibel nachvollziehbar. Frau Aventure repräsentiert das Prinzip der *»unminne«*, welche als Verführung und Verfehlung des Menschen innerhalb der Textkonzeption des JT-Corpus in ihre Schranken verwiesen bzw. demontiert wird. Die Vereinigung des Ich-Erzählers und der Aventure in der 'Herzensklause', welche die Verschränkung der beiden konkurrierenden Diskurse generieren würde - das neue christliche Rittermodell einerseits und das Dienstminne-Konzept andererseits - und damit Wolframs Sichtweise beweisen würde, dass der Mensch an beidem Teil hat, sowohl am Guten wie auch am Bösen, wird im JT-Corpus der Handschrift (A) kategorisch abgelehnt. Die fingierte Gesprächspartnerin des Ich-Erzählers der Handschrift (A) wiederum hält die Weigerung des Erzählers in den ersten beiden Versen der Strophe JT,(A), 4018,1-2 für eine Sünde:

JT,(A),4018,1-2: *»Waz wiltu dirre sunde? du bist doch min geleite  
und hast der minne kunde, beide ir süz und ouch ir arebeite!«*.<sup>490</sup>

Frau Aventure versteht die Weigerung des Ich-Erzählers ihr ihren Platz in der Herzensklause zu gewähren als Sünde und argumentiert, dass der Ich-Erzähler eigentlich ihr Begleiter und Beschützer in der *»aventure«* sein sollte, der die Führung der Geschichte

---

<sup>490</sup> *»Was beabsichtigst du mit dieser Sünde? Du bist doch zu meinem Schutz hier und verstehst etwas von der Minne, sowohl von ihrer Süße, als auch von ihrer Bitterkeit.«*

garantieren solle. Gleichzeitig verweist sie darauf, dass der Erzähler sowohl die positiven als auch die negativen Aspekte der *»minne«* kenne und es demnach auch seine Aufgabe wäre, diese beiden miteinander in Einklang zu bringen. War die Aventure innerhalb des Parzival noch die fingierte Begleiterin des Ich-Erzählers, so ist sie es im JT-Corpus eindeutig nicht mehr.

Bereits innerhalb des Prologs hatte der Ich-Erzähler sein Konzept klar formuliert, dass nur er selbst und Gott die Handlungsführung bestimmen sollen. Denn gerade das handlungsweisende Prinzip des höfischen Dienstminne-Konzepts - für welches Frau Aventure als Garantin fungiert - wurde innerhalb der Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht nur aufs Schärfste kritisiert, sondern im Hinblick auf das neue heilsgeschichtliche Konzept des Ich-Erzählers ab absurdum geführt. Der Demontierung der handlungsweisenden Rolle der Aventure samt ihres höfischen Konzepts ist der Gegenentwurf des JT gewidmet. Und dies gilt insbesondere auch für die Aussage, dass Frau Aventure über das Wissen um die *»minne«* verfügen würde, denn der Gegenentwurf des JT-Corpus der Handschrift (A) hatte sie zur Garantin der *»unminne«* erhoben, da sie dem heilsgeschichtlichen Konzept des neuen christlichen Rittertums des Ich-Erzählers zuwider läuft. Betrachtet man die Strophen JT,(A), 4016 ff isoliert von der Gesamtkonzeption, welche sich spiralförmig auf die Modifikation des Presbyter-Johannes-Briefes als eigentlichen Höhepunkt hin zubewegt, so wäre eine Umbesetzung der Redeteile an dieser Stelle zwar denkbar, doch leider mit dem Gesamtkontext des Gegenentwurfs aus den bisher untersuchten Gründen nicht logisch. Im Unterschied zur Konzeption des Parzival, ist es innerhalb des JT-Corpus nicht möglich, Einzelsegmente zu isolieren, sondern sie können - da sie spiralförmig aufeinander aufbauen und die *»lere«* hierbei entfalten - nur in der Retrospektive der bereits durch den Ich-Erzähler eruierten Handlungs- und Lehrkonzepte zu einer sinnstiftenden Einheit verschmelzen - nur im Zusammenhang erklärt werden.

Zu fragen ist hier in einer kleinen Zwischenbilanz nach der Bedeutung dieser schwierigen Stelle JT,(A), 4017. Geht es hier wirklich nur um eine 'Fiktion der Erzählerrolle', einen immer wieder gerne zitierten Beweis für die These, dass sich ein Ich-Erzähler mit dem Namen eines anderen Autors zu schmücken beabsichtigt, oder hat das hier aufgeworfene elaborierte Spiel mit der Namensnennung Wolfram eine ganz andere Bedeutung. Das 'Herzensklauen-Motiv', welches aus dem Parzival anzitiert wird, wird jedoch im JT-Corpus auf ganz andere Weise funktionalisiert. Indem Frau Aventure, trotz der bereits innerhalb des ganzen JT-Corpus hindurch immer wieder aufbrechenden

Diskurse über die Unvereinbarkeit der beiden Konzepte, immer noch versucht, diese zu vereinen, dikreditiert sie sich selbst als Vermittlerin der Wahrheit und diffamiert sich selbst als unverständlich. Ihr damit dokumentiertes Unverständnis wiederum lässt das durch sie verkörperte Dienstminne-Prinzip fraglich erscheinen. Sobald Frau Aventure die unterschiedlichen Diskurse nicht mehr erkennt und falsche Zuordnungen trifft, ist auch zu fragen, welchen Stellenwert ihr Dienstminne-Konzept damit dann noch hat. Durch diese kunstvolle Verschränkung gelingt es dem Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A), die Position der Aventure und damit verbunden das Frauendienst-Konzept zum Wanken zu bringen, die Diskrepanzen des wolframschen Modells zu markieren und dabei sein eigenes Konzept zu etablieren.

Hatte die personifizierte Aventure zuvor dem Ich-Erzähler Spott vorgeworfen, welchen dieser gegen sie richtet, so verspottet er sie in der darauffolgenden Strophe tatsächlich:

JT,(A),4018,3-4: »*mein vrou, durch got lat mich in ivern hulden!  
der edelkeit zerihe sit ir, und soldet ir min spotten dulden.*«<sup>491</sup>

Der Ich-Erzähler appelliert an die Vorzüglichkeit und edle höfische Gesinnung welche der Aventure durch Gott gegeben ist und durch welche sie in der Lage sein müsste, seinen Spott zu ertragen. Darüber hinaus bittet er sie, ihm ihre Huld nicht zu entziehen. Isoliert betrachtet ein durchaus 'respektvolles' Entgegenkommen von Seiten des Ich-Erzählers, doch intratextuell mit bereits untersuchten Passagen verglichen, in welchen der Ich-Erzähler die Unfähigkeit und Hinfälligkeit des Aventure-Konzepts mit deutlichen Anschuldigungen gekennzeichnet hatte, wohl eher eine ironisierende Wendung, denn die hier im letzten Vers der Strophe JT, (A), 4018 angesprochene »*edelkeit*« kollidiert gewissermaßen mit den bereits vorgebrachten Anschuldigungen, die Aventure würde die Frauen um ihre Ehre und ihren Stand bringen, junge Ritter vollkommen sinnlos in den Tod schicken, Zügellosigkeit und Unsitte am Hof zulassen und die Menschen vom wahren Glauben abbringen. Die »*edelkeit*« der Aventure erscheint damit durchaus fragwürdig und die Forderung des Ich-Erzählers des JT-Corpus der Handschrift (A) an die Aventure, aufgrund ihrer »*edelkeit zerihe*« seinen Spott zu dulden und damit die höfische Etikette zu wahren, als blanke Ironie. Vielmehr tritt die Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit zwischen dem 'neuen ritterlichen Konzept' des Ich-Erzählers des JT-Corpus der Handschrift (A) und dem höfischen Modell der Aventure hier abermals deutlich in den

<sup>491</sup> »*Nein Frau, um Gottes willen laßt mich in eurer Huld, ihr seid reich an edler Gesinnung, und (daber) sollet ihr mein Spotten erdulden.*«

Vordergrund, wenn der Ich-Erzähler der Handschrift (A) das Konzept der Aventure zu korrigieren sucht.

In den folgenden zwei Strophen der Handschrift (A) des JT-Corpus ist zurecht die Rede des Ich-Erzählers identifiziert worden, welcher noch einmal auf das ‘Herzensklausen-Motiv’ rekurriert.

JT,(A),4019-4020: »Ez ist nu zît vil lenge, daz iuch niht kund verdriegen,  
ir woldet iuch an der enge in mines herzen kamer lan besliezen.  
ir bekant ûch selbe in also edeler gûte,  
als ir habet sint erzeiget, und jahet, iur dringen mich vil senften mûte.«

»Sit habt ir iuch geliebet dem herzen min so vaste,  
swie oft ir von mir schiebet gemach, iedoch so wolt ich iur ze gaste  
nicht wandel han in mines herzen cluse.  
ob ir mich danne krenket, dast ein heimsûch iuern swachen huse.«<sup>492</sup>

Die Erzähler-Rolle verweist darauf, dass die Aventure schon lange Platz in seinem Herzen gefunden habe. Der Ich-Erzähler nimmt es ihr auch nicht weiter übel, da die Aventure sich selbst dazu bekannt hatte und von ihrer Güte dazu verleitet wurde, sich Einlass im Herzen des Dichters zu erbeten. Die ersten beiden Verse der Strophe JT,(A), 4019 beziehen sich augenscheinlich auf den Beginn des neunten Buches im Parzival.<sup>493</sup> Doch das JT-Corpus der Handschrift (A) verfährt anders wie der Vergleich mit dem Parzival gezeigt hatte, denn an keiner der bereits untersuchten Strophenpassagen aus dem JT-Corpus der Handschrift (A) konnte hinsichtlich des Minne-Konzepts von einem Konsens zwischen dem Ich-Erzähler und der personifizierten Aventure ausgegangen werden. Dieser Konsens, der sich auf das ‘neue christlich-höfische Ritter-Modell’ bezieht, muss erst hergestellt werden. Von einem ‘handlungsgenerierenden Stelldichein’ des Ich-Erzählers und seiner

---

<sup>492</sup> »Es ist nun (schon) lange Zeit vergangen, dass es Euch nicht mißfiel, euch in der Enge meiner Herzenskammer einschließen zu lassen. Ihr bekanntet euch selbst in so edler Güte, wie Ihr es seitdem gezeigt und sagtet, dass mich Euer Drängen nicht sonderlich mühte.«

»Seither habt Ihr Euch meinem Herzen so stark lieb gemacht/ eingeschmeichelt, doch selbst wenn Ihr mir oftmals Mühen genommen habt, so wollte ich (dennoch) nicht auf euch als willkommener Gast in meiner Herzensklausen verzichten. Selbst wenn Ihr mich dann daraufhin kränket, ist es (nur) eine Heimsuchung Eures schwachen Hauses.«

<sup>493</sup> Pz. 433, 1-7.

Gesprächspartnerin in der Herzensklause konnte bisher innerhalb des Gegenentwurfs der Handschrift (A) jedenfalls nicht die Rede sein.<sup>494</sup>

Der Ich-Erzähler entzieht seiner Gesprächspartnerin nicht vollkommen die Beteiligung an der Handlungsführung des JT-Corpus, disqualifiziert jedoch ihr wolframsches Konzept der ›*aventiuere*‹. Er untergräbt ihre Autorität als Garantin der ›*aventiuere*‹ und diskreditiert ihr Modell des Frauendienstes, welches unvereinbar mit seinem ‘neuen höfisch-christlichen Ritterkonzept’ an Bedeutung verliert, versucht sie jedoch für das ‘neue’ Konzept zu gewinnen, indem er ihr über das gesamte Text-Corpus hindurch immer wieder die Hinfälligkeit ihres Konzepts vor Augen führt. Dieses Konzept - oder besser gesagt das Konzept Wolframs - habe in seinem Herzen und übertragen im Herzen eines wahren Christen keine Gültigkeit und keinen Platz. Es ist also gewissermaßen ein ‘Friedensangebot’, dass der Ich-Erzähler der personifizierten *Aventiure* unterbreitet, welches jedoch an Bedingungen geknüpft ist. Die Bedingung ist die Verabschiedung des wolframschen *Aventiure*-Konzepts und die Übernahme des ‘neuen christlich-höfischen Modells’ des Ich-Erzählers des JT- Corpus. Nur durch diese Modifikation kann das Herz eines tugendhaften Christen allein auf Gott ausgerichtet sein und dessen Tugenden beinhalten, sowie es beispielweise Augustinus in seinen *Confessiones* dargelegt hatte, der in gewisser Weise ähnliche Gedanken formuliert, wenn es um den Platz Gottes im Herzen der Menschen geht.<sup>495</sup>

Festgehalten werden muss also, dass sich der Ich-Erzähler zwar nicht gegen das Ansinnen Frau *Aventiures* zur Wehr setzt, gleichsam wie bei Wolfram von Eschenbach eine Verschmelzung im Herzen des Erzählers vorzunehmen, aber die Verabschiedung des ‘alten’ Konzept präferiert, indem er versucht Frau *Aventiure* und ihr Modell zu korrigieren.

---

<sup>494</sup> Dagmar Hirschberg (1984), S. 115. Sie führt weiterhin aus, dass sich in diesem *Aventiure*-Gespräch der alleinige Dreh- und Angelpunkt der Lehrauffassung des JT befindet (S.115). Jedoch ist einzuwenden, dass die Unterscheidung von ›*minne*‹ und ›*unminne*‹ nur einen Teilaspekt der Lehrauffassung darstellt und subsumierend nicht den gesamten Rahmen der durch die dichterische Konzepte aufgeworfene Dimension darstellt.

<sup>495</sup> Zu Beginn der *Confessiones* des Augustinus preist dieser die Allmacht und Allgegenwart Gottes, welcher im Herzen der Menschen zu suchen ist: »*Wer hilft mir, dass ich ruhe in dir? Wer hilft, dass du einkehrst in mein Herz und es trinken machst, dass ich vergesse mein Elend und dich umfasse, mein einziges Gut? Was bin ich denn dir, dass du von mir Liebe verlangst, mir zürnst und mich bedrohst mit furchtbarem Herzeleid, wenn ich sie versage? [...] Zu eng ist meiner Seele Haus, als dass du eingeben möchtest bei mir, mach du es weit. Zu baufällig ist es, stell es wieder her.* Augustinus Aurelius, *Bekentnisse*, (1997), S. 34.

Verzichten möchte er jedoch keinesfalls auf die Garantin der Aventure (*»jedoch so wolt ich iur ze gaste nicht wandel han in mines herzen cluse«*, JT,(A), 4020,2-3), denn nur durch ihr Mitwirken am Handlungsgeschehen kann er einen ‘neuen’ Ritterroman schaffen. Ohne ihre Beteiligung wäre das JT-Corpus letztlich nur ein klerikales Werk und damit ungeeignet eine Reform höfischen Erzählens zu etablieren. Die so aus dem Parzival bekannte Einheit zwischen Erzähler und Frau Aventure muss im JT-Corpus der Handschrift (A) also erst wieder hergestellt, in ihre Basiskomponenten zerteilt und vollkommen anders arrangiert wieder zusammengefügt werden. Das poetologische Konzept, welches Wolfram von Eschenbach noch im Parzival entworfen hatte, greift im JT-Corpus daher eindeutig nicht mehr. Frau Aventure muss erst ihr höfisches Ritter- und Frauendienstkonzept modifizieren, um der ‘neuen’ *»aventure«* Rechnung tragen zu können.

Auf die Belehrung der Frau Aventure folgen zwei Strophen, die man ebenfalls dem Ich-Erzähler zurechnen muss und welche abermals dokumentieren, zu wessen Ruhm die *»aventure«* überhaupt entstanden ist und welche Funktion sie erfüllen soll.

JT,(A), 4021-4022: *»Jedoch hat mich gedrunge der edle, hobe, werde,  
dem so wol gelungen ist, daz er hie furste was uf erde  
und ouch nu dort in paradise vrone  
hat fursten amt enpfangen, daz immer wert bi got in sinem trone.*

*Sin werde aventure min herze hat errumet.  
nu gebet mir noch sture, daz ir iuch selb an wirde niht ensumet,  
durch waz di minn unminne so dicke schundet?»* – <sup>496</sup>

Die Geschichte eines Mannes, welcher sowohl auf Erden als auch im Himmel Fürst war, hat das Herz des Ich-Erzählers bewegt und eingenommen. Die einzigen Männer, welche innerhalb der Gesamtkonzeption dem Anspruch gerecht werden, zwischen *»minne«* und *»unminne«* differenzieren zu können und sich schließlich für die *»minne«* Gottes entscheiden,

---

<sup>496</sup> *»Jedoch hat mich der edle, hobe und würdige bedrängt [gedrunge als Partizip von dringen (stv. transitiv und intransitiv verwendet), flechten, weben, zusammendrücken, sich drängen und aufdringen], dem es sowohl gelungen ist hier auf Erden Fürst zu sein, als nunmehr auch das fürstliche Amt, die Herrschaft im Paradies empfangen hat, welches immer neben Gottes Thron bestehen wird.*

*Seine herrliche Geschichte hat mein Herz ergriffen. So unterstützt mich (nun), sodass es Euch euere Würde nicht versäumt, aufzuzeigen weshalb unminne die minne so furchtbar schändet«.*

sind Titurel und Tschionatulander. Die fingierte Leserschaft, welche hier anzitiert wird, solle dem Ich-Erzähler die nötige ›stiure‹ zugestehen, damit sie selbst an dieser ›stiure‹ teilhaftig sein können. Die Vergemeinschaftung zwischen dem Ich-Erzähler und dem gedachten Publikum zur Erlangung der ›stiure‹ erinnert an Titurels Abdankungsrede, in welcher dieser der dort versammelten Christenheit die Bedeutung des Graltempels und des Grals selbst unterbreitet. Auch sie sollten durch ihre Tugendhaftigkeit innerhalb der vergemeinschafteten christlichen Seele die ›stiure‹ übernehmen. Von der Konzeption des JT-Corpus aus gesehen, in welcher Titurel als Paradebeispiel des ‘neuen christlich-höfischen Ritters’ neben Tschionatulander aufgebaut wurde und an welchem die Bedeutung der ›minne‹ am deutlichsten exemplifiziert wird, erscheint es logisch, in dieser Passage Titurel als Referenzbezug der Unterscheidung zwischen ›minne‹ und ›unminne‹ heranzuziehen. Denn obwohl Tschionatulander alle Kriterien des ‘neuen christlich-höfischen Ritters’ zu erfüllen scheint, ist es schließlich der klassische Minne-Dienst, der ihn das Leben kosten wird.

Betrachtet man die Stelle jedoch gesondert, so mag auch Werner Schröders Zuweisung seine Berechtigung haben, dass es sich hierbei um eine Anspielung auf den Willehalm handelt. Die übernommenen Lexeme können hierfür als Beweis herangezogen werden. Doch auch hier zeigt sich meiner Meinung nach zwar eine eindeutige Anspielung, die jedoch im Gesamtaufbau des JT-Corpus wiederum eine deutliche Umkehr und Modifikation erfährt.

Eine Anspielung auf die Gönner<sup>497</sup> des JT-Corpus an dieser Stelle halte ich eher für unwahrscheinlich, da die prinzipielle Unterscheidung zwischen der ›minne‹ und ›unminne‹ sicher nicht an dieser Stelle mit dem Hinweis auf eine mögliche Gönnerschaft unterbrochen wird.<sup>498</sup> Selbst Werner Schröder<sup>499</sup> mußte an dieser Stelle gestehen, dass dieses ungewöhnliche Epitaphium des Fürsten, der sowohl im Paradies als auch neben Gottes Thron seine Herrschaft ausüben würde, sich wohl kaum auf eine realhistorische Person beziehen kann.<sup>500</sup>

---

<sup>497</sup> Helmut de Boor (1973), S. 238-257.

<sup>498</sup> Werner Schröder (1983b), hält die Stelle, aufgrund der seiner Meinung nach, reinen Übernahme des Parzival-Eingangs im neunten Buch, für nicht weiter interpretationswürdig.

<sup>499</sup> Werner Schröder (1983b) S. 258.

<sup>500</sup> Werner Schröders lapidare Erklärung der Stelle, es würde aus diesem Satz ersichtlich sein, dass ›es noch nicht lange her ist, daß [sic.] er sie [den Willehalm] aus der Hand gelegt hat, (S. 259), ist weder aus dem Textzusammenhang der Strophe ersichtlich, noch im entferntesten in ihr angelegt. Diese Deutung geht m.E. viel zu weit über den Text hinaus. Siehe: Werner Schröder (1983b), S. 259.



Die Interpretation, dass es sich hierbei um eine Anspielung auf den Willehalm handeln könnte, speist ihre höchst eigenwillige Überzeugung letztlich nur aus der Bestrebung und der Annahme, dass sich der Ich-Erzähler der Handschrift (A) den gesamten Text hindurch, als Wolfram von Eschenbach ausgibt, dieser sich zum Autor seiner Werke macht und aus den Ähnlichkeiten der Wortwahl.

Um jedoch den beiden strittigen Passagen in ihrer inhaltlichen Disposition näher zu kommen und auch die Passage innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) genauer analysieren zu können, stelle ich sie hier erneut einander gegenüber.

*«Jedoch hat mich gedrungen  
der edle hohe werde,  
dem so wol gelungen  
ist, daz er hie fürste was uf erde  
und ouch nu dort in paradise vrone  
hat fürste amt empfangen,  
daz immer wert bi got insinem trone.»*  
(JT,(A), 4021).

*«So werder Franzoys wart erborn  
da vür was und ist sin pris erkorn.  
du hast und betest werdekeit,  
helfære, do din kiusche erstreit  
mit diemüte vor der bchsten hant  
daz si dir helfe tet erkant.  
helfære, hilf in und ouch mir,  
die helfe wol getruwent dir,  
sit uns diu waren mære  
Sit uns diu waren mære  
sagent daz du vürste wære  
hien erde: als bist ouch dort  
din güete enphabe miniu wort,  
herre sanct Willehalm»*  
(Wh. 4,-13).

Es spricht sicher vieles dafür, dass die Formulierung und das Bild welches im JT-Corpus der Handschrift (A) an dieser Stelle gewählt wurde, aus dem Willehalm übernommen wurden.

Jedoch muss die Tatsache berücksichtigt werden, dass eben nur die Form an eine bereits bekannte Stelle aus Wolframs Werk erinnert, der Inhalt jedoch grundlegend andere Wege beschreitet und in einen vollkommen neuen Zusammenhang eingebunden wurde und gleichzeitig eine gängige Aussage darstellt, die mit ähnlichem Wortlaut auch in einem anderen Werk hätte stehen können. So ist beispielweise im Willehalm in der besagten Passage nicht vom Paradies die Rede und auch der Passus, dass Willehalm seinen Thron neben dem Gottes habe, ist nicht im Willehalm zu finden .

Bezüglich der lehrhaften Auseinandersetzung um die Unterscheidung zwischen ›*minne*‹ und ›*unminne*‹ einen anderen Referenzbezug als den Titurels anzunehmen, wäre jedoch nicht folgerichtig, wenn man die folgenden Passagen des fingierten Gesprächs genauer untersucht. Die ›*minne*‹ wird durch ihre Herkunft von jener ›*unminne*‹ unterschieden, welche den Menschen die ›*saelde*‹ nimmt (JT,(A), 4023,4), einem gefährlichen Wahn ähnelt (JT,(A), 4024,2) und Leib und Seele verdirbt (JT,(A), 4025 und 4026,2).<sup>501</sup> Gerade die ›*saelde*‹ wird als einer der wichtigsten Gnadenakte Gottes erachtet, die sich vor allem durch die immer wieder geforderte ›*staete*‹ auszeichnet.

Die ›*ware minne*‹ kommt von Gott. Sie ist der Garant dafür, sich auf dem richtigen Weg zu befinden. So strikt und klar, wie der Ich-Erzähler den Sachverhalt zu verdeutlichen sucht, erscheint er unter Berücksichtigung anderer Auseinandersetzungen mit diesem Thema jedoch nicht. Denn an einer weiter zurückliegenden Stelle wird der ›*unminne*‹ attestiert, dass sie sich auch aus der ›*reinen minne*‹ entwickeln kann, wenn sich das jeweilige Individuum durch den Tod gefährdet sieht (JT,(A), 1534,2), oder durch Haß, Neid, aber auch durch Gottesferne. Es wird in diesem Zusammenhang immer wieder darauf hingewiesen, dass die ›*unminne*‹ das Verhältnis der Menschen zu Gott empfindlich stört, und es aus diesem Grund immer wieder von neuem erforderlich ist, die Unterscheidung und

---

<sup>501</sup> An anderer Stelle innerhalb des Textcorpus wird deutlich, dass die ›*unminne*‹ immer wieder eine Gefährdung der reinen ›*minne*‹ darstellt (JT,(A), 1543), daher immer wieder aufs Neue visualisiert, ausgelegt und gedeutet werden muss (JT,(A), 2627), da sie als Dieb der wahren Minne immer 'hinterherschleicht' und ihr, trotz all der Bemühung, immer einen Schritt voraus ist (JT,(A), 2630). Die thematische Wiederholung stellt hierfür den Garant dar, sich davor zu schützen. Ihre Sinnhaftigkeit wird durch die Wiederholung in einen exemplifizierten 'Handlungsmittvollzug' inseriert. Jedoch stellt der JT-Corpus nicht etwa neue Normbezüge her, welche an der Handlung exemplifiziert werden müßten, nein, es handelt sich vielmehr um allgemeingültige, christlich orientierte Bilder und Verhaltensnormen, ausgerichtet auf die christliche Heilsgeschichte, die außerhalb der literarischen Welt ihren Platz haben sollen.

Gefährdung wiederholt in ihrer Deutung und Auslegung zu thematisieren, um einen sozusagen exemplarischen Leitfaden zu erhalten, welcher die ›minne‹ - die ganz im Zeichen Gottes steht - über die ›unminne‹ erhebt.

Die Unterscheidung, welche durch den Ich-Erzähler dem Text der Handschrift (A) eingeschrieben ist, orientiert sich vollkommen an der christlichen Vorstellung, dass nur die Liebe zu Gott, oder jene, die durch Gott in die Herzen der Menschen strömt, die einzig wahre Liebe ist. Und ihr gilt es auch, den Platz einzuräumen, Gott sozusagen wieder in sein Herz einziehen zu lassen.<sup>502</sup>

Wie anders ließe sich sonst der Sachverhalt logisch begründen, dass beispielweise Secureiz gegen den weitaus schwächeren Tschionatulander im Zweikampf unterliegt und getötet wird? Secureiz wird im Text eindeutig und unverkennbar als heidnischer Ritter klassifiziert, welcher jener 'ovidischen Minne' sich verpflichtet fühlt, welche letztlich als ›unminne‹ entlarvt wird.

Und auch an der Auserzählung der Sigune-Geschichte, die zwar im Parzival angelegt, jedoch im JT-Corpus entscheidend verändert wurde, kann man die geistlich ausgedeutete Minne-Konzeption ablesen. Die Klausel, in welche sich Sigune nach dem Tod Tschionatulanders zurückzieht und die einerseits ein Hort der Liebeserinnerung als auch der Buße ist, ist an den Innenwänden mit der Lebens- und Leidensgeschichte Christi ausgemalt.

Hier wie auch in anderen Passagen des JT-Corpus, geht es um die fundamentale Unterscheidung der höfischen Minne und ihrer Liebeskonzeption von der ›waren minne‹ Gottes. Auch die Taufe spielt hierbei eine entscheidende Rolle, denn das JT-Corpus gesteht nur den getauften Christen die Fähigkeit zu ›warer minne‹ zu.

Anders als in der Konzeption Wolframs wird im JT-Corpus das Scheitern der ritterlich-höfischen 'Bewährungs-Minne', ihre erschreckenden Konsequenzen - deutlicher als vielleicht im Parzival -, vor Augen geführt. Und dies nicht nur in Titurels Lehrrede, sondern als roter Faden fortlaufend, innerhalb der gesamten Werkkonzeption.<sup>503</sup>

So stellt sich an dieser, wie auch an den schon zuvor besprochenen Stellen innerhalb des JT-Corpus, immer wieder die Frage, ob es sich um das Vorführen einer bewusst inserierten Täuschung der Erzählerrollen handelt, um eine vollkommenen

---

<sup>502</sup> Siehe hierzu die Arbeit von Herbert Guggenberger (1992).

<sup>503</sup> Herbert Guggenberger (1992) S. 57-59.

Identifikation des Ich-Erzählers mit Wolfram<sup>504</sup> oder um ein elaboriertes Spiel des Ich-Erzählers. Meines Erachtens greift diese lang gepflegte und gehegte Theorie der bewußten Täuschung keineswegs, denn man wird sich nur unschwer der Deutung erwehren können, dass es hier nicht um ein ausgeklügeltes Kalkül geht, sondern um eine poetologische Auseinandersetzung mit den grundsätzlichen Dispositionen literarischen Sprechens innerhalb des höfischen Romans.

---

<sup>504</sup> Helmut de Boor und Richard Newald (1997), S. 49 ff.

## XI. ›Eyn friunt von Blienfelden‹, ein ›friunt von Eschenbach‹ und ein ›ritter von Eschenbach‹ - der Ich-Erzähler im Spannungsfeld auktorialer Erzählweise und Wolfram-Reminiszenzen

Die Liebesgeschichte zwischen Tschionatulander und Sigune findet unmittelbar nach dem dritten Orientfeldzug und der Ankunft des jungen Gottesritters am Artushof ihren Höhepunkt. Vor der erneuten Begegnung mit Orilus, verbringen die beiden Liebenden eine Nacht im Wald. Der eigentliche Abschluss und Beweis des ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ an dem vorbildlichsten aller Minnepaare, ist auch gleichzeitig der erneute Ausgangspunkt für weitere Aventuregespräche. Bemerkenswert hierbei ist vor allem die Tatsache, dass sich alle drei Gespräche aufeinander beziehen, sich gegenseitig bedingen und auf einen textuellen Höhepunkt fokussiert sind. Darüber hinaus sind die Aventuregespräche auch hinsichtlich der Rollen-Konstitution des Ich-Erzählers der Handschrift (A) von entscheidender Bedeutung, da sie das elaborierte Spiel intratextuell auf die Spitze treiben, bevor die eigentliche Rollendisposition des JT-Corpus der Handschrift (A) letztendlich mit aller Deutlichkeit noch einmal zu Tage tritt.

In allen diesen drei unmittelbar sich aufeinander beziehenden Aventuregesprächen, wird das Thema der ›minne‹ und ›unminne‹ nach den Grundzügen des, durch den Ich-Erzähler entworfenen, ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ in Abgrenzung zu dem ritterlichen Konzept der Dienstminne der Aventure und der geforderten Tugendlehre aus dem Brackenseil an dem Protagonistenpaar exemplifiziert. Es werden hierbei vor allem Reminiszenzen aus den Werken Wolframs aufgerufen, diese jedoch aus ihrer eigentlichen textuellen Verklammerung gelöst und in einen umgedeuteten Bezugsrahmen überführt. Die bis dato theoretisch entworfenen Dispositionen des neuen Minne-Konzepts in der Verschränkung mit dem ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modell’ des Ich-Erzählers des JT-Corpus, gipfeln nicht nur in der Exemplifizierung ihrer Umsetzbarkeit, sondern auch in der Auseinandersetzung mit den Konzepten Wolframs.

Das Liebespaar verbringt seine letzte gemeinsame Nacht im Waldlager in ›milte‹, ›trin‹ und ›erem‹, erbaulichen religiösen Gesprächen und den Überlegungen zur Seelensorge (JT,(A), 5071-75). Ganz im Sinne des im Orientteil ausgearbeiteten religiösen Minnekonzeptes ist auch hier jede Form sexueller Erfüllung oder höfische Minne ausgeblendet und wird durch eine an klösterliche Ordungen erinnernde Normkonstitution ersetzt.

Bevor der letzte Zweikampf zwischen dem jungen Tschionatulander und Orilus, dem Herzog von Lalander stattfindet, deutet der Ich-Erzähler auf das drohende Unheil für die beiden Liebenden hin und wendet sich dabei an Frau Aventure, die dies hätte verhindern können.

JT,(A), 5078: »Do si diu ors ersprengen so ritterlichen kunden,  
der meide herze twengen ein schrik began<sup>505</sup>. sie sach da zen selben stunden  
zu der erden viel si ungeschriet.  
'ey, vrou aventiwer, moht ir habn<sup>506</sup> dirre mer gevriet?

Das sich über einige Passagen hin erstreckende Gespräch zwischen dem Ich-Erzähler und seiner Gesprächspartnerin beinhaltet erneut grundsätzliche Dispositionen das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' betreffend. Frau Aventure wendet die erneute Klage gegen sich insofern ab, als sie sich selbst zu Recht dazu verpflichtet sieht, das Schicksal des jungen Dauphin dahingehend zu steuern, da dieser sich der *übermaze* schuldig gemacht hatte und daher sein Tod eine zwangsläufig logische Konsequenz darstellt.

JT,(A), 5079: »Ez kan sich niht gefugen, daz reht mich dar zu bindet  
darumb si sol genugen, ob sich geluck noch ie mans underwindet,  
daz er uf sich selben niht sol borgen  
ze vil der ubermaze: iz weltzet bin, der iz niht kan besorgen«.

Die Forschung hat bisher für die unerwartete Wendung der Aventure keine zufriedenstellende Erklärung gefunden, zeigt sich doch anhand der Handlungsstringenz, die der Ich-Erzähler bis zu diesem Zeitpunkt entworfen hat, kein logischer Zusammenhang zwischen der Glorifizierung des jungen Tschionatulanders zum vollendeten christlich-höfischen Ritter und seinem gewaltsamen Tod.<sup>507</sup> Beschränkt man sich rein auf die Handlungsebene, so eröffnet die Passage an dieser Stelle eine Diskrepanz im Deutungsspektrum des 'neuen christlichen Ritter-Konzepts'. Gleichzeitig wechseln die Deutungsebenen zwischen dem Ich-Erzähler und der personifizierten Gesprächspartnerin, da letztere im Verlauf des Gesprächs den Tod Tschionatulanders auf eben jene Dienstverpflichtungen zurückführt, die eigentlich den höfischen Ritter im

<sup>505</sup> Eine Verschreibung von *›bekomen‹* muss hier angenommen werden.

<sup>506</sup> Werner Wolf bessert sinnvoll zu *›uns haben‹*.

<sup>507</sup> *Conrad Borchling* (1897), S. 69 ff; *Alfred Ebenbauer* (1992), S. 358 ff; *Andrea Lorenz* (2002), S. 236 ff.

Frauendienstmodell ausmachen. Tschionatulander findet den Tod nicht als Glaubenskämpfer, sondern kommt deshalb zu Tode, weil er dem Frauendienst Folge leistet. Damit verschieben sich die Perspektiven zwischen dem Ich-Erzähler und Frau Aventure gänzlich. Die ritterlichen Bewährungen, welche Frau Aventure als Voraussetzungen für den höfischen Ritter entworfen und die sie gegen das Modell des Ich-Erzählers zu verteidigen versucht hatte, führen letztendlich zu seinem Untergang. Sie kritisiert damit ein ritterliches Modell, welchem sie sich verpflichtet fühlt und widerspricht sich und ihren in JT, (A), 239-65 getroffenen Aussagen.

Der Tod des jungen Helden erscheint unter Berücksichtigung seines bis zum Schluss untadligen ritterlichen Verhaltens auf den ersten Blick unmotiviert und greift an dieser Stelle auf Ereignisse zurück, die der Ich-Erzähler über weite Strecken innerhalb des JT-Corpus eingeflochten hat. Das »*gelucke*«, auf das sich Tschionatulander zu sehr verlassen hatte, welches Frau Aventure im zweiten Vers der Strophe JT, (A), 5079 anzitiert und welches der junge Ritter verloren zu haben scheint, bezieht sich auf den Verlust der magischen Geschenke, welche Tschionatulander vom Baruck erhalten und dessen Weisungen zum Umgang mit diesen Kleinodien er nicht beachtet hatte. Der mit einem Achat geschmückte Ring und die ebenso mit jenem magischen Stein verzierte Spange hätten bei ihrem Verlust unmittelbar zum Tod des Protagonisten geführt (»*dann ackerins presente ienes val must er sin tot gevellets*«, JT,(A), 5092,4). Doch sind es nicht nur diese magischen Kleinode, die als logische Konsequenz den Tod des Dauphins motivieren, sondern zugleich auch der Verlust des Tigrisgoldes, das erste Geschenk des Barucks an Tschionatulander. Letzterer macht sich der Dienstverfehlung gegenüber der Verteidigung der Erbschaftsländer Parzivals und seinem untadligen Verhalten gegenüber seinen eigentlichen Pflichten als Verteidiger des ritterlichen Auftrags Herzloydes schuldig. Mit anderen Worten ließe sich die »*bermaz*« an dieser Stelle auch auf die Haltung Tschionatulanders beziehen, der allzu selbstsicher, sich seiner eigenen Vorrangstellung als Gottesritter bewußt, auf die magischen Kleinodien zum Schutz seines Lebens nicht genügend achtet und seine ritterlichen Pflichten gegenüber der Artusgemeinschaft vernachlässigt.

Das Tigrisgold oder auch »*Gold der Sældes*«, ging während der letzten Orientfahrt Tschionatulanders im Kampf gegen die Babylonier verloren. Dabei handelte es sich um einen Harnisch und um einen magischen, goldenen Schild, in welchen ein lebender

Salamander eingeschmolzen war. Der Schild wurde nicht nur entgegen der Warnung des Barucks mit dem Harnisch zusammen auf Tschionatulanders Schiff transportiert<sup>508</sup>, sondern dieser hatte auch durch das magische Kleinod einen Sturm heraufbeschworen, welcher das Schiff samt seiner Ladung untergehen ließ. Erst im Nachhinein wird dem jungen Dauphin bewußt, dass das magische Geschenk, dem Element des Feuers zugeordnet, niemals auf dem Seeweg hätte transportiert werden und er den Rat des Baruck hätte befolgen sollen.<sup>509</sup> Auch der Ring und die Spange gelangen nicht in die Hände Tschionatulanders, da der Überbringer der Geschenke auf dem Weg zu ihm durch einen Hirsch zu Tode kommt und sterbend einem »weidemann« die Preziosen anvertraut, die dieser Jeschute mit dem Hinweis übergibt, dass sie dem Landesherrn zugedacht waren (JT,(A), 4942-69).<sup>510</sup>

Wenn Frau Aventure Tschionatulanders Verlust der magischen Geschenke für den Tod des jungen Helden verantwortlich macht, so rekurriert sie unmittelbar auf die Schicksalsdetermination des Aventureitters. Doch die Verkettung schicksalsbedingter Zufälle ist es letztlich nicht, die für den Tod des Dauphin geltend gemacht werden kann. Im Spannungsfeld des Anspruches des Ich-Erzählers, aus Tschionatulander den vollendeten Ritter seines 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' zu stilisieren, kritisiert Frau Aventure jedoch hauptsächlich seine »bermaz«. Rein auf die Handlungsregie des JT-Corpus bezogen, ist an dieser Stelle zu fragen, worin die »bermaz« des Gottesritters eigentlich besteht. Noch nach seinem Tod macht Frau Aventure deutlich, dass er sich Zeit seines Lebens vorbildlich verhalten habe, und sich nichts hatte zu schulden kommen lassen (JT,(A), 5084). Diese Aussage lässt sich jedoch nur schwer mit den zahlreichen Selbstanklagen Tschionatulanders vereinen, der noch kurz vor seinem Tode zugibt, seine eigentlichen ritterlichen Aufgaben, den Schutz von Parzivals Erblanden und deren Verteidigung durch die Mithilfe der Artusritter, nicht durchgeführt zu haben. Artus selbst versucht ihn noch vor seinem erneuten Zusammentreffen mit Orilus im letzten Zweikampf

---

<sup>508</sup> »wenn aber erz verlüset, so hat er ungeluckes vil zu unguot«, JT,(A), 1675,4.

<sup>509</sup> JT,(A), 2801,1; 2812-14; 4720-26; 4723-26; 4729-31;

<sup>510</sup> Der eigentliche Landesherr über die Gebiete ist jedoch Tschionatulander, da er als Regent von Herzloyde für den jungen Parzival eingesetzt wurde. Da jedoch Orilus und Lehelin die Gebiete widerrechtlich an sich gerissen hatten, sieht ersterer keinen Grund mit seinem so erworbenen Titel die Geschenke nicht als sein Eigentum anzusehen. Der Ich-Erzähler beklagt im Anschluss den Umstand, dass wenn der Kampf zwischen Orilus und Tschionatulander zu einem späteren Zeitpunkt stattgefunden hätte, Parzival die Kleinodien Jeschute hätte abnehmen können, bevor die beiden Ritter aufeinander getroffen wären. Der Verlust der magischen Geschenke hätte damit nicht zwangsläufig den Tod des Dauphins besiegelt.



von der Dringlichkeit dieser Verpflichtung zu überzeugen, die er jedoch zurückweist. Er entscheidet sich für den Minnedienst an Sigune und nimmt die Vernachlässigung seines Treueeides gegenüber der Ritterschaft dafür in Kauf (JT,(A), 4619-4637).<sup>511</sup>

JT,(A), 4634: »Des was ers sich begebende durh niht wan in der wise,  
daz er sigunen lebnde<sup>512</sup> wollte sin zedienste gar nach prise,  
ir minn erwerben under schilt bedachtet.  
‘ob ich nu solte miden die ritterschaft, ich wer gen ir gewachete«.

Mit anderen Worten, entscheidet sich also Tschionatulander noch vor dem letzten Zusammenstoß mit dem Herzog von Lalander für den höfischen Ritterdienst, welcher den Gesetzen der Aventure unterworfen ist.<sup>513</sup> Er erfüllt damit die Anspruch der Aventure, so wie sie diese in JT,(A), 239-65 als Voraussetzung für alle Ritter verabsolutiert hatte. Die Aussagen des Ich-Erzählers bezüglich der Vorbildhaftigkeit seines Protagonisten stehen damit im Widerspruch zur Handlungsführung und den Selbstaussagen des Dauphins, welcher seine Verfehlung zugunsten des Minnedienstes an Sigune vor seinem Tode noch deutlich unterstreicht.

Tschionatulander entscheidet sich für den Frauendienst und vernachlässigt hierfür seine Schutz- und Verteidigungspflichten zugunsten der Erbländer Parzivals. Doch ist damit der Vorwurf der »übermaze« von Seiten der personifizierten Aventure nicht geklärt. Wenn sich der junge Dauphin bis zum Ende seines Lebens als höfischer Ritter im Sinne der Konzeption der Aventure vorbildlich verhalten hat, so stellt sich die Frage, welcher »übermaze« er sich dann schuldig gemacht hat. Auch hier greift die Handlungsregie auf intratextuelle Verflechtungen zurück, die innerhalb des Gesprächs nur rudimentär

---

<sup>511</sup> Hans-Peter Brode (1966), S. 107 ff; Hans-Henning Rausch (1977), S. 35 ff; 106 ff sehen jedoch keine persönliche Verantwortlichkeit Tschionatulanders, der zu seinem Tode führt.

<sup>512</sup> Der Editionstext bessert hier richtig zu »lebende«.

<sup>513</sup> Vgl. auch: JT,(A), 4637: »Do er also gedachte, wie gamuret im gebende  
was rat, der witzze brahte, daz er in den landen wer mit helfe leb(e)nde,  
und in nu twanc diu minn al anders werben,  
vo(r) allem sinem leide was im nu aber ditz ein nivesz verderbens«.

Der Editionstext trägt die Vokale und Konsonanten in den runden Klammern sinngemäß nach.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Andrea Lorenz (2002) bei der Untersuchung der Passagen, welche sie jedoch nicht auf die Frage der Rollenkonzeption hin liest (S. 218 ff).

angesprochen werden und sich auf Ereignisse und Handlungen beziehen, die innerhalb des JT-Corpus verstreut liegen.

Während der Ich-Erzähler innerhalb dieses Gesprächs Tschionatulanders ›witz‹ unterstreicht, die ihn eigentlich vor dem drohenden Unglück hätte bewahren sollen (JT, (A), 5081 f.), hält ihm Frau Aventure entgegen, dass alle ›witz‹ jedoch sinnlos wären, wenn man die ›selde‹ verspielt (›ist witzē wurde rīche, ideoch so hilfet selde michels mere. Swer selde mug ergrifen, als dirre furste hete, der laz imz niht entslifen, er si an wiser hute wol der stæte‹, JT,(A), 5081,4 -5082,2). Wer die Fähigkeit dieses jungen Fürsten habe, die ›selde‹ so ergreifen zu können, der solle sich stets kluger Umsicht bedienen. Wobei Tschionatulander die Umsicht hätte walten lassen sollen, wird erst in Strophe JT,(A), 5087 offen gelegt. Hätte er die Anweisungen des Barucks befolgt und die Geschenke besser gehütet, so wäre er unter Umständen nicht ums Leben gekommen. Daher wiegt die ›ubermaze‹ - sein Übermaß an falscher Selbstsicherheit - derer er sich schuldig macht, schlimmer als der Verlust der magischen Geschenke, da er nicht auf die Ratschläge gehört hatte, die das Unglück hätten verhindern können (JT,(A), 5085 ff).

Doch darüber hinaus gehört die ›ubermaze‹ auch eben zu jenen Untugenden, die der Ich-Erzähler am höfischen Rittertum kritisiert. Das rechte ›maze‹ zu halten, gilt als eine der wichtigsten Rittertugenden und wird in der Brackenseilinschrift nicht nur im Hinblick auf das Rittertum, sondern auch auf alle anderen Lebensbereiche ausgedehnt. Für den Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) umfasst die Regel jedoch vor allem den richtigen Umgang mit der ›minne‹ (JT,(A), 1914 ff). Die Schattenseite der ›ubermaze‹ liegt jedoch im ritterlichen Ehrgeiz begründet, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln sein Ziel zu verfolgen, die Aventure zu einem guten Abschluss zu bringen und sich damit Ruhm, Einfluss, Ehre und eine Frau zu erwerben. Jene ›ubermaze‹, die Frau Aventure als Begründung für den Tod Tschionatulander geltend macht, bezieht sich vor allem auf dessen Weigerung während des Krieges in Wales die militärische Unterstützung von Kaylet und Ekunat oder aber auch des Artushofes anzunehmen.<sup>514</sup> Der junge Dauphin ist wild entschlossen, die Streitigkeiten mit Orilus und Lehelin im Alleingang in Form eines Zweikampfes zu lösen, ohne dabei auf die Hilfe und Unterstützung seiner Verwandten

---

<sup>514</sup> JT,(A), 5015: »Artus der eren tragende, den hat man des bewiset:  
dich ist er eide sagende ledic, vri (und immer bist priset)  
ein bischof, daz man gelobt in zorne.  
von din eines handen sint diu lant und ouch du selb verlornes.

einzu gehen. Diesen Eid und seine Erfüllung, macht er schließlich zur Grundvoraussetzung für die Heirat mit Sigune JT,(A), 5023). Die Paradoxie dieses Eides liegt jedoch in der Tatsache begründet, dass der Erwerb des Brackenseils - welches er ja schon einmal als Liebespfand an Sigune ausgehändigt hatte, bevor ihnen der Hund abhanden gekommen war - als Bedingung für die Heirat mit Sigune bereits ausreichend gewesen wäre und es keine weitere ritterliche Bewährungsprobe des Dauphin gebraucht hätte. Wenn sich also Tschionatulander einen weiteren Eid und eine weitere Bewährungsprobe auferlegt, dann geschieht dies nicht im Sinne des Frauendienstes, sondern einzig und allein aufgrund seines persönlichen Ehrgeizes, welcher die tragischen Konsequenzen nach sich zieht. Frau Aventure prangert hauptsächlich diese »*übermaße*«, den persönlichen Ehrgeiz des jungen Helden, als Motivation für den Untergang an, der ihn dazu bewogen habe, immer mehr ritterliche Bewährungsproben auf sich zu nehmen. Sein Ehrgeiz und seine egoistischen Motive bilden damit die Grundlage seiner »*übermaße*«, die Frau Aventure kritisiert. Auch der Ich-Erzähler hatte innerhalb des Orientteils die »*übermaße*« des Dauphin kritisiert und diese für den bevorstehenden Tod des Helden verantwortlich gemacht.

Der als junger Gamuret (»*Gamuret dem jungen*« JT,(A), 3568,1)<sup>515</sup> bezeichnete Ritter Tschionatulander wird als herausragend gegenüber allen anderen stilisiert, »*daz nie ein ritter gebiure wart, den man gen aventure kan mezzen*«, (JT,(A), 3568,2-4). Der Ich-Erzähler betont jedoch gleichzeitig, dass: »*dann ot nur daz eine, dar an beleip er leider sich vergezzen, so daz in niht genuegen wolte rechter maße. daz kan noch schaden fuegen und kund do*«, (JT,(A), 3568,4-3569,2). Tschionatulanders Schuld ist demnach seine Maßlosigkeit, die ihn letztendlich ins Verderben führt. Doch mit der Verteidigung des Dauphin durch den Ich-Erzähler eröffnet sich auf textueller Ebene gleichzeitig ein Paradoxon, denn entgegen den Selbstaussagen Tschionatulanders am Ende seines Lebens, in welchen er sich seiner Schuld und Verfehlungen sehr wohl bewußt ist, befreit ihn der Ich-Erzähler von jeglicher persönlicher Schuld und mildert seine »*übermaße*« entschieden ab, wenn er betont, dass sich Tschionatulander nicht des Neides oder des Übermuts schuldig gemacht habe, sondern lediglich der »*unmaße*«, welche er jedoch für das Recht selbst eingesetzt hatte.

<sup>515</sup> Strophen in welchen Tschionatulander als »*Gamuret*« oder »*Gamuret der junge*« tituiert wird: JT,(A), 1255; 1733; 2656; 2657; 2900; 3022; 3077; 3080; 3085; 3101; 3353; 3114; 3568; 3605; 3606; 3608; 3673; 3644; 3645; 3650; 3701; 3704; 3707; 3853; 3858; 3859; 3861; 3866; 3888; 3890; 3931; 3933; 3971; 4219 und 4225.

JT,(A), 3569, 2-4: *»iedoch was er uf strazē  
niht des nides noch der ubermuete:  
zēliebe des rechten pfleg twanc in unmaze ein teil in rehter guete«.*

Die Untugenden des Neides und der Selbstüberschätzung sind es dem Ich-Erzähler zufolge nicht, die das Ende des jungen Ritters besiegeln und demgegenüber speist sich die ›unmaze‹ aus der Güte, die ihn befähigen den richtigen Weg einzuschlagen. Der Verteidigung der ›unmaze‹ des Dauphins von seiten des Ich-Erzählers stehen damit zum einen die Selbstaussagen des jungen Ritters gegenüber, die Kritik der Aventure und die Aussagen über die ›unmaze‹, welche der Ich-Erzähler selbst getroffen hatte:

JT,(A), 1917: *»Die maze let nieman irre varen uf selden verte.  
ir geleite get die verre. unmaze wart Lucifers ein helle gerte,  
diu in treip uz himelriche vrone.  
nu huete wol der verte, so kumstu dar an sine stat vil schone.«<sup>516</sup>*

Die Diskrepanz, dass die ›unmaze‹ einerseits dem Dämonischen selbst zugeschrieben wird, andererseits jedoch wie im Falle Tschionatulanders teilweise aus der Güte zu entspringen scheint (JT,(A), 3569,4), kann letztlich durch die im Text des Corpus inserierten Stellungnahmen, nicht gänzlich aufgehoben werden und muss als handlungsgenerierendes Faktum eine Erklärung schuldig bleiben. Tschionatulanders ›unmaze‹ ist es einerseits zu verdanken, dass er zu all jenen ritterlichen Taten, die im Sinne des ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ gelebt werden, befähigt ist, andererseits ist es eben auch jene ›unmaze‹, die ihn schließlich in den Tod treibt.

Erst in der Rückschau gewinnen die Aussagen des Aventuregesprächs JT, (A), 5078 ff an Konturen und die dort verstreuten Strophen erhellen die kryptischen Aussagen, die an dieser Stelle die Handlungsführung bestimmen. Wenn die Aventure versucht den Untergang Tschionatulander rational begründbar zu machen, so macht sie beide Aspekte, das ›gelucke‹ - den Zufall - und die ›ubermaze‹ - den Ehrgeiz - als persönliche Verfehlung des jungen Dauphin dafür geltend.

---

<sup>516</sup> *»Das Maß halten lässt niemanden auf dem Weg zur Selde in die Irre gehen. Ihr Geleit führt davon fern. Die Selbstüberhebung wurde für Lucifer zu einer Höllen-Rute, die ihn aus dem Himmelreich jagte. Darum achte stets auf den Weg, sonst nimmst du gar den Platz Lucifers ein«.*

Nachdem er die heraldischen Zeichen Gamurets, das grüne Wappenkleid und den Anker abgelegt hat (JT,(A), 4734 ff) und freimütig bekennt, seiner ritterlichen Pflicht, die Erblande Parzivals zurückzuerobern, nicht nachgekommen zu sein, begibt sich Tschionatulander zwischen den Stationen Karidol und Kingrivals auf eine kürzere Aventurefahrt im Sinne des höfischen Romans und seiner Konzeption. Für diese Aventure, die der Dauphin an dieser Stelle der Handlung unternimmt, liegt keinerlei Motivation vor. Es geht weder um die Verteidigung der Erblande noch um Glaubenskämpfe. Es geht einzig und allein um die Erlangung von Ruhm und Ehre aus ganz persönlichen Motiven, die jedoch in das 'neue Konzept des christlich-höfischen Ritters' des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht eingebunden sind und im eklatanten Widerspruch zu den geforderten Tugenden eines Gottesritters stehen. Nichtsdestotrotz bleibt die scharfe Kritik der personifizierten Aventure dem jungen Dauphin gegenüber nicht ganz plausibel. Der Ich-Erzähler unterstellt Frau Aventure, sich an Tschionatulander rächen zu wollen (JT,(A), 5083,1), und versucht sie davon zu überzeugen, dass sie sich selbst damit schaden würde, wenn sie ihre Strategie nicht ändern würde (*»ir tut in selben schaden grozen«*, JT,(A), 5083,4). Diese jedoch kontert mit der Auswegslosigkeit der Situation, da der junge Dauphin sein Glück durch den Verlust des Tigrisgoldes und seiner *»bermaz«* bereits verspielt hat (JT,(A), 5084). Als logische Konsequenz folgert sie, dass der Zweikampf zwischen Orilus und Tschionatulander unvermeidlich sei, wenn er die *»bermaz«*, derer er sich schuldig gemacht hatte, sühnen wolle, da es seine ritterliche Pflicht sei, seinen Eid gegenüber den Erbländen Parzivals zu erfüllen (JT,(A), 5085). Selbst der Ich-Erzähler unterstreicht mit Nachdruck, dass der junge Gottesritter keine andere Wahl hatte, als sich dem Herzog von Lalander zu stellen, selbst wenn er dabei sein Leben verlieren würde (JT,(A), 5086).

Das Aventuregespräch eröffnet an dieser Stelle nicht nur die Auseinandersetzung zwischen zwei unterschiedlichen Konzepten, die des 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' im Gegensatz zum höfischen Modell der Dienstminne, sondern beinhaltet erneut eine Wolfram-Anrede:

JT,(A), 5087-89: *» Frunt von Blienfelden, du weist niht, waz ich meine!  
do im der baruc melden begund, iz muest sin wurde werden cleine,  
sint er niht solt der selden gevalten<sup>517</sup>,*

<sup>517</sup> Das Verb *»gevalten«* kann hier im Sinne von *»in jemandes Dienste stehen«* verstanden werden. Damit ließe sich der Vers wie folgt übersetzen: *»da er nicht im Dienste der Selde steht«*. Werner Wolf bessert den Vers wie folgt: *»sint er niht golt der selden kunde halten«*. Die Handschrift (A) lässt an dieser Stelle die äußeren Umstände für

*unz er iz anderweide verlos, do sold er witzze han gewalten.  
Vil werdicheit mit tugende bin ich im schuldic jehende,  
mich jamert siner jugende, daz die sol vellen seldom golt daz brehende.  
nimt er val bie von sin eines handen,  
daz machet vunt des goldes, er het sin anders tusent wol bestanden.*

*Darumb ich iezuo strafen muoz so harte liden.  
wafen, herre, wafen! sol ich mich von siner tugende riche riden,  
di er in solcher jugent was der tragende?  
waz wil ich an im rechen? er was an zehen tusent pris bejagende!«.*

Mit dem ›frunt von blienfelden‹, oder ›der von eschenbach‹, wie er an anderer Stelle von seiten der Aventure genannt wird, ist eindeutig Wolfram als Erzähler angesprochen. Die Aventure spricht den Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) erneut mit dem Verfasser des Parzival und des Willehalm an, wenngleich diese Identifizierung durch die Strophen JT,(A), 18-22; 230-65; 919-25 und 3598 eher fraglich erscheint und ein elaboriertes Spiel auf der Erzählebene vermuten lässt. Im Hinblick auf die bereits zuvor besprochenen Aventuregespräche stellt sich wiederum die Frage, ob die Wolfram-Nennung tatsächlich den Ich-Erzähler mit Wolfram gleichzusetzen beabsichtigt, oder es sich wie bereits in den Gesprächen zuvor, um die ‚Ausdifferenzierung zweier gegensätzlicher poetischer Konzepte‘ handelt, wenn der Konzepteur der Handschrift (A) der fingierten Gesprächspartnerin des Ich-Erzählers diese Titulierung in den Mund legt.

Um die Wolfram-Nennung an dieser Stelle des JT-Corpus der Handschrift (A) besser einordnen zu können, sollte man sich die beiden unterschiedlichen poetischen Diskurse nocheinmal vor Augen führen, die durch den Ich-Erzähler und durch die personifizierte Aventure in den Roman gegeneinander ausgespielt werden.

Der Tod Tschionatulanders ist das Ergebnis seiner ›unmaze‹, welche durch die Erzähleraussagen aus JT,(A), 1917 unweigerlich als ‚Untugend‘ im Sinne des ‚neuen christlich-höfischen Ritter-Modells‘ des Ich-Erzählers klassifiziert werden muss.

---

den Verlust in den Vordergrund rücken, während Werner Wolfs Besserung die persönliche Schuld Tschionatulanders fokussiert, die *Selde* von sich aus nicht halten zu können.

Ferner wird dem jungen Dauphin die Schicksalsdetermination eines Aventiureritters zum Verhängnis, da er die magischen Geschenke verliert, den Weisungen des Barucks nicht Folge leistet und seine Pflichten als Artusritter zugunsten eines ganz persönlichen Minnedienstes vernachlässigt. Die von Frau Aventiure in JT,(A), 5089 ff., 1 als Bestrafung definierte Konsequenz aus diesem Verhalten entspricht der Schicksalsdetermination eines Aventiureritters im Sinne des höfischen Ritterdienstes.<sup>518</sup>

Dies wiederum, die Unausweichlichkeit der ritterlichen Bewährung, versucht die personifizierte Aventiure gegenüber dem Ich-Erzähler als verpflichtend geltend zu machen. Es ist das Konzept des höfischen Rittertums, welches dem ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modell’ des Ich-Erzählers entgegengestellt wird und dessen Realisierung und Verwirklichung von Frau Aventiure eingefordert wird. Die Brüchigkeit des ‘alten Dienstminne-Modells’ wird durch die Handlungsregie des Ich-Erzählers insofern unterstrichen, als selbst der vorbildlichste Ritter der Christenheit - zu welchem der junge Dauphin stilisiert wurde - durch die Entscheidung zum Frauendienst und den ritterlichen Bewährungsproben, zu Fall kommen muss. Auf der Ebene der Erzählkonzeption werden die konkurrierenden Modelle gegeneinander ausgespielt und Tschionatulander als Protagonist des eigentlichen ‘neuen christlich-höfischen Ritter-Modells’ des JT-Corpus als Beweis der Hinfalligkeit des höfischen Konzepts entworfen. Die im Aventiuregespräch JT, (A), 239-65 erbrachte differenzierte Sicht auf das höfische Modell wird nunmehr an Tschionatulander selbst bewiesen und das höfische Konzept Wolframs damit untergraben.

Tschionatulander - so die Strophen JT,(A), 5089 ff - stirbt, weil er dem höfischen Konzept, dem Minnekonzept Folge leistet und dafür das ‘neue christliche Ritter-Modell’ vernachlässigt. Damit demontiert sich das kritisierte höfische Minne- und Bewährungsmodell des höfischen Rittertums selbst und führt sich schließlich selbst ad absurdum. Wolfram, so konzipiert es das JT-Corpus, ist nebst der Aventiure der Garant eben jenes Konzeptes, dem der Ich-Erzähler ein Gegenmodell entgegenstellt. Es gehört zur Raffinesse des elaborierten poetischen Spiels des JT-Corpus der Handschrift (A), dass die Unterscheidung zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram vor allem durch den Prolog und durch die Passage JT,(A), 919-25 eigentlich offensichtlich ist, der Ich-Erzähler jedoch verstärkt ab JT,(A), 4018 ff als Wolfram tituiert wird. Innerhalb der Handlung, also an

---

<sup>518</sup> Siehe auch die Untersuchungen von *Andrea Lorenz* (2002), S. 251, welche rein auf der Ebene der Handlungsregie davon ausgeht, dass es sich hierbei um die Auseinandersetzung zwischen zwei literarischen Modellen handelt, ohne jedoch die Frage nach der Wolfram-Nennung zu klären.

genau an jenem Punkt, an welchem das theoretische neue Konzept des JT-Corpus durch die Protagonisten in die Praxis der Romanwelt überführt wird. Wenn Frau Aventure dann den Ich-Erzähler als Wolfram titulierte und versucht das Konzept des Parzival wieder in die Diskussion mit einfließen zu lassen, vom Ich-Erzähler dieses Konzept jedoch ad absurdum geführt wird, dann würde Wolfram als gedachter Erzähler des JT-Corpus an Plausibilität verlieren. Durch eine offensichtliche Maske eines Wolfram-Erzählers kann Wolframs Konzept in ein neues Erzählkonzept überführt werden, welches einen klerikalen Ritterroman entwirft und Wolframs Konzept damit durch ein anderes ersetzt. Das Minne- und Aventurekonzept des Parzival wird im JT-Corpus der Handschrift (A) aufgerufen, an den Protagonisten exemplifiziert, ad absurdum geführt und einem neuen christlichen Rittermodell entgegengestellt, welches gleichzeitig ein neues Minnemodell beinhaltet, welches auf Gott und nicht mehr auf die Frauen ausgerichtet ist. Die Maske ist demnach keine Täuschung oder eine Rollenfiktion, sondern vielmehr ein kalkulierter poetischer Kunstgriff, der Wolfram als Erzähler mit der Hinfälligkeit seines eigenen Konzepts konfrontiert. Der Ich-Erzähler will auf Frau Aventure nicht verzichten, doch muss sie das 'alte' Wolframsche Konzept erst aufgeben, damit die 'neue Aventure' den Ansprüchen eines klerikalen Ritterromans genügen kann.

Auf der Ebene der textuellen Verflechtung entwirft das Corpus der Handschrift (A) das Konzept, dass es die personifizierte Aventure ist, welche die für das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' zwingend notwendigen Neukonzeptionen nicht anerkennt und bis zum Schluss ein Modell zu verteidigen sucht, welches sich jedoch bereits als unbrauchbar erwiesen hat. Wie bereits zu Beginn der poetologischen Auseinandersetzung zwischen der personifizierten Gesprächspartnerin und dem Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A), fokussiert die fingierte Auseinandersetzung vor allem die Frage nach den Leitkriterien höfischer Minne und nach dem richtigen Erzählen höfischer Dichtkunst. Im Verlauf der Beweisführung wird dies mit zunehmender verbaler Heftigkeit ausgetragen, in welcher die Aventure immer mehr ihre Überzeugungskraft einbüßt und auf argumentativer Ebene dem Ich-Erzähler nichts mehr entgegen kann. Ihr Konzept, welches sie zu verteidigen suchte, scheitert. Der argumentative Gedankengang innerhalb der 'Sermocinatio' verliert auf Seiten der Aventure immer mehr an Dynamik und logischer Kohärenz. Je mehr der Ich-Erzähler das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' an seinem Protagonistenpaar beweist und an konkreten Einzelfällen durchspielt, desto mehr demontiert sich in der Gegenüberstellung der beiden Konzepte, dasjenige der Aventure und das des höfischen Frauendienstes des Parzival Wolframs.



JT,(A), 5151: »*Nein, vil edel ritter von eschenbach geware,  
 iver zunge duhte bitter gen wiben swa man hort alsolche mære,  
 und si gebn mir vil lîht die schulde!*  
*frou aventiur erst lange tot d<sup>s</sup> iz do sprach d<sup>s</sup> abt nu niht ir bulde*«.

Der Ich-Erzähler des JT-Corpus wird von Frau Aventiure direkt im ersten Vers der Strophe als »*edel ritter von eschenbach*« angesprochen. Nicht nur die Wolfram-Anrede, sondern auch die Titulierung als Ritter, ist im Zusammenhang mit der Thematik der Passage von Bedeutung. Die Titulierung Wolframs als Ritter rekurriert auf Pz. 115, 11-18<sup>519</sup> und nimmt hierbei das Motiv aus dem zweiten Buch des Parzival unmittelbar auf. Wolfram ist damit innerhalb des fiktionalen Romanentwurfs des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht nur der Garant des höfischen Frauendienstes und Minne-Rittertums, sondern wird, bezogen auf seine Standeszugehörigkeit, zu den Rittern gezählt. Somit trifft die Kritik noch sehr viel stärker, da er als Erzähler nicht nur ein Modell präferiert, welches aus heilsgeschichtlicher Sicht abzulehnen ist, sondern weil er - innerhalb des fiktionalen Konzepts des JT-Corpus der Handschrift (A) - auch noch zu jenen Rittern gehört, die dieses Modell in die Tat umsetzen.

Der Ich-Erzähler hatte zuvor auf die zumeist tödlichen Folgen und den Werte- und Ehrverlust, den die höfische Minne nach sich zieht, hingewiesen und dabei insbesondere auf Ginovever, deren Verhältnis zu Lanzelot seines Erachtens für das Unglück, welches die Artusritter erleiden mussten, verantwortlich ist. Des Weiteren beklagt der Ich-Erzähler das bedauernswerte Schicksal Sigunes, welches hätte vermieden werden können, hätte sich der junge Dauphin nicht auf den Minnedienst eingelassen und hierbei den Tod gefunden. Die unmittelbar darauffolgende Kritik der Aventiure in Strophe JT,(A), 5151, 2, Wolfram hätte die Frauen zu hart verurteilt, lässt die Unvereinbarkeit der beiden Konzepte erneut in aller Deutlichkeit in Erscheinung treten und bezieht sich gleichzeitig auf die bereits in JT,(A), 230-64 erhobenen Kriterien des 'neuen christlich-höfischen

<sup>519</sup> Pz. 115, 11-18: »*schildes ambet ist mîn art:*

*swâ mîn ellen sî gespart,  
 swelhin mich minnet umbe sanc,  
 sô dunket mich ir wîtze keranc.  
 ob ich guotes wîbes minne ger,  
 mag ich mit schulde und ouch mit sper  
 verdienen niht ir minne solt,  
 al dar nâch sî sie mir holts*«.

Ritter-Modells'. Bezogen auf die textuelle Ebene des JT-Corpus, werden Frau Aventiure und Wolfram erneut mit jenem Modell der höfischen Minne identifiziert, welches unvereinbar dem Gegenentwurf gegenübersteht. Als logische Folge der Unvereinbarkeit der beiden Modelle, zeigt Frau Aventiure sich als Personifikation des höfischen Aventiure-Romans gänzlich uneinsichtig und verständnislos gegenüber dem 'neuen' Konzept des Ich-Erzählers. Auf der Ebene des elaborierten Spiels weist sie den Vorwurf - ähnlich wie in den bereits untersuchten Passagen zuvor - entschieden zurück, für die Konsequenzen des tödlichen Frauendienstes verantwortlich zu sein (JT,(A), 5151,3). Darüber hinaus unterstellt sie dem Ich-Erzähler - ähnlich wie in der Passage JT,(A), 230-65 - den Frauen durch die Bitterkeit seiner Worte erheblichen Schaden zuzufügen.

Die Raffinesse des elaborierten Spiels mit dem Namen Wolfram, ist jedoch im Gesamtzusammenhang der Aventiure-Gespräche nicht als eine Übernahme der Wolfram-Rolle zu verstehen. Unter Berücksichtigung aller Strophen bis JT,(A) 929-25 hatte sich deutlich gezeigt, dass der Ich-Erzähler zwischen seiner Erzähler-Rolle und Wolfram sehr wohl differenziert, das durchschaubare poetische Spiel mit der falschen Namenszuweisung von seiten der Aventiure jedoch einsetzt, um Wolframs höfisches Romankonzept in allen Bereichen zu demontieren. Mit dem Beginn der Umsetzung des 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' - dem Gottesritter - am praktischen Beispiel Tschionatulanders, verstärken sich jedoch die Wolfram-Anreden von seiten der personifizierten Aventiure zunehmend. Die Brüchigkeit des Wolframschen Erzählkonzepts tritt damit immer stärker zu Tage und zwar in dem Augenblick, indem sich dieses Modell in der Praxis des Romangeschehens beweisen muss und der Protagonist Tschionatulander daran letztendlich scheitert. Es ist schließlich die Aventiure selbst, die das Wolframsche Konzept nicht mehr aufrechterhalten kann, da es sich als hinfällig erweist. Wolfram wird damit von zwei Seiten her in seinem Erzählkonzept kritisiert: Durch die Aventiure selbst, die 'sein' Konzept als widersprüchlich entlarvt, und durch das 'neue' Konzept des JT-Corpus der Handschrift (A). Die Wolfram-Anreden lassen den Erzähler des Parzival und des Willehalm damit immer mehr an Autorität einbüßen, je mehr die Exemplifizierung des 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' des Ich-Erzählers als stimmiges Konzept im JT-Corpus der Handschrift (A) bewiesen wird.

Im letzten Vers der Strophe JT,(A), 5151 und in der Strophe JT,(A), 5152 welche dem Ich-Erzähler zuzuschreiben sind, begründet dieser ironisierend den kritisierten Ausfall gegenüber den Frauen, indem er darauf verweist, dass eine 'Referenzquelle' des seiner

Meinung nach falschen Minnemodells, bereits seit langer Zeit verstorben ist und auch dieser die Ehre und die Werte der Frauen nicht zu achten oder zu respektieren wusste:

JT,(A), 5152: »*Ovidius, der wise, der sprach also von wiben.  
ir wandel und ir pris liez er under wegen niht beliben.  
frou aventiur, daz han ich bi in funden.  
habt vrum und schaden beide, ich wil der schuld gen wiben sin enbunden*«.

Erneut bezieht sich der Ich-Erzähler auf Ovid als Autorität, welcher durch seine Schriften schon in der Passage JT,(A), 260 für die Dekadenz und »*unminne*« an den Höfen und vor allem für die »*untugendk*« der Frauen zur Verantwortung gezogen wurde.<sup>520</sup> In dieser Passage wird jedoch der Bezug zu der Kritik an Ovid und jenem Aventure-Gespräch in JT,(A), 260 mit der personifizierten Gesprächspartnerin intratextuell verschränkt. Frau Aventure selbst hat sich der Ovidschen Lehren angenommen und verbreitet diese durch das Corpus (JT,(A), 5152,3). Dadurch wird auf der Ebene der Argumentationsstrategie der JT-Konzeption der Handschrift (A) das Modell der höfischen »*aventure*« erneut diskreditiert und im Sinne des entworfenen 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' ad absurdum geführt. Gleichzeitig wird durch die Verschränkung Frau Averages mit Wolfram auch dessen Poetologie erneut als falsch dokumentiert, da sie als Garantin des höfischen Epos seine Konzeption verkörpert und die Lehren des Ovid innerhalb der Romanwelt zum Leben erweckt (JT,(A), 5152, 3). Somit - so der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) - bediene sich die Aventure bei der Entfaltung ihres höfischen Aventure- und Minnekonzeptes der ovidschen Grundlage. Die Entfaltung des 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' gegen das Wolframsche Konzept werden im Verlauf der Aventure-Gespräche immer stärker ausgearbeitet und lassen die Wolfram-Anreden damit in einem anderen Licht erscheinen. Die raffinierte Verschränkung dieser Ebenen innerhalb des elaborierten Spiels, kann jedoch letztlich nur dann auf einer Metaebene erschlossen werden, wenn der Handlungsverlauf des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht auf die Betrachtung von Einzelstrophen reduziert bleibt, sondern vielmehr als ein sich spiralförmig immer weiter entfaltendes Lehrprogramm verstanden wird.

---

<sup>520</sup> Vgl. auch hierzu die bereits besprochene Strophe JT,(A), 260: »*und daz sich nieman kere an Ovidium den lecker,  
der nam den vrouwen ere und gab in mal. daz bewart nie so schecker wart, dann er di frouwen hat gemeidet. ich zeltz im gen  
unprise und bazze in swer im pris darumb erteilet*«.

Für sich allein betrachtet, kann die Passage als eine Übernahme der Wolfram-Rolle gelesen werden. Doch im intratextuellen Gefüge des Corpus der Handschrift (A) erweist sich diese Lesart als defizitär, denn sie würde voraussetzen, dass sich ein Ich-Erzähler einer Rolle und einer Romankonzeption bedient, welche dieser über das ganze JT-Corpus verteilt, als unzureichend klassifiziert und durch ein Gegenmodell ersetzt. Darüber hinaus würde vor allem die Passage JT,(A), 919-25 der Handschrift, in welcher der Ich-Erzähler die Differenz zwischen sich und Wolfram deutlich in den Text inseriert, damit aus der Argumentationskette der intratextuellen Bezüge und Verweise herausfallen.

Im Spannungsfeld des elaborierten Spiels der Rollenkonzeption erweist sich die Wolfram-Nennung als Gegenentwurf zu einem überkommenen poetologischen Konzepts und nicht als eine Rollenfiktion. Die durchschaubare Wolfram-Anrede innerhalb des elaborierten Spiels dient letztlich auch in dieser Passage der Verabschiedung des poetischen Konzepts Wolframs, indem es nicht der Ich-Erzähler selbst ist, welcher seinem toten Dichterkollegen die Brüchigkeit des Parzival-Konzepts vor Augen führt, sondern die von Wolfram personifizierte Aventure die Hinfälligkeit des Parzivalschen Ritter-Modells selbst verdeutlicht. In der Umsetzung des Wolframschen Frauendienst- und Ritterkonzepts innerhalb der poetischen Welt des JT-Corpus beweist sich dessen Unvereinbarkeit mit dem neuen Anspruch höfischen Erzählens einerseits und der Verbindung zwischen Heilsgeschichte und gesellschaftlicher Rückbesinnung bei Hofe andererseits. Die Illokution des Ich-Erzählers kann somit letztlich nur aus dem intratextuellen Gefüge der Handschrift eruiert werden.

Im Vergleich mit den Textzeugen der Gruppe JT<sup>II</sup>, sind es vor allem diese Gespräche, welche im Verlauf der Rezeptiongeschichte zu einer Ausweitung des JT-Corpus gegen Ende des Monumentalromans geführt haben, welche die Gleichsetzung des Ich-Erzählers mit Wolfram innerhalb der Forschung entscheidend begünstigt haben. Denn obwohl die letztendlich zwingenden Beweise innerhalb der Rezeptiongeschichte nicht eindeutig erbracht werden können, muss dennoch davon ausgegangen werden, dass das elaborierte Spiel der Handschrift (A) in späteren Abschriften nicht mehr nachvollzogen bzw. verstanden wurde, was sicher nicht nur auf den äußerst schwierigen Schreibstil zurückzuführen ist, sondern auch in der Tatsache begründet lag, dass das Corpus mehr vom klerikalen Inhalt her rezipiert und verbreitet wurde.

## XII. *Der Schluss des JT in der Überlieferung der Handschrift (A) und den übrigen Textzeugen*

Gerade der viel zitierte Schluss des JT-Corpus der Handschrift (A) und der der übrigen Textzeugen des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> verdient nähere Betrachtung, zumal die vielzitierte Theorie der sogenannten Demaskierung der Verfasserfiktion des Ich-Erzählers wie ein Phantom auf dem Corpus lastet und schlichtweg als bewiesen gilt. Das Phänomen ist jedoch letztlich nur auf die Tatsache zurückzuführen, dass man mehrere Handschriften aus den beiden Überlieferungszweigen herangezogen hatte, um die Theoriebildung voranzutreiben und der eigentliche Schluss der einzelnen Textzeugen durch Textüberschüsse und Überlagerungen verfälscht wurde. Das Ergebnis ist ein philologisches Patchwork der Textüberlieferung, welches jedoch die Handschrift (A) und ihren eigentlichen Textgehalt größtenteils vernachlässigt und die unterschiedlichen Varianten der einzelnen Textzeugen nicht voneinander trennt. Wie nun eigentlich die einzelnen Textzeugen abschließen, ist kaum mehr bekannt, da man die variierenden Schlüsse nicht mehr getrennt voneinander den Untersuchungen vorangestellt hatte. Die unterschiedlichen Werkschlüsse gerade für die Frage der Bearbeitung und Rezeption heranzuziehen, ist jedoch aus philologischer Sicht gerade für die Situierung der Erzähler-Rolle der Handschrift (A) und der übrigen Textzeugen von zentraler Bedeutung. Innerhalb der Forschung wurde bisher die Tatsache, dass sich der 'wahre' Erzähler gegen Ende des Epos zu erkennen gibt, kritiklos akzeptiert und diese Lesart der Leithandschrift zugrundegelegt. Bei näherer Betrachtung erweist sich jedoch auch dies als unzureichend, denn die Theorie stützt sich auf Strophen, welche die Handschrift (A) nirgends aufweist, ihre jüngeren Vertreter jedoch sehr wohl.

Da durch eine Vielzahl von textuellen Erweiterungen des Editionstextes, der anzunehmende Schluss der Handschrift (A) verlorengegangen zu sein scheint, soll dieser im Folgenden im Verhältnis zu den übrigen Textzeugen der beiden Überlieferungszweige versuchsweise neu rekonstruiert werden.

Der 'eigentliche Schluss' beginnt in der Handschrift (A) schon unmittelbar mit der Strophe 5963 ff, in welcher der Ich-Erzähler resümiert, welches Ende seine Geschichte nehmen soll. Überaus interessant erscheint hierbei die Tatsache, dass gerade dieser Teil, die kritische Reflexion des Ich-Erzählers über den weiteren Verlauf der Handlung, die Wolfram-Nennung in der dritten Person, die kritische Stellungnahme gegenüber den

beiden Wolfram-Werken Parzival und Willehalm und die Neukonzeption des Gralsstoffes bis hin zur Beschreibung des Priesterreiches Johannes, von dieser Stelle an in den Handschriften (B) und (D) vollkommen gestrichen wurden.<sup>521</sup> Die fehlenden Sequenzen lassen das JT-Corpus dieser Handschriften gegen Ende lückenhaft und unvollständig erscheinen, selbst wenn die Erzählung gegen Ende um diverse Erzählstränge wie Marienlob, Regenbogengleichnis oder aber Wolfram-Bekennerstrophen und Autorbekennerstrophen erweitert wurde. Daher erscheint es zwingend notwendig das Ende der Handschrift (A) genauer zu untersuchen, um damit auch gleichzeitig der Erzähler-Rolle dieses Textzeugen gerecht zu werden.

Nachdem der junge Dauphin durch die Entscheidung zum Minnedienst nach den Grundzügen des Aventiureromans den Tode gefunden hatte und jedes der einzelnen Liebespaare des JT-Corpus im Sinne des theoretisch aufgebauten 'neuen christlich-höfischen Ritter-Konzepts' im Umkreis von Sigunes Klause Klöster baut und religiöse Gemeinschaften bildet, bleibt die Frage nach dem Verbleib des Grals und des Priesterreiches Johannes auf der Handlungsebene noch offen.

JT,(A), 5966: *»Sol disiu aventiure ein ende han mit rive?  
nein, sist so gebiure! iz ist ein tugent diu bôhste heizet trive,  
da man sich disiu aventiure sol enden;  
wan alle die trive darbent, di wil der hôst an allen selden pfenden«.*

Die Vortrefflichkeit der Aventiure des JT-Corpus verlangt auf jeden Fall ein Ende, welches die höchste Tugend - die Treue - nicht nur beinhaltet, sondern auch verdeutlicht. Denn es ist die Treue, welche Gott von den Menschen als Pfand einfordert (JT,(A), 5966, 4).

Denn so der Ich-Erzähler der Handschrift (A) weiter, seinem Werk solle nicht das gleiche Schicksal widerfahren, welches dem Willehalm und dem Parzival zuteil wurde.

JT,(A), 5988-5989,1-2: *»Sit alle dinc bekrônet sint mit götem ende,  
mit werdicheit bedônet wirt ditz böch zeleste sunder wende.  
Ez jehent die merke richen, daz mich an vreuden pfendet:  
iz si wunderlichen ein böch geamvenget und daz ander gendet,*

<sup>521</sup> Der Überlieferungszeitpunkt JT<sup>II</sup> hingegen nimmt diese Strophen samt den Texterweiterungen wieder auf.

*Sant Wilhalm̃s anevanc si betoubet,  
und Parzival z̃eleste, nach ir beider werdicheit beroubet.*<sup>522</sup>

Der Erzählung einen würdigen Abschluss zu geben, erachtet der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) im Hinblick auf den, seiner Meinung nach unvollkommenen Anfang des Willhalm̃s und den unvollkommenen Schluss des Parzival, als die dringlichste Aufgabe, welche er unter allen Umständen, sich vor Gott verpflichtend, nachzukommen gewillt sei.<sup>523</sup> Die Forschung hatte bisher dem Ende nur insofern Bedeutung zugemessen, als sie ab diesen Passagen der Handschrift dem Erzähler bzw. Konzepteur des JT-Corpus (A), eine vollkommene Eigenständigkeit in der Bearbeitung des Stoffes zugestanden hatte, denn so das harte Urteil Werner Schröders, sei ›bei Wolfram von Eschenbach, dem gepriesenen und geplünderten Vorbild [...] nicht(s) mehr zu holen gewesen.<sup>524</sup> Albrecht war jetzt endlich auf sich gestellt bzw. auf andere Quellen angewiesen. Er musste ohne die Krücken erzählen, auf die sich sein geringes episches Talent bisher gestützt hatte, mit recht bescheidenem Erfolg.<sup>525</sup>

Das Urteil darüber, ob der Ich-Erzähler seinen Gegenentwurf zu Wolframs Werken tatsächlich mit mehr oder weniger bescheidenem Erfolg zu Ende gebracht hat, mag jedem Rezipienten und Philologen selbst überlassen werden. Doch offenbart gerade das Ende der Handschrift (A) einen Ich-Erzähler, der seinem Werk eine vollkommen neue erzählerische Dimension einschreibt. Eine Dimension, die der ›aventureux‹ im Wolframschen Sinne der höfischen Epik entgegengesetzt ist und das Corpus logisch und strukturiert der christlichen Heilsgeschichte und den christlichen Dogmen innerhalb des ›neuen christlich höfischen Ritter-Konzepts‹ öffnet.

Darüber hinaus bietet der Text der Handschrift (A) noch vor seinem eigentlichen Abschluss eine Strophe, welche vor allem hinsichtlich der Konzeption der Erzähler-Rolle bisher nicht beachtet wurde.

---

<sup>522</sup> »Die Literaturkundigen behaupten etwas, das mich freudlos macht: Dass ein Buch auf eine verwunderliche Weise begonnen und das andere auf ebenso wunderliche Weise beendet worden sei: Sankt Wilhalm̃s Anfang sei unvollkommen und ebenso der Schluss des Parzival, beinahe seien beide Werke ihres Ansehens beraubt worden«, JT,(A), 5988,3-5989,2

Im Zusammenhang der Strophe erscheint es an dieser Stelle sinnvoll, ›betouben‹ im Sinne von unvollkommen zu lesen. Siehe hierzu: Matthias Lexer (1992), S. 19.

<sup>523</sup> Für das JT-Corpus von zentraler Bedeutung ist die Tatsache, dass der Ich-Erzähler vor allem das Ende des Parzival äußerst kritisch bemängelt und hier vor allem das XVI. Buch.

<sup>524</sup> Werner Schröder (1982), S. 110.

<sup>525</sup> Ders.: (1982), S. 110.

JT, (A), 5991: »*Ich wolte mich bie nieten der kunst durch Parzivalen,  
wie sine kint gerieten, diu edlen, klaren, suezen, lieht gemalen  
vil endelich ich gerne von in spreche:  
man gibt wie dem von Eschenbach an siner hoben kunst dar an gebreche*«.

Der Ich-Erzähler betont in den ersten drei Versen der Strophe JT, (A), 5991, dass er sich eifrig der Kunstfertigkeit innerhalb des Parzival angenommen hatte, vor allem hinsichtlich der Ausgestaltung der »*edlen, klaren, suezen*«, der Kinder Parzivals, welche in den hellsten Farben gezeichnet sind. Hierbei handelt es sich um Parzivals Kinder Kardeiz und Loherangrin. Der Ich-Erzähler schätzt sich glücklich, dass die Geschichte der beiden Kinder nun endlich erzählt werden kann, was innerhalb des Parzival jedoch leider nicht der Fall war, da Wolfram von Eschenbach an seiner hohen Kunst scheiterte. Die Differenz zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram von Eschenbach ist zwar auf der textuellen Ebene nunmehr wieder hergestellt, doch läßt dies die Frage unbeantwortet, warum das Ende des Parzival »*betoubet*« sei. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus hatte immer wieder und vor allem innerhalb des Prologs ab Strophe JT, (A), 20 ff der Handschrift darauf verwiesen, dass der »*irrgan*« des Parzival ihm »*sunde*« war und er das Werk aus diesem Grund neu zu bearbeiten gedenkt. Es wäre durchaus denkbar, dass sich der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) vor allem an der sprunghaften Erzählweise des Parzival gegen Ende des Epos stört, welcher bestimmte handlungsbestimmende Elemente zwar andeutet, jedoch nicht mehr ausdeutet und in einen Gesamtzusammenhang bringt.<sup>526</sup>

Der auf der Handlungsebene und der Erzählreflexion vorgenommene Abschluss des Werkes fällt auf der Erzählebene mit zwei weiteren Kriterien zusammen, die gerade für die Erzähler-Konzeption von zentraler Bedeutung sind. Nach dem letzten Aventuregesprächs in JT,(A), 4019-25, in welcher die grundsätzlichen Dispositionen der »*unminne*« und »*minne*« auf der Ebene des 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' zum Abschluss gebracht wurden, werden keine weiteren fingierten Auseinandersetzungen mehr

<sup>526</sup> Parzivals fehlende Demut vor Gott und die Tatsache, dass er von Gott ein Wunder erzwungen hatte (Pz. 798, 1-5), die Verkündigung seiner Gralswürde (Pz. 796, 16-28), Wolframs Kürzung der Gralszeremonie (Pz. 809, 24), die spontane Taufe des Feirefiz, damit er die Frau seines Herzens heiraten kann, und nicht, weil er das Christentum als seine Religion anzuerkennen bereit ist (Pz. 814, 25- 28; 818, 1-5), die Geburt und die Herrschaft des späteren Priesters Johannes (Pz. 822, 20-30), das Schicksal der Kinder Frimuntels (Pz. 823, 11-24), Kardeiz und Loherangrin (Pz. 823, 28- 30) und Wolframs Abschluss der Parzival-Geschichte mit dem Verweis, dass Chrétien und Kyôt die Geschichte richtig zu Ende geführt hatten und er diesem Schluss nichts mehr hinzufügen wolle (Pz. 827, 1-30).



zwischen dem Ich-Erzähler und der personifizierten Aktantin geführt. Die Forderung des Ich-Erzählers an die personifizierte Aventure, ihr Modell des höfischen Frauendienstes zu modifizieren, bildet nicht nur den Abschluss der theoretischen Auseinandersetzung mit dem 'Modell des neuen christlich-höfischen Rittertums' im Verhältnis zu dem des höfischen Frauendienstes des Parzival, sondern markiert auch gleichzeitig den Endpunkt des auf der textuellen Ebene geführten elaborierten Spiels der Wolfram-Titulierungen, in welcher Frau Aventure mit logischen Argumenten ihr Konzept zu verteidigen suchte und schließlich scheitert. In allen Gesprächen zwischen den beiden Instanzen, die unmittelbar nach JT, (A), 4019-25 geführt werden, gewinnt der Ich-Erzähler durch die Verschränkung seines 'neuen christlich-höfischen Ritter-Modells' mit der Welt des Epos immer stärker an Beweiskraft, während Frau Aventure eher plakativ, unbeholfen und wenig überzeugend als streitsüchtig in den Text 'eingeschrieben' wird. Das Gegenmodell des Ich-Erzählers des JT-Corpus kann sich gegenüber dem höfischen Minnedienst-Modell durchsetzen und gewinnt letztlich durch den weiteren Verlauf der Handlung an uneingeschränkter Plausibilität. Doch für die Forschung weitaus wichtiger ist der Umstand, dass sich auf der Textebene auch die Verschränkung der Wolfram-Titulierung im letzten Vers der Strophe JT,(A), 5951,4 auflöst. Der Ich-Erzähler nimmt die Unterscheidung zwischen seiner Erzählerinstanz und der Wolframs wieder auf. Doch diesmal mit einer deutlichen Kritik:

Es solle ihm - dem Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht so ergehen wie Wolfram. Aus dem Erzählzusammenhang kann eruiert werden, dass es sich hierbei einerseits um den Schluss des Parzival und den vom Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) kritisierten verworrenen Beginn des Willehalm handelt (JT, (A), 5988-5989), andererseits um das höfische Frauendienstmodell, welches der Ich-Erzähler als defizitär erachtet. Dies jedoch kann nur auf der Grundlage des Textgehaltes und des kritischen Gegenmodells des JT-Corpus als Ganzes angenommen werden. Auf der narrativen Ebene bietet der Text der Handschrift (A) jedoch keinerlei Anhaltspunkte für die Kritik an Wolfram. Gleichzeitig referiert der Vers der Strophe JT,(A), 5991 auch wiederum auf den Prolog, in welchem der Ich-Erzähler gerade das, was er bei Wolfram vorgefunden hat, als sündhaft und falsch kritisiert und durch sein Werk zu verbessern sucht. Innerhalb dieser Passagen in deren Folge gerade der Gral, seine Bedeutung für die Christen und sein Funktionsrahmen erörtert werden, findet sowohl das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' des Ich-Erzählers der Handschrift (A) seinen Zielpunkt, als auch die heilsgeschichtliche Situierung des Artusstoffes als Gegenmodell.

JT,(A), 5993: »Und der grale wære des bet vor nieman hugede  
 sagt ich nu niht die mære, so bete man den gral fur ein getruengende<sup>527</sup>.  
 des wolt ich durch die werden ins<sup>528</sup> bewisen.  
 nu machet arge herren, daz mir diu kunst edel muoz entrisen«,

Der Ich-Erzähler der Handschrift (A) greift hier nicht nur auf die Interpolation B des Presbyter-Briefes als Quelle zurück, sondern ändert auch inhaltliche Bezugspunkte zu Wolfram ab. Im weiteren Verlauf der Beschreibung des Grals und des Reiches wird die bei Wolfram als Gralsträgerin ernannte Repanse durch die Graljungfrau Garschiloye ersetzt,<sup>529</sup> Parzival aufgrund seiner Schuld am Tode seiner Mutter nur für zehn Jahre zum Gralskönig ernannt, bevor er die Regentschaft an die Kinder von Feirefiz überträgt und die Gralskönige mit dem Titel Priester Johannes belegt.

Des Weiteren steht der Vers JT,(A), 5951,4 auch in unmittelbarem Widerspruch zu der durch die Forschung etablierten These, dass der Ich-Erzähler als Wolfram erst kurz vor dem Ende seines Epos die Demaskierung vornimmt und sich als der zu erkennen gibt, der er eigentlich ist. Von einer Demaskierung kann nicht die Rede sein, da die Verschränkung des Ich-Erzählers mit Wolfram innerhalb der Aventure-Gespräche die Funktion eines elaborierten Spiels innehatte, die auf eine Verabschiedung des Wolframschen Minne -und Frauendienst-Konzepts hinauslief und offensichtlich ist. Im Verhältnis zu den übrigen Textzeugen des JT-Corpus sind vor allem die im JT<sup>II</sup>-Corpus vorgenommenen Änderungen dieser Stelle nicht nur für die Bedeutung der Passage an sich, sondern vor allem auch für das Verständnis der Erzähler-Figur besonders auffällig. Die von Werner Wolf als Vergleichstext in der kritischen Edition abgedruckte Handschrift (X) ändert die Strophe JT, 5991 wie folgt:

JT,(X), 5991: »Ich müst mich nieten vil straff durch parzivalen,  
 wie seine chint gerieten, dev edeln chlaren suezzen liecht gemalen  
 daz ich nicht edeleichen von im spreche:

<sup>527</sup> Die Edition entschied sich hier für »getruengede«.

<sup>528</sup> Werner Wolf ändert hier »ins« zu »uns«.

<sup>529</sup> Da der Gral später nach Indien überführt wird, wird Garschiloye zu einer indischen Königstochter erklärt, die als Gralsträgerin nur auf Zeit fungiert, bis die Tochter von Kondwiramur alt genug ist. Vgl. Pz. 255,9 und 806,14.

*ir wirdichait die grozzen vnd wie mir an der chunst gebrechen.*<sup>530</sup>

Die Bedeutungsverschiebung beginnt bereits mit dem ersten Vers. In dieser Version hat das Wort *nieten* eine positive Bedeutung im Sinne von *eifrig bemüht sein*, während die Handschrift (A) durch die Logik der Strophe eher die negative Bedeutung des Wortes im Sinne von *überdrüssig sein* präferiert. In der Handschrift (X) bemüht sich der Ich-Erzähler möglichst eifrig den Stoff des Parzival hinsichtlich der Erzählung voranzutreiben bzw. zu straffen und die Außergewöhnlichkeit seiner Figuren herauszuarbeiten. Gleichzeitig verweist der Ich-Erzähler mit dem Bescheidenheitstopos des letzten Verses auf die Schwierigkeiten, dieses in die Tat umzusetzen. Die Änderung des markanten letzten Verses referiert innerhalb der Handschrift (X) auf den Umstand seiner zuvor geführten Klage gegenüber einem nicht näher genannten Mäzen, dessen Unterstützung anscheinend gegen Ende des Werkes versiegte.<sup>531</sup> Darüber hinaus ist die Unterscheidung zwischen dem Ich-Erzähler und Wolfram für die Handschrift (X) im Gegensatz zur Handschrift (A) im letzten Vers der Strophe eliminiert.<sup>532</sup>

Des Weiteren weist das JT-Corpus auch innerhalb des Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> - und hier vor allem in den Handschriften (B) und (D) - eine auf die logische Handlungsebene bezogene Veränderung auf. Der gesamte Abschluss des Werkes hinsichtlich der Situierung innerhalb des heilsgeschichtlichen Kontextes im Gegensatz zum höfischen Roman, die Übertragung der Gralskönigswürde an Parzival und Feirefiz Söhne, die Einverleibung des Presbyter-Briefs in etwas geänderter Form und die Überführung des Grals nach Indien fehlen in diesen beiden Handschriften gänzlich und verhindern damit einen logisch-strukturierten Abschluss. Viele der nur angedeuteten Beschreibungen bleiben

---

<sup>530</sup> JT,(A), 5991: *»Ich wolte mich hie nieten der kunst durch Parzivalen,  
wie sine kint gerieten, diu edlen, klaren, snezen, lieht gemalen  
vil endelich ich gerne von in spreche:  
man gibt wie dem von Eschenbach an siner hohen kunst dar an gebrechen.*

<sup>531</sup> Bezieht man die im Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> fehlende Passage JT,(A), 919-25 mit der Wolfram-Nennung in der dritten Person mit ein, dann erweckt diese Handschrift über weite Teile der Erzählung den Eindruck einer Rollen-Fiktion, die auch gegen Ende nicht aufgehoben wird und erst durch die Hinzunahme des Regenbogengleichnisses aus der Handschrift (C), den eigentlichen Autor zu erkennen gibt.

<sup>532</sup> Der Handschrift (B) und (D) fehlt diese Strophe ganz, während die Handschrift (E) den letzten Vers ebenfalls abändert: *»man gibt, wie mir wol frawen der hohen kunst daran gebrechen.*

damit auf der Erzählebene unerwähnt und die Komposition verliert damit an logischer Stringenz.

Nach der Beschreibung des Todes und der Grablegung Titurels, folgt in der Handschrift (A) unmittelbar das Angebot des Priesters Johannes an Parzival, die Herrschaft über das Gralsreich zu übernehmen und den Platz Titurels einzunehmen, nachdem letzterer in seinem Testament bestimmte Anordnungen getroffen hatte. Der Krieg um die Regentschaft, welcher nur in der ersten Zeile der Strophe JT,(A), 6309 angedeutet wird, wird durch die Weisungsbefugnis des Priesters Johannes unterbunden, indem dieser die Regentschaft an Parzival übergibt.

JT,(A), 6309: »*Ein krieg wart sich nu hebende von disen herren swinde,  
daz priester Johan gebende was herschaft Gamuretes kinde:  
'durch heiligkeit des grales also riche  
ir sit hie kunic und herre, ich bin in lebend zu dienste rehtlicliche.'*«.

Um einer weiteren Zerstückelung des Reiches vorzubeugen und damit den alleinigen Herrschaftsanspruch zu sichern, soll Parzival gegen die Heiden kämpfen und unter allen Umständen eine Aufteilung des Herrschaftsgebietes verhindern. Die Weisung bezieht sich jedoch nicht allein auf das zu regierende Reich, sondern beinhaltet gleichermaßen auch eine universale, didaktische Unterweisung, welche sich auf die Ausübung der Herrschaft und die sich daraus ergebenden Probleme der damaligen Zeit bezieht.

Die Strophe JT,(A), 6322 fokussiert auf Parzivals zehnjährige Herrschaft als Gralskönig, die er unter dem Namen des Priesters Johannes führt. Der Grund hierfür stellt eine eindeutige Umbesetzung und Akzentverlagerung des bei Wolfram gegebenen dar.

JT,(A),6323,1-4: »*Daz Parcifal niht so draete<sup>533</sup> die krone haben solte,  
daz machten sunder graete, daz sin muoter sterben fur in dolte<sup>534</sup>.  
vater und muoter sol man bieten ere:  
Herzelaud ein sterben nam, do Parcifal verwarf ein sterben<sup>535</sup>«.*

<sup>533</sup> Werner Wolf ändert hier zugunsten der Lesart von JT<sup>II</sup> zu »*staete*«, wenngleich »*draete*« im Sinne von »*so schnell*« als Ableitung zu »*wirbelnd*« angenommen werden kann.

<sup>534</sup> Der Editionstext bessert hier aus der Handschrift (C) »*solte*«, obwohl »*dolte*« an dieser Stelle sinnvoll wäre.

<sup>535</sup> Werner Wolf änderte hier als logische Konjunktur »*ein sterben zu ir lere*« ab, da dem letzten Vers der Strophe das Reimwort fehlt. Werner Wolfs Änderung deckt sich jedoch mit keinem anderen Textzeugen.

Eine Schuld hatte Wolfram von Eschenbach seinen siegreichen Helden im Parzival keinesfalls attestiert, doch der Ich-Erzähler der Handschrift (A) argumentiert hier entgegen dieser Konzeption, welche im neunten Buch des Parzival von Seiten Trevrizents vorgegeben wurde. Innerhalb der JT-Konzeption der Handschrift (A) wird die Schuld Parzivals am Tod seiner Mutter als Sünde verstanden, aus welcher die kurze Amtszeit von zehn Jahren resultiert, die von Feirifz's Sohn und allen Nachkommen aus dem Hause Gamurtes übernommen herrührt.

Die Handschrift (A) endet im eigentlichen Sinne mit Strophe JT,(A), 6326 in welcher noch einmal die Herrlichkeit des Grals mythisch beschworen wird, der durch seine göttlichen Kräfte Parzivals Regentschaft zu der herausragendsten auf Erden werden lässt.

JT,(A), 6326,1-4: »*Durch heilicheit des grales wuochs doch immer mere  
din wirde Parcifals vil baz dann aller kunige wird und ere,  
wan si do jaben, wern si sin enpernde,  
so wer daz kunicriche an aller hohen werdicheit niht wernde*«.

Von dieser Strophe etwa zwei Zeilen abgesetzt und durch Buchstabenkürzel und Verzierungen abgetrennt, findet sich noch eine weitere Strophe, die den Abschluss der Handschrift (A) bildet und die sich nur im Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> der Handschriften (A), (B), (C), (D) und (E) finden lässt, von JT<sup>II</sup> jedoch vernachlässigt wurde, da diese einen eigenen Abschluss konzipiert hatte.

JT,(A), 6327,1-4: »*Nu pruefet* <sup>536</sup>, *alle werden, die wirde dieses buoches* <sup>537</sup>!  
*von duetscher zung* <sup>538</sup> *uf erden nie* <sup>539</sup> *getichte wart so werdes ruoches,*  
*daz lib und sele so hoch gen wirde* <sup>540</sup> *wiset,*

<sup>536</sup> Die Handschrift (E) schreibt »*prufen*« und versteht damit den Beginn der Strophe nicht als Imperativ.

<sup>537</sup> In den Handschriften (E) und (D) lautet der zweite Teilsatz der ersten Zeile: »*Dise* (*Hie dise*: E) *wird des buoches*«.

<sup>538</sup> Die Handschriften (E) und (D) schreiben den Plural »*zungen*«, die Handschrift (C) jedoch ebenso wie (A) den Singular.

<sup>539</sup> Die Handschrift (C) fügt vor das »*nie*« ein »*war*« ein, was jedoch für den Vers keinerlei Bedeutung hat; die Handschrift (E) fügt vor das »*getichte*« ein verstärkendes »*mer*« ein.

<sup>540</sup> Die Handschrift (C) verzeichnet »*wird*« nicht, was sich sicher durch ein Versehen erklären lässt, da sonst der Sinn der Zeile entstellt wäre.

*alle, di iz boeren, lesen oder schriben*<sup>541</sup>, *der sele mueze werden geparadiset*«. <sup>542</sup>

Die ›wird‹ dieses Buches, so der Ich-Erzähler, soll von den ›werden‹ nicht nur geschätzt und gewürdigt werden, sondern vielmehr als eine Art ‘Lehrkatalog’ fungieren. Denn auf Erden war niemals ein vergleichbares Werk auf Deutsch gedichtet worden, mit welchem man sowohl dem Leben die richtige gottesfürchtige Richtung weisen, als auch das Seelenheil erlangen könnte. Alle die das Werk entweder hören, lesen oder schreiben, könnten somit am Paradies teilhaben, indem sie die dort vorgestellten Konzepte in ihr Leben integrieren. Die Lehrsätze des JT-Corpus dienen damit als Vorbereitung für die Erlangung des Seelenheils. Das hier aufgeworfene Konzept, reicht weit über eine rein auf die literarisch beschränkte Poetik des Aventiureromans hinaus. Die literarische Welt des JT-Corpus kann in die reale Welt übertragen werden, da die fiktionale Welt als Spiegelbild der realen Welt fungiert, in welcher die gleichen Bedingungen herrschen.<sup>543</sup>

In der Handschrift (A) folgen unmittelbar nach der letzten Strophe noch zwei freie Zeilen und danach der Beginn des sogenannten Wartburgkrieges. Die Zusammenstellung des JT-Corpus der Handschrift (A) und des Wartburgkriegs könnte darauf zurückzuführen zu sein, dass man eben gerade versucht hatte die Sammlung mittelhochdeutscher Sangspruchdichtung, in welchen in einigen Teilen eine durchschaubare Wolfram-Rolle fingiert wurde, mit dem JT-Corpus zu verbinden. Von den Untersuchungen Wachingers ausgehend ließe sich damit argumentieren, dass man sich des elaborierten Spiels der Erzählerrolle im JT-Corpus wahrscheinlich sehr wohl bewußt war und Wolfram nicht für den Urheber des Corpus gehalten hatte, so wie es das Spätmittelalter und jüngere Textzeugen des JT-Corpus fälschlicherweise annahmen.<sup>544</sup> Da jedoch dies in den nachfolgenden Bearbeitern jüngerer Textzeugen nicht mehr verständlich war, kam es zu massiven Änderungen und Besserungen auf Wolfram hin. Der

---

<sup>541</sup> Die Handschrift (C) schreibt ›scriben vnd boren lesen‹ und vergißt somit lediglich die mögliche Konjunktion ›vnd‹, während die Handschriften (D) und (E) beide das Prädikat ›schreibem‹ auslassen.

<sup>542</sup> Nur die Handschriften (A) und (B) schreiben ›geparadiset‹ und lehnen sich damit an den Prologeingang an, während alle übrigen Textzeugen (C-E) die Zeile lediglich mit ›ewiglich‹ enden lassen.

<sup>543</sup> Damit ist auch die Tendenz des JT-Corpus erklärbar, alle Orte, Daten, Personen und Ereignisse in einen real-historischen Bezugsrahmen zu überführen, das Phantastische der ›aventiuere‹ zu tilgen und dafür mit heilsgeschichtlichen Beweisen zu füllen.

<sup>544</sup> Der Wartburgkrieg hg., geordnet übers. und erläut. von *Karl Simrock*, Stuttgart/ Augsburg 1858. Siehe auch *Burghart Wachinger*, *Der Wartburgkrieg*. In: <sup>2</sup>VL 10 (1999), Sp. 740-766; *Burghart Wachinger*, *Der Sängerstreit auf der Wartburg*, Berlin 2004.

Spielcharakter des Ich-Erzählers wurde nicht mehr erkannt und es ist anzunehmen, dass die älteren Textzeugen - darunter auf jeden Fall die Handschrift (A) und vielleicht sogar uns heute nicht mehr erhaltene Zwischenstufen - als verderbte Wolfram-Texte auf seine Schriften hin gebessert wurden. In den Handschriften (B)-(E) folgt unmittelbar ein ›Amen‹ und leere, vorlinierte Zeilen, die womögliche auf eine eventuelle textuelle Erweiterung der Handschrift schließen lassen können.<sup>545</sup> Auch die Handschrift (C) schließt den Text nach dieser Strophe mit einem ›Amen‹ ab, fügt jedoch noch das Regenbogengleichnis an, welches eben jene 'Demaskierungsstrophe' beinhaltet, die als Grundlage für die Verfasserfiktionstheorie gedeutet wurde.

Die Handschrift (D) verzeichnet ebenfalls nach dieser Zeile ein Amen und einen Schreiberzusatz, den Werner Wolf in der Einleitung des ersten Teilbandes des JT-Corpus verzeichnet hatte.<sup>546</sup> Die Londoner Handschrift (E) endet wie die Handschrift (A) gleichermaßen mit der Strophe JT, (A), 6327 und einem darauffolgenden ›Amen‹. Der Überlieferungszweig JT<sup>I</sup> zeigt damit eine weitgehende Kohärenz der Schlussequenz, wengleich die Handschrift (C) einen textuellen Überschuß verzeichnet. Erst der Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> greift massiv in den Text ein und verändert die gesamte Schlusspartie.

Die Handschriften (W)<sup>547</sup>, (X) und (Z) beispielsweise schließen die ganze Schlussequenz mit dem Verweis auf Parzivals Herrschaft als Priester Johannes und der Schuld am Tod seiner Mutter ab, verweisen auf das Evangelium und das Gebot Vater und Mutter zu ehren, erläutern die Heiligkeit und Bedeutung des Grals und beenden den Text mit einem Gebet an die Dreifaltigkeit, dem Wunsch nach dem Erlangen des himmlischen Seelenheils und einem ›Amen‹.<sup>548</sup> Alle Textzeugen aus dem Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> verzeichnen das Regenbogengleichnis in einer mehr oder weniger kohärenten Form und markieren durch die Fürbitte am Ende des Textes auch ein ganz besonderes Textverständnis, welches weder einem klassischen Aventiureroman noch beispielweise

---

<sup>545</sup> *Werner Wolf* (1939) und *Friedrich Zarncke* (1877) waren beide der Meinung, dass die letzten beiden Strophen und das Ende des Epos nicht mehr vom Dichter selbst herrühren. Sie hatten jedoch für diese Annahme keinerlei stichhaltige Beweise vorbringen können.

<sup>546</sup> *Werner Wolf* (1954), S. LIX.

<sup>547</sup> Das darauffolgende Register der einzelnen Kapitel des JT-Corpus weist mindestens 5 unterschiedliche Schreiber auf, die unchronologisch einzelne Folianten mit einer Überschrift versehen hatten.

<sup>548</sup> Die an vielen Stellen reich bebilderte und verzierte Handschrift (W) fügt nach dem Register noch einen genealogischen Lebensbaum Christi an, der die moniastische Linie der Gralswürdenträger damit legitimiert.

einem theologischen Traktat des Alanus ab Insulis entspricht, dessen Schriften *De Planctu Naturae* (um 1170)<sup>549</sup> und *Anticlaudianus de Antirufino* (um 1183/84)<sup>550</sup> vor allem für den geistigen Vater des JT-Corpus, Thomasin von Zerklare, Pate gestanden haben müssen und ansatzweise in den JT-Corpus eingeflossen sind.<sup>551</sup> Das JT-Corpus ist jedoch weder ein theologisches Traktat im eigentlichen Sinne, noch ein klassischer Aventiureroman und kann daher vielmehr als eine Mischform aus beiden verstanden werden.<sup>552</sup>

Die Handschrift (A) endet also nicht, so wie es die Forschung in den letzten Jahren immer wieder versucht hatte, um die Verfasserfiktionstheorie zu beweisen, mit einer sogenannten Bekenner- oder Demaskierungstrophe.

Vielmehr wird gegen Ende des Epos - nachdem das 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' an der Welt des heilsgeschichtlich orientierten neuen Romantypus bewiesen wurde - das Gegenmodell zum höfischen Aventiureroman gegenüber Wolfram differenziert. Die

---

<sup>549</sup> *Alanus ab Insulis* (1872), *De Planctu Naturae*.

<sup>550</sup> *Alanus ab Insulis* (1955), *Anticlaudianus De Antirufino*.

<sup>551</sup> Auf die Ähnlichkeiten in der Konzeption des *Welschen Gast* mit dem JT-Corpus wurde bereits mehrmals verwiesen. Es muss aus diesem Grund auch angenommen werden, dass gerade die Werke des Alanus, auf welche Thomasin verstärkt zurückgegriffen hatte, auch Eingang in das JT-Corpus gefunden haben.

<sup>552</sup> Bei Alanus wird die Natur jedoch als Frau und gleichzeitig als Symbol des ganzen Universums und der Schöpfung verstanden, die dem Dichter nachts erscheint und den fortschreitenden sittlichen Verfall der Gesellschaft und der Liebe beklagt, die sich immer mehr Cupido und dem Hymenäus ergeben haben. Die philosophische Auseinandersetzung in *De Planctu Naturae* zielt ebenso wie bei Thomasin und dem JT-Corpus auf die verkehrte Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse ab, die es gilt im theologischen Sinne wiederherzustellen. Doch wenngleich die Natur das Universum und die Schöpfung selbst symbolisiert, wird sie bei Alanus jedoch zur Mittlerin zwischen dem Weltlichen und dem Göttlichen. Die Tugenden, die als personifizierte Instanzen auftreten, werden schließlich zu Zeugen der Exkommunikation der lasterhaften Menschen, welche die Natur urkundlich beglaubigen lässt, da sie selbst nicht mehr in der Lage ist, das Verdorbene der Menschen zu retten. Was jedoch in *De Planctu Naturae* noch möglich war, das Eingreifen Gottes in den göttlichen Heilsplan, schließt sich im *Anticlaudianus* aus. Dort ist es Gott selbst nicht mehr möglich, in das von ihm geschaffene Menschliche einzugreifen, besser gesagt, die menschliche Seele zu erreichen. Die Vermittlung erfolgt ausschließlich über die Natur als Personifikation. Die Bandbreite der verschiedenartigen philosophischen Möglichkeiten, die beiden Werken des Alanus eigen ist, bleibt jedoch in der scholastischen-didaktischen Tradition verankert. Thomasin von Zerklare öffnet die didaktischen Möglichkeiten, indem er ausgehend vom mittelalterlichen Epos, bestimmte, für die christliche Heilsgeschichte fundamentale Bezugspunkte schafft, wobei der Funktionsrahmen jedoch auf die rein didaktische Ebene bezogen wird.



Handschrift (A) findet auf der Ebene der Handlungslogik einen nachvollziehbaren und argumentativ begründeten Abschluss. Der Prolog arbeitete wichtige heilsgeschichtliche Fundamente der Genesis mit ein, welche fortschreitend verschiedene Zeitstrukturen ins Auge faßte, um schließlich textuell mit dem verheißenen Paradies als Ziel- und Endpunkt der vorgebrachten Lehre des JT-Corpus, zu enden. In gewisser Weise ließe sich sagen, dass das JT-Corpus der Handschrift (A) die gesamte Heilsgeschichte von der Geburt der Welt bis zum Tag der Aufnahme ins Paradies umspannt und hierbei begleitend und lehrend, den christlichen Menschen auf das verheißene ewige Leben im Paradies vorzubereiten gedenkt.

Anders jedoch verfahren die Handschriften (B) bis (E) und vor allem die des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup>, welche durch Streichungen und eigenständige Ergänzungen das Ende des ‘Kolossalromans’ vollkommen verändert haben.

Nach der Strophe JT,(A), 6327 folgen in den Handschriften (B) bis (E), der Fernberger-Dietrichsteinschen Handschrift (W), der Handschrift (X), der Karlsruher-Handschrift (Y) und der Berleburger-Handschrift (K) noch sechs weitere Strophen, die hier nach der Handschrift (C) wiedergegeben sind.<sup>553</sup>

JT,(C): »Hie mit was verswachet frucht div Ferafisen.  
 jer paider wer betachtet schöf ũber al de iungen vnd die grisen.  
 der alde konig prister Johan werde  
 was noch paz gerichet dan ander kũnig vf al der erde.

Swaz si der kinde brachten vnd di si nach ge(w)unnen,  
 ich mein, der wir gedachten hie vor, daz si gelichen wol der sunnen,  
 Kun(d)wieramo(r)s vnd Vrrapans de tschoyen,  
 der paider frucht an eren wöhs sam lilien ũber oster gloyen.

Iemer me zö nemende bischof patriarche,  
 dem trone wol gezemedede begunde ir aller wierde für sich starche.  
 [...] wer do prister Johan wesen solde,  
 daz vindet men noch hüte an dem grale geschriben da mit golde.

<sup>553</sup> Besserungen, des an manchen Stellen verderbten Textes, werden in runden Klammern in den Text eingefügt.

*Svs lebeden si mit eren in prister Jobans lande.  
jer s(e)lde kan sich meren sicher aller sünde vnd aller schande.  
swer aber sich in hovet sünden ernellet,  
der mvez den vꝛ gesetꝛten, vncꝛ er sev gepueꝛet, sin gesellet.<sup>554</sup>*

*Idoch si müczen sterben, swie si der brvnne iunget,  
wand daz sie nicht verderben mügen an der seile; gar vngestunget  
belibent sie dar vor der belle quale:  
in dem fegefür da lüttert sich ier cl(ei)ner sünden male.*

*Eꝛ ist vor aller male ein mal daz ūbel heizet,  
swer sich der sünden strale vor sniden lat, daz er ze belle erbeizet:  
daz ist ein mal, daz ewiclichen brennet.  
vater sun heiliger geist, mache vns vor dise(m) male vrie bekennet. Amen«. <sup>555</sup>*

In den bereits zuvor erwähnten Handschriften sind diese sechs Strophen nach dem eigentlichen Abschluss des Werkes als unmarkierter weiterer Zusatz verzeichnet. Auffällig hierbei ist die Tatsache, dass sie keinerlei intratextuelle Erweiterungen bieten, sondern lediglich das bereits Erzählte nochmals rekapitulieren, es in einer etwas verkürzten Fassung wiedergeben und eine Art Inhaltsangabe darstellen. Doch von einer Bekennerstrophe im Sinne einer Aufdeckung der vielzitierten Rollen-Fiktion kann auch innerhalb dieses Textüberschusses nicht die Rede sein.

Diese sechs Strophen bilden jedoch nicht, wie es Lachmann in seinen Untersuchungen gezeigt hatte, den Abschluss des Drucks (J) von 1477. Innerhalb dieses Drucks bilden sie die Strophengruppe JT,(J), 5848-53 und folgen unvermittelt, die Logik des Textes durchbrechend, auf die Erzählung der Gralswürde für Parzival und die Nachkommenschaft seines Bruders. Auch der unmittelbare Anschluss an das sogenannte Regenbogengleichnis JT,(J), 5854, lässt ernsthafte Zweifel an der Platzierung der Strophengruppe aufkommen, zumal auch hier direkt in der gleichen Zeile nach Abschluss der Strophe JT,(J), 5853 ein ›Amen‹ verzeichnet ist.<sup>556</sup> Der Redaktor des, auch sonst sprachlich eher defizitären und

<sup>554</sup> Diese Strophe fehlt dem Druck (J) und ist somit nur in der Handschrift (C) verzeichnet.

<sup>555</sup> Der gebesserter Text wurde nach der Handschrift (C) zitiert. Siehe auch *Werner Schröder*, (1982a), S. 104-105.

<sup>556</sup> Friedrich Zarnckes Ansicht, dass es sich bei den sechs Strophen um eine Gruppe handelt, die zweifelsfrei dem 'Original' A\* angehörte und vom Dichter selbst gedichtet wurden, kann letztlich nur unter Vorbehalt

unvollständigen Drucks von 1477, strebte wohl eine aus mehreren Textzeugen entnommene Summenbildung der Überlieferung an, die zwar den Eindruck von Vollständigkeit evoziert, jedoch bei näherer Betrachtung strukturlos hintereinander angeordnet ist.<sup>557</sup> Den eigentlichen Abschluss des Epos bilden im Druck (J) jedoch drei vollkommen andere Strophen<sup>558</sup>:

JT,(J), 5866-68: »Kyote flegetanise der w[a]z her  
wolfram gebende die autenant  
zû prise. Die bin ich albrecht hie  
nach im aufhabende. Darum<sup>s</sup>  
be dz dreyer dinge immer were:  
Der sünde vnd d̄ schanden. D̄z drite  
mich drückt armüt die swere.

Wer dise drei verschmabe mit  
tugende lebenne in eren. Vnd ir  
nun minder mache der müze got  
der selden rat so keren, das er dar  
auf bleib stet vnd lange. Ich mein  
zû baiden seiten. Hie vnd dort bei  
engelischem sange.

---

zugestimmt werden, da der Beweis letztlich nicht erbracht werden kann und die Strophen auch sprachlich zu stark von denen der Handschrift (A) abweichen. Siehe hierzu: *Friedrich Zarncke* (1877), S. 383 und *Werner Wolf* (1939), S. 112.

<sup>557</sup> *Friedrich Zarncke* (1877), S. 13. Friedrich Zarncke hatte bei der Untersuchung der besagten sechs Strophen darauf hingewiesen, dass er sie für den eigentlichen Abschluss des Gedichtes halte. Werner Schröder (1982), S. 105 und Werner Wolf (1939), S. 110 hatten diesbezüglich schwere Bedenken eingeräumt und ein Ende des Epos mit diesen Strophen für eher unwahrscheinlich gehalten, da ihnen die wesentlichen Kernaussagen zur Abrundung der Handlung entschieden abgingen.

<sup>558</sup> Die von mir bei der Transkription eingeführten Satzzeichen wurden in Anlehnung an die Handschrift (A) an diesen Stellen eingesetzt, welche diese bereits analysierten Strophen ebenfalls, jedoch nicht zusammenhängend verzeichnet. Die Strophenform, die von (A) abweicht, wurde jedoch gemäß des Drucks wiedergegeben.

*Mit riemen schlechte drei geng-  
ge seimt<sup>559</sup> dise lider worden. Ge-  
messen in rechter lenge, wise  
vnd wort nach meisterlichem or-  
den. Zû kurtz zû lang ein liet vil  
wol smachet. Ich Wolfram bin  
vnschuldig, ob schreiber reche  
vnrichtig machet«.*

Für die Konzeption der Erzähler-Rolle innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) ist es besonders wichtig, dass nur die Textzeugen der Handschrift (C) und der Druck (J) die in der Forschung so vehement als Beweismittel konstatierte sogenannte Bekennerstrophe beinhalten, alle anderen Textzeugen - sogar der Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> - diese Strophengruppe nicht verzeichnen. Bei der nur im Druck (J) an dieser Stelle vorkommenden Strophe JT,(J), 5868 mit ihrer Wolfram-Nennung, handelt es sich um eine abgeänderte Form der Strophe JT,(A), 920, welche bereits eingehend im Kapitel der sogenannten Hinweisstrophen der Handschrift (A) analysiert wurde. Zum Vergleich, sei sie jedoch erneut dem Druck gegenübergestellt.

JT,(A), 920 = Wolf 499 A:

*»Mit rime schon zwigenge sint disiu lieder worden  
gemezzen rechter lenge, dar in ein don nach meisters sanges orden.  
ze vil zeklein, des werdens lîht verswachet.  
her wolfram si unschuldic ein schreiber dick recht unrihtic machet«.*

Die Strophe wurde vor allem in zwei sehr bedeutenden Aspekten geändert. Die in Strophe JT, (A), 920 für die Forschung verwirrende Formulierung, dass der Text in doppeltem Reimpaar gedichtet wurde, wird im Druck (J) auf drei Reimpaare hin 'gebessert', was sicher darauf zurückzuführen ist, dass die Aussage - wie sich bereits im Hinweisstrophenkapitel gezeigt hatte - nicht mehr verstanden wurde. Zum einen verweist der Bearbeiter darauf, dass das JT-Corpus der Handschrift (A) mit doppelten Reimversen in der richtigen Länge gedichtet wurde und zwar in einer Melodie, die dem Gesetz meisterlichen Sangeskunst entspricht, zum anderen wird im letzten Vers der Strophe des Drucks (J), die

<sup>559</sup> Bei »seimt« muss es sich offenbar um einen Druckfehler handeln, da »sint« sowohl grammatikalisch richtig wäre, als auch in dieser Form in der Handschrift (A) verzeichnet ist.

Wolfram-Nennung in der dritten Person aufgehoben und der Ich-Erzähler mit Wolfram gleichgesetzt.<sup>560</sup> Es ist anzunehmen, dass die Strophe aus der Handschrift (A) entlehnt wurde, in welcher sie als Strophe JT,(A), 920 verzeichnet ist und Wolfram in der dritten Person von der Schuld des offenbar verderbten Textes freispricht. Darüber hinaus steht der ‘Bekenner-Zusatz’ jedoch im Druck (J) in unmittelbarem Widerspruch zu der Strophe JT,(J), 5866, in welcher Albrecht als Urheber des JT-Corpus genannt wird. Dem Bearbeiter scheint diese Ambivalenz der aus der Summenbildung der Textüberschüsse gewonnenen Strophen jedoch nicht aufgefallen zu sein.<sup>561</sup> Die Strophe zeichnet sich im intratextuellen Gefüge des Corpus als vollkommen isoliert und darüber hinaus sinnentleert aus, da sie in keinem anderen Textzeugen vertreten ist.

In der Version des Regenbogengleichnisses der Handschrift (C) fehlt diese Strophe ganz, jedoch verzeichnet diese, die auch in (J) vertretende Strophe mit dem Verweis auf Kyot und Flegetanis. Im Druck (J) bildet sie die vorletzte Strophe des Corpus, im Regenbogengleichnis (RG) der Handschrift (C) - nach der Zählung Werner Wolfs - die Strophe RG 11:

JT,(C) - RG, 11: »*Kyothē, Flegetonse dem was her Wolfram gebende  
dise werden aventivre zepreise; di bin ich Albrecht, hir nach in vf hebende  
dar vmme daz drier dinge minner were:  
der sunden und der schanden, daz dritte mich drucket: armöt dey swere*«.

Inhaltlich rekurriert diese bereits in einem anderen Kapitel untersuchte Strophe auf die Passage JT, (A), 64, in welcher der Verweis auf Flegetanis ebenfalls gegeben ist. Jedoch erweitert die Handschrift (C) die Strophe insofern, als dass Albrecht hier als Vollender dessen genannt wird, was Wolfram hinterlassen hatte und mit dem bereits besprochenen kryptischen Zusatz endet, der dem Inhalt des Corpus nicht annähernd gerecht wird.<sup>562</sup>

<sup>560</sup> JT,(A), 920,4 = Wolf 499: »Herr Wolfram ist unschuldig, ein Schreiber macht aus richtig oftmals unrichtig«.

<sup>561</sup> Wie die Analyse bereits gezeigt hatte, vernachlässigt der Druck (J) an entscheidenden Stellen eine differenzierte Konzeption der Erzähler-Instanzen, indem er einerseits Wolfram vom Ich-Erzähler in der dritten Person trennt, andererseits Strophen inseriert, in welchen die Gleichsetzung zwischen beiden deutlich offengelegt wird.

<sup>562</sup> Ich verweise hier auf das Kapitel 4 dieser Arbeit, ‘Der Autor hinter dem Ich-Erzähler des Jüngerer Titulrel’ der Handschrift (A), in welchem diese Strophe bereits in einem anderen Zusammenhang untersucht wurde.

JT,(A), 85,2-86,4:»*Der von Provenzale und Flegetanis parlüre*

*heidnisch von dem grale und franzoys tûnts kunt<sup>563</sup> vil aventüre.*

*daẗ wil ich diutsch, gan iz mir got, hie kunden.*

*swaz Parzival da birget, daẗ wirt zu liehte braht an vakel zunden<sup>564</sup>.*

Jedoch zeigt der unmittelbare Vergleich der beiden Strophen deutlich, dass es sich um eine Verschiebung der intratextuellen Bedeutung des Flegetanis-Rekurses handelt. Die ›werden aventüre‹, so das Regenbogengleichnis, hat Wolfram von Flegetanis erhalten. Nach Wolfram hat Albrecht die ›aventüre‹ aufgenommen. Von einem 'heidnischen Substrat der aventüre' (JT, (A), 85,2-86,4), und dem Willen das Vorgefundene zu verändern, ist in der Handschrift (A) in dieser Strophe nicht die Rede. Die Ambivalenz ergibt sich aus der Gegenüberstellung der beiden Adjektive ›heidnisch‹ (JT, (A), 85,2,2) und ›werden‹ (JT, (C-RG), 11,2), welche den Diskurs in der Handschrift (A) demontieren. Die Strophe des Regenbogengleichnisses offenbart, dass hier der Versuch unternommen wurde, das Vorgefundene zu vervollständigen, jedoch die inhaltliche Konzeption des JT-Corpus nicht erfasst wurde. In der Handschrift (A) soll das heidnische Substrat der französischen Quelle, welches in den Parzival eingegangen ist, auf Deutsch geglättet und richtig gestellt werden. Die Strophe aus dem Regenbogengleichnis suggeriert die konzeptionelle Fertigstellung dessen, was im Parzival angedeutet wurde, negiert jedoch die strukturellen Veränderungen. Darüber hinaus zeigt der Text der Handschrift (C) einen Ich-Erzähler, der als Vollender

---

<sup>563</sup> Die Handschrift (A) und (B) verzeichnen an dieser Stelle entgegen der Edition kein ›kunt‹, sondern ›twt sic‹. Das Fehlen des Verbes kann hierbei nur als eine versehentliche Auslassung gedeutet werden. Es erscheint somit sinnvoll, dieses aus den anderen Handschriften aufzunehmen, um den Satz zu vervollständigen.

<sup>564</sup> Die Hervorhebungen sind nicht Teil der Edition, sondern wurden zur Kenntlichmachung der Unterschiede in dieser Untersuchung von mir eingeführt.

In den Handschriften (B) und (D) sind dieser Strophe jeweils Überschriften vorgelagert, welche durch Großinitialen ein neues Kapitel andeuten (In (B): »*Hie hebt sich die erst auent*«; in (D): »*Hie hebt sich an das lied und aunteur von thyturales vordern*«). Gleichermäßen verhält es sich mit der Handschrift (A), welche ebenfalls den Beginn der ersten Zeile mit einer bunten Großinitiale einführt.

Der eher unbekannt Druck (J) hat dieser Strophe ebenfalls eine Überschrift (»*Wie tyturell der recht herze des gales geboren ward*«), vorgelagert, welche über einer nicht begonnenen Illustration angesiedelt ist. Der Druck verzeichnet an dieser von mir transkribierten Stelle ›herze‹, was sicherlich auf eine Verschreibung zurückzuführen ist, da der Satz in dieser Form wenig Sinn ergibt. Jener Strophe in (J), nach dortiger Strophenzählung JT,(J), 84 fehlt die Großinitiale D der Handschrift (A) und am Rand verzeichnet eine handschriftliche Notiz aus jüngerer Zeit neben der fehlenden Initiale den Namen ›Kyot‹. Die Handschrift (E) verzeichnet in dieser Strophe die deutlichsten Abweichungen, tauscht in der ersten Zeile ›Flegetanis‹ zugunsten ›Kyot‹ aus und ändert auch den letzten Vers: »*In parzival ich sul es uch vnderbündens*«.

des Wolframschen Werkes verstanden wird, während die Handschrift (A) einen Ich-Erzähler zeigt, der den ganzen Parzival neu zu erzählen gedenkt und damit ein völlig neues und vor allem eigenständiges Werk schafft (JT, (A), 65,1-4). Für die Forschung besonders aussagekräftig, ist auch jeweils der letzte Vers der beiden Strophen. Die Prologstrophe der Handschrift (A) nimmt den schon einige Strophen zuvor aufgebauten Gedankengang wieder auf, das vorgefundene Konzept des Parzival zu entschlüsseln, den positiven Kern des Corpus herauszuarbeiten und das Sündhafte, Falsche und sich gegen die christlichen Dogmen der Heilsgeschichte richtende, zu ändern, bzw. deren verborgenen Gehalt zu extrahieren. Der für die heilsgeschichtliche Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) inhärente Bedeutungsrahmen dient als Grundlage für das durch den Ich-Erzähler kohärent aufgebaute Epos, das *»zu liehte brabt an vaker zunden«*, in einen Gegenentwurf mündet. Die Strophe des Regenbogengleichnisses hat die Funktionalisierung des Bedeutungsfeldes des Gegenentwurfs jedoch nicht aufgenommen und versteht das Epos als logische Vollendung dessen, was Wolfram hinterlassen hat. Die letzten beiden Verse der Regenbogenstrophe, welche eine Begründung der falsch verstandenen Weiterführung inserieren, dass nämlich *»dar vmme daz drier dinge minner were: der sunden und der schanden, daz dritte mich drucket: armöt dey swere«*, ergeben, bezogen auf die Konzeption der Handschrift (A) keinen Sinn.

Dem Ich-Erzähler der Handschrift (A) geht es nicht um eine Weiterführung des Wolframschen Epos und auch nicht um die Dokumentation der menschlichen Sünden, die im Gefüge der heilsgeschichtlichen Situierung des Romans exemplifiziert werden. Darüber hinaus wirkt auch der Hinweis im Regenbogengleichnis im Vergleich mit dem Gedankengang der Handschrift (A), dass die erdrückende Armut des Dichters ein Grund für die Abfassung des Epos gewesen sein soll vollkommen isoliert, um nicht zu sagen, vollkommen unverständlich. Der Gedankengang des JT-Corpus der Handschrift (A) dokumentiert in keiner Weise die Sündhaftigkeit des Menschen und die Armut des Dichters, sondern situiert das Epos im Spannungsfeld zwischen Romanwelt, realer Welt und christlichen Dogmen, welche die Heilsgeschichte beweisen und als Lehrprogramm die Möglichkeiten einer gesellschaftlichen Reform suggerieren soll. Die Motivationsgrundlage für Albrecht ein neues Werk in Anlehnung an den Parzival zu schaffen, lässt sich kaum mit der Klage um eine mögliche Armut des Dichters erklären. Für Albrecht spielt die Verankerung der Heilsgeschichte innerhalb eines neuen Aventure-Konzepts des Artusstoffes eine Rolle. Dies wiederum offenbart die Bestrebung, ein neues Ritter-Modell innerhalb der höfischen Literatur einzuführen, welches sowohl das Höfische, als auch das

christliche Weltbild gleichermaßen in sich aufnimmt und damit eine Reform der poetischen Ausdrucksmöglichkeiten seiner Zeit schafft.

Die Strophe des Regenbogengleichnisses wirkt artifiziell im negativen Sinne und offenbart das prinzipielle Unverständnis einer späteren Bearbeitung, die zweifelsohne nicht auf den eigentlichen Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) zurückgehen kann. Die Analyse des breit ausgearbeiteten Schlusses der Leithandschrift (A) zeigt, dass eine Reduzierung des Bedeutungsrahmens auf die Attribute »*sunden*«, »*schanden*« und »*armōt*« den eigentlichen Gehalt des Epos nicht fassen. Das über weite Strecken aufgebaute 'neue christlich-höfische Ritter-Modell' als gesellschaftliche Norm, die Transformation des Rittertums zugunsten des Frauendienstes in jenes des Gottesritters, die Verteidigung des feudalen Systems, der Rekurs auf die Verantwortung christlicher Prinzipien zur Verteidigung des Glaubens und die Unteilbarkeit weltlicher und geistlicher Herrschaft, werden auf der Grundlage der Kriterien der Schöpfungsordnung im Rahmen der Funktionalisierung der epischen Welt für die Heilsgeschichte dienstbar gemacht. Die Heilsgeschichte spiegelt sich nicht nur in der Welt des Epos, sondern dient als Anleitung für die Umsetzung der Lehrinhalte für das reale christliche Leben der Menschen. Das Epos als Beweisgrundlage der Sündhaftigkeit, der Schande und der Armut des Dichters, so wie es das Regenbogengleichnis zu verstehen scheint, ist von der Intention der Konzeption der Handschrift (A) weit entfernt.

Der Widerspruch, der sich aus einem unmittelbaren Vergleich der beiden Strophen ergibt, hätte schon weitaus früher die zentralen Kernproblematiken der 'Demaskierungsthese' erreichen sollen, doch wurden die Anlagerungen des Textes bisher immer dem Ich-Erzähler selbst zugesprochen, deren Inhalte jedoch nicht ins Verhältnis zur Leithandschrift gesetzt, geschweige denn der strukturelle Gehalt genauer untersucht. Die Deutung, dass die Varianten ihre Berechtigung zu haben scheinen, wurde durch die Tatsache erhärtet, dass der als wahrscheinlich anzunehmende Gönnerwechsel gegen Ende des Epos die verschiedenen Versionen der Schlusspartien des Überlieferungszweiges JT<sup>1</sup> indiziert hätte. Doch als stichhaltig bewiesen kann diese These nicht angesehen werden. Es ist vielmehr anzunehmen, dass das elaborierte Spiel der Werkkonzeption schon bei der Bearbeitung der Handschrift (C) nicht mehr verstanden wurde und man in jüngeren Handschriften Textüberschüsse als redaktionelle Bearbeitungen nicht dem eigentlichen Konzepteur der Handschrift (A) anlasten kann.



Die als ‘Demaskierungsstrophe’ in der JT-Forschung etablierte Strophe des Regenbogengleichnisses wurde bisher im Verhältnis zur Handschrift (A) nicht weiter untersucht und bis heute neigt die Forschung dazu, die eigentlichen Schlüsse der einzelnen Textzeugen nicht klar voneinander zu trennen und deren Aussagen zu differenzieren.<sup>565</sup> Die Problematik der Werkschlüsse aus den Überlieferungsträgern JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> und die fehlende Konkretisierung des eigentlichen Wortlautes, der als Leithandschrift identifizierten Handschrift (A), haben Werner Wolf zu dem Schluss gebracht, dass das Ende der Handschrift (A) nur als eine Skizze angesehen werden kann, die aufgrund der Fehlerhaftigkeit, durch die weiteren Textzeugen des Überlieferungszweiges vervollständigt und damit erst zu einem richtigen Abschluss geführt wurde. Der Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> käme seiner Meinung nach hierbei jedoch nicht in Frage, da der Textgehalt der Handschrift (C) weitaus besser konzipiert worden sei, als die Referenzträger der Handschriften WXY.<sup>566</sup>

Die logische Konsequenz, die Werner Wolf daraus folgert, sei, dass die eigentlichen Schlusstrophen von JT<sup>I</sup> erst nach einer anzunehmenden Veröffentlichung entstanden seien, aber vor der Kanonisierung von JT<sup>II</sup>.<sup>567</sup> Durch diesen Befund erhärtet, folgert er, dass die Gruppe JT<sup>I</sup>, JT<sup>II</sup> und die Handschriften (H) und (A) nicht durch die Hand der Bearbeiter, sondern vielmehr vom Ich-Erzähler selbst konzipiert wurden und dass die sukzessive Umarbeitungstendenz und Fertigstellung paralleler Einschübe und darüber hinaus auch Widersprüchlichkeiten im Corpus, das - wie er es nennt - ‘undurchdringliche Chaos’ in der Überlieferung hervorgerufen hätte.<sup>568</sup> Ob, wie Werner Wolf widersprüchlich argumentiert, die allerletzte Strophe ‘einen Teil bzw. ein Paralipomenon des Verfasserbruchstücks oder jener Textstellen ausmache, an der Albrecht zum erstenmal seinen Namen nennt’ und welche nach den zahlreichen Änderungen des Textgehaltes nicht mehr zusammenpassten und verworfen wurden, aber in die Handschrift (C) und den Druck (J) der Vollständigkeit halber eingeflossen sind, ist höchst spekulativ und nicht beweisbar.<sup>569</sup>

---

<sup>565</sup> Zum Problem des Schlusses siehe vor allem *Werner Schröder* (1982b). Dietrich Huschenbetts Artikel im Verfasserlexikon verweist mit keinem Wort auf die unterschiedlichen Werkschlüsse. *Dietrich Huschenbett*, Verfasserlexikon Bd. I, Sp. 158-173.

<sup>566</sup> *Werner Wolf* (1952/53), S. 341.

<sup>567</sup> *Werner Wolf* (1954), S. CXXI.

<sup>568</sup> *Ders.*: (1954), S. CXXI.

<sup>569</sup> Werner Schröder hatte zu recht darauf verwiesen, dass die von Werner Wolf und Walter Röll aufgeworfene These durch die historische Tatsache, dass (C) und (J) aufgrund des Alters nicht dem eigentlichen Autor zugewiesen werden kann, nicht haltbar ist. Siehe *Werner Schröder* (1982b), S. 109. Zum

Trotz der zu erkennenden Transparenz der philologischen Analyse-Modelle der Schlusspartien der einzelnen Überlieferungsträger, der Widersprüchlichkeiten des Textgehaltes - verursacht durch textuelle Überschüsse und Erweiterungen - hat sich das vernichtende Urteil Werner Schröders, dass der Ich-Erzähler oder Autor Albrecht durch sein 'Unvermögen'<sup>570</sup> des 'gepriesenen und geplünderten Vorbilds'<sup>571</sup> Wolfram, die Demaskierung gegen Ende des Epos notgedrungen vornehmen musste, dennoch revidieren lassen. Die Interpretation, dass sich der 'Moralprediger' des JT-Corpus der Handschrift (A) durch 'geringe Erfindungsgabe' auszeichnet und sein Werk durchwegs auf 'Pump' unnötig aufbläht,<sup>572</sup> scheint jedoch innerhalb der Forschung immer noch fest verankert zu sein und eine objektive Bestandsaufnahme und Analyse der divergierenden Textbefunde zu verhindern.

Der Befund des Druckes (J) lässt den Schluss zu, dass einerseits das 'elaborierte Spiel' der Erzähler-Instanz nicht mehr durchschaut wurde und zum anderen, dass auch das Corpus über weiter Strecken nicht mehr verstanden wurde, was die zahlreichen Fehler und Textumstellungen, die in ihrer Konsequenz zu massiven Textbrüchen geführt haben, hinreichend beweisen. Auch die bisweilen innerhalb der Forschung vorgebrachte These, dass der Ich-Erzähler selbst durch fortschreitendes Alter, gepaart mit mangelndem Talent und Altersstarrheit die unterschiedlichen Varianten des ersten Überlieferungszweiges selbst erzeugt haben könnte, ist nach heutiger Sichtung des Textmaterials kaum noch haltbar. Den von Handschrift zu Handschrift zunehmenden Fehlern und Textbrüchen, Verstaltungen, Verschreibungen, textuellen Überschüssen und Streichungen eine 'fortschreitende Altersdemenz' des Dichters oder Bearbeiters attestieren zu wollen, verdeutlicht als philologischer Winkelzug lediglich die Schwierigkeit, mit dem auf uns gekommenen Textmaterial auch heute noch wirklich umgehen zu können und sich von der jahrzehntelangen Verurteilung des Textcorpus freizumachen.

Prinzipiell muss davon ausgegangen werden, dass die Strophen, die aus dem Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> übernommen wurden, nicht zum eigentlichen Textbestand der Handschrift (A) zählen, da sie sich sowohl inhaltlich als auch strukturell nicht in die Erzählung einfügen. Über deren Bedeutung hatte schon Friedrich Zarncke und Werner Wolf eher widersprüchlich argumentiert, als ersterer die grundsätzliche Verfasserschaft des

---

Selbstwiderspruch Werner Wolfs siehe: *Ders.*: (1984), S. 341.

<sup>570</sup> *Werner Schröder* (1982b), S. 114.

<sup>571</sup> *Ders.*: (1982b), S. 110.

<sup>572</sup> *Ders.*: (1982b), S. 120.

Ich-Erzählers des JT-Corpus an dieser Stelle nicht ausschloß, Werner Wolf jedoch das Regenbogengleichnis für eine eher eigenständige Epigonendichtung hielt, die nicht unmittelbar in Verbindung zu dem Ich-Erzähler gebracht werden kann, geschweige denn sinnvoll in den chronologischen Ablauf der Handlung inseriert wurde.<sup>573</sup> Wie es zur Aufnahme der ‘ominösen’ Textpassagen in das JT-Corpus gekommen sein mag, kann heute letztlich nicht mehr eruiert werden, doch lässt sich bei allen Überlieferungsträgern die Tendenz einer vielleicht aus damaligem Verständnis heraus gewonnenen Überzeugung erkennen, textuellen Vervollständigung vorzunehmen, ungeachtet jedoch der intratextuellen Bezüge und Widersprüchlichkeiten der Erweiterungen.

---

<sup>573</sup> Friedrich Zarncke (1877), S.14 und Werner Wolf (1939), S. 111.

### XIII. *Die Frage nach der Erzähler-Rolle in den Handschriften der Mittelgruppe des Jüngerer Titul*

Die Textkonzeption der Handschrift (A) hatte deutlich gezeigt, dass zum einen die lange Zeit als Beweis für die These der Verfasserfiktion anerkannte Stelle JT(A), 18-20 anders als bisher interpretiert werden muss, zum anderen auch eine Trennung der beiden Erzählerinstanzen offensichtlich ist, wenngleich das elaborierte Spiel vor allem im Mittelteil des Corpus eine Wolfram-Anrede inseriert, welche jedoch gegen Ende wieder aufgehoben wird. Die in der Edition als Leithandschrift gewählte Handschrift (A) vermittelt nicht, wie lange Zeit angenommen, den Eindruck einer gewollten oder bewusst inszenierten Verfasserfiktion im Sinne Hedda Ragotzkys, sondern zeigt deutlich, dass der Ich-Erzähler des JT-Corpus eine durchschaubare zweite Erzählinstanz schafft, die Wolframs Konzept als auch Wolfram als Erzähler kritisiert. In dem Moment, indem Frau Aventiure Wolfram als den vermeintlichen Erzähler des JT-Corpus aufruft, werden zwei konkurrierende Modelle gegeneinander ausgespielt. Durch den Wechsel der Erzählebene ruft die personifizierte Gesprächspartnerin das poetologische Konzept Wolframs auf, welches einer Beweisführung unterzogen und schließlich demontiert wird.

Das Konzept erweist sich jedoch nicht nur im Vergleich zum 'neuen' Aventiurekonzept des JT-Corpus als defizitär, sondern auch innerhalb des Konzepts des Artusroman. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) demontiert Wolfram nicht nur als Erzähler, sondern stellt diesem Konzept ein Gegenkonzept gegenüber, in welches er die Aventiure zu integrieren versucht, wenn diese bereit ist, sich auf das 'neue christlich-höfische Ritter-Konzept' einzulassen. Ihr Mitwirken - so hatte es die Analyse der letzten Aventiure-Gespräche gezeigt - ist insofern für den Ich-Erzähler erforderlich, da das JT-Konzept das Ziel verfolgt, zwischen dem höfischen Artusroman und der Heilsgeschichte zu vermitteln. Eine Abgrenzung von der höfischen *›aventiure‹* und eine reine Verankerung im Theologischen strebt das JT-Corpus deshalb nicht an. Es ist vielmehr die Bestrebung des JT-Corpus, einen 'neuen' höfischen Artusroman zu schaffen, welcher auf heilsgeschichtlichen Konzepten aufbaut und diese als Lehrstudien versteht, die wiederum durch das Studium des Werkes im Leben des Rezipienten umgesetzt werden können.

Eine 'Wolfram-Maske im Sinne einer Täuschung' ist daher im JT-Corpus der Handschrift (A) nicht auszumachen, sondern das elaborierte Spiel dient dazu ein 'neues' höfisches Erzählkonzept zu entwerfen, welches jedoch erst durch die Abkehr vom alten klassischen Romankonzept geschaffen werden kann. Das 'neue' Aventiuremodell wird mit

paränetischen Strukturen in Einklang gebracht und damit das Wolframsche Dienstminne-Konzept abgelöst.

Anders verhält es sich jedoch mit den Handschriften der sogenannten Mittelgruppe, für welche vor allem die Papierhandschrift (H) als Hauptvertreterin bei der Untersuchung heranzuziehen ist.<sup>574</sup>

Der Handschrift (H), welche sich in die Zeit zwischen 1365 und 1380 datieren lässt, fehlen wichtige Lagen und hauptsächlich die ersten 22 Strophen, die vor allem für die Analyse des Prologs als Vergleich von Bedeutung wären. Für eine Untersuchung heranzuziehen wären auch die aus dem Süddeutschen Raum stammenden *Tübinger Bruchstücke I und II*<sup>575</sup> - datiert auf ca 1300 - , die zwar nur in einigen Einzelfällen deutliche Überschneidungspunkte zu (H) bieten, jedoch vor allem die Passagen beinhaltet, die in (H) fehlen. Beide Handschriften lassen jedoch eindeutig auf einen gemeinsamen Überlieferungszweig schließen, da sie sich in ihrer Konzeption ergänzend zueinander verhalten und daher innerhalb des Editionstextes<sup>576</sup> synoptisch abgedruckt wurden.

Obwohl sie in der Edition von (H) aufgenommen wurden, gehören die sehr divergierenden Textfassungen, wie beispielsweise das *Heidelberger Bruchstücks I*<sup>577</sup> aus dem 15. Jahrhundert, welches mit (H) nicht in Verbindung steht, das *Münchener Bruchstück V*, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert, das jedoch in seinen Lesarten zwischen der Gruppe I und der Gruppe II wechselt, aber keine gemeinsamen Abweichungen mit (H) aufweist, das *Berliner Bruchstück II und III* aus dem 13./14.Jahrhundert, welches an einigen wenigen Stellen Übereinstimmungen mit (H) aufweist, jedoch eher der Textkonzeption der Gruppen I und

---

<sup>574</sup> Bis zum heutigen Zeitpunkt liegt jedoch, gerade die Mittelgruppe betreffend, noch keinerlei Grundanalyse der Texte und Fragmente vor. Die gerade für die Rezeption des JT-Corpus höchst aussagekräftige Gruppe wurde bisher lediglich in den durch Kurt Nyholm begonnenen Editionstext der Handschrift (H) eingearbeitet. Genauere Analysen, vor allem die offensichtlichen Abweichungen und fehlenden Passagen, sind jedoch bisher unberücksichtigt geblieben. Da eine umfassende Analyse jedoch den Rahmen dieser Untersuchung sprengen würde, sei nur auf einige wichtige Unterscheidungskriterien an dieser Stelle hingewiesen.

<sup>575</sup> *Tübinger Bruchstück I* Md 20<sup>o</sup>; *Tübinger Bruchstück II*: Handschriftenfragmente der Bibliothek des Wilhelmsstifts (ohne Signatur).

<sup>576</sup> Albrechts Jüngerer Titulel, Band IV. Textfassung von Handschriften der Mittelgruppe, hg. von Kurt Nyholm, Berlin 1995.

<sup>577</sup> Dieses Bruchstück gibt vor allem die geistlich-moralischen Lehren und Aufzählungen des JT-Corpus wieder und kann daher mit Sicherheit als ein Exzerpt angesehen werden, das keinesfalls einer vollständigen Handschrift angehört haben kann.

II folgt, das *Friedburger Bruchstück*<sup>578</sup> aus dem 15. Jahrhundert, das mit (H) keinerlei Gemeinsamkeiten aufweist und der Gruppe I folgt, eigentlich nicht zusammen.

Das *Rigaer Bruchstück*<sup>579</sup> mit der Sigle *v* aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, welches ebenso der Gruppe JT<sup>I</sup> und hier vor allem den Handschriften BCDE folgt, und das *Kestner-Fragment*<sup>580</sup>, das sich ungefähr auf 1300 datieren lässt, haben ebenso wie die anderen Überlieferungsträger keine verwandtschaftliche Nähe zur Handschrift (H) oder dem *Tübinger Bruchstück*. Fehler, die sich vor allem in den Handschriften ABDE der Gruppe JT<sup>I</sup> und den Handschriften XYZ aus der Gruppe JT<sup>II</sup> ausmachen lassen, werden jedoch getilgt. Auch eine Übereinstimmung mit J(K) ist an keiner Stelle auszumachen. Gerade das *Kestner-Fragment* nimmt eine besondere Mittelstellung ein, da es an vielen Stellen vollkommen selbstständige Lesarten anbietet, die sich sonst in keinem anderen Fragment finden lassen.

Auffällig an der Heidelberger Handschrift (H) ist vor allem die Tatsache, dass der Prolog im Gegensatz zur Handschrift (A) vollkommen verändert wurde. Die Grundzüge der heilsgeschichtlichen Aspekte für die Konstituierung eines ‘neuen’ Artusromans werden zwar belassen, jedoch die innerhalb der Forschung so strittigen Strophenpassagen zur Rollenkonzeption sind nicht verzeichnet. Ein elaboriertes Spiel mit der Erzähler-Rolle, wie man es in der Handschrift (A) ausmachen kann, lässt sich in der Papierhandschrift (H) nicht ausmachen. Hier tendiert die Rollenkonzeption der Handschrift eindeutig zu einem Wolfram-Erzähler. So gesehen kann man nach diesem Befund unter Umständen davon ausgehen, dass der Konzipient der Handschrift (H) in seiner Vorlage des JT-Corpus einen verderbten Wolfram-Text vermutet hatte und diesen besserte. Eine Beobachtung, die sich auch bei anderen Textzeugen ausmachen lässt.

Da die Handschrift (H) weder zur Gruppe JT<sup>I</sup> noch der Gruppe JT<sup>II</sup> zuzuordnen ist, lässt sich lediglich eine rein hypothetische Erklärung für diesen Befund aufstellen, die jedoch keinerlei Exklusivität beanspruchen kann. Die Handschrift (H) ist im Gegensatz zu den anderen, sehr viel umfangreicheren Textzeugen aus beiden Überlieferungsgruppen in sich weder chronologisch noch logisch strukturiert. Viele Erzählangebote bleiben unberücksichtigt, werden wenn, dann nur kurz anzitiert und bleiben daher im

---

<sup>578</sup> Beschrieben in *Winfried Hagenmaier* (1988), S. 141.

<sup>579</sup> *Kurt Nybølm* (1989a), S. 223-236.

<sup>580</sup> *Kurt Nybølm* (1989b), S. 369-379; *Klaus Nass* (1989), S. 301-313.

Gesamtzusammenhang der Handschrift unverständlich. Die Kohärenz der Handlung ist daher nicht gewährleistet, und die Handschrift erscheint eher als ein Konglomerat einzelner Erzählabschnitte, die jedoch nur ansatzweise die wichtigsten Aspekte der christlich-dogmatischen Lehrauffassung widerspiegeln. Das elaborierte Spiel mit der doppelten Erzählebene und die Auseinandersetzung mit den poetologischen Strukturen Wolframs ist hier nicht mehr gegeben.

Die in der Handschrift (A) den Prolog einleitende Schöpferinvokation beispielsweise (*„An anegeng und an letzte bistu, got enic lebende“*), folgt in der Handschrift (H) der ersten Zeile der Strophe 28, jedoch mit einer deutlichen Änderung. Die *zweifel*-Problematik ist dieser Strophe deutlich vorgelagert, bietet jedoch an keiner Stelle die deutliche Kenntlichmachung einer Erzähler-Rolle, weder in Abgrenzung zu Wolfram, noch in Übereinstimmung mit derselbigen. Erst aus den Strophen JT,(H), 61-65 wird ersichtlich, dass es sich hier um die Überarbeitung eines bereits vorhandenen Textes handelt. Wenngleich dies jedoch eher verhalten, ohne den Parzival auch nur zu erwähnen, in den Handlungsfluss inseriert wurde. Ebenso sind die ‘brisanten’ Textstellen, die sich innerhalb der Handschrift (A) mit der Unzulänglichkeit des bereits bekannten Werkes beschäftigen, innerhalb dieser Handschrift nicht enthalten. Der fälschlicherweise hieraus gewonnene Eindruck, es handle sich um eine Parzival-Handschrift aus der Feder Wolframs ist hier deutlicher erkennbar, als in anderen Handschriften. Der stark verkürzte Prolog der Handschrift (H) geht in keiner Passage darauf ein, ein bereits bekanntes Werk umzuarbeiten. Die in (A) deutliche Polarisierung, das vorangegangene Werk als sündhaft zu kennzeichnen und aus diesem Grund eine Korrektur vorzunehmen, fehlt der Vertreterin der Mittelgruppe gänzlich. Weder der Parzival noch Chrétien werden namentlich erwähnt, eine deutliche Zäsur zum eigentlichen Beginn der Vorgeschichte Titurels, wie sie aus den anderen Textzeugen der Gruppe JT<sup>I</sup> bekannt ist, fehlt. Die wichtigsten theologischen Aspekte scheinen bei der Bearbeitung der Handschrift für wichtiger angesehen worden zu sein, als die Frage nach der eigentlichen Werkkonzeption.

Des Weiteren fällt auf, dass die Wolfram-Nennung, die in (A) nur unter Berücksichtigung des ganzen Gesprächsverlaufs auf den Erzähler hindeutet, innerhalb der Handschrift (H) deutlicher kenntlich gemacht wurde.

Innerhalb des gesamten Handschriftencorpus der Vertreterin der Mittelgruppe (H), weist die Papierhandschrift nur eines der aus den anderen Gruppen bekannten

Aventiuregespräche zwischen JT,(H), 228 und JT,(H), 266 auf <sup>581</sup>, welches sich von dem der Handschrift (A) stark unterscheidet und die deutliche Tendenz erkennen lässt, dass die Handschrift (H) für einen verderbten Wolfram-Text gehalten und diesbezüglich ‘gebessert’ wurde.

Die Handschrift bricht bei der Zählung JT,(H), 5216 ohne weiteren Zusatz ab und muss in den Endpassagen durch das *Heidelberger Bruchstück I* <sup>582</sup> ersetzt werden, welches jedoch, ebenso wie das *Münchner* <sup>583</sup>-, *Berliner* <sup>584</sup>-, *Freiburger* <sup>585</sup>-, *Rigaer* <sup>586</sup>- und *Kestner-Fragment* <sup>587</sup>, keinerlei weitere Hinweise auf Wolfram oder ein elaboriertes Erzähler-Rollenspiel bietet. Den Textzeugen (H) jedoch als Beweismittel dafür heranzuziehen, dass eine bewußte Täuschung durch die Erzähler-Rolle damit in der Handschrift (A) erklärbar sei, halte ich nach Sondierung des Textes für mehr als nur unwahrscheinlich. Zum einen, da zwischen der Abfassung der Handschriften (A) und (H) ca. 70-80 Jahre nach Schätzung des Alters der Textzeugnisse liegen müssen und zum anderen, da man aus dem Aufbau der Handschrift (H) einen ganz anderen Rezipientenkreis und eine andere Funktion herausarbeiten kann. Die Handschrift (H) kann das umfangreiche Textangebot nicht bewältigen und konzentriert sich lediglich auf einige wenige Punkte vornehmlich in Bezug auf den Tugendkatalog des JT-Corpus, wengleich sie jedoch auch eine Summenbildung anstrebt und zwischen den Gruppen JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> zu vermitteln sucht, was ihr jedoch nur sehr unzureichend gelingt.

Gerade für die Frage nach dem Zweck und einem möglichen Rezipientenkreis einer solchen Bearbeitung, sollte die Handschrift (H) gesondert von (A) einer genaueren Prüfung unterzogen werden, da sie wertvolle Hinweise auf die Funktionalisierung von Texten im Verlauf der Rezeptionsgeschichte liefern könnte.

---

<sup>581</sup> Die Handschrift (H) weist an dieser Stelle eine starke Strophenumstellung und Textglättung auf, die sich vor allem auf die Differenzierung des Wolframschen Dienstminne-Modells und des ‘neuen christlichen Rittermodells’ des Konzepteurs der Handschrift (A) bezieht.

<sup>582</sup> *Das Heidelberger Bruchstück I*, Cod. Pal. Germ. 729<sup>15</sup>.

<sup>583</sup> *Das Münchner Bruchstück V*, Cgm. 5249/8c<sup>16</sup>.

<sup>584</sup> *Das Berliner Bruchstück II, III*: Ms. germ. fol. 923,27<sup>17</sup>.

<sup>585</sup> *Das Freiburger Bruchstück*, Hs. 515<sup>18</sup>.

<sup>586</sup> *Das Rigaer Bruchstück*, Mscr. 398<sup>22</sup>.

<sup>587</sup> *Das Kestner Fragment*, Inv. - Nr. 3982<sup>21</sup>.



#### XIV. Das sogenannte Verfasserfragment

So wie der Prolog der Handschrift (A), gehört auch das sogenannte Verfasserfragment<sup>588</sup> zu den wichtigsten Textzeugen, wenn es sich um die Frage nach der Erzähler-Rolle dreht. Neben den forschungsrelevanten, jedoch kritisch zu bewertenden Hinweisstrophen wurde das Vf. bisher lediglich unter dem Aspekt der Autor- und Gönnerdiskussion untersucht. Die Fragestellungen, die sich an diese Untersuchung anschlossen, erbrachten bisher nur die sogenannte 'Namensnennung' Albrechts und den Hinweis auf einen Gönner, welchen man als Herzog Ludwig II. identifizierte. Darüber hinaus wurde innerhalb der Forschung immer wieder die These verabsolutiert, dass es sich bei dem Vf. um eine nachträgliche Dichtung handelt, die die eigenen poetologischen Leistungen des Dichters Albrecht gegenüber Wolfram zu verteidigen sucht. Doch die Frage, ob das Vf. tatsächlich eine nachträgliche Ergänzung darstellt, die erst im Nachhinein, d.h. nach Beendigung der Handschrift (A) entstanden ist, kann nicht so eindeutig beantwortet werden, wie es die Forschung bisher getan hat. Des Weiteren muss man heute auch die Theorie, es handle sich bei dem Vf. lediglich um eine Verteidigungsrede des Ich-Erzählers gegenüber Wolfram, kritischer bewerten. Der eigentliche Wortlaut des Fragments zeichnet doch ein viel differenzierteres Bild und gewinnt im Verhältnis zu den Textzeugen andere Konturen, die gleichzeitig auch den Interpretationsspielraum erweitern.

Das durch Sulpiz Boisseré<sup>589</sup> 1835 entdeckte und fehlerhaft veröffentlichte Vf. - welches wenig später auch durch San Marte<sup>590</sup> nur unzureichend bearbeitet wurde - wurde erst nach seiner Wiederentdeckung durch Franz Doll mit den richtigen Erklärungen versehen und schließlich von Erich Petzet<sup>591</sup> 1903/4 das erste Mal richtig ediert und einer kritischen Analyse unterzogen.<sup>592</sup> Petzet hatte das Vf. wortgetreu abgedruckt und eine

---

<sup>588</sup> In der Folge nur noch Vf. abgekürzt.

<sup>589</sup> *Sulpiz Boisseré* (1835), S. 307-392, hier S. 384-392.

<sup>590</sup> *San Marte* (1863), S.277-290.

<sup>591</sup> *Erich Petzet* (1904). Vgl. *Werner Wolf* (1952/53), S. 310-312 und (1955/56), S. 1-12, hier S. 2 f.

<sup>592</sup> Die durch Karl Lachmann postulierte Hypothese der doppelten Verfasserschaft - Wolfram als Autor des JT-Corpus und Albrecht als dessen Vollender - war damit widerlegt, dennoch identifizierte man kurz danach den Dichter des JT mit dem aus der Manessischen Liederhandschrift bekannten Minnesänger Albrecht von Scharfenberg. Auch Albrecht von Halberstadt, ein Geistlicher aus dem Kloster Jechaburg, welcher um 1190 eine stofflich getreue Wiedergabe von Ovids Metamorphosen im Auftrag von Hermann von Thüringen geschaffen hatte, kann als Autor des JT nicht in Betracht gezogen werden.

moderne Interpunktion zugrunde gelegt, darüber hinaus auch einige der Strophen kommentiert und die ältere Forschung hierzu zusammengefasst. Petzet untersuchte vor allem den Inhalt des Vf. und verwies auch auf die Hinweisstrophen und das Wolfram-Rollen-Spiel, so wie es die Forschung bis dato festgeschrieben hatte. Die sich hieraus ergebenden Konsequenzen haben die philologischen Untersuchungen nachhaltig beeinflusst. Doch hat man hinsichtlich der Interpretation und der Argumentation, bezogen auf die Konzeption des als Widmungsgedicht identifizierten Vf., die überlieferte Form außer Acht gelassen. Die als unumstößlich anerkannte Interpretation des Vf. geht von seiner textuellen Vollständigkeit aus. Übersehen wird hierbei jedoch die Tatsache, dass das Vf. lediglich bruchstückhaft überliefert und der wahrscheinlich erhebliche Blattverlust kaum abzuschätzen ist. Die Edition des Vf. von Werner Wolf in den Altdeutschen Übungstexten<sup>593</sup> gibt jedoch die Lückenhaftigkeit des fragmentarisch überlieferten Textes nicht zu erkennen, da er stellenweise Ergänzungen vorgenommen und den Blattverlust nicht eindeutig kenntlich gemacht hat.<sup>594</sup> Hier erscheint der Text gegenüber dem Original als relativ vollständig und geschlossen. Darüber hinaus hat Werner Wolf einige Ergänzungsversuche seiner Edition zu Grunde gelegt, die jedoch nicht unbedingt kenntlich gemacht wurden und bisweilen in heutigen Analysen vollkommen außer Acht gelassen werden. So werden nicht nur Buchstaben, verderbte und durchtrennte oder völlig fehlende Zeilen ergänzt, sondern auch ganze Wörter dem fragmentarischen Text einverleibt, die mitunter innerhalb des Corpus gar nicht zu finden sind oder deren Hinzunahmen sich nicht unbedingt aus dem Text erschließen lassen.

Auch der diplomatische Abdruck des Vf. bei Rüdiger Krüger<sup>595</sup> im Rahmen seiner Untersuchungen zur Rezeptionsgeschichte übernehmen Werner Wolfs eigenwillige Ergänzungen und suggerieren ebenfalls den Eindruck der textuellen Vollständigkeit.

Werner Schröder hatte sich 1993 des Vfs. angenommen und den Text nach den Vorgaben Werner Wolfs ediert. Für die Erforschung des Vf. im Zusammenhang mit der Handschrift

---

<sup>593</sup> *Werner Wolf* (1952), S. 78-80.

<sup>594</sup> *Werner Wolf* (1952), S. 78-80. Ders.: (1959), S. 167-169 jedoch ohne eigene Ergänzungsversuche. Siehe zuletzt: *Andrea Lorenz* (2002), S. 66 ff., die sich kritisch mit dem von Werner Wolf edierten Text auseinandersetzt.

<sup>595</sup> Werner Wolfs Berichtigungen sind teilweise auch innerhalb des Editionstextes nicht als Konjekturen gekennzeichnet worden. Auch der Abdruck des Fragments bei *Rüdiger Krüger* (1986) übernimmt die 'Nachbesserungen' Wolfs uneingeschränkt und suggeriert, bis auf die Fortsetzung der Strophe 17, den Beginn der Strophe 18 und das Ende der Strophe 23 durch die eingeführte Interpunktion, den Eindruck der Vollständigkeit.

(A) jedoch strittig zu bewerten ist die Tatsache, dass Werner Schröder die Strophe Vf.12, 17, 18, und die Passage 19-23 nicht mit aufgenommen hat. Gerade die Strophen des Fürstenlobs und die Verteidigungsrede des Vf. fehlen damit gänzlich und lassen die innere Struktur des sowieso schon fragmentarischen Textes dadurch überhaupt nicht mehr erkennen. Darüber hinaus verfährt Werner Schröder auch bei der Übersetzung der noch verbleibenden, aber durch den Eingriff unzusammenhängenden Strophen recht frei. Erst Andrea Lorenz<sup>596</sup> hatte den Text nach Petzet im Jahr 2002 nochmals abgedruckt, jedoch unter Auslassung der Passage Vf. 18-23.

Bei dem fragmentarischen auf 1332 datierten Heidelberger Vf. handelt es sich um ein in der Mitte waagrecht durchgeschnittenes zweispaltiges Pergament mit den Maßen 34 x 21/21,3 cm, welches sich mit seinem breiten Rand an der oberen wie auch auf der rechten und linken Seite, in insgesamt vier Textblöcke zu jeweils 23 - mitunter verstümmelten Strophen - unterteilen lässt. Die untere Hälfte des Pergamentbogens ist glatt abgeschnitten. Vergleicht man das Fragment jedoch mit dem Heidelberger Cod. Palat. 141, der Handschrift (H), in welches das zerschnittene Fragment eingelegt war, so fällt auf, dass das Vf. wohl nie ein Teil dieser Handschrift gewesen sein kann, also durchaus in jüngere Zeit zu datieren wäre. Die Heidelberger Handschrift (H) unterscheidet sich sowohl im Format (29 x 19,3 cm) als auch durch die Schriftform und Schriftgröße von dem Fragment.<sup>597</sup>

Es kann daher rein hypothetisch davon ausgegangen werden, dass das Vf. zu einer uns heute verloren gegangenen Handschrift gehört,<sup>598</sup> da es zum einen Strophen bietet, die in keiner der anderen Handschriften der Überlieferungszweige JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> überliefert sind, und zum anderen ein völlig anderes Format aufweist. Nachdem bisher noch keine chemisch-radiologische Untersuchung zur Bestimmung des ungefähren Alters des Pergamentbogens oder aber der Tinte durchgeführt wurde, ist das Alter bis zum heutigen Tag lediglich geschätzt worden. Petzet<sup>599</sup> und Wolf<sup>600</sup> haben das Vf. aufgrund seiner Schriftform, der Minuskel, auf das späte 13. bzw. 14. Jahrhundert datiert, während

---

<sup>596</sup> Andrea Lorenz (2002), S. 68-79.

<sup>597</sup> Hierzu auch Rüdiger Krüger (1986), S. 29. Auch keiner der anderen Überlieferungsträger scheint sowohl von der Schriftform, Schriftgröße und dem Format für das Vf.-Fragment in Frage zu kommen.

<sup>598</sup> Erich Petzet (1903/4), S. 292.

<sup>599</sup> Erich Petzet (1903/4), S. 292.

<sup>600</sup> Werner Wolf (1955), S. CVII.

Rüdiger Krüger der Überzeugung ist, dass das Textzeugnis in jedem Fall lange vor dem Jahrhundertwechsel entstanden sein muss.<sup>601</sup> Sicher ist jedoch, dass das Vf. neben der Handschrift (A) zu den ältesten uns bekannten Textzeugen gehört, jedoch auch mit dieser Handschrift keinerlei Übereinstimmungen aufweist.

Bevor ich die für die Forschung relevanten Stellen des Vf. näher analysiere, um sie der Erzählerrolle der Handschrift (A) des JT-Corpus gegenüberzustellen, werde ich den Text im Folgenden noch einmal wiedergeben. Zwar hatte auch Andrea Lorenz<sup>602</sup> den nochmaligen Abdruck des Vf. in ihrer Untersuchung der Analyse voran gestellt, doch kam sie dabei auf ganz andere Ergebnisse, da auch ihre Fragestellung eine andere war. Daher werde ich die gesamte Interpretation, des für die Erzähler-Rolle wichtigen Textzeugen, nicht erneut in allen Details nachzeichnen, sondern nur in den für meine Fragestellung wichtigen Beobachtungen.<sup>603</sup> Die erneute Aufnahme in meine Untersuchung soll zum einen beweisen, dass die willkürlichen Eingriffe in den Text der Handschrift viel zu der These der Verfasserfiktion beigetragen haben und zum anderen meine, im theoretischen Teil dieser Untersuchung erbrachte Forschungsthese abrunden. Ich wähle ebenso wie Andrea Lorenz, hierfür den noch unbehandelten Text, wie ihn Erich Petzet in seiner Untersuchung abgedruckt hat, gebe jedoch die textuellen Erweiterungen und Besserungen, die Werner Wolf in seiner Edition hinzugefügt hat im Fettdruck hinzu.<sup>604</sup>

Vf. 1:

»[Her Wolfram, der durch prisen die mǣr alsus]<sup>605</sup> enborte  
Titurel dem wisen, di tschionatvlander angeborte  
vnd sigvne. owe daz er niht lebende

---

<sup>601</sup> Rüdiger Krüger (1986), S. 30 ff.

<sup>602</sup> An dieser Stelle sei Andrea Lorenz herzlich zu danken. Ohne voneinander zu wissen haben wir gleichzeitig an einer ähnlichen Untersuchung gearbeitet, welche meine Ergebnisse und meinen Versuch den Text aus dem Pergament des Vf. zu rekonstruieren bestätigt und damit meine Zweifel über die Wertigkeit dieses Vorgehens zerstreut hat. Siehe auch: Bianca Heidker (1999).

<sup>603</sup> Eine genauere Analyse und vor allem fundierte Übersetzung des Textes bietet vor allem Andrea Lorenz, (2002), S. 68-72.

<sup>604</sup> Da sich die vierversige Strophenform im Gegensatz zu der siebenversigen bei Petzet in fast allen Nachdrucken eingebürgert hat, werde auch ich sie für die Untersuchung wählen.

<sup>605</sup> Alle in eckigen Klammern, fettgedruckten Textteile sind textuelle Erweiterungen Werner Wolfs, deren Existenz durch keinen Textzeugen bekräftigt wird. Einige in runden Klammern hinzugefügte Buchstaben bessern lediglich kleine Verschreibungen, die sich jedoch logisch aus dem Text erschließen lassen.

was, vntz er werdeclichen wer der aventivre ein ende gebende!«

Vf. 2:

»Venezzer vil riche ein tempel hant erbowen.  
von dem, di meisterliche gstein kunden graben vnd erbowen,  
der nam den ende vil vnd mvsten sterben:  
ir werch daz edel tivre liezzgen si dar vmb niht verterbn«.

Vf. 3:

»Ander si da namen ze meister disem tempel.  
di mvsten eben ramen, ir wage mezz gabn si exempel  
vf elliv ort vnd worhten sam di erren.  
ist witzze, swer daz (m)inner lobt, swenne er hat gebrechen an dem merren«.

Vf. 4:

»Sol des div werlt engelten vnd kunst sin verdorben,  
daz der von plivelden her wolfram nv lang lit erstorben?  
ich wen des wol, daz mvter ie getruge  
den lip vf tevscher erde, der mit getiht an worten wer so chlyge«.

Vf. 5:

»Und wer aber iemen lebende so chlyg an richer witzze,  
dem wer doch nieman gebende daz zebende lop. sin **[sin]** was solher spitze  
daz er div wort ergrub so w(u)nder webe,  
daz ez noch gebe stivre, swer sinnlich vf sin forme sebe«.

Vf. 6:

»Durch daz bin ich im iebende von erste hin der mere,  
si sin von im geschebende, wan ez mir immer fromde vnd tivre were,  
danne siner zungen witzze **[kraft zu grvzzen]**,  
div wazzzer baz m**[it wor]**ten **[zu rehter kunste moht dann win gesuz]**en«.

Vf. 7:

»**[Vert man vf toren strazze vnd ist man darnach strebende,**  
**daz]** m**[an iz]** durch mich lazzze der auentivre niht w(e)rdicheit  
vnd wil di sliht an allen orten chrvmben,  
so ker ich ze den wissen, waz solt al solhiv rede bi den tvmben?»

Vf. 8:

»Mille artifex get in al solbes chrigen,  
der vipper nater(n) lex, di sus mit vppicheit sich selben trigen,  
daz si durc(h) valsch di blenche wellent truben  
vnd mit ir tarant varbe ie daz chrvambe gen dem slehten vben«.

Vf. 9:

»Swer chupper gar ze golde mit kunste machen chvnde,  
den heten si vil holde, swaz halt er vnselden dran erfinde,  
ir golt si **[allex]** chupper chesselbere.  
getibte nieman brufen solt wan der getihtes meister were«.

Vf. 10:

»Durchlevhtich guter merche ist melden wol erlobt  
mit witzzericher sterche. di aber solber chvnt sin berovbet,  
wi man dir wort zerfuret vnd samiliert,  
blumet vnd roselt, di lazzen meister vngeparatiert«.

Vf. 11:

»Bleich rosen vnd ir treben ist edel vnd wunnebere.  
swer di wolt versmeben, durch daz ir vater ein linde breit niht were,  
der dovht mich der witzze in chranchem ryme,  
wan cheiser vnd keiserinne, den ist dir rose ein edel werdiv blume«.

Vf. 12:

»mohtz aber phant erlosen vnd hetz ein wolf, ez devht gut vnde reine«.

Vf. 13:

»Ich Albrecht nieman swache, daz ist mir immer wilde.  
wer der von eschenbache von himel chomen her in engels bilde  
mit flugen, svnnen var von got bechront,  
sin edel hob getibte kvnd ich mit lob niht richer han bedonet«.

Vf. 14:

»Er was in menschen modele vnd niht ein engel bilich.  
gotes gebe ze mangem rodele ist noch vil richer chvnt mit witzzen teilich.  
alle edliv chvnt sich bezzerert, vnd niht bosert, vnd wehet:  
chvnt dir edel hobste, dast rein getibte; wi, wer dir so versmebet!«

Vf. 15:

»Ez wart nie baz gesprochen von deheins leien mvnde,  
daz lob im niht zerbrochen wirt von mir albreht ze keiner stvnde.  
ob immer bezzer rede werde gehorte  
im teusch von einem leien, svnor ich da fur, so wer min sin betorte«.

Vf. 16:

»Swer einer frowen schone niht wan ein wengel sebe,  
vnd man ir lobes chrone an werdicheit in allen richen iebe,  
vnd wer si furbaz nimmer mer gesehende:

*ein mvlich mannes hertze, ich wen, dem wer niht lip daran geschehende.«*

Vf. 17,1-2:

*»Dise ane(n)tivr gelichen sol man der werden frowen*

*gar vil der tugende richen [let si vns ein uberwunne schowen]«.*

Durch die Fragmentarhaftigkeit des Textes bedingt, können auch etwaige Aussagen, die Argumentationsstrategie des Vf. betreffend, nur mit aller Vorsicht einer Theoriebildung zu Grunde gelegt werden und dürfen keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit oder Exklusivität erheben. Erich Petzet<sup>606</sup> hatte in seiner Untersuchung verstärkt auf die textuelle Ambivalenz hingewiesen, auf ein doppeltes Anliegen, das sich im Spannungsfeld zwischen dem Lob seines Vorgängers und der selbstbewussten Einschätzung der eigenen dichterischen Leistungen zeigt. Auch Rüdiger Krüger, der sich bei seinen Untersuchungen vornehmlich auf die Metapher der schönen Dame und den Markusdomvergleich spezialisiert hatte, konstatierte vor allem für die Passage Vf., 2-4, dass es sich hierbei eindeutig um eine Rechtfertigung des Ich-Erzählers handle, der durch den metaphorischen Vergleich seine Fortsetzertätigkeit zu entschuldigen sucht. Innerhalb der Untersuchungen wurden bisher zumeist nur bestimmte Strophen des Vf. für die Interpretation nutzbar gemacht, eine Gesamtinterpretation wurde bisher jedoch nur von Andrea Lorenz erbracht.<sup>607</sup> Doch bevor man sich ein wirkliches Bild von der Konzeption des Vf. machen kann, sollte man sich die philologischen Grundlagen vor Augen führen, die bisher nachhaltig die Beurteilung und Interpretation des Vf. entscheidend geprägt haben.

Seine literaturwissenschaftliche Situierung gründete bisher auf folgenden Kategorien:

1. Die Ergänzungen Werner Wolfs zu Beginn des Fragments - die nicht Teil des Vf. sind - , klassifizieren Wolfram als Urheber der Geschichte.<sup>608</sup> In der ersten Strophe ist einerseits von einem toten Dichter Wolfram die Rede und darüber hinaus von Titurel, Sigune und Tschionatulander. Alle drei Figuren aus dem Parzival Wolframs. Die vierte Strophe umschreibt den Namen Wolfram.
2. Die Titurelfragmente werden als literarische Bezugspunkte des Vf. und der sogenannten ersten Hinweisstrophe JT,(A), 919-25 = Wolf 499, A-E angesehen.

---

<sup>606</sup> Erich Petzet (1904), S. 308.

<sup>607</sup> Andrea Lorenz (2002), S. 65-107.

<sup>608</sup> Es ist anzunehmen, dass sich die erste Strophe hinsichtlich des Inhalts auf Wolfram bezieht. Dennoch darf nicht vergessen werden, dass der erste Vers der vermeintlich ersten Strophe den Namen nur durch die gekonnte 'Eigenproduktion' Werner Wolfs enthält.

3. Der Dichter des JT-Corpus und des Vf. wird in der siebten Strophe als Vollender der Wolframschen Konzeption gewertet.
4. Das Vf. stellt eine Dedikationsgeste gegenüber einem gewünschten gönnerhaften Landesfürsten dar.
5. Das Vf. ist ein Eingeständnis der Wolfram-Rolle und der Versuch der 'Schadensbegrenzung' durch Albrecht.

Der Fragmentcharakter des für die Konstituierung der Verfasser-Rolle so wichtigen Textzeugen, war bisher nur für das Ende der Handschrift erwähnt worden. Dass dies jedoch gerade auch für den Beginn der Handschrift zu verzeichnen ist, ist in den bisherigen Untersuchungen des Vf. untergegangen oder wurde - wie in der Edition von Werner Wolf - erst gar nicht erwähnt. Auch hat man sich bisher nicht darum bemüht, gerade die von Werner Wolf gesetzten Zusätze, vor allem zu Beginn des Vf., noch einmal näher zu untersuchen. Der vermeintliche Anfang des Vf. : »**Her Wolfram, der durch prisen die mæralsus** enborte/ Titurel dem wisen, di tschionatulander angeborte/ vnd sigyne<sup>609</sup>, entstammt der Feder Werner Wolfs und hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, das Vf. als apologetische Rede der Selbstverteidigung zu kennzeichnen, als das Werk eines Dichters, der mit allen Mitteln versucht, sich der Epigonalität zu entledigen und seine eigenen Verdienste um die Kunst des Dichtens, wortgewaltig herauszuarbeiten und zu unterstreichen sucht. Gemessen an der weiteren Logik des Textes ist es offensichtlich, hier unter Umständen einen Verweis auf den zum damaligen Zeitpunkt nicht mehr lebenden Wolfram anzunehmen, zumal gerade die Baumeister-Metaphorik einige wesentliche Gedankengänge aufnimmt, die sich auch innerhalb der als Hinweisstrophen klassifizierten Strophen JT,(A), 919-25 bzw. JT,(Werner Wolf), 499, A-F finden lassen. Gerade diese gedankliche Nähe zu diesen strittigen Strophenpassagen hatte das Vf. als unmittelbaren Bezugspunkt zu diesen Hinweisstrophen 'verabsolutiert' und der These den Boden bereitet, dass eben jene Strophen der Handschrift (A) erst im Nachhinein in das Textcorpus eingefügt wurden und ihre Existenz ausnahmslos auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass der Dichter des JT-Corpus der Handschrift (A) gegen Ende des Riesenepos einen Gönnerwechsel vollziehen musste und die nun nicht mehr gefragte Wolfram-Rolle tilgen musste. Da dies nur durch Brechung und Hinzunahme von neu konzipierten Textpassagen zu bewerkstelligen sei - so die bisherige Forschung - könne das Vf., als eine Art Dedikationsgeste verstanden werden, in welcher der Dichter Albrecht versucht, die Wogen der Kritik der Rollen-Übernahme durch den Hinweis der

---

<sup>609</sup> »Herr Wolfram, der so die Geschichte zum Ruhm dem weisen Titurel erhob, die Tschionatulander angehörte und Sigune. O weh, dass er nicht bis zum Zeitpunkt würdigen Beendens seiner Geschichte lebte.«



Nachfolge zu glätten. Für diese These wurden vor allem die Strophen Vf. 6-9 und 13-15 herangezogen. Doch gerade die durch Werner Wolf vorgenommenen Zusätze der ersten Strophe Vf.1, nehmen einen Konstruktionscharakter ein, der nicht zwangsläufig als einzige Möglichkeit denkbar wäre. Unterstützt durch das in den folgenden Strophen ausgearbeitete Lob Wolframs, war Werner Wolf zu der Überzeugung gekommen, dass der Dichter des Vf. an dieser Stelle den Grundstein der Liebesgeschichte zwischen Sigune und Tschionatulander Wolfram zuschreibt, also einen eindeutigen Verweis auf die Titurel-Fragmente vornimmt. Die verstümmelte Strophe überliefert uns jedoch erst das letzte Wort des zweiten Versteils und liefert keinerlei Hinweise auf die Fragmente:

Vf., 1:» ...  
... / ... *enborte*  
*Titurel dem wisen, di tschionatulander angehorte*  
*vnd sigune. owe daz er niht lebende*  
*was, vntz er werdeclichen wer der aventivre ein ende gebende.*

Die durch Werner Wolf eingeführten Ergänzungen wurden bisher innerhalb der Forschung nicht in Zweifel gezogen, doch sollten sie dennoch weitaus kritischer bewertet werden als bisher. Gerade in Bezug auf die Strophenpassage JT, (A), 919-25 = Wolf 499, A-E, in welcher eben nicht unbedingt die Titurelfragmente Wolframs als Bezugspunkte herauszulesen sind, wäre es auch durchaus denkbar, dass Wolfram und sein Tod als Grund der Unvollständigkeit der Liebesgeschichte nicht zwangsläufig der Beginn dieser Strophe gewesen sein muss. Dies scheint schon aus dem Grund eine Überlegung wert zu sein, da der Tod Wolframs in der Strophe vier des Vf. thematisiert wird, während die vermeintlich erste Strophe des Vf. mit der Nennung der wichtigsten Protagonisten des JT-Corpus beginnt. Was spricht dagegen anzunehmen, dass sich der Konzepteur der Handschrift (A) selbst zu Beginn dieser Strophe genannt haben könnte und davon berichtet, dass er die Geschichte um den weisen Titurel, Sigune und Tschionatulander gedichtet habe und sich hierbei auf das JT-Corpus bezieht? Gleichzeitig lässt die erste Strophe des Vf. auch den Schluss zu, dass der Konzepteur hier auch auf die Titurel-Fragmente anspricht, denn schließlich wurde diesen ein *»ende«* gegeben. Mit dem verstorbenen Dichter des zweiten und dritten Verses muss wohl Wolfram gemeint sein, weil dieser nur zwei Strophen weiter als verstorben genannt wird und deshalb ein Werk nicht vollenden konnte.

Die Forschung hatte zuletzt in den Untersuchungen von Andrea Lorenz auf die Beziehungen zwischen dem Vf. und den verschiedenen Textzeugen des JT-Corpus des

Überlieferungszweiges JT<sup>I</sup> und JT<sup>II</sup> hingewiesen, daher werde ich auf die einzelnen Strophenpassagen nicht in aller Einzelheit eingehen, sondern nur die, für meine These aufschlussreichen Textpassagen untersuchen. Doch zuvor werden einige wichtige Ansatzpunkte geklärt werden müssen, die eine Beurteilung des Vf. weiter vorantreiben können.

Andrea Lorenz spricht in ihrer Untersuchung des Vf. von einer auffälligen und unversöhnlichen Diskrepanz zwischen dem Lob Wolframs einerseits und der Dokumentation der eigenen literarischen Leistung andererseits und ordnet das Fragment in das Spannungsfeld zwischen der Selbstverkleinerung und dem Selbstbewußtseins Albrechts ein. Ein Spannungsfeld, welchem sich auch die Forschung immer wieder angenähert hatte. Entscheidend für die literaturwissenschaftliche Situierung der ersten fünf Strophen des Vf. ist jedoch die Redesituation, welche als *Movens* dem Text zugrunde gelegt werden muss. Doch gerade in diesem Punkt können keine festen Bezugspunkte für eine etwaige Beurteilung herangezogen werden, sondern lediglich Vergleichsparameter und Hypothesen aufgestellt werden.

Vf. 1:

»[*Her Wolfram, der durch prisen die mǣr alsus*] enborte  
Titurel dem wisen, di tschionatvlander angeborte  
vnd sigyne. owe daz er niht lebende  
was, vntz er werdeclichen wer der aventivre ein ende gebende!«

Vf. 2:

»Venezzer vil riche ein tempel hant erbowen.  
von dem, di meisterliche gstein kunden graben vnd erbowen,  
der nam den ende vil vnd musten sterben:  
ir werch daz edel tivre liezzen si dar vmb niht verterbn«.

Vf. 3:

»Ander si da namen ze meister disem tempel.  
di musten eben ramen, ir wage mez gabn si exempel  
vf elliv ort vnd worhten sam di erren.  
ist witzze, swer daz (m)inner lobt, swenne er hat gebrechen an dem merren«.

Vf. 4:

»Sol des div werlt engelten vnd kunst sin verdorben,  
daz der von plivelden her wolfram nv lang lit erstorben?  
ich wen des wol, daz mter ie getruge

*den lip vf tevscher erde, der mit getiht an worten wer so chlyge».*

Vf. 5:

*»Und wer aber iemen lebende so chlyg an richer witzze,  
dem wer doch nieman gebende daz zehende lop. sin [sin] was solber spitze  
daz er div wort ergrub so w(u)nder webe,  
daz ez noch gebe stivre, swer sinnlich vf sin forme sebe«.*

Die Beurteilung der Redesituation und die sich daraus ergebende Einordnung des Vf. ist nach wie vor an die Platzierung und Interpretation der sogenannten Hinweisstrophen gebunden, die jedoch schon für sich genommen, kritischer beurteilt werden müssen, als es bisher in der Forschung vorgenommen wurde. Darüber hinaus wird die Analyse dieser für das Vf. relevanten ersten fünf Strophen auch durch die Interpretation erschwert, es handle sich gerade in dieser Strophenpassage um eine Verflechtung zwischen dem Lob des verstorbenen Dichters und des neuen Werkes. Dem Konzepteur wurde vorgeworfen, dass er den Ruhm des Vorgängers schamlos ausgenutzt habe, um sein eingenes Werk in eine besseres Licht zu rücken und um damit die Tatsache zu verschleiern, dass er das Corpus lediglich aus Versatzstücken Wolframs zusammengesetzt habe. Doch sucht man in den ersten Strophen nach einem Bekenntnis dieser Art, so sucht man vergebens. Gerade hier greift der Neuansatz in der Beurteilung des Begriffs *Fortsetzung*, für die literaturwissenschaftliche Beurteilung des Verhältnisses der beiden Dichter zueinander. Solange der Begriff der *Fortsetzung* - wie bereits analysiert - nicht unter Berücksichtigung neuer literaturwissenschaftlicher Betrachtungsweisen in die Analysen miteinfließen kann, wird sich auch das Vf. im Verhältnis zur Handschrift (A) oder aber auch zu anderen Textzeugen des ersten und zweiten Überlieferungszweiges, einer objektiven Wertung und literaturwissenschaftlichen Einordnung entziehen. Kurz gesagt, solange man innerhalb literaturwissenschaftlicher Analysemodelle einen einzigen philologischen Höhepunkt literarischen Schaffens absolut setzt und alle späteren Werke und Dichter an diesen 'Parametern' mißt, wird sich auch der langlebige Fortsetzer-Begriff im hierarchischen Sinne nicht eliminieren lassen. Die mittelalterliche Vorstellung, auf den Schultern von Riesen zu stehen und durch die Taten der Vergangenheit die Zukunft zu generieren, wurde erst im 18. Jahrhundert als Epigonalität diffamiert und wurde dementsprechend als Zeichen des Fehlens der Geniehaftigkeit der eigenen Leistungen diskreditiert und verworfen. Dem ausgehenden 13. Jahrhundert oder besser gesagt der Zeit des JT-Corpus der Handschrift (A) war diese Sichtweise jedoch fremd, wengleich sich gegen Ende des Jahrhunderts ein gewisses Selbstbewußtsein den eigenen Leistungen gegenüber ausprägte und die göttliche Instanz nicht mehr allein als Garant für die Inspiration des dichterischen Werkes gesehen

wurde, sondern vielmehr die literarischen Eigenleistungen substantiell an Form gewinnen sollten. Im Falle des JT-Corpus der Handschrift (A) haben wir es aber mit einem Dichter zu tun, der einerseits auf der Schwelle dieses neuen literarischen Selbstbewußtseins steht, jedoch andererseits noch im Bewußtsein der alleinigen göttlichen Inspiration verankert und verwurzelt ist.

Die literarische Schwellenposition des Konzepteurs der Handschrift (A) des JT-Corpus ist es jedoch letztlich nicht, welche aus literaturwissenschaftlicher Sicht zur Disposition steht, sondern vielmehr die Anwendung des Terminus *Fortsetzung* im Sinne eines Gegenentwurfs und die eigentliche Aussage, der ersten fünf Strophen des Verfasserfragments. Denn erst dann wird ersichtlich, dass der Dichter des JT-Corpus der Handschrift (A) eben nicht ein Kind der Zeit Wolframs ist, sondern vielmehr durch sein literarisches Schaffen eine vollkommen veränderte Sicht auf den Schaffensprozess, die Poetik der Literatur und den Eigenwert seines Werkes vertritt. Die Individualisierung literarischen Schaffens ist keinesfalls Ausdruck der Geringschätzung seines Vorgängers. Ebenso kann aus der Gesamtkonzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) auch nicht geschlossen werden, dass sich der Ich-Erzähler in einem Rivalitätsverhältnis zu seinem Vorgänger befindet und aus dieser Motivation heraus, das Lob auf den vermeintlichen literarischen 'Widersacher' anstimmt, bevor er sich und seine eigenen Leistungen in den höchsten Tönen darlegt. Es geht, wie schon die Analyse der brisanten sogenannten Hinweisstrophen gezeigt hat, um den grundsätzlichen Stellenwert literarischen Schaffens und die Frage, welche Kriterien für hohe Literatur im Gegensatz zu jener des reinen ritterlichen Unterhaltungswertes der Höfe ausschlaggebend sind.

Doch, um gerade die Essenz der Aussage dieser Strophen in dem Sinne extrahieren zu können, dass wir trotz der Textverluste zu Beginn und gegen Ende des Vf. der eigentlichen Motivation wenigstens teilweise nahe kommen können, müssen die Strophen aus dem Spannungsfeld von Selbstbehauptung und Selbstverteidigung genommen werden. Ob es sich bei dem Vf. um ein Dedikationsgedicht handelt, welches in der Hoffnung gedichtet wurde, einen neuen Gönner für das Epos zu finden, sei als mögliche Erklärung für die Existenz dieser Strophen im Hintergrund der Interpretation zwar präsent, jedoch in keiner Weise Bezugspunkt der Analyse. Die Annahme einer Gönnerwerbung, so hatte es auch Joachim Bumke richtig gesehen, kann nicht zweifelsfrei aus dem Textbestand des Vf. extrahiert werden. Bis auf den Fürstenpreis gegen Ende des Fragments, lässt sich eine eindeutige Werbung um Unterstützung nicht gänzlich bestätigen,

zumal auch nicht zweifelsfrei erwiesen werden kann, dass der Dichter des Vf. um einen Gönner wirbt, damit das JT-Corpus beendet wird.<sup>610</sup>

Die Analyse der sogenannten Hinweisstrophen der Handschrift (A) im Verhältnis zu den Titulastrophen Wolframs hatte gezeigt, dass sich die durch die Forschung immer wieder als Beweis herangezogene Verflechtung, im Sinne einer Verteidigung der sogenannten Wolfram-Rolle, nicht nachweisen lässt. Daher erscheint es auch zwingend notwendig zu sein, nicht nur diese langlebigen Forschungskonstrukte bei der Untersuchung des Vf. außer Acht zu lassen, sondern das Vf. bei der Untersuchung nicht mit der Wolfram-Fiktion zu kontaminieren.<sup>611</sup> Das Vf. erscheint in seiner fragmentarischen Form durchaus als Selbstverteidigung. Jedoch nicht als Selbstverteidigung gegenüber der Erzähler-Rollenkonzeption, sondern als Verteidigung eines neuen literarischen Konzepts:

Vf.7: »*Ander si da namen ze meister disem tempel,  
di mvsten eben ramen, ir wage mez gabn si exempel  
vf elliv ort vnd worhten sam di erren.  
ist witzze, swer daz (m)inner lobt, swenne er hat gebrechen an dem merren*«.

Das Vf. zeigt sich als Verteidigungsschrift einer dezidierten Literaturpoetik, die sich entschieden von der Wolframs unterscheidet. Das Fragment verteidigt weniger einen Dichter und sein Werk, als vielmehr die Konzepte, welche der Dichter für die Literatur geltend macht. Es verteidigt die Würde und Eigenständigkeit literarischen Schaffens und konkretisiert gleichzeitig die Bedingungen, unter welchen hohe Literatur als solche beurteilt werden sollte.

Vf. 8: »*Mille artifex get in al solhes chrigen,  
der vipper nater(n) lex, di sus mit vppicheit sich selben trigen,  
daz si durc(h) valsch di blenche wellent truben*

---

<sup>610</sup> Joachim Bumke (1979), S.15 ff. In seiner Untersuchung geht Bumke davon aus, dass Ludwig II. von Bayern von Anfang an der Gönner des JT- Corpus gewesen sei und erst gegen Ende des Werkes seine Unterstützung zurückzog. Konkret würde dies bedeuten, dass das JT-Corpus zum Zeitpunkt des Vf. nicht als abgeschlossen vorlag und später ohne einen Mäzen zu Ende gedichtet werden musste, wie es uns vor allem der letzte Teil des Werkes suggeriert.

<sup>611</sup> Andrea Lorenz (2002), S. 80, ist hingegen der Überzeugung, dass sich eine Verflechtung zwischen den Titulastrophen, den Hinweisstrophen und dem Vf. nachweisen lasse.

*vnd mit ir tarant varbe ie daz chvumbe gen dem slehten vben«.*

Vf. 10:

*»Durchlevhtich guter merche ist melden wol erlobt  
mit witzzericher sterche. di aber solher chvunst sin berovbet,  
wi man div wort zerfuret vnd samiliert,  
blumet vnd roselt, di lazzen meister vngeparatirt«.*

Wenn also Erich Petzet und Karl Simrock von einer Selbstverteidigungsgeste des Dichters des Vf. überzeugt sind, so sehen sie dies leider nur unter der Berücksichtigung der Wolfram-Rolle, die es 'werbestrategisch' zu glätten gilt, um in Ludwig II. von Bayern einen neuen Gönner zu finden.<sup>612</sup> Nicht aber unter Berücksichtigung einer neuen Literaturpoetik, die der Konzepteur des JT-Corpus und des Vf. entwirft.

Hedda Ragotzkys Untersuchungen haben diesen Grundgedanken aufgegriffen und vor allem die ersten sechs Strophen des Fragments als Beweis angeführt, dass sich hier der Dichter des Vf. deutlich als der Vervollständiger der Wolframschen Titirel-Fragmente zu erkennen gibt und durch die reichlich eingearbeiteten Dedikationsgesten eine produktive Nachfolge der Tradition Wolframs suggeriere.<sup>613</sup> Eine produktive Nachfolge im Sinne einer traditionsstiftenden Einheit wollte Werner Schröder dem Ich-Erzähler des Vf., den er auch mit dem Ich-Erzähler der Handschriften (A-D) gleichsetzte, jedoch nicht zugestehen. Für ihn stellte das Vf. lediglich den Versuch dar, einen offensichtlichen literarischen Betrug abzumildern und den literarischen Diebstahl bzw. 'Etikettenschwindel' mehr schlecht als recht zu verteidigen und zu vertuschen.<sup>614</sup> Rüdiger Krüger, der sich vornehmlich auf die Rezeptionsgeschichte des JT-Corpus spezialisiert hatte, sieht das Vf. jedoch weniger als Versuch der Selbstverteidigung, sondern vielmehr als Bestätigung einer Fortsetzer- und Vollendertätigkeit des Ich-Erzählers, der die Wolfram-Anteile auch nicht zu verheimlichen versucht, sondern deutlich darlegt, dass das auf ihn gekommene Material Wolframs lediglich von ihm fortgesetzt und weiterbearbeitet wurde.<sup>615</sup> Seine Analyse geht

---

<sup>612</sup> Erich Petzet (1903), S. 292 ff.

<sup>613</sup> Hedda Ragotzky (1971), S. 142 ff.

<sup>614</sup> Werner Schröder (1993), S. 29 ff und (1982), S. 25 ff.

<sup>615</sup> Rüdiger Krüger (1986), S. 257 ff. In seinen Untersuchungen stellt Krüger die These auf, dass sich aus dem Gesamtwerk des JT-Corpus der Handschrift (A) an die 1500 Strophen extrahieren lassen, die eindeutig von Wolframs stammen. Die Beweisführung konnte bisher leider jedoch nicht erbracht werden, was zuletzt auch Wolfgang Wegner kritisiert hatte. Siehe: Wolfgang Wegner (1996), S. 16 f.

jedoch von dem Tatbestand aus, dass es sich bei dem JT-Corpus der Handschrift (A) um einen über weite Strecken homogenen Text Wolframs handelt, den der Dichter Albrecht lediglich gegen Ende fortgeführt habe. Eine These, der bei genauer Untersuchung der divergierenden inhaltlichen Aspekte nicht beizupflichten ist, wie sich allein schon aus der Analyse der Erzähler-Averntiure-Gespräche deutlich gezeigt hat.

Andrea Lorenz hingegen glaubt im Vf. zu Beginn eine künstlerische Unterordnung des Vf-Dichters unter Wolfram identifizieren zu können, die jedoch durch die Unterstreichung der eigenen künstlerischen Fähigkeiten wieder relativiert wird und einen, sich seiner Fähigkeiten durchaus bewussten Dichter herauskristallisiert.<sup>616</sup>

Abgesehen von einem nicht abzuschätzenden Textverlust, der die heutige Form des Vf. kennzeichnet, kann aus den wenigen Zeilen ein durchaus brauchbares Profil erschlossen werden, welches vor allem im Verhältnis zu den Strophen JT,(A), 919-25 = Wolf 499, A-E ein Aufbrechen der verkrusteten Rollen-Konstitutionsthese darstellt. Die Frage, die sich bei der Untersuchung des Vf. vor allem stellt, ist die, ob sich der Dichter in einer Selbstverteidigungsrede gegenüber Wolfram zu behaupten sucht, oder ob das Vf. - abgesehen von seiner Dedikationsgeste gegenüber einem neuen Gönner - eine Kritik an der Literaturrezeption und der Wertigkeit literarischen Schaffens seiner Zeit übt, die auch bereits inhaltlich die Strophen JT,(A), 919-25 getragen hatte.

Wie sich bereits bei der Untersuchung der ersten Strophe des Vf. gezeigt hatte, ist die Eindeutigkeit der Wolfschen Strophenergänzung zugunsten Wolframs Urheberschaft über die Liebesgeschichte nicht zwingend notwendig. Sie stellt einerseits eine Möglichkeit des philologischen Deutungsversuches des uns in dieser Form erhaltenen Fragments dar, verspricht jedoch andererseits nur ein Exempel einer gedachten Annäherung zu sein. Neben dieser von Werner Wolf erbrachten Deutung sollten daher andere philologische Erklärungsversuche ebenfalls Bestand haben und als mögliche Erklärungsmuster im Folgenden herangezogen werden. Denn über ein nicht zu unterschätzendes Kriterium muss sich die Forschung einig sein: Aufgrund massiver Blattverluste, kann letztlich keine allgemeingültige Aussage über die Form des Textes getroffen, sondern nur eine substantielle Annäherung erschlossen werden.

Die Forschung hatte bisher vor allem die dritte Strophe des Vf. als Indiz gewertet, dass der Ich-Erzähler des Dedikationsgedichtes sich als Künstler und Dichter

---

<sup>616</sup> Andrea Lorenz (2002), S. 97. Siehe hierzu auch Herbert Guggenberger (1992), S. 238, Anm. 15.

weit hinter den Ruhm und das Talent Wolframs stellt. Doch gerade dies scheint bei näherer Betrachtung der Strophe Vf., 2 und Vf., 3 nicht unweigerlich klar ersichtlich zu sein. Der Ich-Erzähler des Vf. setzt Literatur mit einem Tempelbau gleich, an welchem die großen Meister bis zu ihrem Tode gearbeitet hatten und deren Arbeit danach von der nächsten Generation weitergeführt wurde.

Vf. 2: »*Venezzer vil riche ein tempel hant erbowen.  
von dem, di meisterliche gestein kvnden graben vnd erbowen,  
der nam den ende vil vnd mvsten sterben:  
ir werch daz edel tivre liezzgen si dar vmb niht verterbn*«.

Vf. 3: »*Ander si da namen ze meister disem tempel.  
di mvsten eben ramen, ir wage mez gabn si exempel  
vf elliv ort vnd worhten sam di erren.  
ist witzze, swer daz (m)inner lobt, swenne er hat gebrechen an dem merren*«. <sup>617</sup>

Basierend auf der Übersetzung der Textstelle können die Strophen im Gesamtzusammenhang wie folgt interpretiert werden: Bevor man sich einer poetischen Aufgabe widmet, der man aufgrund des eigenen Talents nicht gewachsen scheint, so solle man - ähnlich wie auf den Schultern der Riesen stehend - in den Spuren der vorherigen Meister wandeln und ihren Vorgaben folgen bzw. in ihrem Sinne weiterdichten. Eingebettet in die Baumeistermetaphorik der zweiten und dritten Strophe, würde dies bedeuten, dass die nachfolgenden Generationen sich lediglich zu Erfüllungsgehilfen der Struktur und des Bauplans ihrer Vorgänger machen, selbst jedoch dem Kunstwerk keinerlei eigenen Charakterzug verleihen. Derjenige, so der Ich-Erzähler weiter, gilt als verständig, welcher mit dem Geringeren vorlieb nimmt, wenn es ihm an Größerem gebricht. Mit anderen Worten ließe sich sagen, dass die Kritiker seiner Poetik fordern, dass man mit dem Geringeren vorliebnehmen sollte, wenn man nicht in der Lage ist Größeres leisten zu können. Verschränkt man diese Aussage mit der Baumeistermetaphorik der zweiten

---

<sup>617</sup> »Die Venezianer haben einen kostbaren Tempel gebaut. Von denjenigen, die sich meisterhaft auf das Meißeln und Behauen der Steine verstanden, haben viele ihr Ende genommen und mußten sterben: Sie ließen ihr edles, prächtiges Werk deshalb (jedoch) nicht zunichte werden«.

»Sie wählten bei diesem Tempelbau andere zu Meistern. Diese mußten auf die gleiche Weise weiterstreben. Sie gaben allerorts Proben des Maßes ihres Abwägens und arbeiteten wie die Vorherigen (weiter). Klug ist es, wenn jemand mit dem Geringeren vorliebnimmt, wenn es ihm am Größeren gebricht«.



Strophe, so ließe sich für den Ich-Erzähler folgendes Konzept eruieren: Der Anspruch der Einmaligkeit und Einzigartigkeit künstlerischen Schaffens der Vergangenheit wird damit vom Ich-Erzähler kritisiert und der Forderung nach poetischer Eigenständigkeit und 'neuer' Dichtkunst unter geänderten Bedingungen 'Vorschub' geleistet. Mit anderen Worten: Der Konzepteur will nicht an den Werken seiner Vorgänger gemessen werden, sondern schlichtweg für seine eigene künstlerische Leistung. Dies bedeutet für den Ich-Erzähler des Vf. nicht, dass die Leistungen der Vergangenheit weniger geachtet und in Vergessenheit geraten sollen, doch fordert dieser für sich und seine Dichtkunst ein, einen vergleichbaren Stellenwert zu erlangen. Tradition und Kontinuität sollen einander bedingen und nicht als Gegensatz zu einander stehen oder gar von Seiten der im Folgenden angesprochenen Kunstkritiker diskreditiert werden.

Es lässt sich eine strukturelle Verschränkung zwischen dem unfertigen Markusdom und einem Text herstellen, der nach Ansicht des Ich-Erzählers des Vf. unvollkommen oder aber nicht fertiggestellt erscheint. Dies kann sich natürlich auf die äußere Form des Textes beziehen und würde somit erneut die Titul-Fragmente Wolframs ins Blickfeld rücken, es kann aber als ebenso plausibel erscheinen anzunehmen, dass der angesprochene Text veränderten Perspektiven und Betrachtungsweisen unterworfen ist, welche als nicht mehr zeitgemäß modifiziert wurden. Dies wiederum würde - unter Berücksichtigung der Hinweisstrophe JT,(A), 919-25 = Wolf 499, A-E - auch für den Parzival gelten, welchem der Ich-Erzähler des Vf. als entschiedener Kritiker gegenübersteht und wie bereits untersucht, das verwirrende Ende des Parzival kritisiert.

Doch geht es im Vf. an dieser Stelle meines Erachtens weniger um die Textreferenz an sich, als vielmehr um die Positionierung des Dichters und seines dichterischen Selbstverständnisses. Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) versteht sich als Kritiker Wolframs und folgt eben nicht der Poetik seines Vorgängers, sondern fordert für sein Werk - wengleich er andere Wege geht und neue Perspektiven setzt - eine objektive Beurteilung ein, die ihm jedoch, folgt man der Textlogik des Vf. und der Hinweise innerhalb der Strophenpassage JT,(A), 919-25 bisher versagt geblieben war, da man ihn lediglich an der Kunst Wolframs maß.

Die vierte Strophe, welche diesen Gedankengang erneut aufnimmt, könnte sich eben genau auf die Unabgeschlossenheit der Geschichte von Tschionatulander und Sigune beziehen, die im Parzival nicht zu Ende gebracht werden konnte und im JT-Corpus neu ausgedeutet wird. Überraschenderweise ist gerade diese Strophe nie in ihrer Tragweite in

die Beurteilung des Vf. eingeflossen, gibt sie doch klar und deutlich zu erkennen, dass Wolframs Geschichte um Sigune und Tschionatulander aus faktischen Gründen nicht zu Ende gebracht werden konnte, da der Dichter verstarb. Wie sich aus der Untersuchung der ersten drei Strophen und unter Berücksichtigung des JT-Corpus der Handschrift (A) gezeigt hatte, können die Titul-Fragmente durchaus als im Hintergrund anzitiert angenommen werden, jedoch kann auch gleichzeitig eine Referenz zum Parzival nicht ausgeschlossen werden.

Zugegeben, es sind sehr spekulative Erwägungen, welche sich letztlich nicht eindeutig beweisen lassen, doch sollten diese Fragen dennoch gestellt werden, um eine objektive Annäherung an das JT-Corpus und vor allen an das Vf. zu gewährleisten. Doch wie auch immer man sich hierbei entscheidet, aus dem Vf. kann sehr wohl in Abgrenzung zu dem JT-Corpus der Handschrift (A) ein Bild des Ich-Erzählers erschlossen werden, der sich gegen eine ganz bestimmte Vorstellung von Poetik und Dichtung ausspricht und für sich und sein Werk fordert, dass seine Kunstfertigkeit nicht nur unabhängig von den Werken der Vorgänger betrachtet und bewertet, sondern auch als eigenständige Leistung auch gleichwertig beurteilt wird.

Vf. 4,1-2: »*Sol des div werlt engelten vnd kunst sin verdorben,  
daz der von plivelden her wolfram nv lang lit erstorben?*«<sup>618</sup>

Die Hommage an den verstorbenen Künstler, die der Ich-Erzähler in der Strophe Vf. 2 mit der Baumeistermetaphorik der Venezianer zum Ausdruck gebracht hatte, sollte jedoch nicht der Grund sein, nicht auf den Spuren des Vorbildes weiterzuarbeiten »*swer sinnlich vf sin forme sebet*« (Vf. 5,b). Wolfram ist tot, doch warum sollte man deshalb die Kunst mit ihm begraben und der Welt keine Kunst mehr bieten?

Die Kunstfertigkeit, die der Ich-Erzähler des Vf. betont und Wolfram damit zuspricht, dass »*sin [sin] was daz er div wort ergrub so w(u)nder webe, solher spitze daz er noch gebe*

<sup>618</sup> Vf., 4, 1-4: »*Soll die Welt es büßen müssen und die Kunst deshalb zu Grunde geben, weil der von Pleinfeld, Herr Wolfram, schon lange tot ist? Ich weiß genau, dass keine Mutter je auf deutschem Boden ein Kind trug, das sich so darauf verstand, mit Worten dichtend umzugehen.*

Vf., 5: »*Lebte aber noch jemand, der so klug an Verständigkeit wäre, dem würde doch niemand den zehnten Teil des Lobes zusprechen. Sein Verstand war so scharf, dass er Worte derart wunderbar eingrub, dass dies noch heute Hilfestellung gibt, wenn jemand verständig auf sein Vorbild sieht.*

*stivree* (Vf. 5, 2b-4a), mag auf den ersten Blick wie ein Widerspruch zu den Aussagen des Prologs des JT-Corpus der Handschrift (A) erscheinen, hatte er doch dort den *virrgan* der Handlung des Parzival kritisiert. Zwar hatte der Ich-Erzähler auch hier die Kunstfertigkeit Wolframs betont, jedoch auch gleichzeitig darauf verwiesen, dass diese aus seiner Sicht unzureichend und geradezu verworren ist. Die Diskrepanz der Aussagen zwischen dem eigentlichen Prolog der Handschrift (A) und dem Wortlaut des Vf. sind offensichtlich. Die Verehrung des 'Vorgängers' einerseits und die Verabschiedung des Wolframschen Konzepts andererseits, sind zwei sich asymmetrisch zueinander verhaltende Konzepte, die auf der textuellen Ebene nicht aufzugehen scheinen. Natürlich greift hier die von der Forschung als Dedikationsgeste verabsolutierte These um eine vermeintlich neue Gönnerschaft, die eine - neuzeitlich gesprochene - Vermarktungsstrategie des Dichters bezüglich seines Werkes nahelegt. Dass sich daraus ein Rivalitätsverhältnis oder gar eine Verschleierung der Wolfram-Rolle herauslesen ließe, ist jedoch spekulativ. Der Konzepteur des Vf., sofern identisch mit dem der Handschrift (A) des JT-Corpus, muss sich des Drahtseilaktes sehr wohl bewusst gewesen sein, denn sein Lob in der sechsten Strophe des Vf. - dass Wolframs Verstandeskraft ihm immer von grossem Nutzen wäre - steht nicht ganz im Einklang mit den Aussagen, welche er innerhalb des Prologs getroffen hatte.<sup>619</sup>

Vf. 6, 1-4: »*Durch daz bin ich iehende von erste hin der mere,  
si sin von im geschebende, wan ez mir immer fromde vnd tivre were,  
danne siner zungen witzze [**kraft zu grvzzen,**]  
div wazzer baz m[**it wor**]ten [**zu rehter konste moht dann win gesuz**]*em*«. <sup>620</sup>*

Der Konzepteur des Vf. verschränkt die erste Zeile der sechsten Strophe inhaltlich mit der fünften Strophe: Deshalb - also wegen der Vorbildlichkeit Wolframs - schreibt er ihm die Geschichten von Anfang an zu, denn die Kraft seines Verstandes und seiner Zunge, seien für ihn - den Ich-Erzähler des Vf. - immer von grossem Wert und Nutzen gewesen.

<sup>619</sup> Obwohl die Strophe nicht im Ganzen erhalten ist und durch den hier im Fettdruck hervorgehobenen Teil von Werner Wolf ergänzt wurde, offenbart sie dennoch auch in ihrem verstümmelten Zustand eine Ambivalenz im Hinblick auf den Textgehalt des Prologs der Handschrift (A).

<sup>620</sup> Vf., 6: »*Aus diesem Grund schreibe ich ihm von Anfang an die Geschichten zu, [sie] sein durch ihn zustande gekommen, denn es wäre mir immer von Nutzen und Wert, die Kraft des Verstandes seiner Zunge [zu ehren, die Wasser besser als Wein mit Worten zu wahrer Kunst versüßen konnte]*«. Die in den eckigen Klammern übersetzten Passagen gehören zu den textuellen Erweiterungen durch Werner Wolf und sind nicht im Vf. verzeichnet.

Hier, wie auch an vielen anderen Stellen, zeigt sich die Schwierigkeit, dass innerhalb der grammatikalischen Strukturen das Eindeutige oft in die Uneindeutigkeit überführt wird und sich gerade für die Übersetzung mehrere Möglichkeiten bieten.

Rüdiger Krüger beispielsweise hatte die verstümmelte Strophe folgendermaßen übersetzt und hierbei den Bezugsrahmen gravierend beeinflusst:

*‘Deshalb (also wegen seiner Vorbildlichkeit) spreche ich, als seien sie von ihm verfasst worden, ihm, Wolfram von Anfang an die Geschichte zu.’*<sup>621</sup>

Erich Petzet hatte ebenfalls eine Übersetzung der Strophe angeboten, um die Eindeutigkeit des Eingeständnisses in die Wolfram-Fiktion zu untermauern:

*‘Deshalb d.h. also seines unerreichbaren Ansehens wegen und weil er mir ständig Vorbild ist, deshalb, gesteht der Dichter offen ein, spreche ich ihm von Anfang an die Mären (des Titurelepos) zu, sie seien von ihm ‘geschehende’ d.h. also verfasst.’*<sup>622</sup>

Sowohl Krüger als auch Petzet sehen in dieser Strophe gleichermaßen den Beweis dafür, dass der Dichter das uneingeschränkte Selbstbekenntnis ablegt, nicht er, sondern Wolfram habe den Beginn und weite Teile des JT-Corpus selbst gedichtet und verfasst.

Albrecht selbst sei also demnach nur ein Vollender dessen, was Wolfram begonnen hatte, jedoch nicht zu Ende führen konnte.

Werner Schröder, welcher die Beweisführung Krügers und Petzets aufnimmt, geht in seiner Analyse sogar noch einen Schritt weiter. Aus dem Strophenbestand schließt er, dass der Ich-Erzähler tatsächlich vorgegeben hatte, Wolfram zu sein, jetzt aber zugibt die Titurelfragmente nicht selbst gedichtet zu haben, sondern bekennt, dass sie aus der Feder Wolframs stammen. Darüber hinaus glaubt Schröder aus den Strophen herauslesen zu können, dass der Dichter - für ihn ganz eindeutig Albrecht - an dieser Stelle offen zugibt, er habe die Fiktion aufrechterhalten die Titurel-Fragmente selbst gedichtet zu haben, nun aber gesteht, dass dies nicht der Fall sei.<sup>623</sup> Werner Schröders vernichtendes Urteil speist sich nicht zuletzt aus der prinzipiellen Ablehnung des JT-Corpus und dessen Ich-Erzählers. Er vertritt - wie es die Untersuchungen des Textes an vielen Stellen immer

---

<sup>621</sup> Rüdiger Krüger (1986), S. 258 f.

<sup>622</sup> Erich Petzet (1904), S. 306.

<sup>623</sup> Erich Petzet (1904), S. 306 f.

wieder gezeigt hatten - eine 'Literaturklitterung', die man nach dem heutigen Stand der Forschung nicht mehr aufrechterhalten kann und welche lange Zeit eine wertneutrale Untersuchung der Texte des JT-Corpus nachhaltig negativ beeinflusst hat. Selbst noch Werner Wolf hat diese Deutung der Strophe für seine Untersuchungen aufgenommen, indem er die Stelle lediglich paraphrasiert und nicht wortgetreu übersetzt:

*'Aus Ehrfurcht vor dem grossen Meister habe ich jedoch, um ihm den wohlverdienten Ruhm nicht zu schmälern, unter seinem Namen geschrieben. Deshalb wäre es bitteres Unrecht, ja geradezu eine Verleumdung, mich des Plagiats beschuldigen zu wollen'.<sup>624</sup>*

Die Übersetzung, welche von Krüger und Petzet, aber vor allem von Schröder und Wolf ins Feld geführt wurde, gleichen selbst einer gelungenen Dichtung, entfernen sich jedoch eklatant vom eigentlichen Wortlaut der Strophe. Vor allem die Paraphrasierung von Werner Schröder kann den heutigen Untersuchungen nicht mehr standhalten, insofern, als vor allem die Übersetzung des letzten Verses, wie bereits besprochen wurde, berechtigte Zweifel offenlegt. Von einer Dedikationsgeste und dem Eingeständnis eines Unrechts ist im mittelhochdeutschen Text des Vf. an keiner Stelle die Rede. Der Plagiatsvorwurf stellt somit eher eine 'Überdeterminierung' des Wortlauts dar. Dass gerade diese Übersetzung bisher keinerlei Kritik innerhalb der Forschung hervorgerufen hat, ist mehr als nur verwunderlich, stellt doch gerade das Wort 'Plagiat' eine Kategorie dar, die man dem Text nur schwer einschreiben kann, da es sich hierbei - wie schon in den Kapiteln zuvor besprochen - um einen Terminus des 18. bzw. 19. Jahrhunderts handelt, welcher dem Hohen Mittelalter und vor allem der Zeit, in welcher Albrecht das Textcorpus verfasst hatte, vollkommen fremd war.

Die Strophe ist keineswegs der Versuch des Ich-Erzählers etwas zu verbergen oder gar sich für die Art und Weise, in welcher das JT-Corpus konzipiert wurde, zu entschuldigen. Sie erläutert lediglich einen Tatbestand, welcher sowohl aus dem JT-Corpus der Handschrift (A), als auch aus dem Fragmentarischen des Vf. durchschaubar und nachvollziehbar extrahiert werden kann, dass ein Ich-Erzähler die Arbeiten seines Vorgängers lobt, er ein vorgefundenes Konzept erweitert und ihm dessen Kunstfertigkeit im eigenen Schaffensprozess durchaus von Nutzen ist.

---

<sup>624</sup> Werner Wolf (1952/53), S. 311 f.

Bedeutungsvoller scheint meines Erachtens vielmehr die Frage zu sein, welchen Text der Ich-Erzähler des Vf. als Grundlage seiner Aussagen anzitiert. Bezieht man strukturell die erste verstümmelte Strophe Vf. 1 ein, dann handelt es sich hierbei um die Geschichte zwischen Sigune und Tschionatulander. Erich Petzet hatte mit den *›maerem‹* eindeutig das JT-Corpus identifiziert<sup>625</sup>, während Werner Wolf und daraufhin auch Werner Schröder in der sechste Strophe ein eindeutiges Eingeständnis des Dichters des Vf. und des JT-Corpus sahen, dass Albrecht die Titirel-Fragmente ehemals selbst gedichtet hatte und nunmehr bereit sei, dieses Eingeständnis zurückzunehmen.<sup>626</sup> Abgesehen von den fehlenden Versen dieser Strophe, spricht jedoch nach heutiger Auswertung des Textbestandes vieles dafür, die Forschungsthese des 'Plagiatseingeständnisses' zu verabschieden und in der Strophe das zu sehen, was sie inhaltlich auch trägt. Ein Ich-Erzähler gibt zu erkennen, dass die eigentliche Geschichte um Sigune und Tschionatulander dem Dichter Wolfram zuzuschreiben ist.

Doch ist auch hierbei unklar, ob es sich dabei um den Parzival oder aber um die Titirel-Fragmente handelt.<sup>627</sup> Selbst unter Berücksichtigung der Tatsache, dass der Beginn des Vf. zweifelsohne nicht als die erste Strophe angesehen werden kann, weil der obere Blattrand abgeschnitten wurde und somit der Beginn des Vf. vollkommen unbekannt ist, muss man unter Umständen einen erheblich größeren Teil als bisher, als Verlust werten. Somit könnte einerseits das Titirel-Fragment Wolframs unter Umständen als möglicher Bezugspunkt gewertet werden, andererseits ist es jedoch auch nicht gänzlich von der Hand zu weisen, dass auch der Parzival als mögliche Referenz heranzuziehen wäre.

---

<sup>625</sup> Erich Petzet (1904), S. 306.

<sup>626</sup> Werner Wolf (1952/53), S. 311 f. hatte die sechste Strophe wie folgt resümierend paraphrasiert: »Aus Ehrfurcht vor dem grossen Meister habe ich jedoch, um ihm den wohlverdienten Ruhm nicht zu schmälern, unter seinem Namen geschrieben. Deshalb wäre es bitteres Unrecht, ja geradezu eine Verleumdung, mich des Plagiats beschuldigen zu wollen«. Die wortgewandte Paraphrasierung trifft jedoch nicht einmal ansatzweise den eigentlichen Wortlaut der Strophe und ist daher für jegliche Untersuchung unbrauchbar.

<sup>627</sup> Rüdiger Krüger (1986), S. 258 ff. bezieht die Formulierung *›durch daz‹* auf den gesamten Strophenkomplex Vf.1-5 und schließt daraus, dass der ganze Beginn des JT-Corpus von Wolfram gedichtet worden sei und dies nun durch seinen Bearbeiter und Fortsetzer öffentlich dokumentiert worden wäre. Da sich weder inhaltlich noch auf der sprachlichen Ebene ein solcher Bezug ausmachen lässt, kann dieser These keineswegs zugestimmt werden, zumal Rüdiger Krüger das Vf. als Legitimationsgrundlage seiner Hauptthese heranzieht, dass rund 1500 Strophen aus dem Bestand des JT-Corpus der Handschrift (A) von Wolfram selbst verfasst worden waren.

Siehe hierzu auch: *Andrea Lorenz* (2002), S. 73 f und *Werner Schröder* (1982a), S. 25 f.

Darüber hinaus muss bei der Untersuchung und Einordnung des Vf. in den Interpretationszusammenhang auch berücksichtigt werden, dass es sich bei den uns vorliegenden Titirel-Fragmenten, wahrscheinlich nicht um diejenigen handelt, welche dem Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) zur Verfügung gestanden haben, und auch spätere Bearbeiter eine uns heute nicht mehr erhaltene Abschrift als Vergleich herangezogen hatten. Gerade die Gruppe JT<sup>II</sup> - so hatte das Kapitel mit der sogenannten zweiten Hinweisstrophe gezeigt - weist Einarbeitungen aus den Titirelfragmenten Wolframs auf, die sich mit dem uns heute erhaltenen Text nicht decken. Als historisch gesichert kann damit keine Interpretation der Titirel-Fragmente absolut gesetzt werden, da der uns heute vorliegende Text lediglich einen 'Ist-Zustand' repräsentiert, welcher keinerlei Hinweise darauf liefert, ob es zur Zeit Albrechts und der ersten Abfassung der Handschrift (A\*) noch weitere Textpassagen gegeben hatte, die uns heute nicht mehr überliefert sind. Doch muss in diesem Zusammenhang die Frage nach den für den Konzepteur der Handschrift (A) zugänglichen und uns heute nicht mehr erhaltenen Titirel-Fragmenten dennoch gestellt werden, denn schließlich - so hatte sich im Verlauf der Untersuchung gezeigt - hat der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A), die *»aventure«* der uns heute unbekannt Version der beiden Fragmente in vollkommen abgewandelter und strukturell modifizierter Form seinem Werk zu Grunde gelegt. Zwar erinnert die Strophenform an Wolfram, jedoch wurde diese metrisch um ein Vielfaches ausgebaut, und die Auslegung und Interpretation der Liebesgeschichte an sich und die Schuldfrage Sigunes neuen Rezeptionsbedingungen der Zeit angepasst. Inhaltliche Aspekte wurden, wie sich gezeigt hatte, übernommen, jedoch in ihrer Auslegung und in ihrem Bedeutungsspielraum entscheidend verändert.

Gerade eine Untersuchung dieser Passagen hebt deutlich die Diskrepanz zwischen dem eigentlichen Wortlaut des JT-Kompendiums und dem uns heute erhaltenen Text der Titirel-Fragmente hervor und kann daher als noch lange nicht abgeschlossen gesehen werden. Als bisher gesichert kann jedoch die Tatsache angesehen werden, dass spätere Bearbeiter ab den Handschriften (D) und (E) - vor allem jedoch diejenigen des Überlieferungszweiges JT<sup>II</sup> - den Textbestand mittels der Titirelfragmente in dem Bewusstsein gebessert haben, einen Wolfram-Text zu bearbeiten, der schlecht überliefert wurde.

Es mag eine Ironie des Schicksals dieses Textes sein, dass die bisher als unumstößlich wirkende Kritik am JT-Corpus und vor allem an seinem Konzepteur Albrecht, nicht nur von der Philologie des 19. und 20. Jahrhunderts getragen wurde, sondern bereits schon zu

Lebzeiten Albrechts - also der Abfassungsperiode der Handschriften (A)-(B), allem Anschein nach diskutiert wurde.

Die Strophengruppe 7-11 des Vf. nimmt ähnlich wie der Wortlaut der Passagen JT, (A), 919-25 diese Kritik auf und verteidigt sowohl das JT-Corpus als Gegenentwurf als auch die Art und Weise, mit welcher der Text konzipiert wurde:

Vf. 7:» **[Vert man vf der straze vnd ist man darnach strebende,]**

**[daz] m[an iz]**<sup>628</sup> *durch mich lazze der auentivre niht w(e)rdicheit al gebende*

*vnd wil di slibt an allen orten chrumben,*

*so ker ich ze den wisen; waz solt al solbiew rede bi den tvmben?»*<sup>629</sup>

Ausgehend von der Tatsache, dass die erste Zeile der Strophe im Vf. nicht enthalten ist und eine 'gelungene' Zudichtung darstellt, sei ihre Bewertung vorerst dennoch zurückgestellt und der Fokus lediglich auf den uns tatsächlich erhaltenen Textgehalt gerichtet.

Die Kritik, welcher der Erzähler Albrecht ausgesetzt ist, bezieht sich einerseits auf seine 'Person' selbst, als auch andererseits auf das im JT-Corpus offensichtliche Stilideal. Der Anspruch des Ich-Erzählers im Prolog ›daz chrumbe an allen orten zu slibten‹ und Wolframs hakenschlagende Erzählweise in eine geradlinige und chronologische Abfolge zu überführen, scheint einer der Hauptkritikpunkte zu sein und bezieht sich auf eine bestimmte Darstellungsweise, welche im Gegensatz zu der Wolframs von dem Erzähler des

---

<sup>628</sup> Der erste Vers ist kein originärer Bestandteil des Vf., sondern stellt eine eigenmächtige Ergänzung des Editors dar, die beweisen soll, dass Albrecht der Vorwurf unterbreitet wurde, das Einfache krumm gemacht zu haben, was jedoch nicht in dieser Strophe sondern in den Strophen Vf., 3-4 thematisiert wird. Siehe *Rüdiger Krüger*, (1986), S. 258 f. und *Werner Wolf* (1952), S. 78, der ›di slibt‹ in der dritten Zeile zu ›man slibt‹ abändert, ohne hierfür eine Begründung anzugeben. Die Änderung des Wortlauts hat jedoch gravierende Auswirkungen auf die Interpretation der Zeile: Danach würde nicht mehr dem Erzähler ein Vorwurf gemacht werden, das Gerade krumm gemacht zu haben, sondern dieser kritisiert seine Kritiker sie hätten das ›chrumbe‹ verursacht. Siehe auch *Werner Schröder* (1993), S. 31, welcher die Strophe wie folgt übersetzt: 'Wenn einer, der auf der Strasse der Toren wandelt und nichts besseres zu tun weiß, als der Geschichte die Anerkennung zu versagen, weil ich sie neu erzählt habe, und überall das Gerade krumm zu machen sucht, so wende ich mich ab und halte mich an die, welche etwas von Literatur verstehen: was soll die in der Hand von Toren?'. Bedenklich scheint mir jedoch Werner Schröders Paraphrasierung, dass ein Text neu erzählt worden sei, eine Lesart, die sich jedoch an keiner Stelle aus dem mittelhochdeutschen Text extrahieren lässt.

<sup>629</sup> [Befindet man sich auf der Strasse der Torheit und hat man vor], *meinewegen der Aventure ihren wahren Wert nicht zuzugestehen und das Gerade überall krumm machen, dann wende ich mich den Weisen zu; denn was hat solche Rede bei den Dummköpfen zu suchen?»*.



JT-Corpus präferiert wird. Das ›*chrumben*‹ zu ›*slibten*‹ referiert aber offensichtlich auf das programmatische Stilideal, welches in der Handschrift (A) des Prologs verdeutlicht wurde und sich dort auf den Parzival Wolframs bezieht. Die Kritiker - so die siebte Strophe des Vf. - werfen dem Ich-Erzähler des JT-Corpus jedoch vor, gerade das Gegenteil getan zu haben, nämlich das Gerade krumm gemacht zu haben (›*vnd wil di slibt an allen orten chrumben*‹, Vf., 7, 2). Bezugnehmend auf die als Kernstelle zu verstehende Passage innerhalb des Prologs, welche als Referenz den Sinngehalt der Strophe des Vf. an dieser Stelle ergänzt, scheiden die Titirel-Fragmente Wolframs als Bezugspunkt hier aus und dokumentieren, dass das neue Stilideal des höfischen Romans, welches der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) mit seinem 'neuen christlichen Ritterideal' geschaffen hatte, die Ablehnung der nicht näher benannten Kritiker heraufbeschworen hatte. Der Ich-Erzähler hatte innerhalb des Prologs der Handschrift (A) unmissverständlich dargelegt, dass das ›*chrumben*‹, also das ›*ungerichtetes*‹ des Parzival geglättet werden würde, da dieser nach Ansicht des Erzählers zwar ›*gute lere*‹ enthielte, jedoch 'sündhaft' sei.

Gleichzeitig lässt sich auch ein Bezug zu den Strophen JT, (A), 919-25 herstellen, welche - so hatte die Analyse gezeigt - ebenfalls berechnete Zweifel an dem Kunstverständnis der Kritiker einräumen, da sie den Wolframschen ›*chrumben*‹ Erzählstil des Parzival dem ›*slibten*‹ vorziehen würden. Unter Berücksichtigung dieser Passagen, die sich innerhalb des Prologs der Handschrift (A) und in der Strophengruppe JT,(A), 919-25 nachweisen lassen, gewinnt gerade der Abschluss des JT-Corpus eine besondere Bedeutung. Nach Ansicht des Ich-Erzählers der Handschrift (A) - so hatte die Analyse der Passagen ergeben - ist der Parzival verwirrend bzw. fehlerhaft vollendet worden und bildet ebenso wie der Willehalm - dessen Anfang ebenfalls fehlerhaft ist - ein Werk, welches korrigiert und damit richtig vollendet werden muss. Dies wiederum rekurriert unweigerlich auf die innerhalb der Strophengruppe Vf. 2-4 entworfene Baumeistermetaphorik: Der unvollendete venezianische Dom des Vf. kann somit für den Parzival stehen und muss sich nicht unweigerlich auf die Titirel-Fragmente beziehen, da diese im JT-Corpus der Handschrift (A) im Gegensatz zum Parzival und Willehalm, an keiner Stelle namentlich genannt werden, auch wenn sie natürlich bezüglich der Erzählangebote im Hintergrund immer mitgedacht werden müssen .

Der Wolframkritiker und Konzepteur des JT-Corpus - so hatte sich bei der Analyse der Handschrift (A) gezeigt - durchbricht jedoch seine eigene Baumeistermetaphorik insofern, als er nicht wie in Strophe 2 des Vf. dem Bauplan Wolframs Folge leistet und dessen Konzept weiterführt, sondern vielmehr ein vollkommen

neues Konzept entwirft, welches auch ein neues Stilideal nach sich zieht, das dem Anschein nach von den vermeintlichen Kritikern nicht anerkannt wurde. Die Kritik der ungenannten Literaturkritiker zielt wohl darauf ab, dass der Ich-Erzähler das Stilideal Wolframs nicht seinem Werk zugrundegelegt hatte und einen neuen Stil vorzog. Ob es sich hierbei tatsächlich um eine zeithistorische Kritik an dem Stilideal des Ich-Erzählers handelt, oder sich eine rhetorische Polemik dahinter verbirgt, kann zwar nicht bewiesen werden, aber als Möglichkeit durchaus durchgespielt werden. Unter Berücksichtigung des Literaturexkurses Gottfrieds von Strassburg, welcher - wie in den Eingangskapiteln bereits untersucht - ebenso den ›chrumben‹ Stil Wolframs mit scharfen Worten diskreditiert, wenn er Wolfram vorwirft, dass »sîn rede ensî ebene unde slebt« (Tr. V. 4661), und ohne Erläuterungen aus »den swarzen buochen« (Tr. V. 4690) - also aus den Büchern der Nikromantie - nicht verstanden werden kann, kann die im Vf. zugrundeliegende Kritik an der Literaturkritik und Rezeption des 13. Jahrhunderts durchaus als ein historisches Faktum dieser Zeit angesehen werden.

Da die Strophe nur verstümmelt überliefert ist, ist auch eine den Wortlaut klärende Übersetzung insofern schwierig, als der Bezugspunkt des ersten Verses und der Beginn des zweiten Verses nicht berücksichtigt werden können. Doch abgesehen von den fehlenden Versbezügen, liesse sich die Strophe wie folgt darstellen:

*Wenn man der Aventure um meinetwegen nicht den wahren Wert zugesteht und das Gerade allerorts wieder krümmen will, so wende ich mich den Weisen zu, denn was könnten die Einfältigen mit dieser Rede (schon) anfangen?*<sup>630</sup>

Ebenso wie in den Strophen JT,(A), 919-25 werden die Voraussetzungen, mit welchen die sogenannten Kunstkritiker an die Beurteilung des JT-Corpus gehen, auf das Schärfste kritisiert und ihnen im gleichen Atemzug auch die Befähigung, literarische Texte zu bewerten, abgesprochen.

Vf. 8: »Mille artifex get in in al solbes chrigen,  
der vipper nater(n) lex, di sus mit vppicheit sich selben trigen,  
daz si durc(h) valsch di blenche wellent truben

<sup>630</sup> Andrea Lorenz übersetzt Vf. 7 wie folgt: »[Befindet man sich auf der Strasse der Torheit und hat man vor] um meinetwillen aufzugeben, nämlich der Aventure nicht ihren wahren Wert zuzugestehen und will (man) Gerades überall krümmen, dann wende ich mich den Weisen zu; was frommte solche Rede den Einfältigen?«

*vnd mit ir tarant varbe ie daz chrumbe gen dem slehten vben».<sup>631</sup>*

Vf. 9: *»Swer chupper gar ze golde mit kvnste machen chvnde,  
den beten si vil holde, swaz halt er vnselden dran erfvnde,  
ir golt si [allez] chvppher chesselbere.  
getihtbe nieman brufen solt wan der getihtbes meister were».<sup>632</sup>*

Der Erzähler sieht sich und seine Kunstfertigkeit einer Schar von Vipern ausgesetzt, die lediglich zur Befriedigung ihrer eigenen Eitelkeit<sup>633</sup> gewisse Stilideale präferieren und die einen bestimmten poetologischen Anspruch - nämlich das gerade und chronologische Erzählen einer Geschichte - unterminieren. Sie, die selbsternannten Literaturexperten, lehnen das JT-Corpus einzig und allein aus dem Grund ab, da sie das hakenschlagende, gekrümmte Stilideal Wolframs hier nicht verwirklicht sehen. Der Ich-Erzähler sieht in deren teuflischer Falschheit und ihrer Eifersucht - interpretiert man die Viper und den Skorpion als Tiere des Teufels - den Grund für die Negativbewertung seines Werkes. Es geht innerhalb dieser Strophen weniger um die Selbstbehauptung eines Dichters gegenüber einem zeitlich weiter zurückliegenden Autor, oder gar um eine Verteidigung der eigenen Person gegenüber den Leistungen eines anderen.

Worum es letztlich geht, ist eben weniger eine Exponierung der eigenen Person, als die Frage nach der Ausgestaltung eines literarischen Textes nach den Regeln der Dichtkunst, welche der Erzähler in seinem Werk richtig ausgestaltet sieht. Es geht - so banal dies vielleicht auch erscheinen mag - um die Grundkriterien eines jeden literarischen Werkes: Um die Frage, wie und vor allem auf welche Art und Weise wird eigentlich geschrieben bzw erzählt? Welche poetischen Prinzipien legt man dem Werk zugrunde? Gibt es bestimmte Leitlinien der narrativen Ausgestaltung eines Werkes? Bereits die Strophengruppe JT,(A), 919-25 hatte eben diese Gedanken durchgespielt und immer wieder als grundlegend herausgestellt, und man wird dem Vf. ebensowenig wie dem

---

<sup>631</sup> *»Der Tausendkünstler tritt in einen solchen Zwist ein, nämlich in die Schar der Viper-Natter, die sich selbst so mit Eitelkeit betrügen, dass sie um der Falschheit willen das Weiße trüben wollen und mit ihrer Skorpionart das Krumme gegen das Gerade setzen».*

<sup>632</sup> *»Wenn jemand aus Kupfer künstlich Gold herstellen könnte, denjenigen würden sie hoch einschätzen, welchen Schaden er auch immer damit hervorrufen würde, auch wenn ihr Gold kesselartiges Kupfer[eingebildetes Verhalten] sei. Literarische Werke sollten von niemand anderen beurteilt werden, außer von einem Meister der Dichtkunst».*

<sup>633</sup> *»ppicheit«* hier im Sinne des Übermaßes zu übersetzen, halte ich an dieser Stelle für falsch. Die Eitelkeit trifft den Kern der Strophe meines Erachtens sehr viel genauer.

Textcorpus des JT der Handschrift (A) die Tendenz absprechen können, ein bestimmtes literarisches Stilideal gegenüber dem Wolframs zu verteidigen.

Der Erzähler des JT- Corpus der Handschrift (A) verteidigt ein Stilideal, welches bereits von Gottfried von Straßburg und Thomasin von Zerklare als Zeichen gelehrsamer und meisterhafter Literatur angesehen wurde. Doch im JT-Corpus der Handschrift (A) werden diese Stilkriterien nicht nur übernommen und nachgezeichnet, sondern um ein Vielfaches überhöht.

Derjenige, der die Kunstfertigkeiten wahrer Dichtkunst beherrscht, fertigt - um die Metapher des Ich-Erzählers des Vf. der neunten Strophe zu übernehmen - ein Werk aus Gold, welches jedoch weniger Beachtung findet als jene Werke, die sich der 'Effekthascherei' bedienen und eine Dichtkunst generieren, die als Kupfer klassifiziert, nicht nur minderwertiger sind, sondern gleichzeitig auch irreparablen Schaden anrichten.<sup>634</sup>

Der Erzähler unterteilt die Literatur seiner Zeit damit in zwei Kategorien: In goldene Werke, welche nicht nur alle Kriterien meisterhafter Dichtkunst verkörpern und dadurch ihre narrative Gestaltung in höchster Vollendung zum Ausdruck bringen und welche auch die göttliche Heilsgeschichte selbst repräsentieren. Ihre Qualität schöpfen sie weniger aus der 'illustren Unterhaltung' eines höfischen Publikums und der Glorifizierung ritterlich-höfischer Ideale, als vielmehr aus der pädagogisch-klerikalen Intention heraus, die Literatur - als eine weisende, belehrende, paränetische und strukturstiftende verstanden zu wissen - als einen Spiegel der Gelehrsamkeit und des Wissens. Mit einem Wissen, welches sich innerhalb der christlichen Heilsgeschichte verorten lässt.

Alle anderen Werke werden mehr oder weniger der schwarzen Kunst oder der Alchemie zugeordnet, da sie das Publikum verblenden und falsche Geschichten vorgaukeln.

---

<sup>634</sup> Ob sich hinter den Metaphern Gold und Kupfer auch heilsgeschichtliche Anspielungen verbergen, die auf einen Diskurs der innerhalb des ganzen Werkes verwendeten Heilsteinmetaphorik hindeuten, kann an dieser Stelle letztlich nicht eindeutig bewiesen werden. Die sonst innerhalb des Werkes über weite Passagen hin verteilte Heilsteinkunde - die sich vor allem im Orientteil und in der Umdeutung des Presbyter-Briefes zeigt - würde den Interpretationsspielraum dieser Strophe erweitern. So gilt Gold nach den im 12. und 13. Jahrhundert bekannten Heilsteinbüchern, als das Edelmetall, welches die göttliche Kraft beinhaltet, während Kupfer dem magisch-mythischen Bereich der Venus und der falschen Minne zugeordnet wurde. Da sich das Kupfer eindeutig auf den Parzival bezieht, dessen »*unminne*« der Erzähler der Handschrift (A) immer wieder unterstreicht, wäre ein Bezug somit nicht ausgeschlossen.

*Reinhard Schiller* (1993), S. 93-96 und S. 101-103; *Methussalem* (2000), S. 160-61, S. 131-133.

Aus den Worten des Ich-Erzählers des Vf. kann die ihm entgegengebrachte Kritik nur insofern extrahiert werden, als sie ein bestimmtes Stilideal präferiert, welches vom Ich-Erzähler jedoch nicht dem JT-Corpus zugrundegelget wurde. Ob die Kritik hierbei auch auf das strukturelle Nebeneinander geistlicher und weltlicher Narrativik abzielte und damit auch eine bestimmte literarische Entwicklung der Zeit ablehnte, kann hypothetisch als Hintergrund gesehen werden, muss jedoch nicht zwingend als Ausgangspunkt der Kritik verstanden werden.

Der Erzähler konkretisiert in der, auf die mangelnde Urteilsfähigkeit der sogenannten Literaturkritiker folgende, Strophe Vf. 10 abermals seine Kritik und wiederholt die Grundbedingungen, unter welchen Literatur beurteilt werden soll<sup>635</sup>:

Vf. 10: »*Dvrchlevbtich guter merche ist melden wol erlobt  
mit witzzericher sterche. di aber solher chvnt sin berovbet,  
wi man diu wort zerfuret vnd samiliert,  
blumet vnd roselt, di lazzen meister vngeparatiert*«. <sup>636</sup>

Nur wer selbst über die nötigen Kunstfertigkeiten der sprachlichen und narrativen Gestaltung der Dichtkunst verfügt, sollte das Recht haben Literatur zu beurteilen.

Doch geht der Ich-Erzähler in dieser Strophe sogar noch einen Schritt weiter. Diejenigen, welche über die meisterlichen Kunstfertigkeiten nicht verfügen, sollten auch den wahren Meistern nicht 'beflecken' (>*di lazzen meister vngeparatiert*<), d.h. sie sollten auch nicht den Schein erwecken, Dichtung schaffen und beurteilen zu können. Es geht hierbei nicht mehr nur um das Faktum der prinzipiellen Grundbedingungen der Beurteilung von Literatur und welche Kunstfertigkeiten hierfür notwendig sind, sondern gleichzeitig auch um deren Schaffensprozesse. Jemand, der diese Kunstfertigkeiten nicht beherrscht, sollte weder Kunst beurteilen dürfen, noch gar selbst Kunst schaffen. Eine Kritik an Wolfram und seinen Werken ist hier keinesfalls indiziert, wengleich der Bezug zu den 'kupfernen Werken', die mehr Schaden anrichten, als eine gute Lektüre darstellen und das Prinzip der »*unminne*< repräsentieren, sich auf jene Aussagen strukturell beziehen könnten, die der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) im Prolog in Bezug auf den Parzival

<sup>635</sup> Bruno Boesch (1936), S. 100 f und 202 f und ders. (1977), S. 24 f.

<sup>636</sup> »Eine Meinungsäußerung ist der durchdringenden Beobachtungsgabe mit scharfsinniger Kraft gestattet. Diejenigen aber, denen die Kunstfertigkeit, wie man Worte trennt und zusammenfügt, blümt und mit Rosen schmückt, abgeht, sollten den Meistern nichts vorspielen.

dargelegt hatte. Der Bezug mag insofern auch innerhalb des narrativen Gefüges seine Berechtigung haben, da auch das Vf. indirekt auf den Parzival rekurriert und dieses Werk in Opposition zu seinem poetischen Stilideal erhebt.

Doch es geht dem Erzähler des Vf. nicht nur allein um den Stellenwert der Literatur und ihren Zweck, sondern letztlich auch um das dichterische Ansehen des Künstlers bzw. des Meisters, welches mit der Beurteilung von Werken Hand in Hand geht.

Vf. 11: »*Bleich rosen vnd ir treben ist edel vnd wunnebere.  
swer di wolt versmehen, durch daz ir vater ein linde breit niht were,  
der dovht mich der witzze in chranchem ryme,  
wan cheiser vnd keiserinne, den ist div rose ein edel werdiv blyme*«. <sup>637</sup>

Man wird in der Interpretation der metaphorischen Umschreibung keinesfalls zu weit gehen, wenn man die ›bleichen Rosen‹ mit dem JT-Corpus selbst identifiziert, welche man nicht verschmähen sollte. Der Bezug kann insofern hergestellt werden, da sich die Strophe unmittelbar auf die zuvor erhobene Kritikerschelte bezieht, welche die falsche und unversierte Bewertung des JT-Corpus beinhaltet hatte. Gleichzeitig intendiert die Strophe auch das Problem des mangelnden Ansehens, welches der Ich-Erzähler für sein Werk, also das JT-Corpus, von Seiten der kritisierten Literaturkritiker erhalten hatte. Der Lindenbaum könnte in diesem Fall für Wolfram stehen, dessen Ansehen demnach höher eingestuft wurde, als der Urheber oder gar der Vater des JT-Corpus. Die Baummetapher hierbei auf Wolfram zu beziehen, scheint insofern eine mögliche Deutung darzustellen, da diese Strophe die Vorbereitung für die Strophe Vf. 13 bildet, in welcher das Ansehen Wolframs, eine schon beinahe engelhafte Lichtgestalt zu sein, relativiert wird. <sup>638</sup>

---

<sup>637</sup> »Die blasse Rose und ihr Duft sind herrlich und freudenspendend. Wer diese verschmähen wollte, weil ihr Urheber/Vater nicht ein breiter Lindenbaum ist, der scheint mir nicht recht bei Verstand. Denn (selbst) Kaiser und Kaiserinnen schätzen die Rose als edel ein.

Vgl. hierzu die Übersetzung der Strophe durch Werner Schröder, (1993), S. 32: »Kostbar und freudenspendend sind bleiche Rosen und ihr Duft. Wer die verschmähen wollte, weil sie nicht so hoch und breit wie eine Linde sind, der ist in meinen Augen nicht recht bei Verstand«.

Auffällig an Werner Schröders Übersetzung, Erich Petzets Kommentar zu dieser Strophe und auch Volker Mertens Analyse, ist die Tatsache, dass bei allen das Wort ›vater‹ unübersetzt bleibt und übergangen wird.

Erich Petzet ( ), S. 307 und Volker Mertens (2005), S. 221.

<sup>638</sup> Die Linde ist einerseits höfisch konnotiert, andererseits korreliert der Lindenbaum als Metapher auch mit den 'kupfernen Werken' der ›unminne‹. Die Linde stellt den Liebesbaum schlechthin dar, der noch im Mittelalter als heidnisches Symbol der Göttin Frigga und Holda als wundertätig angesehen wurde. Im

Der Ich-Erzähler kritisiert die selbsternannten Literaturkritiker, die einerseits weder über die nötigen poetischen Kunstfertigkeiten verfügen, Literatur richtig beurteilen zu können, noch andererseits die nötige Meisterschaft besitzen selbst Literatur herstellen zu können. Daher spricht er ihnen auch das Recht ab, über sein Werk ein Urteil fällen zu dürfen. Gleichzeitig warnt er vor dem verderblichen Einfluss ihrer Beurteilungen und dem Schaden, der durch ihre Werke hervorgerufen werden kann. Wolfram wird zwar nicht direkt mit diesen Werken und deren Künstlern in Verbindung gebracht, rückt diesen aber - oder besser gesagt Frau Aventure - indirekt dann doch wieder sehr nahe, wenn er als Sinnbild der Liebe - dem Venusprinzip - gegen welches der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) erbittert zu Felde zieht, klassifiziert wird.

Das JT-Corpus, obwohl als herrlich und freudenspendend klassifiziert, fällt im Verhältnis zu dem Wolframs, dessen Ansehen von den Kritikern gemeinhin höher eingeschätzt wurde, nicht ins Gewicht, selbst wenn der Ich-Erzähler betont, dass sein Werk - also das JT-Corpus - sogar selbst vom Kaiser und der Kaiserin als herausragend eingeschätzt werden würde.

Der selbstbewußten Einschätzung der Wertigkeit des eigenen Werkes von Seiten des Ich-Erzählers des Vf. steht der Bewunderung Wolframs auf der anderen Seite nichts entgegen, selbst wenn man in Bezug auf die Strophen des Prologs innerhalb der Handschrift (A), die wohlwollenden Aussagen des Vf. bezüglich Wolframs kritischer einschätzen sollte.

Es ist anzunehmen, dass die Lindenmetaphorik in Bezug auf die beiden Werke vielleicht unter Umständen Thema der Strophe Vf. 12 gewesen sein könnte. Da uns die Strophe jedoch nur mit einer Zeile überliefert ist, kann keine wirklich verbindliche Aussage über mögliche Inhalte getroffen werden, wengleich die intratextuelle Verklammerung mit den vorherigen Strophen einen breiteren hypothetischen Interpretationsspielraum eröffnet:

---

alten Volksglauben versteckte man in den Rindenhöhlen eines Lindenbaums geschnitzte Bilder und brachte Hufeisen als Zeichen des Liebesglücks an. Lindenbarst - so die mittelalterliche Vorstellung - schützte vor Zauberei aller Art, Lindenasche auf den Äckern verteilt, sollte das Ungeziefer vertreiben und vor Krankheiten schützen. Erst das 12. Jahrhundert hat dem heidnischen Lindenbaum durch eingeschnitzte Motivbilder und Brustbilder Marias, ihr heidnisches Substrat genommen, doch innerhalb der Volksüberlieferung und des Volksglaubens bleibt die Linde auch weiterhin der Baum der Liebe.

Zur volkstümlichen Überlieferung und Metaphorik siehe: *Hans Schöpf* (1989), S. 108.

Vf. 12: »*mohtz aber phant erlosen vnd hetz ein wolf, ez devbt gut vnde reine*«. <sup>639</sup>

Es wäre hypothetisch durchaus möglich, dass sich in dieser Strophe, ähnlich wie auch im JT-Corpus der Handschrift (A) ein Spiel mit dem Namen Wolfram verborgen haben könnte, welches sich auf ein nicht näher bestimmtes Werk bezieht: Ein Werk, das ein Pfand einlösen könnte, selbst wenn ein Wolf - vielleicht Wolfram - es hätte, erschiene gut und schön. Unklar bleibt jedoch, welches Pfand dieses Werk hätte einlösen können und vor allem warum. Ob es sich hierbei um den Parzival Wolframs gehandelt haben könnte, kann letztlich nicht bewiesen werden. Selbst eine Paraphrasierung, die die Aussagen der vorherigen Strophen miteinbezieht, kann auch nur hypothetisch an den Inhalt der Strophe heranreichen:

Das Einlösen eines Pfands, wird trotz der Tatsache als gut und schön eingestuft, selbst wenn es einem Wolf gehören würde. Unter Berücksichtigung der vorherigen Strophe, die das Ansehen des eigenen Werkes des Ich-Erzählers zugunsten Wolframs als zu gering beachtet empfunden hatte, wäre die Möglichkeit, dass sich die verstümmelte Strophe auf Wolfram hätte beziehen können, vielleicht denkbar, insofern als die nächsten beiden Strophen sich vor allem darum bemühen, den Verdacht auszuräumen, er, der Ich-Erzähler des Vf., würde Wolfram in seinem Status als Dichter nicht anerkennen.

Vf. 13-14: »*Ich Albrecht nieman swache, daz ist mir immer wilde.  
wer der von eschenbache von himel chomen her in engels bilde  
mit flugen, sunnen var von got bechront,  
sin edel hob getibte kervnd ich mit lob niht richer han bedonet.*

*Er was in menschen modele vnd niht ein engel hilich.  
gotes gebe ze mangem rodele ist noch vil richer chvnt mit witzzen teilich.  
alle edliv chvnt sich bezzert, vnd niht bosert, vnd webet:  
chvnt div edel hobste, dast rein getibte; wi, wer div so versmehet!*« <sup>640</sup>

<sup>639</sup> »...aber könnte es einen Pfand einlösen, selbst wenn es ein Wolf hätte, es erschiene gut und schön«. Auch Andrea Lorenz (2002), S. 77, die den Vers in gleicher Weise übersetzt, kam bei der Aussage oder einer möglichen Verklammerung mit den beiden folgenden Strophen, zu keinem Ergebnis und verweist ebenfalls auf die Möglichkeit, dass die nicht mehr erhaltene Strophe ehemals ein Wortspiel mit dem Namen Wolfram enthalten haben könnte. Siehe auch: Karl Bertau (1983b), S. 167 ff.

<sup>640</sup> »Ich Albrecht, setze niemanden herab, das liegt mir zu aller Zeit fern. Wäre der von Eschenbach in Engelsgestalt mit Flügeln vom Himmel herabgekommen, von Gott mit Sonnenfarben gekrönt, ich hätte sein edles, großartiges Werk nicht höher loben können. Er war von menschlicher Natur und kein heiliger Engel. Die Gabe, die Gott so manchem Schriftstück



Das Lob seiner Dichtkunst, welches der Ich-Erzähler des Vf. Wolfram hier zuteil werden lässt, ist bezogen auf die kritischen Aussagen zum Parzival innerhalb des Prologs der Handschrift (A) erklärungsbedürftig. Selbst wenn Wolfram als Engel, von der göttlichen Gnade beseelt vom Himmel herabgekommen wäre, dann hätte er - der Erzähler Albrecht des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) - ihn nicht besser loben können. Der Ich-Erzähler wehrt sich gegen eine Glorifizierung Wolframs: Er war ein Mensch und kein Engel und aus diesem Grund kann der Konzepteur der Handschrift (A) - und des Vf. - auch an Wolframs Poetik Kritik üben und letztere korrigieren. Denn der Mensch bezieht seine Kunstfertigkeit allein von Gott, welche als Teil der göttlichen Gnade aufgefaßt wird. Damit wird die Kunst selbst zu einem göttlichen Gnadenakt, welcher den Menschen wiederum mit Gott selbst verbinden soll. Bezogen auf die Anfangspassage des Vf., ist die Aussage, dass die Kunst sich immer weiter verbessert, nicht weiter verwunderlich, denn die Kunst ist nach Vf., 2-4 nicht statisch, sondern stetiger Veränderung und vor allem Verbesserung unterworfen. Dies bedeutet jedoch nicht, ältere Leistungen damit zu schmälern, sondern letztlich nur, diese den neuen und geänderten Bedingungen und Erwartungen immer wieder anzupassen. Der Ich-Erzähler hatte auf der Textoberfläche mit seinem Lob auf Wolfram durchaus nicht geizt, doch gerade die auf der Metaebene vorgebrachte Kritik verschiebt die Deutungsperspektive der Belobigung Wolframs sehr deutlich.

---

*erwiesen hat, wird (auch) noch heute hoher und verständiger Kunst zuteil. Jegliche Kunst wird besser und veredelt sich, anstatt sich zu verschlechtern. Die kostbarste und höchste Kunst, das ist ein vollkommenes Gedicht, Wehe, wer dies so schlecht macht.*

Vgl. hier die Übersetzung der ersten beiden Verse der Strophe 14 des Vf. von *Andrea Lorenz* (2002), S. 71: »Er war von menschlicher Gestalt und kein heiliger Engel. Gottes Gabe, sehr hohe, verständige Kunst, ist noch Bestandteil manchen Schriftstücks.« In der Übersetzung bleibt der Bezug, worauf sich Gottes Gnade gründet zu unklar, denn dass Gottes Gabe in der hohen und verständigen Kunst bestehe, stellt m.E. eine Überterminierung des zweiten Verses dar, welche sich nicht mit der eigentlichen Aussage der Strophe in Einklang bringen lässt.

Ebenso verhält es sich mit der Übersetzung von *Werner Schröder* (1993), S. 32: »Gottes Gnadensiegel wird immer wieder wahrer Kunst zuteil. Alle Kunst strebt nach Vervollkommnung und Verschönerung. Die höchste Kunst ist ein vollkommenes Gedicht: wer wollte das schmälern.« Siehe auch *Thomas Neukirchen* (2006), S. 326, welcher den Vers Vf., 14, 2 ebenso aufgefasst hat wie ich selbst, jedoch »geben« als Gnade übersetzt, während ich »gebe« eher als Kunstfertigkeit auffasse, die der Künstler durch die göttliche Inspiration erhält.

Denn mit dem augenscheinlichen Lob könnte - erweitert man an dieser Stelle die Deutungsperspektiven - gleichzeitig auch die Kritik an der poetologischen Verfasstheit des Werkes Wolframs transportiert werden. Daneben sein Stilideal als unzureichend diskreditiert und Kritik an den selbsternannten, laienhaften Kunstkritikern geübt werden, welchen er aufgrund ihrer Befangenheit und unzureichenden Ausbildung die Befähigung abspricht, Literatur beurteilen oder gar schaffen zu können. Wenn der Erzähler noch in Vf. 8-11 die Unfähigkeit der Kunstkritiker als einen der Gründe gesehen hatte, warum minderwertige Kunstfertigkeiten gegenüber wahrer dichterischer Meisterschaft dennoch den Vorrang erhalten und darüber hinaus auch dessen Konzepture demzufolge höher geachtet werden als die eigentlichen Meister ihres Faches, dann gewinnt das Bild, Wolfram als göttlicher Engel, eine besondere Bedeutung. Gerade die Verschränkung der beiden Aspekte, die Kritik an den Kunstkritikern und Wolfram als Mensch und nicht als engelhaftes Wesen, kann in einen Zusammenhang gebracht werden, wenngleich die Strophen Vf., 13-14 zwar nicht explizit darauf verweisen, jedoch eine hypothetische Erklärung aus dem Gesamtkomplex des JT-Corpus extrahiert werden kann. An keiner Stelle innerhalb des Vf. wird Wolfram vom Ich-Erzähler als ein Dichter kritisiert, welcher sich selbst zur literarischen Lichtgestalt stilisiert. Es sind jedoch gerade die Literaturkritiker, welche durch falsche und unzureichende Beurteilungsschemata - wie es bereits das JT-Corpus in den Strophen JT,(A), 919-25 nahegelegt hatte - Dichtung zur Kunst erheben, welche den an sie gestellten Anspruch nicht erfüllt.

Die Strophe 14 des Vf. nimmt die Überhöhung der Engelsingestalt Wolframs wieder zurück und rekurriert auf den, für die klerikale Ausrichtung eines Großteils des Textes verantwortlichen Duktus, dass Gottes Worte das Corpus durchdringen sollen. Dies wiederum wird aus den bereits behandelten Strophen des Prologs JT, (A), 18 ff der Handschrift (A) ersichtlich, wenn dort der Parzival Wolframs als 'sündhaft', 'verworren' und unter heilsgeschichtlichen und formal-ästhetischen Aspekten als falsch diskreditiert wird, wenngleich er jedoch auch durchaus zu erkennen gibt, dass das Konzept an sich gut ist, jedoch modifiziert werden muss. Bezieht man demnach den Prolog der Handschrift (A) bei der Beurteilung des Vf. mit ein, so zeigt sich ein textuelles Spannungsfeld auf, welches auf den ersten Blick rein auf die Person Wolframs rekurriert. Die Untersuchungen und der unmittelbare Vergleich der beiden Texte an dieser Stelle, offerieren jedoch ein viel vielschichtigeres Bild. Die Kritik, welche der Erzähler Albrecht an Wolfram übt, ist nicht unmittelbar an die Person Wolfram gerichtet, sondern bezieht sich in erster Linie auf ein durch Wolfram vetretenes Stil- und Kunstideal, welches aus poetischen, formal-ästhetischen und theologischen Gründen abgelehnt wird. Der Erzähler Albrecht des

Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) übt jedoch nicht nur Kritik an der zu seiner Zeit gängigen Literaturpraxis, der Beurteilung und dem Schaffensprozess der Werke an sich, sondern kritisiert auch gleichzeitig die Glorifizierung der *'en vouge Dichter'* der damaligen Zeit. Darüber hinaus stellt sich der selbstbewusste Erzähler des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) auch gegen einen bestimmten 'Trend' innerhalb der Literatur, welcher alte poetologische Strukturen zu durchbrechen scheint, und versucht sie durch neue Inhalte zu ersetzen. Inhalte, die jedoch im Widerspruch zu einer festgefügteten Stil-Tradition stehen und die der Erzähler Albrecht gefährdet sieht.

Eine für den Erzähler Albrecht des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) fundamental wichtige Aussage ist bei der Untersuchung der Strophe Vf. 14 bisher leider unberücksichtigt geblieben, was nicht zuletzt auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass gerade die Übersetzung dieser schwierigen Strophe zu ganz unterschiedlichen Deutungen geführt hatte. Für den Erzähler Albrecht des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) - und hier vor allem innerhalb des Prologs - soll die Kunst in erster Linie das Wirken der göttlichen Heilsgeschichte verifizieren und den Künstler als von Gott selbst geleitet repräsentieren. Die Vollkommenheit, nach welcher ein wahres Kunstwerk strebt, dient demnach nicht der Glorifizierung des eigenen künstlerischen Anspruches, sondern steht im Dienste Gottes und dem Beweis der Heilsgeschichte durch Exemplifizierung an und in der weltlichen Welt. Die Gnade Gottes wird demnach nur den Werken zuteil, die erstens die Heilsgeschichte beweisen und darüber hinaus sich völlig in den Dienst der Vermittlung des göttlichen Wirkens stellen. Dies wiederum hat zur Folge, dass sich eine exaltierte Stellung des Dichters gegenüber einem Werk verbietet. Daher mag der Vergleich Wolframs mit einer engelhaften Lichtgestalt, welche der Erzähler auf das Menschliche zurückbindet, auch innerhalb des textuellen Gefüges diese Gewichtung erhalten, denn der Erzähler des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) kritisiert Wolframs Stilideal, die Narrativik des Parzival und zuguterletzt die, seines Erachtens unbegründete, glorifizierende Stellung, die man dem Dichter von Seiten laikaler Kunstkritiker zugesprochen hatte.

Wolfram, so argumentiert der Erzähler Albrecht des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A), war kein von Gott gesandter Engel, sondern lediglich ein Mensch. Von dieser Prämisse des Prologs der Handschrift (A) ausgehend, in welchem der Erzähler Albrecht das 'Zwei-Menschen-Modell' gegenüber dem 'Drei-Menschen-Modell' Wolframs postuliert hat, liegt die Konsequenz auf der Hand, hier die strukturelle gedankliche Verbindungslinie zu ziehen und den bereits im Prolog angelegten Gedankengang fortzusetzen, dass demnach Wolframs Werk auch nicht vollkommen sein kann. Hatte die

Forschung bisher dem Erzähler Albrecht des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) eine gewisse selbstüberschätzende Arroganz vorgeworfen, Wolfram überbieten zu wollen, dann sollte diese Ansicht heute bis zu einem gewissen Grad relativiert werden. Es geht dem Erzähler Albrecht nicht um die Überbietung dessen was Wolfram hinterlassen hatte, sondern es geht ihm einzig und allein um die Richtigstellung weltlicher und heilsgeschichtlicher Aspekte, die er durch die fortschreitende 'Illiterarisierung' der Dichtkunst - und hierbei fokussiert er vor allem den Parzival - gefährdet sieht. Kunst soll kein statisches Modells sein, sondern sich gewissermaßen immer mehr weiterentwickeln, bis sie die höchste Vollendung erreicht hat. Er kritisiert nicht Wolfram als Person, sondern Wolfram als Dichter, Wolframs geänderten poetologischen Anspruch und vielleicht sogar eine gewisse - neuzeitlich gesprochene - 'Trendbewegung' der Literatur des 12. bzw. 13. Jahrhunderts, die sich im Parzival materialisiert hatte, durch welche er den christlichen Glauben, die weltliche Ordnung und vor allem die Dichtkunst gefährdet sieht. Darüber hinaus auch unter Umständen die Annahme, dass das literarische Schaffen seinen Höhepunkt bereits erreicht hatte und man ähnlich wie innerhalb des Architekturmodells der ersten drei Strophen des Vf., nur noch auf den Spuren der Älteren weitermachen könne.

Die strikte Differenzierung zwischen jenen Dichtern, welche über die nötige Meisterschaft verfügen, wahre und vor allem richtige Literatur zu schaffen, und jenen laikalen Dichtern, deren Werke den traditionellen Ansprüchen nicht genügen, wird auch in der nächsten Strophe des Vf. fortgesetzt, wenn der Erzähler des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) Wolfram als Laien-Dichter klassifiziert und damit erneut indirekte Kritik am glorifizierten Status des Dichters von Seiten der Literaturkritiker übt.

Vf. 15: »Ez wart nie baz gesprochen von deheins leien mvnde,  
 daz lob im niht zerbrochen wirt von mir albrehte ze keiner stvnde.  
 ob immer bezzer rede werde geborte  
 im tversch von einem leien, swuor ich da fur, so wer min sin betortex.<sup>641</sup>

Die prinzipiellen Unterscheidungskriterien und strikten Klassifizierungsschemata, welche der Ich-Erzähler des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) für die meisterlichen Dichter und die Laiendichter aufgestellt hatte, werden nunmehr exemplifiziert. Wolfram ist

<sup>641</sup> »Keines Laien Mund sprach je besser (und) dieser Lobspruch wird ihm von mir, Albrecht, zu keiner Stunde geschmälert. Falls ich schwören würde, auf Deutsch würde niemals von einem Laien Besseres zu hören sein, so wäre ich töricht.«

in den Augen des Erzählers, der sich hier an dieser Stelle Albrecht nennt, ein 'Laiendichter', welcher jedoch im Verhältnis zu anderen ungenannten Dichtern eine herausragende Stellung unter den volkssprachlichen Künstlern einnimmt, die Albrecht auch keineswegs schmälern will. Doch wenngleich Albrecht Wolfram einerseits an dieser Stelle als 'Laiendichter' zu würdigen weiß, so offenbart sich jedoch durchaus andererseits eine Kritik an seiner Person als Dichter. Vor allem dann, wenn man die Aussagen im Vf. mit dem Prolog der Handschrift (A) vergleicht und zwischen der Kritik der 'falschen', 'sündhaften' und 'verwirrenden' *aventure* des Parzival (JT, (A), 18-24) und dem Lob auf die laikale Dichtkunst im Vf. zu vermitteln sucht. Doch in Anbetracht des Konzepts des JT-Corpus kann von einer Rivalität, die sich in der Herabwürdigung Wolframs niederschlägt, jedoch nicht die Rede sein. Der Verlauf des JT-Corpus der Handschrift (A) hatte gezeigt, dass es Albrecht nicht um die Diffamierung eines Künstlerkollegen geht, sondern um die Durchsetzung eines poetischen Konzepts.

Es geht Albrecht prinzipiell um die Erhaltung bzw. Einhaltung einer bestimmten poetologischen Tradition, einer Durchdringung des höfischen *Aventure*-Konzepts mit der Heilsgeschichte und vor allem um die Gefahren der sittlichen Gefährdung durch die Verbreitung falscher literarischer Vorstellungen, die vor allem an den Grundfesten des christlichen Glaubens rütteln. Dem vorzubeugen bedarf es der *aventure*, die nicht nur nach meisterlichen formalen Kriterien gestaltet sein sollte, sondern vor allem auch die richtigen inhaltlichen Aspekte repräsentieren soll. Von diesen Beobachtungen aus gesehen, mag man sowohl das Vf. in seiner fragmentarischen Form, als auch den Prolog des JT-Corpus der Handschrift (A) und die gegenseitigen Ausdifferenzierung der beiden poetischen Gestaltungsformen als einen Versuch verstehen, *das krumben* des Parzival durch ein höchst artifizielles und vielleicht an vielen Stellen intellektuell überfrachtetes JT-Corpus zu ersetzen, welches heilsgeschichtliche Dogmen mit der höfischen *aventure* zu verbinden versucht. Ein Rekurs auf die Titul-Fragmente ist so gesehen durchaus möglich, wenn es um die Ausgestaltung offen gebliebener Erzählangebote geht, doch unter Berücksichtigung der Parallelen zwischen dem Vf. und dem JT-Corpus der Handschrift (A), spricht doch vieles dafür den Parzival und seine Poetik als eigentlichen Referenztext ins Auge zu fassen.

Dass die Titul-Fragmente dem Konzepteur des JT-Corpus und dem des Vf. bekannt waren und für die inhaltliche Struktur von Bedeutung waren, kann nicht in Abrede gestellt werden. Doch wird innerhalb des JT-Corpus an keiner Stelle auf diese verwiesen

und auch innerhalb des Vf. ist eher davon auszugehen, dass es sich um den Parzival handelt.<sup>642</sup>

Vf. 16-17,1-2: »*Swer einer frowen schone niht wan ein wengel sehe,  
vnd man ir lobes chrone an werdicheit in allen richen iebe,  
vnd wer si furbaz nimmer mer gesebende:  
ein muotich mannes hertze, ich wen, dem wer niht lip*<sup>643</sup> *daran gesebende.*<sup>644</sup>

*Dise aue(n)tivr gelichen sol man der werden frowen  
gar vil der tugende richen [let si vns ein uberwunne schowen]*«. <sup>645</sup>

Der Erzähler Albrecht vergleicht den hier nicht näher bestimmten Text mit einer Frau, wenn er weiter erläutert, dass das das Vorgefundene zu wenig ist, um einen Teil davon überhaupt sehen zu können. Obwohl der Text in allen Ländern gerühmt wird, kann ihn der Erzähler jedoch nicht als ein Ganzes sehen, da dieser unvollständig ist. Da dies niemandem

---

<sup>642</sup> Wenngleich eine vergleichende Analyse des JT-Corpus der Handschrift (A) mit den Fragmenten Wolframs leider immer noch aussteht, hatte die Forschung bisher immer von einer Einarbeitung der Wolframschen Titul-Fragmente gesprochen, welche sich nach dem uns heute erhaltenen Textzeugen auf 170 Strophen beläuft. Innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) beläuft sich die umgearbeitete Sigune und Tschionatulander-Geschichte der Wolfram-Fragmente jedoch auf 633 Strophen. Von einer 'Einarbeitung' dieser Fragmente kann daher, vergleicht man die beiden »*aventureux*« miteinander, nicht die Rede sein, da das Erzählkonzept des JT-Corpus ganz andere Wege geht als Wolframs Fragmente.

<sup>643</sup> Das Vf. verzeichnet hier tatsächlich »*lip*«, was auf eine Verschreibung hindeutet, da an dieser Stelle »*liebe*« im Sinne von Freude mehr Sinn machen würde.

<sup>644</sup> »*Wer von einer schönen Dame nur eine Wange sähe, deren Lobes Krone wegen ihrer Würdigkeit in allen Ländern besungen wird, und würde man sie von da an nicht mehr sehen, ich glaube, dem Herzen eines mutigen Mannes widerführe damit keine Freude. Die von mir erzählte Geschichte soll man mit der schönen Frau vergleichen, sie lässt uns viele Vorzüge im Übermaß sehen (Variante: deren ganze Vollkommenheit nun erst sichtbar wird)*«.

Vgl. hierzu auch die Übersetzungen von Werner Schröder (1993), S. 33: »*Aber wer von der Schönheit einer Frau, der in allen Landen das höchste Lob gezollt wird, nur eine Wange konnte und sie niemals in voller Gestalt zu sehen bekäme, hat er ein männliches Herz, so würde er sich, denke ich darüber nicht freuen.* «.

Andrea Lorenz (2002), S. 72 übersetzt die Strophe wie folgt: »*Wenn jemand von einer schönen Dame nur die Wange erblickte, deren Lobes Krone hinsichtlich ihrer Würdigkeit man in allen Landen sänge und er sähe sie fernerhin nicht mehr - ich glaube, dem Herzen eines wackeren Mannes widerführe keine Freude. Diese Geschichte möge man mit der vortrefflichen Dame, der tugendreichen, gleichsetzen*«. [*Sie lässt uns übergroßes Glück erblicken...*].

<sup>645</sup> »*Die von mir erzählte Geschichte soll man mit der schönen Frau vergleichen, deren Vollkommenheit nun erst sichtbar wird*«. Die in eckigen Klammern ergänzte Verszeile stammen aus der Feder von Werner Wolf und ist innerhalb des Textes des Vf. nicht verzeichnet.

Freude machen würde, müsse man die Erzählung demnach zu Ende führen. Der Text des Erzählers Albrecht sei mit einer Frau zu vergleichen, deren Vollkommenheit sichtbar ist, wenn man alles von ihr zu sehen bekommen würde. Mit anderen Worten ließe sich sagen, dass sich Albrecht auf einen Text bezieht, welcher seiner Aussagekraft aufgrund des Status der Unfertigkeit verlustig gegangen ist, er jedoch einen Text vorweisen kann, welcher alle Kriterien erfüllt, vollkommen zu sein. Bezogen auf die Aussagen innerhalb des Prologs (JT,(A), 18-24 und 64 ff.) der Handschrift (A), kann man den unfertigen Text auf den Parzival beziehen, welchen der Ich-Erzähler als zu verwirrend, unfertig und nur in den Ansätzen als ausgearbeitet kritisiert hat und daher nun von ihm neu geschrieben wird. Ebenso wäre jedoch an dieser Stelle auch der Verweis auf die Titurel-Fragmente logisch, denn wenn es tatsächlich um die Unfertigkeit geht, dann passen die hier aufgestellten Kriterien auf die Fragmente Wolframs. Bezieht man jedoch die Unfertigkeit bzw. die Unvollkommenheit auf die fehlende poetische Stringenz und das kritisierte Frauendienstmodell des JT-Corpus der Handschrift (A), so wäre die Referenz der Parzival Wolframs. Die Frage, die sich hier vor allem stellt ist, ob die kritisierte Unvollkommenheit des Parzival oder die Unvollständigkeit der Titurel-Fragmente hier angesprochen sind. Eine Entscheidung, die aufgrund der Blattverluste des Vf. wohl offen bleiben muss, denn sie kann allein aus den uns überlieferten Texten nicht zweifelsfrei bewiesen werden. Für die Handschrift (A) des JT-Corpus - so hatte sich gezeigt - scheint jedoch mehr der Parzival der eigentliche Referenzbezug zu sein, da die Fragmente namentlich nicht genannt werden.

Alle bisherigen Übersetzungen haben in der metaphorischen Umschreibung der schönen Dame, von welcher man jedoch jedoch nur eine Wange - also einen Ausschnitt - erblickt habe, die *›aventure‹* der Titurel-Fragmente Wolframs identifiziert, wenngleich die Strophe selbst diese Deutung nicht unbedingt stützt. Die allegorische Lesart, dieser Textstelle besagt jedoch, dass man sich nicht nur mit einem Teil zufrieden geben sollte, sondern mit dem ganzen Text. Daher füllt das JT-Corpus der Handschrift (A) nicht nur die fehlenden Teile auf, sondern modifiziert das Vorhandene, um es neuen poetologischen Ansprüchen anzupassen. Werner Schröder indes, liest aus dem Vergleich mit der schönen Dame eine abschätzige Herabstufung des Erzählers des Vf. gegenüber Wolfram heraus, dessen Werk er als bloße 'Wange' bezeichnet, um seine eigenen Leistungen gegenüber denen Wolframs besser zu positionieren und die Wolfram-Fiktion damit zu rechtfertigen.<sup>646</sup> Auch Rüdiger Krüger hatte die gespielte Devotion des Vf.-Erzählers durch den Rekurs auf den Markus-Dom-Vergleich zu rechtfertigen versucht und damit ebenfalls eine apologetische

---

<sup>646</sup> Werner Schröder (1982), S. 103-134 und wieder (1989), S. 527 f.

Haltung gegenüber Wolfram aus dem Text herausgelesen, die einzig und allein darauf abzielt, eine Rechtfertigungsstrategie für seine Fortsetzertätigkeit konsequent durchzuführen.<sup>647</sup> Die Interpretation des Vf. auf dieser Basis des Eigenlobs des Erzählers des Vf. gegenüber Wolfram als seinem Vorgänger, gründet sich jedoch einzig und allein auf der Annahme, dass die Wolfram-Fiktion als Gestaltungskriterium dem JT-Corpus eingeschrieben ist und dieses im Nachhinein aus nicht weiter eruierten Gründen zurückgenommen werden musste, bzw. gerechtfertigt werden sollte. Die bisherigen philologischen Annäherungen an dieses Problem sahen ihre Analysen dadurch bestätigt, dass es sich bei dem im Vf. nicht näher bezeichneten Text um die Wolfram-Fragmente handelt und die erste Hinweisstrophe des JT-Corpus der Handschrift (A) ebenfalls auf diese verweisen würde. Was die Modifikation der wenigen Erzählangebote anbelangt, die das Kernstück der Wolframschen Titirel-Fragmente bilden, kann diese Deutung sicherlich berechtigt sein. Doch gerade die vom Ich-Erzähler das ganze JT-Corpus hindurch kritisierte poetische Kunstideal Wolframs bezieht sich auf den Parzival.

Doch hatte die Forschung dieses bis zum heutigen Tag vollständig ausgeblendet und den Text des Vf. nur unter diesen Prämissen untersucht. Um die Folgen, die sich aus diesen Modellen ergeben, zu verdeutlichen, ist es sinnvoll diese in aller Konsequenz durchzuspielen. Geht man also rein hypothetisch davon aus, dass der Text des Vf. auf die Wolfram-Fragmente anspielt, so muss als logische Konsequenz aus der bisherigen Interpretation dieser Textstelle - ausgehend von den Beobachtungen von Werner Schröder, Rüdiger Krüger und Werner Wolf - jedoch dann ebenso gefolgert werden, dass die beiden uns heute fragmentarisch erhaltenen Titirel-Bruchstücke, zu Lebzeiten Wolframs und unmittelbar danach über weite Landesteile hinweg einen gewissen Bekanntheitsgrad innegehabt haben müssten, auf welchen sich der Erzähler Albrecht des Vf. an dieser Stelle bezieht. Dabei stellt sich jedoch die Frage, ob die beiden Bruchstücke zu Lebzeiten Wolframs bereits als Fragmente erhalten waren, oder ob es gar ein - vollkommen hypothetisch angenommen - ganzes Titirel-Werk Wolframs gegeben haben könnte. Denn unter Berücksichtigung der Tatsache, dass man tatsächlich die beiden Titirel-Fragmente hinter der metaphorischen Umschreibung der schönen Frau identifiziert, müsste man folglich auch davon ausgehen, dass die beiden losen Fragmente zur Zeit Wolframs ihren 'literarischen Siegeszug' angetreten hatten.

---

<sup>647</sup> Rüdiger Krüger (1986), S. 258 und Kurt Nyholm (1986), S. 199.



Eine allzu hypothetische Annahme, die bisher bei der Identifizierung des angedeuteten Textes innerhalb der Analysen und der aus ihnen resultierenden Konsequenzen für die Interpretation der Textstelle nie berücksichtigt wurde. Andererseits kann, selbst wenn die Referenzbezüge sich nur aus den Werken anderer Dichtungen extrahieren lassen, ein Bekanntheitsgrad des Parzival indes als faktisch erachtet werden. Damit schließt sich auch unmittelbar eine Frage an, welche von Seiten der JT-Forschung in den letzten Jahren immer wieder gestellt wurde und gerade für die Wolfram-Fiktion so wichtige 'Beweise' erbracht hatte. Warum wird an keiner Stelle des JT-Corpus der Handschrift (A) oder des Vf. deutlich auf die Wolfram-Fragmente verwiesen? Zwar hatte man dies mit allerlei philologischen Winkelzügen, gelungenen Umstellungen und Zudichtungen zu beweisen versucht, doch rekonstruiert man den Text nach der Handschrift (A), so erscheinen die vormals so stichhaltigen Beweise eher nebulös. Die These, der Erzähler verweise nicht auf die Fragmente, da sonst die Wolfram-Fiktion nicht konsequent durchgespielt werden kann, ist bar jeder Grundlage. Wenn eine hypothetische Wolfram-Fiktion im Sinne der vorsätzlichen Täuschung angelegt worden wäre, dann hätte der Erzähler auch nicht auf den Parzival verweisen dürfen. Vor allem nicht auf die Art und Weise, wie er es im Prolog der Handschrift (A) getan hat. Eine Wolfram-Fiktion wäre nur dann wirklich glaubwürdig, wenn der Erzähler sein 'eigenes' Werk nicht als sündhaft und schlecht, in den philosophischen Grundzügen ganz brauchbar, aber im Allgemeinen als dringend verbesserungswürdig klassifizieren würde. Das Verschweigen der Fragmente hätte demnach keinen Sinn, wenn der Ich-Erzähler befürchtet hätte, dass man unter Umständen Wolframs Text gegen seinen abwägt und den Divergenzen unweigerlich auf die Spur kommt. Denn schon allein die Verweise auf den Parzival und die scharfe Kritik an diesem Werk hätten ein fiktives Publikum stutzig machen können. Daher gibt es fußend auf der, die Forschung so lange beherrschenden, Fiktions-Theorie keinerlei Grund die Fragmente zu verschweigen. Konsequenterweise hätte er dann auch den Parzival-Passus im Prolog und verstreut auf verschiedene Strophen Gruppen, nicht aufnehmen dürfen.

Doch genau dies, das Voraussetzen der Textkenntnis des Parzival, ist dem Erzähler der Handschrift (A) an vielen Stellen innerhalb des Text-Corpus besonders wichtig:

JT,(A), 328, 1-4: »*Wie dem palas wære zem gral und der gezierde,*<sup>648</sup>

<sup>648</sup> Zwar ist auch der Gralspalast Thema der Titirel-Fragmente, doch die Beschreibung des Grals und die Anspielung auf die fehlende Empathie Parzivals hinsichtlich der geforderten Frage an Anfortas, »dem

*des habt ir vor daz mære, wie man da Parzifal[e]n kondinierde  
durch fragen bi dem trurigen wirt,  
des in zûbtrich ein valte me danne unbescheidenheit verirtex.*

Desweiteren bei der Beschreibung des Taufsteins bei der Taufe von Parzivals Bruder:

JT,(A), 522,1-2: »**Hie vor in Parzifale** <sup>649</sup> *der touf stein ist gepriset.  
durch daz an disem male wirt sin zierde nicht von mir bewisex.*

Und vor allem in Bezug auf das Sündenregister des Anfortas, bei welchem der Erzähler noch einmal deutlich unterstreicht, dass er narrative Elemente aus dem Parzival nicht einfach doppelt übernimmt, sondern nur dann, wenn er diese modifiziert in einen neuen narrativen Bezugsrahmen stellt:

JT,(A), 5263: »*Waz diu sunde wære darumb er leit die qulae?  
de(s) sult ir vragen mere Trefizent, der seitiz Parzifale  
an dem herrn karffritag bi dem fiure.  
macht ich zwo rede uz einer, so jehe mir kunst nicht ordenlicher stiure.*

Ein Verschweigen der Fragmente aus Gründen der Aufrechterhaltung einer Rolle scheidet somit eigentlich aus, denn die Geschichte des Titurel war immer schon ein Teil des Parzival, an welchen sich das damalige Publikum erinnern würde. Ein weiterer Grund, der auch am wahrscheinlichsten als ein solcher angesehen werden kann ist, dass die Fragmente tatsächlich nur eine Rohskizze darstellten, die Wolfram aus ungeklärten Gründen - der Erzähler Albrecht nennt innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) den Tod des Dichters als Grund - nicht zu Ende bringen konnte. Dies wiederum würde jedoch die Frage aufwerfen, wie Albrecht an die beiden Fragmente gekommen sein könnte. Darüber hinaus stellt sich auch unweigerlich die Frage, inwieweit - wenn überhaupt - die Fragmente in vollem Umfang einem gedachten Publikum an Literaturkundigen eigentlich bekannt waren.

---

*trurigen wirtex*, passt eher auf den Parzival Wolframs.

<sup>649</sup> Die Hervorhebungen der Verse sind nicht Bestandteil der Edition, sondern dienen lediglich der Hervorhebung.

Aus den wenigen Anmerkungen, die sich aus der Passage JT, (A), 919-25 extrahieren lassen, lässt sich eigentlich nur schließen, dass der Parzival als Ganzes oder aber auch in Teilen einem größeren Kreis bekannt war, denn die scheinbar dem JT-Erzähler der Handschrift (A) vorgebrachte Kritik bezieht sich einzig und allein auf den Parzival, nicht aber auf die beiden uns als Fragmente überlieferten Textsegmente Wolframs, die jedoch mit denen, die der Konzepteur der Handschrift (A) zur Verfügung gehabt haben muss, nicht identisch sind. Ob daraus der Schluss gezogen werden kann, dass die Fragmente demnach vielleicht so gut wie unbekannt waren, kann als mögliche Erklärung dienen, lässt sich jedoch nicht eindeutig nachweisen.

Desweiteren kann noch ein weiterer Grund angeführt werden, warum die beiden Wolfram-Fragmente innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht erwähnt werden: Sie dienten dem Konzepteur dieser Handschrift lediglich als Anleitung oder Ideensammlung, die dieser jedoch vollkommen modifizierte. Bisher hatte die Forschung immer wieder auf den Umstand verwiesen, dass das JT-Corpus der Handschrift (A) sich die beiden Wolfram-Fragmente einverleibt hätte und das 'Mammut-Epos' um die von Wolfram generierte Geschichte herumgebaut hätte. Dieser Ansicht ist nach der Rekonstruktion und dem heutigen Stand der Forschung aus mehreren Gründen zu widersprechen. Die Erzählangebote, die sich aus den beiden Titul-Fragmenten ableiten lassen, sind im Verhältnis zu denen, welche aus dem Parzival extrahiert werden, schon beinahe verschwindend gering. Bis auf wenige Motive - das Grundgerüst der tragischen Liebesgeschichte - und sprachliche Bilder, die sich jedoch auch in anderen Werken der Zeit als allgemeines Beschreibungsinventar finden lassen können und wohl den damaligen literarischen Geschmack widerspiegeln, hat Albrecht aus den beiden Fragmenten nichts übernommen, was die Interpretation rechtfertigt, der Konzepteur habe die Textblöcke Wolframs einfach an der richtigen Stelle unverändert eingebaut.

Der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) hat jedoch Unmengen von selbst generierten Handlungssträngen in die Geschichte inseriert, die sich aus beiden Werken Wolframs nicht ergeben hätten. Die gesamte Vorgeschichte des Gralsgeschlechtes, verschiedene Einzelaspekte bezüglich Gamuret und der Kindheit Parzivals, die genauen Umstände, die zur Verletzung des Anfortas geführt haben, die Verlängerung der Beschreibung der einzelnen Liebespaare unter Bezugnahme der Tugendlehre aus den Predigten Bertholds, die mit ihrer traurigen Liebesgeschichte auf dem Halsband des Hundes eingeschrieben sind und die Umdeutung des Presbyter-Briefes zur Beschreibung des Priesterreiches des König Johannes - um nur einige gravierende Beispiele zu nennen -

entstammen nicht der Hinterlassenschaft Wolframs. Diese Aspekte stellen völlig eigene Konzepte dar, die der Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) seinem 'neuen Parzival' einverleibt und welche sich weder aus dem Parzival, noch aus den Titurel-Fragmenten extrahieren lassen.

Die Titurel-Fragmente werden innerhalb des JT-Corpus nicht genannt, weil sie für die Konstitution des Erzählten nur insofern Bedeutung haben, als dass sie Eckpfeiler der Handlungsstruktur beinhalten, welche jedoch innerhalb der Handschrift (A) vollkommen neu arrangiert und handlungsweisend aufgefüllt werden. Sie haben nur insofern Relevanz, als sie bestimmte Themen und Hintergründe liefern, die es dem Konzepteur des JT-Corpus der Handschrift (A) ermöglicht hatten, die grundlegenden narrativen Ansätze Wolframs zu entschlüsseln, die wiederum seinen Gegenentwurf legitimieren. Karl Lachmann und auch Werner Schröder sprachen bei ihren ersten Untersuchung des JT-Corpus von einem Dichter, welcher sich der Werke Wolframs bedient habe, als wären diese ein 'Steinbruch'. Da die Modifikationen, welche der JT-Konzepteur seinem Text einverleibt hat jedoch einen fundamentalen Gegenentwurf darstellen, kann diese These nur noch sehr schwer aufrechterhalten werden.

Kennt man von einem Werk, dem Parzival, nur einen Teil, da dieser im poetischen Verständnis Albrechts nicht vollkommen ist und obgleich dieser in allerlei Landen bereits Anerkennung gefunden hat, wird man dennoch an diesem Werk keine Freude haben. Durch die *›aventure‹* des JT-Corpus, die der Erzähler Albrecht hier erzählt, hat man jedoch eine ganze Geschichte vor sich, welche vollkommen ist. Erst durch das JT-Corpus ist also eine poetische Vollkommenheit im Formalen wie auch Inhaltlichem erreicht und der Rezipient kann sich somit an der ganzen *›aventure‹* erfreuen. Eine Aventure jedoch, die sich mit Wolframs keineswegs deckt. Damit einhergehend greift die These, das JT-Corpus würde die Titurel-Fragmente Wolframs vervollständigen, nicht mehr. Die These kann schon deshalb nicht mehr überzeugen, da ein unmittelbarer Vergleich der Grundkonzeptionen deren Verschiedenartigkeit sowohl innerhalb der künstlerisch-ästhetischen Formgestaltung der Titurelstrophe, als auch innerhalb der gesamten Narrativik, in den zuvor bereits besprochenen Kapiteln deutlich gezeigt hatte. Der gesamte Minnekomplex Wolframs wurde von dem Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) zurückgewiesen und durch ein heilsgeschichtliches Modell des 'neuen christlich-höfischen Ritters' ersetzt, welcher mehr oder weniger dem Höfischen entbunden als Gottesritter funktionalisiert wird. Weder Wolframs Minne-Konzeption, noch der eigentliche Verlauf der unglücklichen Liebesgeschichte zwischen Sigune und

Tschionatulander sind erhalten geblieben, sondern vielmehr in einen vollständig neu erarbeiteten Bedeutungsrahmen überführt worden, welcher mit den eigentlichen Titul-Fragmenten nicht mehr viel gemein hat, ausser des Themas.<sup>650</sup> Inhalt und Form sollten einander nicht nur bedingen, sondern die Handlung sollte einfach und nachvollziehbar dem Rezipienten alles an die Hand geben, was dieser braucht, um den substantiellen Gehalt der Lehre extrahieren zu können.

Was der Ich-Erzähler des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift(A) von der poetischen Konzeption eines Kunstwerks einfordert, deckt sich auch mit den Forderungen, welche Gottfried von Straßburg im Prolog des Tristan als Grundkriterien für die Dichtkunst aufgestellt hat:

Tr. I,1-36: »Gedaebte mans ze guote niht  
von dem der werlde guot geschiht,  
sô waere ez allez alse niht,  
swaz guotes in der werlde geschiht.  
Der guote man swaz der in guot  
und niwan der werlt ze guote tuot,  
swer daz iht anders wan in guot  
vernemen wil, der missetuot.  
Ez zimet dem man se lobene wol,  
des er iedoeh bedürfen sol,  
und lâze ez ime gevallen wol,  
die wîle ez ime gevallen sol.  
Tiure unde wert ist mir der man,  
der guot und übel betrahten kan,  
der mich und iegelîchen man  
nâch sînem werde erkennen kan.  
Êre unde lop diu schepfent list,  
dâ list ze lobe geschaffen ist:  
swâ er mit lobe geblüemet ist,  
dâ blüejet aller slahte list.  
Rehte als daz dinc z'unruoche gât  
daz lobes noch êre bât,

---

<sup>650</sup> Kurt Nybolm (1984), S. 135 f.

*als liebet daz, daz êre hât  
 und sines lobes niht irre gât  
 Ir ist sô vil, die des nu pflegent  
 daz si daz guote z'übele wegent,  
 daz übel wider ze guote wegent:  
 die pflegent niht, si widerpflegent.  
 Cunst unde nâhe sehender sin  
 swie wol diu schênen under in,  
 geberberget nît zuo z'in,  
 er leschet kunst unde sin «.*

Gottfrieds einleitende Gedanken treffen den Kern der Problematik, in welcher sich der Ich-Erzähler des Vf. zu sehen scheint. Das Diktum des Kunstschaffenden verdiene auf jeden Fall das Lob des Publikums, da dieser im Bewußtsein, etwas Gutes und Nützliches in bester Absicht zu tun, sein Schaffen den Menschen als Hilfe und Unterstützung offeriert. Für jeden bietet der Kunstschaffende also in gewisser Weise eine bestimmte ›lere‹ an, aus welcher ein persönlicher Nutzen gezogen werden kann. Indirekt fordert Gottfried damit auch das Publikum auf, die Kunst an sich zu ehren, selbst wenn nicht unmittelbar für jeden einzelnen die ›lere‹ extrahierbar sei. Es bedarf somit der richtigen Abwägung zwischen dem Richtigen und dem Falschen. Das Publikum muss also in der Lage sein, dieses aufgrund seines Verständnisses zu leisten. Eine sehr vorsichtige Formulierung, die unterschwellig ein bestimmtes gebildetes und kunstverständiges Publikum anvisiert, welches in der Lage ist, zwischen dem Guten und dem Schlechten der Dichtung oder der Kunst an sich unterscheiden zu können. Der Kunstverständige rückt damit nicht nur zweifelsfrei in die Position des Kritikers des Kunstschaffenden, sondern erhält damit auch eine Schlüsselposition innerhalb der Rezeption und Antizipation des Werkes. Darüber hinaus - so Gottfried weiter - kann Kunst sich nur durch das Lob des Rezipienten selbst immer weiter entfalten und zu wahrer Größe aufsteigen und bedarf daher der Unterstützung und der Anerkennung. Um dies jedoch zu gewährleisten wird ein Publikum vorausgesetzt, welches gebildet und geschult über einen gewissen Kunstverstand verfügt und damit auch in gewisser Weise berechtigt ist, die Kunst im weitesten Sinne - und hier natürlich vordergründig im Sinne der Literatur - überhaupt richtig beurteilen zu können. Doch gerade der geforderte Kunstverstand, so der Ich-Erzähler spöttisch, sei bei den meisten fehlgeleitet, denn es gebe nur allzu viele, die die schlechte Literatur für gute halten und umgekehrt. Eine Erklärung hierfür bleibt der Tristan-Dichter seinem Publikum schuldig und verweist lediglich auf die Mißgunst und den Neid, welcher der Kunst und unter

Umständen auch dem Dichter selbst entgegengebracht werden und als logische Konsequenz und auch dem Intellekt Schaden zufügen.

Eine Parallele zum Ich-Erzähler des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) in diesem Punkt zu ziehen, liegt durchaus im Bereich des Möglichen. Bereits die Strophengruppe JT,(A), 919-25 hatte vor allem die sogenannten Kunstkritiker und das Publikum kritisiert, welchen gerade diese von Gottfried erhobenen Kriterien thematisieren, jedoch in spezifischer Weise noch deutlicher pointieren.

Doch bevor auch das Vf. die Grundbedingungen der Poetik für sein Werk ins Spannungsverhältnis zu den seiner Zeit gängigen Kunstkriterien erhebt, schafft der Erzähler durch das Anzitiieren Wolframs die nötige Voraussetzung, um die geänderten Perspektiven seines eigenen Kunstschaffens zu exemplifizieren.

Vergleicht man die Wolfram-Fragmente mit dem JT-Corpus der Handschrift (A), so würde sich zeigen, dass einzig und allein das Thema noch an Wolframs Fragmente erinnert, doch die Ausgestaltung und narrative Einbettung einen tatsächlichen Gegenentwurf darstellt. Die divergierenden Unterschiede machen es somit schwer, an der These festzuhalten, der JT-Corpus der Handschrift (A) vervollständige lediglich die Fragmente Wolframs, selbst wenn der Konzepteur des JT-Corpus die Titulstrophe zwar auf den ersten Blick zu übernehmen scheint, sie jedoch - wie sich aus der Analyse der Passage JT,(A), 919-25 bereits gezeigt hatte - metrisch um ein Vielfaches überbietet und damit eine 'neue Titulstrophe' schafft. Die Tatsache, dass er damit ein Kunstwerk schafft, dessen Strophenform den ohnehin schon schwierigen Textgehalt noch mehr verrätselt, gehört ebenfalls zu dem elaborierten Spiel des Erzählers und seinem Anspruch, das Corpus nicht nur als höfische Unterhaltung zu verstehen, sondern vielmehr den Text als Leitfaden einer gesellschaftlichen-literarischen Reform zu begreifen, welcher durch seine hoch artifizielle Strophenform als bloßer Unterhaltungswert einer *›aventure‹* kaum vorstellbar ist, sondern vielmehr als Lesetext konzipiert wurde. Durch die gewählte Form ist der Rezipient gezwungen, sich dem Corpus mit höchster Aufmerksamkeit zu widmen, um die lehrhaften Sequenzen zu verstehen, die sich erst durch mehrmaliges Wiederholen in ihrer Bedeutung entfalten. Die Form des Corpus zwingt förmlich zur Rekapitulation der Lehre, die sich dem reinen Unterhaltungswert entzieht und sich zu einem Lehrprogramm auffächert.

Der Erzähler erweckt in der Strophe 16 des Vf. auf den ersten Blick tatsächlich den Eindruck, als ob er etwas vollständigen würde, was durch Wolfram 'fragmentarisch' erhalten ist. Verfolgt man diesen Gedanken jedoch genauer, so kommt man nach

Auswertung der dafür in Frage kommenden Textpassagen des Vf. und des JT-Corpus der Handschrift (A) unweigerlich zu dem Schluß, dass der Ich-Erzähler des JT-Corpus der Handschrift (A) nicht Wolframs Fragmente der Geschichte um Tschionatulander und Sigune vervollständigt - so wie Wolfram sie womöglich hinterlassen hatte, denn der Ich-Erzähler hatte ganz andere Handlungselemente dem JT-Corpus der Handschrift (A) zu Grunde gelegt - sondern den Parzival poetisch vervollständigt. Verschiedene Erzählangebote, wie beispielsweise die Hintergründe für den zweiten Orientfeldzug Gamurets, Tschionatulanders Rache für den Tod desselbigen, das Schicksal Lohengrins, die Bedeutung von Lehelin und Orilus, die gesamte Genealogie Titurels, die ausgesparten Passagen um das weitere Schicksal Parzivals und Kondwiramurs, die Ausgestaltung des Grundes, warum Parzival wegen des Todes seiner Mutter nur zehn Jahre lang Gralskönig bleiben darf, das Geheimnis des Grals und nicht zuletzt das sagenhafte Reich des Priester Johannes - um nur einige der vollkommen neuen Erzählangebote zu nennen - die innerhalb der Parzival-Konzeption nur angedeutet waren, erfahren innerhalb des JT-Corpus der Handschrift (A) eine detaillierte Ausgestaltung bzw. werden von Grund auf neu gedeutet oder gar als gänzlich neue Entwürfe und Lösungsvorschläge inseriert.

Der Prolog hatte das Konzept, unter welchem das JT-Corpus der Handschrift (A) verstanden werden sollte, klar definiert und die nötigen Rahmenbedingungen hierfür gesetzt:

JT,(A), 86,4: *»swaz Parzival da birget, daz wirt zu liehte braht an vaket zunden«.*

Erst durch das JT-Corpus der Handschrift (A) werden die verschiedenen Erzählstränge, die der Erzähler Albrecht für verworren und unchronologisch im Parzival verbunden sieht, gebündelt, richtiggestellt und gebessert. Der Parzival ist der Text, welchen Albrecht als Erzähler als 'sündhaft' und 'falsch' in den Strophen JT, (A), 18-24 diskreditiert hat, dessen Grundkonzepte der Leistungsminne durch das Konzept des 'neuen christlich-höfischen Ritters' bzw. Gottesritters ersetzt werden und welcher eine völlige Umkehrung der Aussagen erfährt. Das dieses Schicksal auch den Titurel-Fragmenten Wolframs widerfährt, die, wie die Untersuchungen gezeigt haben, ebenfalls in ihrer Grundaussage modifiziert werden, ist demnach kein Widerspruch. Die Wolframschen Titurel-Fragmente vervollständigen jedoch nicht das JT-Konzept, denn Albrecht nutzt lediglich das Grundgerüst der tragischen Liebesgeschichte, überführt dieses in seinen neuen Corpus und setzt dem eigentlichen Konzept Wolframs ein Gegenkonzept entgegen, welches den Parzival redigiert.



Für den Erzähler Albrecht haben die Titurel-Fragmente nur insofern Bedeutung, als sie nötige Erzählangebote offerieren, mit welchen der Parzival von Grund auf neu ausgedeutet und um einige modifizierte Erzählstränge erweitert werden kann. Sie stellen gewissermaßen erweiterte Erzählangebote dar, dessen sich der Erzähler bedient, diese für sich nutzbar macht und damit ein vollkommen neues Werk schafft, dessen Fundament und Lehrhaftigkeit auf der im JT-Corpus exemplifizierten Tugendlehre basiert, die als Weisung und *»lere«* allen Menschen zugänglich gemacht werden soll und dessen Inhalte der Erzähler Albrecht durch den Parzival und Wolframs Minnekonzept gefährdet sieht.<sup>651</sup>

Da die Strophe 17 des Vf. uns heute nur noch durch den ersten Vers und die Hälfte des zweiten Verses überliefert ist, können alle weiteren Vermutungen, ob der Erzähler vielleicht noch weitere Gründe genannt hatte, oder um welchen Gönner es sich tatsächlich gehandelt haben könnte, lediglich hypothetischer Natur sein. Doch selbst wenn das Vf. nur durch seine 17 Strophen überliefert ist, so liefert es andererseits - vorausgesetzt man begegnet diesem Text mit der nötigen Vorurteilsfreiheit - wichtige Bezugspunkte, die das JT-Corpus der Handschrift (A) in einem völlig anderen Licht präsentiert und gleichzeitig auch die exklusive Abhängigkeitsthese von den Wolframschen Titurel-Fragmenten endgültig verabschiedet.

Zusammenfassend ließe sich sagen, dass sowohl das Vf. als auch die sogenannte erste Hinweisstrophe keinerlei nachweisbaren Beweise auf der textuellen Ebene erbringen, dass es sich um eine Vervollständigung oder Einverleibung der Titurel-Fragmente Wolframs handelt, sondern um die Konzeption eines - wenn man so will - 'neuen' Parzival. Was sich jedoch dennoch nicht aus dem Text erklären lässt, ist das Spannungsverhältnis des Wolfram-Lobs innerhalb des Vf. und die Abwertung desselben im Prolog der Handschrift (A). Eine Lösung des Problems ließe sich nur insofern herstellen, wenn man sich der Deutung der bisher als erste Hinweisstrophe bekannte Passage entledigt und sie in ihrem eigentlichen Wortlaut liest. Nicht Wolfram als Dichter steht im Zentrum der dort vorgebrachten Kritik, sondern seine Poetik, die dieser dem Parzival zugrunde gelegt hatte. Das Konzept des Parzival und seine sich daraus für die Literatur ergebenden

---

<sup>651</sup> JT,(A), 65,1-4: «**Dirre aventure kere**, si si *krump* oder *slihte*,  
*daz ist nicht wan ein lere. darumb sol ich si wisen uf di rihte.*  
*hie vor ist si mit tugenden an gevenget,*  
*ir houbet, ir brust, ir siten, ir füeze die sint mit tugenden gar gemenet.*»

Konsequenzen, die zur damaligen Zeit gängigen Bewertungskriterien und eine etablierte Kritikerkaste werden kritisiert. Der Erzähler Albrecht verteidigt sich als Erzähler nicht gegenüber der Person Wolframs, sondern er verteidigt einen bestimmten poetischen Anspruch, den dieser durch den Parzival nicht gewährleistet sieht und in den Passagen JT,(A), 919-25 exemplifiziert.

Die letzte Strophe des uns überlieferten Vf. verabsolutiert abermals, unter welchen Bedingungen das JT-Corpus als ›*lere*‹ verstanden werden sollte. Es geht prinzipiell um eine bestimmte poetische Formgestaltung, welche die ›*aventure*‹ als eine sich generierende Tugendlehre begreift. Die hierbei verwendete Baumeistermetaphorik zu Beginn des Vf.-Fragments, ordnet den Text an sich - also das JT-Corpus der Handschrift (A) - einem ganz bestimmten Zweck zu. Der poetologische Anspruch das Kunstwerk - in diesem Fall den Markus-Dom - nach den Grundzügen des Vorgängers weiterzugestalten, wird jedoch insofern zurückgenommen, da sich der meisterlicher 'Nachfolger' nicht an die Vorgaben Wolframs hält, sondern ein völlig neues Kunstwerk schafft. Seine Überlegungen speisen sich somit aus der Retrospektive eines bereits fertiggestellten Werkes, mit welchem die Titul-Fragmente nicht gemeint sein können, sondern letztlich nur der Parzival.

Darüber hinaus erinnert gerade der Markus-Dom-Vergleich an die breit angelegte Beschreibung des Graltempels im JT-Corpus der Handschrift (A) und die daraus resultierenden Analogien zum Status eines Künstlers im Dienste Gottes. Hier bildet die Beschreibung den erzählerischen Höhepunkt der Geschichte um Titul und gleichzeitig eine alttestamentarische Analogie zum Tempel Salomon (JT,(A), 366, 3-4). Dieser Tempel, der Gott selbst und den Gral für die Christenheit beherbergen soll, wird im Verlauf der Beschreibung zu einem transzendentalen Körper, der die reine Seele des Menschen darstellt, welche durch die sakrale Baukunst und die dabei verwendeten Materialien vor den Zugriffen des Bösen geschützt wird.<sup>652</sup>

JT,(A), 367: »*Mit wunsch aldar zesniten gab im got di steine,  
so daz da gar vermiten. In ierl'm wart groz vnd cleine  
Chein meizel, hamer noch ander wapen erklenget*

---

<sup>652</sup> Die unterstrichenen Passage bilden den eigentlichen Wortlaut der Handschrift, welcher in der Edition durch Werner Wolf nach den Vorgaben der Handschriften (B)-(E) gebessert wurde, da die Strophe in dieser Form keinen Sinn ergibt.

*nie zu halbem nagele. sust wart ir werk mit gotes kraft gemengete.*<sup>653</sup>

Gott selbst stellt alle Materialien für die Künstler bereit, damit Hammer und Meißel nicht unnötig die Ruhe des neuen Jerusalems stören könnten. Die Ausgestaltung des Tempels, so der Text der Handschrift (A) wurde von den besten Baumeistern der damaligen Zeit zu einem ganz bestimmten Zweck vorangetrieben, welche mit »*listen meisterlichen*« (JT,(A), 355,4) ihr naturwissenschaftliches Wissen mit dem der christlichen Heilsteinkunde verbinden.<sup>654</sup> Ihr Wissen stellt eine Sammlung antiker und zeitgenössischer Fakten dar, ordnet sie aber als handwerklich-erlernbare Kunst, der sakralen Kunstfertigkeit unter.<sup>655</sup> Die Künstler verfügen zwar über diese exzellenten Kunstfertigkeiten, doch sind es nicht die Bauherrn und Künstler selbst, die dem Graltempel seine charakteristische Form verleihen, sondern sie fungieren lediglich als Erfüllungsgehilfen eines göttlichen Bauplans, welchen Titirel von Gott selbst mittels des Grals erhalten hatte.

JT,(A), 516: »*Des gcales zeichenunge kan nieman (gar)*<sup>656</sup> *vol bedüten*<sup>657</sup>,  
*weder munt noch zunge. den tempel han ich werden christen lüten*  
*zu rehter lere merke wol erbowen,*

---

<sup>653</sup> JT,(A), 367: »*Mit wunsch aldar zesn̄[d]en gab im got di steine,*  
*so daz [man schal] verm̄[d]en [kund] in Jerusaleme. gros [noch] cleine*  
*[wart] meizel, hamer noch ander wapen erklengete.*

Die in den eckigen Klammern eingefügten Besserungen stellen Werner Wolfs Besserungen der Strophe dar.

<sup>654</sup> Auffällig bei der Konzeption des Graltempels ist vor allem die Verwendung der antiken und mittelalterlichen Heilsteinkunde. Die bei der Beschreibung funktionalisierten Heilsteine dienen nicht allein der verzierenden Ausschmückung, sondern werden durch Titirel dem Gralsvolk als solche vorgestellt, die vor allem der 'Entgiftung' von Sünden dienen sollen. Siehe hierzu: JT, (A), 568, in welcher der Achat alle Bereiche der Seele vor allerlei gefährdenden Giften schützen soll, damit die Seele des Menschen als göttliches Gefäß des Grales das Seelenheil erlangen kann. Die aus der Biblexegese sich generierende Vermischung des Symbolischen mit dem Magischen, ist hierbei jedoch nicht als Widerspruch zu verstehen, sondern erwächst der Modifikation antiker Lithologie, die in den Bereich der Moralphilosophie der Scholastik eingebunden wird. Siehe hierzu: Stephen C. Jaeger (1989), S.120 ff. Künftig auch: Bianca Desirée Heidker, Zur Funktionalisierung antiker und mittelalterlicher Heilsteinkunde im Jüngerem Titirel. Zwischen christlicher Ausdeutung und magisch-rituellem Gebrauch.

<sup>655</sup> JT,(A), 331-422. Siehe hierzu: Henning Brinkmann (1980), S. 138 f.

<sup>656</sup> Von der Edition in den Text inseriert, doch eigentlich für das Verständnis der Strophe nicht zwingend notwendig.

<sup>657</sup> Die Edition ändert hier zu »*düten*«. Eine Konjektur, die eigentlich an dieser Stelle nicht nötig gewesen wäre.

*ob si zu got mit triwen unz<sup>658</sup> tempels zeichenunge wellent schowen«.*

Der Tempel stellt als architektonisches Kunstwerk das Paradies selbst dar, doch wird dieses funktionalisiert und zum göttlichen Lehrgebäude selbst, welches nicht mehr allein den Gral der Christenheit beherbergt, sondern das Gebäude selbst wird zum sichtbaren Zeichen der Heilsgeschichte, von welchem die Wahrheiten abgelesen werden können.

JT,(A), 517: »Der Jerusalem exempel zem vronen paradise  
ist hie zem gral der tempel, und doch gelich der zierd in solcher wise,  
(als) halmes zunde uber al di werlt vaste<sup>659</sup>  
mit lichte mac erlichthen fur al der svnder glast mit wider glaste«.

Die *aedificatio fidei*, welche der Erzähler des JT-Corpus an dieser Stelle im Rahmen des mehrfachen Schriftsinns verwendet, situiert den Tempel als Lehrgebäude, welches andererseits auch die heilsgeschichtlichen Lehrinhalte vermittelt. In einem weiteren Schritt wird das göttliche Lehrgebäude als Zeichen der Heilsgeschichte auf die menschliche Seele hin ausgelegt. Titurel ermahnt seine Gralsgemeinschaft immer wieder dazu, sich als lebendige Abbilder des Gralstempels selbst zu sehen, denn Gott solle besser in den Seelen der Menschen beherbergt sein, als in einem von Menschenhand geschaffenen Tempel:

JT,(A), 518: »Mit wunschen himelrichet ewic sele, an ere!  
des grales wunsch entwicht den, di (da) pflegen(t) müze rere.  
tugende leben kan ewic leben erstriten,  
alsam di (da) zem grale di luter herze(e) tragen(t) zallen ziten«.<sup>660</sup>

Die Tugendhaftigkeit der Menschen ist der Schlüssel zur Erlangung des Heils und der Teilnahme an der 'vergemeinschafteten' Gralsseele:

JT,(A), 527-28: »Man sibet den gral von tugenden. swer di hat behalten  
von kindes<sup>661</sup> jugende, ob er halt niht der edeln pflicht sol walten,

<sup>658</sup> Die Handschrift (A) schreibt hier »unz« während die Edition folgerichtig zu »ans« ändert.

<sup>659</sup> Die Handschrift (B) schreibt hier entgegen der übrigen Textzeugen: »Reht alsam der tag vber al die werlte«.

<sup>660</sup> Die in den runden Klammern vorgenommenen Besserungen wurden von Werner Wolf in die Edition eingeführt.

<sup>661</sup> Die Edition ändert hier zu »kintlicher«.

*den lat sich doch der gral vil gerne schowen,  
bat in der touf begozzen und ist da bi an tugenden unverbowen.*

*Dem tempel gar geliche sol sich der mensche reinen.<sup>662</sup>  
er bedarf wol zierde riche, sint daz sich (got) dar inne wil gemeinen  
des menschen sele zu werdem bus genoze.  
nein, edel menschen herze, nu ler den lip di edel tugende groze!«*

Die Schlussfolgerung, aus der über weite Strecken allegorisch ausgedeuteten Baumeistermetaphorik des Neuen Textaments, bildet auch gleichzeitig den Schlusspunkt der Gralsrede Titurels und vereint die eigentliche Zielsetzung des JT-Corpus:

*JT,(A), 545: »Di inner sacrastene<sup>663</sup>, so luter klar gereinet,  
dem gral gevellert so bene, daz er si zu wesene minnet unde meinert.  
noch lieber ist got wesen in der sele,  
di sunden ist gevriet. diu belibet vri vor aller belle quele.«*

Auf der Grundlage der Sündenfreiheit kann die Seele des Menschen an der göttlichen 'Gralsseele' teilhaftig werden und ganz von ihr eingenommen werden. Die Voraussetzung hierfür stellt jedoch ein gänzlich tugendhaftes Herz dar, welches vor allem im Aventure-Gespräch JT,(A), 229-65 vom Erzähler des JT-Corpus durch die falsche ›minne‹ und die damit verbundene Sündhaftigkeit des Menschen gefährdet wird. Die allegorische Ausdeutung der Baumeistermetaphorik bezieht sich demnach auf zwei ineinander übergreifende Konzeptionen. Zum einen versinnbildlichen sie das geforderte Streben eines jeden Christen nach der Vollkommenheit der menschlichen Seele, als einem Behältnis Gottes, und zum anderen wird durch die *aedificatio fidei* das Text-Corpus des JT der Handschrift (A) doppelt funktionalisiert. Es stellt nicht nur die Grundbedingungen auf, unter welchen die 'Gralsseele' erlangt werden kann, sondern wird selbst zum sichtbaren Gralstempel, durch dessen göttliche Zeichen das Paradies erreicht werden und der Mensch das Seelenheil erlangen kann. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass gerade das JT-Corpus der Handschrift (A) mit der Beschreibung des Paradieses endet, also dem eigentlichen Zielpunkt der ›lere‹.

---

<sup>662</sup> Die Handschrift (B) lässt vor diesem Strophenbeginn einen großzügigen Zwischenraum, der unter Umständen für eine kleinere Unterüberschrift gedacht war.

<sup>663</sup> Die Edition bessert hier zurecht die Verschreibung zu ›sacristine‹.

Die Analyse einzelner zentraler Textstellen innerhalb der Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) hatte gezeigt, dass sich die allegorische Ausdeutung der Erzählweise bis auf die einzelnen Handlungsträger ausdehnt und sie zu weltlichen Platzhaltern alttestamentarischer Figuren werden, welche die Heilsgeschichte beweisen sollen. Ausgehend von dieser Beobachtung übernimmt auch der Ich-Erzähler der Handschrift (A) eine doppelte Funktion. Er ist Erzähler und Konzepteur des ‘verschrifteten neuen Jerusalems’, welcher sich von Gott selbst beauftragt sieht, den - wie ich es nennen möchte - ‘Schrifttempel für das Seelenheil der Menschen’ zu bauen. Gleichzeitig übernimmt er auch innerhalb des Textgefüges die Funktion Titurels, nämlich die des Unterweisenden und Lehrenden. So wie Titurel bei seiner Abdankungsrede das Gralsvolk an seine eigentlichen Pflichten erinnert, so belehrt auch der Erzähler ein fiktiv gedachtes Publikum und darüber hinaus die personifizierte Aventure, die dem Gralskonzept zuwiderläuft und geläutert werden muss. Der Text wird somit selbst zu einem Tempel der Heilsgeschichte, zum göttlichen Signum der Wahrheit Gottes und schließlich zur Menschenseele selbst. Der eigentliche Auftraggeber ist Gott und die Ausführung obliegt dem Künstler, der sich jedoch streng an die von Gott gegebenen Vorgaben zu halten hat. Bezieht man diese grundlegende Analyse der Baumeistermetaphorik - ausgehend von den Passagen JT,(A), 919-25 des Text-Corpus der Handschrift (A) bis hin zum Vf. - in die Überlegungen der Rollen-Konstituierung mit ein, dann schließt sich der Kreis und eröffnet einen strukturell erweiterten Interpretationsspielraum. Unter diesen strukturellen Bedingungen, die sich aus der textuellen Verklammerung des gedanklichen Aufbaus des JT-Corpus der Handschrift (A) ungeachtet der hier bereits deutlich zu erkennenden Abschreibefehler ergeben, mag auch verständlich sein, warum gerade die Umstellungen, die durch verschiedene Redaktoren und Bearbeiter und zuletzt von Werner Wolf und Werner Schröder vorgenommen wurden, das Text-Corpus in sich gesprengt und zu keinem Ergebnis gebracht hatten.

Das Lehrgebäude des JT-Corpus ist ein in sich hermetisch abgeschlossenes Textgebäude (*denique sit quodvis, simplex dumtaxat et unum*)<sup>664</sup>, in welchem die einzelnen Baelemente einem festen Bauplan folgen. Wenngleich das Corpus durch seine formal-ästhetische Gestaltung und feste Strophenverzahnung einen relativen Schutz vor störanfälligen Eingriffen bietet, haben die zahlreichen Umstellungen und Umdichtungen deutlich gezeigt, dass die Störanfälligkeit weitaus größer einzuschätzen ist, als man glaubte. Dennoch kann das Corpus nach seiner Rekonstruktion annähernd eine textuelle Gestalt

---

<sup>664</sup> *Quintus Horatius Flaccus: Ars Poetica* (1984), V. 23.

annehmen, die es ermöglicht, den Bauplan neu zu decodieren. Dies wiederum hat - so haben die Untersuchungen bisher gezeigt - gravierende Auswirkungen auf die Rollenkonstitution der Handschrift (A) und seiner Situierung als *splendor personae*.

Mit anderen Worten ließe sich sagen, dass die erlernbaren Fähigkeiten der Architektur, Naturwissenschaft, Heilsteinkunde und Literaturpoetik von jedem Meister durchaus ausgeführt werden können, es jedoch der göttlichen Führung, des göttlichen Auftrags bedarf, um aus einem menschlichen Kunstwerk einen vollendeten Beweis der Allmacht Gottes zu schaffen. Damit verschiebt sich auch der selbstbewusste Anspruch des Künstlers, sein Werk durch seinen Willen und seine Fähigkeiten als Kunstwerk zu betrachten. Der Künstler avanciert zum 'spirituellen Baumeister', der nach den Vorgaben Gottes arbeitet und damit die göttliche Wahrheit und die Heilsgeschichte unter Beweis stellt. Seine Aufgabe ist es, den göttlichen Bauplan zu erfüllen und seine Fähigkeiten ganz in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen. Literatur ist für den Ich-Erzähler der Handschrift (A) nicht einfach nur bloße Unterhaltung, sondern in erster Linie ein didaktisches Programm, welches ganz im Sinne der Vermittlung der christlichen Heilsgeschichte steht.

Wenn der Erzähler Albrecht die Unfähigkeit der Literaturkritiker diffamiert und den Parzival als seelengefährdend zurückweist, dann tut er dies in einem moral-philosophischen Sinne als *splendor personae*, als Kritiker Wolframs und als Literaturkritiker im Allgemeinen. Unter diesen Prämissen ist auch die Diffamierung der personifizierten Aventiure zu verstehen. In der Konzeption des JT-Corpus der Handschrift (A) als Lehrgebäude der Dokumentation der Heilsgeschichte, ist der Erzähler der Erfüllungsgehilfe eines vorgeschriebenen göttlichen Plans. In dem Moment, in welchem der Ich-Erzähler durch die Personifikation der Aventiure ein '*alter ego*' schafft, ist die von Albrecht geforderte alleinige Fokussierung auf Gottes Allgegenwart durch den menschlichen Willen ersetzt. Durch die Personifikation der Aventiure Wolframs verabschiedet er die Grundkonzepte des höfischen Dienstminnekonzepts und exemplifiziert das Scheitern der höfischen Ritterlehre und der sozio-ökonomischen Strukturen des höfischen Romans und damit unweigerlich die gesamte Konzeption Wolframs und seines Parzival. Wolframs Konzept wird nicht etwa nachgezeichnet, sondern von Grund auf neu konzipiert, was zur Folge hat, dass sich die Aussage damit vollkommen verändert und sich ins Gegenteil verkehrt.

Das elaborierte Spiel der doppelten Erzählebene wird damit zum raffinierten Spiel eines Gegenentwurfes, welches einen 'neuen' Parzival schafft, indem der Ich-Erzähler

alle Bereiche an ihre poetischen Grenzen führt. Der Erzähler Albrecht entwirft hierbei ein neues Literaturmodell, welches, den scholastischen Grundzügen folgend, das höfische Epos als Ebene der Vermittlung christlicher Heilsgeschichte nutzbar macht und weit über den Anspruch Thomasins hinausgeht.

WG. V. 11201: »Die herren und die tihtære  
unde ouch die predigære  
fuln ſprechen mit grôzer huot.  
ſwenn ein herre iht redet ode tuot,  
ern ſol niht ſo harte gâben,  
ern merke ê wie manz müge verrâben.  
der predigær ſol rinclîchen  
ſprechen und bediutevlîchen,  
daz man ſîn rede müg niht verkêren  
(der übele geift phlîgt des ze lêren)  
und daz man in müge vernemen.  
dem tihter mac ouch niht wol zemen,  
wil er ſîn ein lügenære,  
wan beide er und der predigære  
fuln ſtæten die wârheit.  
ein man der möht der kriſtenheit  
mit einem worte mër zunſtaten kumen  
dan er ir müge hin vür gevrumen [...]  
uns komet boten unde bot  
beide von himel und von der helle.  
ſwar man nu varn welle,  
dâ enphæhet man uns wol  
dar nâch als man tuon ſok.<sup>665</sup>

Anders als Thomasin, sieht Albrecht die Literatur nicht allein als Möglichkeit pädagogischen Wirkens, sondern vielmehr unter den Prämissen der scholastischen Schriftauslegung zum Beweis der christlichen Heilsgeschichte. Denn - so hatte der Erzähler

---

<sup>665</sup> Thomasin von Zirclaria, Der Welsche Gast, V. 11201-11231



Albrecht unmittelbar im Vf. aufgezeigt - strebt alles nach der Vollkommenheit, welche nur in Gott selbst und seinem göttlichen Wirken zu finden ist. Dafür bedarf es jedoch der richtigen Kunstfertigkeit. Erst durch die wahre Kunst ist es den Menschen möglich, der Sünde zu entgehen und durch die immerwährende Reflexion die Gefährdung des Heils zu eliminieren.

JT,(A), 5290-91: »Der wisen lere uns lebende hant elliu dink enpfabet.  
di sint so lere gebende, daz müzikeit uf sunde vil getrahet.  
d(a) von ist güt den armen und den richen,  
daz si sich kunst gesinen, d(a) mit si doch etwenn der sund entwichen.<sup>666</sup>

Wan disiu aventiure ist williclich gebernde:  
vil kunstericher stiure<sup>667</sup> ist si die werden alle schone wernde,  
die sich des niht beherent noch betragent,  
daz si werdlichen nach der aventiur durch lere vragent«.

Es sind die Lehren der Weisen, die den Lebenden alle Dinge erklärt haben. Sie lehren, dass Müßiggang die Sünde nach sich zieht. Daher ist es sowohl für Arme als auch Reiche gut, dass sie sich eng mit der Kunst der »*aventiure*« verbinden, damit sie künftig der Sünde entgehen können. Die »*aventiure*« des JT-Corpus erbringt dies: Sie gewährt den Würdigen - also jenen, die sich für den Weg der Tugend entschieden haben - äußerst kunstfertig die »*stiure*«. Diejenigen, die sich nicht stolz über die *Aventiure* erheben oder davon gelangweilt sind, würden sich würdevoll der Lehre der »*aventiure*« annehmen.<sup>668</sup>

Die Strophen wirken innerhalb des strukturellen Geflechts der Handschrift (A) geradz programmatisch, denn die in der Passage angesprochene »*stiure*« kann mit der »*lere*« gleichgesetzt werden, welche der Erzähler Albrecht zu Beginn des Prologs als diejenige herausgestellt hat, die sich durch die Modifikationen des Falschen und des Unklaren des Parzival in dem neuen Werk herauskristallisieren wird. Die »*stiure*« ist jedoch nicht allein als Hilfestellung der »*lere*« zu begreifen, durch welche der Rezipient die »*aventiure*« zu verstehen hat. Sie fordert im weiteren Verlauf des Lehrprogramms auch dazu auf, aus dem bereits

<sup>666</sup> Die in den runden Klammern eingefügten Besserungen stammen aus der Edition Werner Wolfs.

<sup>667</sup> Günther Schweikle (1977), S. 183-199.

<sup>668</sup> Walter Hang (1992), S. 373; Ders.: (1980), S. 204-231. Allgemein zur Thematik der Wissensvermittlung: Martin Kintzinger (2003), S. 21-37; 77-86; 190-193.

Erörtern selbstständig die richtigen Schlüsse zu ziehen. Auf die Textkonstitution bezogen bedeutet dies, dass bestimmte Handlungssegmente, die im Parzival bereits ausführlich exemplifiziert wurden, innerhalb des Text-Corpus der Handschrift (A) nicht noch einmal wiederholt werden, ihre Kenntnisse jedoch vorausgesetzt werden, um den weiteren Verlauf der Handlung innerhalb des JT-Corpus verstehen zu können. Die Problematik der ›lere‹ besteht jedoch darin, dass sie lediglich Anleitungen entwirft, es jedoch auf den Rezipienten selbst ankommt, durch die aktive Teilnahme an der ›lere‹, durch ihre Abstraktion und Übertragbarkeit auf das Leben selbst, die richtigen Schlüsse ziehen zu können. Die Tugendlehre, die den Kern des 'Text-Tempels' bildet, garantiert ohne die ständige Reflexion und Wiederholung der angelegten und sich immer wieder wiederholenden Lehrschritte, dennoch keine Garantie für die Erlangung des Paradies.

Erst durch die Verankerung des Lehrprogramms und ihr bewusstes Umsetzen im Leben selbst, entfaltet die ›lere‹ ihre Wirkung, kann die Heilsgeschichte greifen und die Seele sich vor den Gefährdungen schützen. ›Aventiure‹ und ›lere‹ können demnach nur dann ihre Wirkung entfalten, wenn sie ineinander greifen. Die hierdurch modifizierte höfische ›aventiuere‹ kann somit ihr eigentliches Potential nur durch die Verschränkung mit der Heilsgeschichte entfalten und schafft damit die Voraussetzung für einen 'neuen' höfischen Roman, der von der klassischen ›aventiuere‹ Wolframs entschieden abweicht.

Die Voraussetzung hierfür ist die grundlegende Umdeutung der klassischen ›aventiuere‹, so wie sie Wolfram im Parzival verortet hat. Daher ist der Zirkelschluss des Erzählers Albrecht auch verständlich, wenn er die personifizierte Aventiure in ihrer Rolle als *alter ego* demontiert und sie modifiziert als den Lehrweg versteht, auf welchem die christliche ›lere‹ - die Heilsgeschichte - transportiert werden kann. Dies wiederum kann nur dann greifen, wenn die ›aventiuere‹ selbst aus ihrer höfischen Verklammerung der Dienstminne herausgelöst wird und sich in den christlichen Kontext der Heilsvermittlung einbettet. Als logische Konsequenz folgt daraus, dass die im Prolog geforderte ständige Reflexion des Guten und des Bösen, das Verwahren vor den seelengfährdenden weltlichen Strukturen, nur innerhalb des Spannungsfeldes zwischen ›aventiuere‹ und ›lere‹ stattfinden kann. Die Handlungsstränge führen jeden Akteur unmittelbar vor die kritische Auseinandersetzung mit der ›aventiuere‹ und ›lere‹ und ihre Fehlschläge oder auch Fehlritte werden vom Ich-Erzähler kommentiert und dienen somit als Anleitung für den Rezipienten selbst, der aus den Exempla lernen soll.<sup>669</sup>

---

<sup>669</sup> Volker Mertens (1990), S. 83 ff. Zu Albrechts Definition der lehrhaften Dichtung siehe auch Hedda

Albrechts JT-Corpus der Handschrift (A) changiert im sich immer wieder gegenseitig bedingenden Spannungsfeld eines einerseits epischen andererseits didaktischen Gedichts, welches die defizitären Handlungselemente des Parzival und dessen Defekte der formal-ästhetischen Struktur in einem einzigartigen Versuch aufhebt. Das elaborierte Spiel mit der Wolfram-Anrede der personifizierten Aventure hat einzig den Zweck, die Brüchigkeit des wolframschen Modells vor Augen zu führen und seine Poetik zu demontieren. Indem das elaborierte Spiel bis an seine Grenzen ausgeweitet wird, wird auch die *›aventure‹* vollkommen umgedeutet. Das Spiel stellt keine Rollen-Fiktion dar, sondern ein durchschaubares Spiel auf der Metaebene des JT-Corpus der Handschrift (A), wenn man den Inhalt mit dem Wolframs vergleicht. Frau Aventure hält den Ich-Erzähler für Wolfram, da sie das falsche Konzept präferiert und nur dadurch, in dem sie die Rollenkonstitution verkennt, für den Ich-Erzähler die argumentative Grundlage schaffen kann, einen ‘neuen’ Parzival zu generieren. Gleichzeitig wird auch sie einer Modifikation unterworfen und in das ‘neue’ Romankonzept integriert, indem das höfische Konzept der Dienstminne durch sie selbst ad absurdum geführt wird, ihr das ‘neue’ Konzept des JT-Corpus einverleibt wird und damit ein neuer didaktischer Romantypus geschaffen wird, der das Höfische mit dem Heilsgeschichtlichen verbindet.

Das was der Erzähler Albrecht geschaffen hat, ist nicht die Erweiterung des Parzival innerhalb des zur Verfügung stehenden Handlungsspektrums der Erzählangebote Wolframs durch die Fiktionalisierung einer Erzähler-Rolle. Was mit dem JT-Corpus der Handschrift (A) geschaffen wurde, ist in erster Linie ein Gegenentwurf, ein vollkommen ‘neuer Parzival’, welcher den alten Parzival durch eine neue poetische Form ablöst und aus der Sicht christlicher Heilsvermittlung ersetzt. Das durchschaubare elaborierte Spiel der Erzählebenen dient hierbei der Vorführung der für Albrecht falschen Konzepte Wolframs, legt grundlegende Kriterien für ein ‘neues’ Konzept des höfischen Romans fest und reformiert die Möglichkeiten der *›aventure‹* und ihrer didaktischen Funktion. Das JT-Corpus der Handschrift (A) ist weit von einer Verfasserfiktion entfernt. Die Konzeption der Handschrift (A) ist ein Gegenentwurf zum klassischen höfischen Romantypus Wolframs. Es stellt ein Novum des höfischen Romans dar, welcher in seiner hoch artifiziellen Form und bisweilen verrätselten Undurchdringlichkeit der sprachlichen Gestaltung schon unmittelbar bei der Abfassung der Handschriften (B)-(E) und dann verstärkt im Überlieferungszweig JT<sup>II</sup> nicht mehr nachvollzogen werden konnte.

---

Ragotzky (1971), S. 118 f.

Das JT-Corpus der Handschrift (A) dokumentiert so einen einzigartigen Versuch, die klassische ›*aventiure*‹ mit der christlich-dogmatischen Literatur zu verbinden und damit die sich auseinanderdivergierenden literarischen Formen des höfischen Romans und der Paränese durch die Scholastik zu verbinden und ein Publikum zu erreichen, welches bisher lediglich den höfischen Roman als erzieherisches Programm gekannt hatte.

»*maxima pars vatum, pater et iuvenes patre digni,  
decipimur specie recti: brevis esse laboro,  
obscurus f̄io; sectantem levia nervi  
deficiunt animique; professus grandia turget;  
serpit humi tutus nimium timidusque procellae:  
qui variare cupit rem prodigialiter unam [...]   
sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam  
viribus et versate diu, quid ferre recusent,  
quid valeant umeri. cui lecta potenter erit res,  
nec facundia deseret hunc nec lucidus ordo.  
ordinis haec virtus erit et venus, aut ego fallor,  
ut iam nunc dicat iam nunc debentia dici,  
pleraque differat et praesens in tempus omittat,  
hoc amet, hoc spernat promissi carminis auctor.  
in verbis etiam tenuis cautusque serendis  
dixeris egregie, notum si callida verbum  
reddiderit innectura novum*«. <sup>670</sup>

---

<sup>670</sup> Quintus Horatius Flaccus, *Ars Poetica*, V. 24-48.

## XV.Literaturverzeichnis

### 1. Übersicht über die Handschriften und Fragmente des Jüngerer Titirel

Hier handelt es sich um meine eigene Zusammenstellung aller Handschriften und Fragmente, die ich bis 2006 in verschiedenen Bibliotheken katalogisieren konnte und welche teilweise innerhalb der Forschung bereits untersucht wurden.

- Hs.(A) Wien, Österreichische Nationalbibliothek; Cod. 2675, Bl. 1r-181r.
- Hs.(B) Heidelberg, Universitätsbibliothek; Cpg 383.
- Hs.(C) Hannover, Landersbibliothek; Ms.IV 489, Bl. 66r-150r.
- Hs.(D) Berlin, Staatsbibliothek, mgf 470, Bl. 1r-228r.
- Hs.(E) London, British Library, Ms. Add. 30984.
- Hs.(H) Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 141.
- Inc.(J) Druck, Johann Mentelin, Straßburg 1477.
- Hs.(K) Bad Berlenburg, Sayn-Wittgensteinsche Schloßbibliothek, Ms. RT 2/1.
  
- Hs.(W) München, Staatsbibliothek, Cgm 8470.
- Hs.(X) Berlin, Staatsbibliothek, mgf 475.
- Hs.(Y) Karlsruhe, Landesbibliothek, Cod. St. Peter perg. 29.
- Hs.(Z) Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 3041.
- Fr. 13 (a) München, Staatsbibliothek, Cgm 7.
- Fr. 14 (b) Leipzig, Universitätsbibliothek, Rep. II. 21<sup>a</sup> + Rep. II. 21<sup>a</sup> alpha.
- Fr. 15 (c) Darmstadt, Landes- und Hochschulbibliothek, Hs. 3160.
- Fr. 16 (e) Graz, Landesarchiv, Fragm. Germ. 5 +.
- Fr. 38 + Klagenfurt, Landesarchiv, Hs. GV 6/27.
- Fr. 17 Graz, Landesarchiv, Fragm. Germ. 6/2 [verschollen].
- Fr. 18 Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 13711\*.
- Fr. 19 (v) Berlin, Staatsbibliothek, mgf 744 +
- Fr. 53 (v) Riga, Fundamentalbibliothek der Lettischen Akademie der Wissenschaften, Mss. 398.
  
- Fr. 20 (w) Bludenz, Schloßarchiv, ohne Signatur [verschollen; Annahme einer unmittelbaren Verwandtschaft mit Fr. 40a+40b].
- Fr.21 (k) Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. fragm. K 2: F 25
- Fr. 22 (s) Goslar, Staatsarchiv, B 4450.

- Fr. 23                   Graz, Landesarchiv, Fragm. Germ. 6/1.
- Fr. 24 (l)               Hannover, Landesbibliothek, Ms. IV 486.
- Hs. 25                   Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 729, Bl. 1r-5v [Auszug].
- Hs. 26 (h)              Neuenstein, Hohenlohe-Zentralarchiv, Hd. V 1, Bl. 78r-85v  
[Auszüge].
- Fr. 27a (x)              Kopenhagen, Königliche Bibliothek, Cod. Add. 24,2° +.
- Fr. 27b (x) +           Kopenhagen, Arnamagn□anske Institut, Cod. AM 79,8vo  
Iigamma.
- Fr. 28 (z)               Kopenhagen, Arnamagn□anske Institut, Cod. AM 79,8 vo IIdelta.
- Fr. 29 (d)               München, Staatsbibliothek, Cgm 194/V.
- Fr. 31 (q)               München, Staatsbibliothek, Cgm 5249/8a.
- Fr. 32 (o)               München, Staatsbibliothek, Cgm 5249/8b.
- Fr. 33                   München, Staatsbibliothek, Cgm 5249/8c.
- Fr. 34                   München, Universitätsbibliothek, 2° Cod. ms. 754.
- Fr. 35 = Fr.50         Berlin, Staatsbibliothek, mgf 923 Nr. 27b.
- Fr. 36 (aa)             Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 14052.
- Fr. 37 (n)              Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. Ser. nova 3028.
- Fr. 38 (e) = Fr. 16.
- Fr. 39 (f)              Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod 404.9 (7) Novi.
- Fr. 40a                 Tübingen, Universitätsbibliothek, Ms. Md 20 +.
- Fr. 40b +               Tübingen, Wilhelmsstift, aus Ink. KH 1840 [Ähnlichkeit mit Fr. 20].
- Fr. 41b +               Berlin, Staatsbibliothek, mgf 1064, Vor- und Nachsatzblatt.
- Fr. 42a                 Straßburg, Universitätsbibliothek, ms. 2236 [ehemals L germ.  
277.2°] +.
- Fr. 42b +               Stuttgart Hauptstaatsarchiv, Bestand J 522 A 708.
- Fr. 43 (t)              Kassel, Lanedsbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt, 2°  
Ms. poet. et roman. 30[5].
- Fr. 44 (i)              Xanten, Stifts- und Pfarrarchiv, ohne Signatur [verschollen].
- Fr. 45 +                Sarnen, Archiv der Abtei Muri-Gries, ohne Signatur.
- Fr. 46                  Seitenstetten, Stiftsbibliothek, ohne Signatur.
- Fr. 47                  Berlin, Staatsbibliothek, mgf 923 Nr. 27, Bl 1-5 [Möglichkeit der  
Verwandtschaft mit Fr. 48, jedoch in anderer Handschrift  
geschrieben].
- Fr. 48                  Berlin, Staatsbibliothek, mgf 923 Nr. 27, Bl. 6-7.
- Fr. 49 (u)              Berlin, Staatsbibliothek, mgf 923 Nr. 27a.

- Fr. 50                    Identisch mit Fr. 35.
- Fr. 51                    Berlin, Staatsbibliothek, mgf 757, Bl. 23.
- Fr. 52 (p)                Berlin, Staatsbibliothek, mgf 757, Bl. 30.
- Fr. 53 = Fr. 19.
- Fr. 54a                    Freiburg im Breisgau, Universitätsbibliothek, Hs. 515 +.
- Fr.54b+                  Trient, Staatsbibliothek, Ink. 430.
- Fr. 55 (g)                Privatbesitz in Amberg.
- Fr. 56                    Privatbesitz Sammlung Eis, Heidelberg, ohne Signatur.
- Fr. 57                    Heidelberg, Universitätsbibliothek, Heid. Hs. 1332.
- Fr. 58                    München, Archiv der Obd. Jesuitenprovinz, Mscr. XXVIII:2.
- Fr.59                    Budapest, Bibliothek der Ungarischen Akademie der  
Wissenschaften, Fragm. K. 553.
- Fr. 60 (y)                Osnabrück, Staatsarchiv, Msc. 20 III.
- Fr. 61 (t)                Kassel, Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt, 2<sup>o</sup>  
Ms. philol. 28[2].
- Fr. 62 = Fr. 46.
- Fr. 63                    Privatbesitz Ralf Unkart, Friesach.
- Fr. 64                    Hannover, Kestner-Museum, Inv.-Nr. 3982.
- Fr. 65                    Schwerin, Großherzogliches Archiv, ohne Signatur [verschollen].

## 2. Quellen

### 2.1. Handschriften und Drucke des Jüngeren Titurel

Zur Einsichtnahme lagen folgende Mikrofilme vor:<sup>671</sup>

Hs. A: Österreichische Nationalbibliothek Wien, Cod. 2675

Hs. D: Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, mgf 470

Hs. E: The British Library, Ms. Add. 30984

Hs. W: Staatsbibliothek München, Cgm. 8470

Hs. X: Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, mgf 475

Hs. Y: Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Cod. St. Peter perg. 29

Hs. Z: Österreichische Nationalbibliothek Wien, 3041

Inc. J: Druck, Johann Mentelin, Straßburg 1477

### 2.2. Editionen

#### 2.2.1. Der Jüngere Titurel

- Albrecht von Scharfenberg. Der Jüngere Titurel. Hg. von Werner Wolf, Bern 1952 (Altdeutsche Übersetzungstexte 14), S. 78-80.
- Albrechts Jüngerer Titurel, Band IV. Textfassung von Handschriften der Mittelgruppe, hg. von Kurt Nyholm, Berlin 1995.
- Albrechts Jüngerer Titurel (Strophen 1-1957). Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch herausgegeben von Werner Wolf, Band 1, Berlin 1955.
- Albrechts Jüngerer Titurel (Strophen 1958-3236). Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch herausgegeben von Werner Wolf, Band II,1, Berlin 1964.
- Albrechts Jüngerer Titurel (Strophen 3237-4394). Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch herausgegeben von Werner Wolf, Band II,2, Berlin 1968.
- Albrechts Jüngerer Titurel (Strophen 4395-6327). Nach den Grundzügen von Werner Wolf kritisch herausgegeben von Kurt Nyholm, Band III Berlin 1985.
- Albrechts Jüngerer Titurel (Strophen 4395-5417). Nach den Grundzügen von Werner Wolf kritisch herausgegeben von Kurt Nyholm, Band III,1, Berlin 1984.

---

<sup>671</sup> Ich danke an dieser Stelle Herrn Professor. Dr. Thomas Neukirchen für die gemeinsame Zusammenarbeit bei der Einsichtnahme der Mikrofilme.



- Albrechts Jüngerer Titurel (Strophen 5418-6327). Nach den Grundzügen von Werner Wolf kritisch herausgegeben von Kurt Nyholm, Band III,2, Berlin 1992.
- Die Heidelberger Handschrift H (cpg 141) des Jüngeren Titurel. Hg. von Werner Schröder. Bereinigter Text des ersten Teilstücks (Str. H 1-661,4) mit den Varianten der Redaktion R. Stuttgart 1994 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jg. 1994, Nr.1. Bereinigter Text des Zweiten und Dritten Teilstücks (Str. H 662,5-764,2 und 765,6-1377,2) mit den Varianten der Redaktion R. Stuttgart 1994 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse Jg. 1994, Nr. 11). Bereinigter Text des Vierten, Fünften und Sechsten Teilstücks (Str. H 1378,5-1887,4. 1888-2057. 2058,5-2194) mit den Varianten der Redaktion R. Stuttgart 1995 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse Jg. 1995, Nr.3).
- Hahn, K. A. Der Jüngere Titurel, Quedlinburg, Leipzig 1842 [Hs. B].

### 2.2.2. Das Verfasserfragment

- Boisserée, Sulpiz (1835), Über die Beschreibung des Tempels des heiligen Grals in dem Heldengedicht 'Titurel', Kap. III. In: Abhandlungen der philosophisch.-philol. Classe der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften 1. München 1835, S. 307-392.
- Petzet, Erich (1904), Über das Heidelberger Bruchstück des Jüngeren Titurel. In: Sitz.Ber. der philosph. und der hist. Klasse der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften zu München, Jg 1903. München 1904, S. 287-320.
- Schröder, Werner (1993), Die sogenannten Hinweis-Strophen nebst 'Kunst'-Strophen und Aventure-Gespräch in der Überlieferung des Jüngeren Titurel. Stuttgart 1993 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse. Jg. 1993, Nr. 12), S. 29-33
- Wolf, Werner (1952), Albrecht von Scharfenberg. Der Jüngere Titurel. Bern 1952 (Altdeutsche Übungstexte 14), S. 78-80.

### 2.2.3 Lateinische Quellen

- *Alanus ab Insulis*, (1955), Anticlaudianus De Antirufino, hg. von R. Boussat, Paris 1955.
- *Alanus ab Insulis*, (1872), De Planctu Naturae. Übersetzung. Hg. von D. M. Moffat, New York 1908 (Yale Studies in English, 36).
- *Augustinus Aurelius*, Bekenntnisse, Aus dem Latienischen übertragen und mit einer Einführung von Wilhelm Timme, München <sup>8</sup>1997 (Nachdruck der Ausgaben von 1950 und 1958).
- *Hugo von St. Viktor*, Eruditio didascalica VI, cap. V [PL 176, 805C], VII, cap. III [PL 176, 814B] und VII, XV [PL 176, 822f.].
- *Publius Ovidius Naso*, Ars Amatoria (1977), Übersetzung. Hg. N. Holzberg, Erlangen <sup>2</sup>1988.
- *Quintus Horatius Flaccus*: Ars Poetica. Die Dichtkunst, Lateinisch / Deutsch, übers. u. mit einem Nachwort versehen von Eckart Schäfer, 2. Aufl., Stuttgart 1984.
- *Vinzenz von Beauvais*, Speculum Maius, Nachdruck, Graz 1963.
- *Virtuw*, De architectura. Hg. von Curt Fensterbusch, Darmstadt <sup>5</sup>1991.

### 2.2.4. Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel

- *Wolfram von Eschenbach*: Parzival. Studienausgabe. Unveränderter Nachdruck der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann, Berlin 1965.
- *Wolfram von Eschenbach*: Willehalm. Nach der Handschrift 857 der Staatsbibliothek St. Gallen. Mhd. Text, Übersetzung, Kommentar. Hg. von Joachim Heinzle. Mit den Miniaturen aus der Wolfenbüttler Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothea Diemer. Frankfurt a.M. 1991 (Bibliothek des Mittelalters 9/ Bibliothek deutscher Klassiker 77).
- *Wolfram von Eschenbach*: Titurel. In: Lieder, Parzival und Titurel. Hg. von Karl Lachmann. Neu bearbeitet und mit einem Verzeichnis der Eigennamen und Stammtafeln versehen von Eduard Hartl., Berlin 1952.
- *Wolfram von Eschenbach*: Titurel. Abbildung sämtlicher Handschriften mit einem Anhang zur Überlieferung des Textes im Jüngeren Titurel. Göppingen 1973 (Litterae 26).
- *Wolfram von Eschenbach*: Titurel. Hg., übersetzt und mit einem Kommentar und Materialien versehen von Helmut Brackert und Stephan Fuchs-Jolie. Berlin, New York 2002.

### 2.2.5. Chrétien des Troyes

- *Chrétien de Troyes. Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal/ Der Percevalroman oder Die Erzählung vom Gral.* Afrz/Dt. Hg. und übersetzt von Felicitas Olef-Kraft, Stuttgart 1991.

### 2.2.6. Andere mittelhochdeutsche Quellen

- *Berthold von Regensburg*, Vollständige Ausgabe seiner Predigten, ed. v. F. Pfeiffer, 2 Bd., Berlin 1965, Band 1, Nr. XI, S. 157ff. (Neudruck der Ausgaben von 1862 und 1880).
- *Die Nibelungenklage*. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Karl Bartsch. Einführung, neuhochdeutsche Übersetzung und Kommentar von Elisabeth Lienert, Paderborn u.a. 2000.
- *Freidank, Bescheidenheit*, ed. von H. E. Bezzenger, Halle 1872, Neudruck Aalen 1962.
- *Gottfried von Straßburg. Tristan*. Text und kritischer Apparat. Hg. von Karl Marold. Unveränderter vierter Abdruck nach dem dritten mit einem auf Grund von F. Rankes Kollationen verbesserten Apparat besorgt von Werner Schröder, Berlin 1977.
- *Konrad von Würzburg, Der Trojanische Krieg*. Nach den Vorarbeiten Georg Karl Frommanns und F. Roths zum erstenmal herausgegeben von Adalbert von Keller, Stuttgart 1858. Neudruck Amstardam 1965.
- *Thomasin von Zerclaere, Der Welsche Gast*. Hg. von Heinrich Rückert. Mit einer Einleitung und einem Register von Friedrich Neumann, Berlin 1965.
- *Der Wartburgkrieg* hg., geordnet übers. und erläut. von *Karl Simrock*, Stuttgart/ Augsburg 1858.

### 2.3. Neuhochdeutsche Quellen

- *Ludwig Seeger*, Die Wolken, in: Sämtliche Komödien. Hg. von O. Weinreich, Zürich<sup>2</sup> 1968.

### 3. Forschungsliteratur:

- **ADOLF, HELEN**, (1950), The Theological and Feudal Background of Wolframs's *zwîvel* (Pz. 1,1). In: JEGP 49, (1950), S. 285-303.
- **ARMSTRONG, Edward C.**, (1985), *Romances of Chrétien de Troyes: A Symposium*. Monographs on Medieval Literature Number 3, New York 1985.
- **DERS.:** (1972), Words, Ideas and Reality. An Analysis of 'êwic lebende and durch tugent' in the Prologue of the Younger *Titarel* (1,1 and 10,3). In: *Wahrheit und Sprache*. FS. Bert Nagel. Hg. von W. Pelters und P. Schimmelpfennig. Göppingen 1972, S. 45-56.
- **ASSUNTO, Rosario** (1996), *Die Theorie des Schönen im Mittelalter*, Köln 1996.
- **BARTSCH, Karl** (1875), *Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titarel I*, Leipzig <sup>2</sup>1875, S. 254
- **BERTAUF, Karl** (1983a), *Über Literaturgeschichte. Literarischer Kunstcharakter und Geschichte in der höfischen Epik um 1200*, München 1983.
- **DERS.:** (1983b), *Wolfram von Eschenbach. Neun Versuche über Subjektivität und Ursprünglichkeit in der Geschichte*. München 1983, S. 166-189.
- **BIESTERFELD, Corinna** (1995), *Werkschlüsse in der höfischen Epik des Mittelalters. Ein Forschungsbericht*. In: *Anfang und Ende*. LiLi 99 (1995), S. 51-68.
- **BILLICSICH, Friedrich** (1999), *Das Problem des Übels in der Philosophie des Abendlandes*, 2 Bände, München 1999.
- **BLANK, Walter**, (1989), *Die positive Utopie des Grals. Zu Wolframs Graldarstellung und ihrer Nachwirkung im Mittelalter*. In: *Sprache, Literatur, Kultur. Studien zu ihrer Geschichte im deutschen Süden und Westen*. Festschrift für Wolfgang Kleiber. Hg. von Albrecht Greule und Uwe Ruberg, Stuttgart, 1989.
- **BOESCH, Bruno** (1936), *Die Kunstanstauung in der mittelhochdeutschen Dichtung von der Blütezeit bis zum Meistersang*, Bern, Leipzig 1936.
- **DE BOOR, Helmut** ( 1971), *Drei Fürsten im mittleren Deutschland*. In *Festschrift für Ingeborg Schröbler*. Hg. von Dietrich Schmidtke und Helga Schüppert. In: *PPB 95 Sonderheft* (1973), S. 238-257.
- **Ders.:** (1973), *Die deutsche Literatur im späten Mittelalter. Zerfall und Neubeginn. Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Hg. von Helmut de Boor und Richard Newald, Bd. III/1 München <sup>4</sup>1973.

- **Ders.:** (1997), Die deutsche Literatur im später Mittelalter. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Erster Teil 1250-1350. Begründet von Helmut de Boor und Richard Newald. Neubearbeitet von Johannes Janota, Bd. III/1 München <sup>5</sup>1997.
- **DERS.:** (1997), Richard Newald, Die deutsche Literatur im späten Mittelalter. Erster Teil 1250-1350, München <sup>5</sup>1997.
- **BOESCH, Bruno** (1936): Die Kunstanschauung in der mittelhochdeutschen Dichtung von der Blütezeit bis zum Meistersang, Bern/Leipzig 1936.
- **DERS.:** (1977), Lehrhafte Literatur. Lehre in der Dichtung und Lehrdichtung im deutschen Mittelalter, Berlin 1977 (Grundlagen der Germanistik 21).
- **BOISSERÉ, Sulpiz** (1835), Über die Beschreibung des Tempels des heiligen Grals in dem Heldengedicht Titurel, Kapitel III. In: Abhandlung der phil.-philol. Kl. der Kgl. Bayer. Akad. der Wiss., Band I, München 1835.
- **BORCHLING, Conrad** (1897), Der Jüngere Titurel und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach. Preisschrift und Diss. Göttingen 1897.
- **BOSTOCK, Knight J.**, (1947), Wolfram von Eschenbach, Pz. 241. In: MA 16, 1947, S. 21-23.
- **BRACKERT, Helmut**, (2000), Zwîvel. Zu Übersetzung und Interpretation der Eingangsverse von Wolframs von Eschenbach Parzival. In: Blütezeit. Festschrift für Peter Johnson zum 70. Geburtstag. Hg. von Marc Chinca u.a., Tübingen 2000, S. 335-347.
- **BRALL, Helmut** (1983), Diz vliegende bîspel. Zu Programmatik und kommunikativen Funktion des Parzival-Prologs, in: Euphorion 77 (1983), S.1-39.
- **BRINKMANN, Henning** (1980), Mittelalterliche Hermeneutik, Tübingen 1980.
- **BRODE, Hans-Peter** (1966), Untersuchungen zum Sprach- und Werkstil des Jüngeren Titurel von Albrecht von Scharfenberg, Freiburg 1966.
- **BROSZINKI, Hartmut** und **HEINZLE Joachim**, (1989), Kassler Bruchstücke des Jüngeren Titurel. In: ZfdA 112 (1989), S. 65.
- **BRUCKNER, Matilda Tomaryn**, (1987), 'Intertextuality', in The Legacy of Chrétien de Troyes, ed. by Norris J. Lacy, Douglas Kelly and Keith Busby (Amsterdam: Rodopi, 1987), pp. 223-265.
- **BUMKE, Joachim** (1970), Die Wolfram von Eschenbach Forschung seit 1945. Bericht und Bibliographie, München 1970, S. 297.
- **DERS.:** (1971), Zur Überlieferung von Wolframs Titurel. Wolframs Dichtung und der Jüngere Titurel. In: ZfdA 100 (1971), S. 390-431.

- **DEBS.**: (1973), Titirelüberlieferung und Titirelforschung. Vorüberlegungen zu einer Ausgabe von Wolframs Titirelfragmenten. In: ZfdA 102 (1973), S. 147-188.
- **DEBS.**: (1979), Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150-1300. München 1979.
- **DEBS.**: (1991), Parzival und Feirefiz - Priester Johannes - Loherangrin. Der offene Schluß des Parzival von Wolfram von Eschenbach. In: Dvjs 65 (1991), S. 236-264.
- **BUSCHINGER, DANIELLE** (1989), Zu Albrechts Jüngerem Titirel. Versuch einer Interpretation. In: Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder. Hrg. von Kurt Gärtner und Joachim Heinzle, Tübingen 1989, S. 521-528.
- **CHRISTOPH, Siegfried** (1981), Wolfram's Sigune and the Question of guilt. In: GR 56 (1981), S. 62-69.
- **CLASSEN, Albrecht** (1995), Der Text der nie enden will. Poetologische Überlegungen zu fragmentarischen Strukturen in mittelalterlichen und modernen Texten. Anfang und Ende. In : LiLi 99, (1995), 83-113.
- **DE BOOR, Helmut** und **Newald, Richard** ( 1997), Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 3 Die deutsche Literatur im Späten Mittelalter. Teil 1 1250-1350, München 5 1997.
- **DUBUIS, Roger** (1982), La première rencontre de Perceval avec le Graal, dans le Conte du Graal de Chrétien de Troyes et le Parzival de Wolfram von Eschenbach. In: GRM 32, 1982, S. 129-157.
- **EBENBAUER, Alfred** (1992), Albrecht; Jüngerer Titirel. In: Brunner; Interpretationen 1992, S. 353-372.
- **ERNST, Ulrich** (1999), Formen analytischen Erzählens im Parzival Wolframs von Eschenbach. In: Erzählstrukturen der Artusliteratur, hg. von Friedrich Wolfzettel und Peter Ihring , Tübingen 1999, S. 165-198.
- **FISCHERS, Hanns** (1957), Neue Forschungen zur deutschen Dichtung des Spätmittelalters. In: DVjS 31 (1957), S.318.
- **FLOOD, John L.** (1998), Offene Geheimnisse. Versteckte und verdeckte Autorschaft im Mittelalter. In: Autor und Autorschaft im Mittelalter. Hg. von Elizabeth Andersen u. a. Tübingen 1998.
- **FORQUET, Jean** (1938), Wolfram von Eschenbach et le Conte del Graal, Les divergences de la tradition du Conte del Graal de Chrétien et leur importance pour l'explication du Parzival, Thèse Strasburg 1938.

- **FOSTER, Ian und Florian KROBB** (2002): Arthur Schnitzlers synchrone und diachrone Zeitgenossenschaft. In: Arthur Schnitzler: Zeitgenossenschaften. Contemporaries, Bern 2002.
- **FOURQUET, Jean** (1966), Wolfram de Eschenbach et le Conte del Graal, Les divergences de la tradition du Conte del Graal de Chrétien et leur importance pour l'explication du Parzival, Thèse Straßburg 1938, Neufassung 1966.
- **FROMM** Hans (1984), Der Jüngere Titurel. Das Werk und sein Dichter. In: Wolfram-Studien VIII. Hg. von Werner Schröder, Berlin 1984.
- **FROMMANN, Karl** (1855-59), Die deutsche Mundarten, Bd. 2, Jhg. 81, Nürnberg/Nördlingen, S. 16.
- **DERS.:** (1989), Arbeiten zur Literatur des deutschen Mittelalters, Tübingen 1989, S. 235-257.
- **GOETZ, Hans-Werner** (1998), Hochmittelalterliches Geschichtsbewußtsein im Spiegel nichthistographischer Quellen. Berlin 1998.
- **GÖRRES, Joseph** (1813), Lohengrin. Ein altdeutsches Gedicht, Heidelberg 1813.
- **GRIMM, Jacob** (1864), Frau Aventiure klopft an Beneckes Tür. In: Jacob Grimm. Reden und Abhandlungen. Kleinere Schriften. Band 1, Berlin 1864, S. 83-112.
- **GROOS, Arthur** (1986), Perceval and Parzival Discover Knighthood. In: Magister Regis: Studies in Honor of Robert E. Kaske, 1986.
- **GRUBMÜLLER, Klaus** (1985), Probleme einer Fortsetzung. Anmerkungen zu Ulrichs von Türheim Tristan-Schluss. In: ZfdA 114 (1985), S. 338-348.
- **GUGGENBERGER, Herbert** (1992), Studien zur Minnethematik und Werkkonzeption, Göppingen 1992 (GAG 566).
- **GURJEWITSCH, Aaron J.** (1997), Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, München 1997 (1972 in russischer Sprache unter dem Titel »Kategorien der mittelalterlichen Kultur« erschienen).
- **HAGEN, Paul** (1901), Untersuchungen über Kiot. In: ZfdA 45, 1901, S. 187-217.
- **DERS.:**(1906), Wolfram und Kiot. In ZfdPh. 38, (1906), S. 1-38 und 198-237.
- **HAGENMAIER, Winfried** (1988), Die deutschen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek und die deutschen mittelalterlichen Handschriften anderer öffentlicher Sammlungen, hg. von Wolfgang Kehr, Band 1, Wiesbaden 1988.
- **HAHN, Ingrid** (1984), Kosmologie und Zahl. Zum Prolog des Jüngeren Titurel. In: Geistliche Denkformen in der Literatur des Mittelalters. Hg. von Klaus Grubmüller, Ruth Schmidt-Wiegand und Klaus Speckenbach, München 1984, S. 226-244.

- **HAUBRICHS**, *Wolfgang* (1994), Labor sanctorum und labor heroum. Zur konsolatorischen Funktion von Legende und Heldenlied. In: Die Funktion der außer- und innerliterarischer Faktoren für die Entstehung deutscher Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hg. von Christa Baufeld, Göttingen 1994, S. 27-49, hier S. 44.
- **HAUG**, *Walter* (1979), Hyperbolik und Zeremonialität. Zu Struktur und Welt in Dietrichs Flucht und Rabenschlacht. In: Deutsche Heldenepik in Tirol, S. 116-134 (wieder in *Walter Haug, Strukturen*, S. 364-376).
- **DERS.:** (1980), Paradigmatische Poesie. Der spätere deutsche Artusroman auf dem Weg zur nachklassischen Ästhetik. In: *Dvjs* 54 (1980), S. 204-231. Wieder abgedruckt in: *W.H.Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleinere Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters*, Tübingen 1989.
- **DERS.:** (1990), Von Aventure und Minne zu Intrige und Treue: Die Subjektivierung des hochhöfischen Aventureromans im Reinfried von Braunschweig: In: Paola Schulze Belli; *Liebe und Aventure im Artusroman des Mittelalters. Beiträge der Triester Tagung 1988*, Göttingen 1990.
- **HAUG**, *Walter*, (1991), Hat Wolfram von Eschenbach Chrétien's Conte du Graal kongenial ergänzt? In: *Arthurus Rex*, 2 Bände, Actus Conventus Lovaniensis 1987. Hg. von Willy van Hoecke u.a., Leuven 1991. Wieder in: *Walter Haug, Brechungen* 1995, S. 1995, S. 109-124.
- **DERS.:** (1992), *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage*, Darmstadt 1992.
- **DERS.:** (2001), Das literaturtheoretische Konzept Wolframs von Eschenbach. Eine neue Lektüre des Parzival-Prologs. In: *PPB* 123 (2001), S. 211-229.
- **HEINZLE**, *Joachim* (1972), Stellenkommentar zum Verständnis des überlieferten Textes (*Hermaea N.F.* 30), Tübingen 1972, S. 128-30.
- **HERMANN**, *Ernst* (1939), Die Inschrift des Brackenseils. Wandlungen der höfischen Weltanschauung im Jüngeren Titurel. Diss. Marburg 1939.
- **HILGERS**, *Heribert A.* (1978), Rezension zu Christelrose Rischer. In: *AfdA* 89 (1978), S. 75-80.
- **HUBY**, *Michel* (1969), *L'adaptation des romans courtoise en Allemagne*, Paris 1969.
- **DERS.:** (1979), *Reflexions sur Parzival et le Conte du Graal*, 1979.
- **HUSCHENBETT**, *Dietrich* (1977), Jüngeres Titurel. In: *VL* 1 (1977), Sp. 161 f.
- **DERS.:** (1984), Der Jüngere Titurel als literaturgeschichtliches Problem. In: *Wolfram-Studien VIII*, Hrg. von Werner Schröder, Berlin 1984, S. 153-168.



- **DEBS.:** (1979), Albrechts Jüngerer Titirel. Zu Stil und Komposition, München 1979 (Medium Aevum 35).
- **JAEGER, Stephen C.** (1989), Der Magister in der Moralphilosophie. In: Entzauberung der Welt. Deutsche Literatur 1200-1500. Hg. von James F. Poag und Thomas C. Fox, Tübingen 1989, S. 119-131.
- **JANOTA, Johannes** (1975), Rezension zu Christelrose Rischer. In: Literature. Music. Fine Arts 8, S. 209-211.
- **KANTOROWICZ, Ernst** (1997), The king's two bodies. A study in medieval political theology. With a preface by William Chester Jordan, Princeton/New Jersey <sup>7</sup>1997.
- **KERN, Peter** (1974), Der Kommentar zu Parzival 1,13 f. im Prolog des Jüngerer Titirel. In: Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters. Festschrift für Hugo Moser, Berlin 1974, S. 185-199.
- **DEBS.:** (1984), Albrechts Gönner und die Wolfram-Rolle im Jüngerer Titirel. In: Wolfram-Studien VIII, hg. von Werner Schröder, Berlin 1984, S. 138-152.
- **KIENING, Christian und Köbele, Susanne** (1998), Wilde Minne. Metapher und Erzählwelt in Wolframs 'Titirel'. In: PBB 120 (1998), S. 234-265.
- **DEBS.:** (1984), Albrechts Gönner und die Wolfram-Rolle im Jüngerer Titirel. In: Wolfram-Studien VIII, hg. von Werner Schröder, Berlin 1984.
- **KINTZINGER, Martin** (2003), Wissen wird Macht. Bildung im Mittelalter, Ostfildern 2003.
- **KLAUS, Klein,** (1989), Neue Willehalm-Fragmente. In: Wolfram-Studien 11, S. 243-251.
- **DEBS.:** (1994), Ein neues Fragment des Jüngerer Titirel in Stuttgart. In: ZfdA 123 (1994), S. 91-93.
- **KNAPP, Fritz, Peter** (2003), Subjektivität des Erzählers und Fiktionalität der Erzählung bei Wolfram von Eschenbach und anderen Autoren des 12. und 13. Jahrhunderts. In: Wolfram-Studien XVII, S. 10- 29.
- **KOBBE, Peter** (1969), Funktion und Gestalt des Prologs in der mittelhochdeutschen nachklassischen Epik des 13. Jahrhundert. In: Dvjs 43 (1969), S. 405-457.
- **KOLB, Herbert Guido** (1986), Militiae Templi magister. In: Arch. 223 (1986), S.334-344.
- **KUNITZSCH, Paul** (1984), Der Orient in Wolframs Parzival. In: ZfdA 113 (1984), S. 79-111.
- **KRÜGER, Rüdiger** (1986), Studien zur Rezeption des sogenannten 'Jüngerer Titirel', Stuttgart 1986.

- **LACHMANN, Karl** (1969), [Rez.] *Titirel und Dante* von Karl Rosenkranz. In: *Kleinere Schriften zur Deutschen Philologie* von Karl Lachmann. Hg. von Karl Müllenhoff, Berlin 1876. Nachdruck Berlin 1969, S. 351-357.
- **LOOMIS, Roger S.** (1963): *The Grail From Celtic Myth to Christian Symbol*, 1963.
- **LORENZ, Andrea** (2002), *der Jüngere Titirel als Wolfram-Fortsetzung. Eine Reise zum Mittelpunkt des Werkes*, Bern u.a.O 2002.
- **MARX, Jean** (1952), *La légende arthurienne et le Grail*, 1952.
- **MAUDACH, André de** (1992), *Le Roman Du Graal Orginaire*, Göppingen 1992.
- **NASS, Klaus** (1989), *Die Fragmentfunde aus dem Nachlass Martin Last. III. Albrecht, Jüngerer Titirel*. In: *ZfdA* 118 (1989), S. 301-313.
- **MERTENS, Volker** (1990), 'gewisse lere': *Zum Verhältnis von Fiktion und Didaxe im späten deutschen Artusroman*. In: *Artusroman und Intertextualität*. Hg. von Friedrich Wolfzettel, Giessen 1990.
- **DERS.:** (2002), 'Titirel'. In: *Lexikon Literatur des Mittelalters*. Bd. 2. Autoren und Werke, Stuttgart 2002, S. 420 f.
- **DERS.:** (2005), *Wolfram als Rolle und Vorstellung. Zur Poetologie der Authentizität im Jüngeren Titirel*. In: *Geltung der Literatur. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter*. Hg. von Beate Kellner, Peter Strohschneider und Franziska Wenzel, Berlin 2005 (Philologische Studien und Quellen 190).
- **MÜLLER, Christa** (1957), *Studie zum 'Jüngeren Titirel'*. *Studien zur Wandlung der Epik am Ende des 12. Jahrhunderts in Deutschland*, Stuttgart 1957 [Diss.].
- **MÜLLER, Jan-Dirk** (1995), *Auctor - Actor - Author. Einige Anmerkungen zum Verständnis vom Autor in lateinischen Schriften des Frühen und Hohen Mittelalters*. In: *Der Autor im Dialog. Beiträge zur Autorität und Autorschaft*, hg. von Felix Philipp Ingold und W. Wunderlich, St. Gallen 1995.
- **NASS, Klaus** (1989), *Die Fragmentfunde aus dem Nachlass Martin Last*. In: *ZfdA* 118 (1989), S. 286-318.
- **NELLMANN, Eberhard** (1973), *Wolframs Erzähltechnik. Untersuchung zur Funktion des Erzählers*, Wiesbaden 1973.
- **DERS.:** (1992), *Zum zweiten Buch des Parzival (Pz 102,1-8. 109,2-6. 112,5-8. 113,23-26)*. In: *Wolfram-Studien XII. Probleme der Parzival-Philologie*, hg. von Joachim Heinzle, L. Peter Johnson und Gisela Vollmann-Profe, Berlin 1992, S. 191-202.
- **NEUKIRCHEN, Thomas** (2003), *Krumb und Slibt. Über die sogenannten Hinweis- und Kunststrophen im Überlieferungszeitpunkt I des Jüngeren Titirel*. In: *ZfdA* 132, S. 62-76.

- **DEBS.** (2004), 'dirre aventiure kere'. Die Erzählperspektive Wolframs im Prolog des 'Jüngerer Titirel' und die Erzählstrategie Albrechts. In: Wolfram-Studien 18 (2004), S. 283-303.
- **DEBS.** (2006), Die ganze *aventiure* und ihre *lere*. Der ›Jüngerer Titirel‹ Albrechts als Kritik und Vervollkommnung des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach. Heidelberg 2006.
- **NYHOLM, Kurt** (1971), Studien zum sogenannten geblühten Stil. In: Acta Academiae Abonensis, Ser. A. Humananoia, vol.39, Åbo 1971.
- **NYHOLM, Kurt** (1989a), Das wiedergefundene Rigaer Bruchstück. In: Aspekte der Germanistik. Festschrift für Hans-Friedrich Rosenfeld zum 90. Geburtstag, hg. von Walter Tauber Göttingen 1989 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 521).
- **DEBS.** (1989b), Ein neues Fragment des Jüngerer Titirel. In: Ppb 111 (1989), S. 369-379.
- **DEBS.** (1989c), Ein neues Fragment des Jüngerer Titirel. In: PBB 111 (1989), S. 369-379.
- **DEBS.** (1984), Pragmatische Isotopien im Jüngerer Titirel. Überlegungen zur Autor-Hörer/Leser Situation. In: Wolfram-Studien VIII, hg. von Werner Schröder, Berlin 1984, S. 121-137.
- **DEBS.** (1986a), Zum Problem der Wolfram-Rezeption im Jüngerer Titirel. In: Ethische contra ästhetische Legitimation von Literatur. Traditionalismus und Modernismus: Kontroversen um den Avantgardismus, hg. von Walter Haug und Wilfried Barner, Tübingen 1986 (Akten des VII. Internationaler Germanisten.Kongresses Göttingen 1985, Bd.8), S. 194-203.
- **DEBS.** (1986b), Zum Problem der Wolfram-Rezeption im Jüngerer Titirel. In: Ethische contra ästhetische Legitimation von Literatur. Traditionalismus und Modernismus: Kontroversen um den Avantgardismus, hg. von Walter Haug und Wilfried Barner, Tübingen 1986 (Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 8).
- **DEBS.** (1992), Albrechts Jüngerer Titirel, Bd. III, Berlin 1992, S. X-XXII (DTM 77).
- **DEBS.** (1995), Albrechts Jüngerer Titirel. Textfassung von Handschriften der Mittelgruppe, Berlin 1995. Hierzu die Rezension von Joachim Bumke. In: ZfdA 124 (1995), S. 468-470.
- **DEBS.** (1998), Die Heidelberger Handschrift H (cpg 141) des Jüngerer Titirel. In: Arbitrium 1998,1; S.44-49.
- **DEBS** mit Thomas Wilhelmi.: (1994), Neue Tübinger Bruchstücke des Jüngerer Titirel. In: PBB 116, S. 398-379.

- **DERS.:** und **WILHELMI**, *Thomas* (1994), Neue Tübinger Bruchstücke. In: PBB 116 (1994), S. 398-411.
- **MERTENS**, *Volker* (2005), Wolfram als Rolle und Vorstellung. Zur Poetologie der Authentizität im 'Jüngerer Titul'. In: Geltung der Literatur. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter. Hg. von Betae Kellner, Peter Strohschneider und Franziska Wenzel, S. 214-223, Berlin 2005 (Philologische Studien und Quellen 190).
- **OHLY**, *Friedrich* (1977), Cor amantis non angustum. Vom Wohnen im Herzen. In: Schriften ur mittelalterlichen Bedeutungsforschung, Darmstadt 1977, S. 128-155.
- **PARSHALL**, *Linda* (1981), The Art of Narration in Wolfram's Parzival and Albrechts's 'Jüngerer Titul', Cambridge 1981 (Anglica Germanica, Series 2).
- **PEARSALL**, *Derek Albert* (2003), Arthurian Romance: A Short Introduction, 2003 (Blackwell Introductions to Literature), Cambridge 2003
- **PETZET**, *Erich* (1903), Über das Heidelberger Bruchstück des Jüngerer Titul. In: Sitzungsberichte der phil.-philol. und der hist. Kl. der Kgl. Bayer. Akad. der Wiss. zu München, Jg. 1903, München 1904, S. 287-320.
- **PUFF**, *Helmut* (2000), Ein Rezeptionszeugnis zu Wolfram von Eschenbach vom Ausgang des Mittelalters. In: ZfdA 129 (2000), S. 70-93.
- **RAGOTZKY**, *Hedda* (1971), Studien zur Wolfram-Rezeption. Die Entstehung und Verwandlung der Wolfram-Roille in der deutschen Literatur des 13. Jahrhunderts, Stuttgart 1971.
- **RUDOLPH**, *ENNO* (2003), Ernst Cassirer im Kontext. Kulturphilosophie zwischen Metaphysik und Historismus, Tübingen 2003.
- **RUH**, *Kurt* (1978), Epische Literatur des deutschen Spätmittelalters. In: Europäisches Spätmittelalter. In Verbindung mit Franz Brunhölzl u.a. hg. von Willi Erzgräber, S. 117-188, Wiesbaden 1978.
- **DERS.:** (1980), Epische Literatur des deutschen Spätmittelalters. In: Neues Handbuch der Literaturgeschichte, Band 8 Europäisches Spätmittelalter, hg. von W. Erzgräber, Wiesbaden 1980, S. 117-188.
- **RAUSCH**, *Hans-Henning* (1977), Methoden und Bedeutung naturkundlicher Rezeption und Kompilation im Jüngerer Titul, Frankfurt am Main 1977.
- **RIDDER**, *Klaus* (1998), Fiktion, Geschichte und literarische Tradition im späthöfischen Roman: Reinfried von Braunschweig, Wilhelm von Österreich, Freidrich von Schwaben, Berlin 1998.

- **RICOEUR**, *Paul* Symbolik des Bösen, Freiburg <sup>2</sup>1988 und wieder als Studienausgabe, Freiburg 2002.
- **RISCHER**, *Christelrose* (1973), Literarische Rezeption und kulturelles Selbstverständnis in der deutschen Literatur der 'Ritterrenaissance' des 15 Jahrhunderts. Untersuchungen zu Ulrich Füetters Buch der Abenteuer und dem Ehrenbrief des Jakob Püterich von Reichertshausen, Stuttgart 1973 (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur 29).
- **ROSENFELD**, *Helmut* (1971), Zur Geschichte von Nachdruck und Plagiat: Mit einer chronologischen Bibliographie zum Nachdruck von 1733-1824. In: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe 25 1969, S. 3211-3228. Und wieder in: Archiv für Geschichte des Buchwesens. 11. 1971. Sp. 337-372.
- **ROSENKRANZ**, *Karl* (1829), Über den Titurel und Dantes Komödie, Halle/Leipzig 1829.
- **RÖLL**, *Walter* (1964), Studien zu Text und Überlieferung des sogenannten Jüngeren Titurel, Heidelberg 1964 (Germanistische Bibliothek, 3. Reihe).
- **SAN MARTE** (1863), Vergleichung von Wolframs Parzival und Albrechts Titurel in theologischer Beziehung. In: Germania 8 (1863), S.421-461.
- **SIMROCK**, *Karl* (1883), Parzival und Titurel, Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach, übersetzt und erläutert, Stuttgart 1883.
- **SCHERER**, *Wilhelm* (1910), Geschichte der deutschen Literatur, Berlin <sup>12</sup>1919.
- **SCHILLER**, *Reinhard* (1993) Atlas der Edelsteine und Metalle. Von Wirkung und Nutzen der Edelsteine und Metalle für die Gesundheit nach der Hl. Hildegard von Bingen, Oldenburg 1993.
- **SCHLEGEL**, *August Wilhelm* (1829), Geschichte der deutschen Sprache und Poesie. Vorlesungen an der Universität Bonn seit dem WS 1818/19, hrg. von Josef Körner, Berlin 1913. Nachdruck Nendeln/Liechtenstein 1968 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 147/3, Folge Nr. 27), S.122-124.
- **SCHMID**, *Elisabeth* (1988), Dâ stount âventiure gescriben an der stangen. Zum Verhältnis von Erzählung und Allegorie in der Brackenseilepisode von Wolframs und Albrechts Titurel. In: ZfdA 117 (1988), Band 1, S. 80-97.
- **SCHMIDTKE**, *Dieter* (1968), Geistliche Tierinterpretation in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters (1100-1500), Diss. FU Berlin 1968
- **SCHNELL**, *Rüdiger* (1998), 'Autor und Werk' im deutschen Mittelalter. Forschungskritik und Forschungsperspektiven. In Wolfram-Studien XV. Hg. von Joachim Heinze u. a., Berlin 1998.
- **SCHÖPF**, *Hans* (1989), Zauberkräuter des Mittelalters, Wiesbaden 1989.

- **SCHRÖDER**, *Werner*, (1978), Vom Parzival zum Willehalm. Die Romane Wolframs von Eschenbach. Ein Vortrag (1978). In: Ders.: Kleine Schriften 1989, Band I, S. 186-196.
- **SCHRÖDER**, *Werner* (1982a), Wolfram-Nachfolge im Jüngerem Titurel - Devotion und Arroganz. Frankfurt am Main 1982.
- **DERS.:** (1982b), Der Schluss des Jüngerem Titurel. In: ZfdA 111 (1982), S. 103-134.
- **DERS.:** (1983), Demontage und Montage von Wolframs Prologen in Prolog des Jüngerem Titurel, München 1983, S. 132 ff.
- **DERS.:** (1983b): Sin Werde Aventiure Min Herze Hat Errumet. Zu JT 4015-4029. In: ZfdA (112) 1983, S. 257-260.
- **DERS.:** (1989), Wolfram von Eschenbach. Spuren, Werke, Wirkungen. Kleinere Schriften 1956-1987, 2 Bde, Stuttgart 1989, Band 2, S. 501-532.
- **DERS.:** (1993), Die sogenannten Hinweis-Strophen nebst Kunst-Strophen und Aventiure-Gespräch in der Überlieferung des Jüngerem Titurel, Mainz/Stuttgart 1993.
- **SPINDLER**, *Max* (1977), Handbuch der bayerischen Geschichte. In Verbindung mit Dieter Albrecht, Band III,2, München <sup>2</sup>1977.
- **STÖLTEN**, *Wilhelm* (1921), Das Verhältnis des Jüngerem Titurel zu Berthold von Regensburg, Diss. masch. Jena 1921.
- **STROHSCHNEIDER**, *Peter* (1986), Ritterromantische Versepiik im ausgehenden Mittelalter: Studien zu einer funktionsgeschichtlichen Textinterpretation der Mörin Hermanns von Sachsenheim sowie zu Ulrich Fuetrers Persibein und Maximilians I Treudank, Frankfurt am Main 1986.
- **DERS.:** (1991), Alternatives Erzählen. Interpretationen zu Tristan- und Willehalm-Fortsetzungen als Untersuchungen zur Geschichte und Theorie des Höfischen Romans, München 1991.
- **DERS.:** (1991), Gottfrid-Fortsetzungen. Tristans Ende im 13. Jahrhundert und die Möglichkeiten nachklassischer Epik. In: DVjs 65 (1991), S. 70-98.
- **SCHWEIKLE**, *Günther* (1977), 'stiure' und 'lere'. Zum Parzival Wolframs von Eschenbach. In: ZfdA 106 (1977), S. 183-199.
- **THOMPSON**, *Albert Wilder* (1959), Additions to Chrétien's Pervceval – Prologues and Continuations. In ; Arthurian Literature in the Middle Ages. Ed. by Roger Sherman Loomis, Oxford 1959, S. 206-217.
- **UHLAND**, *Ludwig* (1866), Geschichte der altdeutschen Poesie. In: Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Hg. von Wilhelm Ludwig Holland, Stuttgart 1866.
- **WACHINGER** *Burghart* (1999), Der Wartburgkrieg. In: <sup>2</sup>VL 10 (1999), Sp. 740-766;

- **DEBS.**: (2004) *Der Sangerstreit auf der Wartburg*, Berlin 2004.
- **WATSON**, *Peter.A.* (1979), *Studies in Ovid's Ars Amatoria*, Diss, Toronto, 1979.
- **WEGNER**, *Wolfgang* (1996), *Albrecht ein poeta doctus rerum naturae? Zu Umfang und Funktionalisierung naturkundlicher Realien im Jüngeren Titurel*, Frankfurt am Main 1996.
- **WOLF**, *Werner* (1939), Grundsätzliches zu einer Ausgabe des Jüngeren Titurel (I). In: *ZfdA* 76 (1939), S. 64-113.
- **DEBS.**: (1942), Grundsätzliches zu einer Ausgabe des Jüngeren Titurel II. In: *ZfdA* (1942), S. 49-113.
- **DEBS.**: (1942), Grundsätzliches zu einer Ausgabe des Jüngeren Titurel III. In: *ZfdA* (1942), S. 209-248.
- **DEBS.**: (1943/44), Den 'Yngre Titurel' och den senare medeltidens diktning. In *Abo Akademis arsskrift* 28, (1943/44), S. 95-108.
- **DEBS.**: (1948/50), Zu den Hinweisstrophen auf die Wolframfragmente in der kleinen Heidelberger Handschrift des Jüngeren Titurel. In: *ZfdA* 82 (1948/50), S. 256-264.
- **DEBS.**: (1950), Der Vogel Phönix und der Gral. In: *Studien zur deutschen Philologie des Mittelalters*. FS F. Panzer. Hg. von R. Kienast. Heidelberg 1950, S. 73-95.
- **DEBS.**: (1952/53), Wer war der Dichter des Jüngeren Titurel? In: *ZfdA* 84 (1952/53), S. 309-346.
- **DEBS.**: (1953), Zwei neue Bruchstücke des Jüngeren Titurel. In: FS Wolfgang Stammer. Berlin 1953, S. 66-77.
- **DEBS.**: (1954/55), Nochmals zum Ehrenhof im Jüngeren Titurel. In: *ZfdA* (1954/55), S.311-313.
- **DEBS.**: (1955/56), Der Jüngere Titurel, "das Haupt der teutschen Puechen". In: *WW* 6 (1955/56), S. 1-12.
- **DEBS.**: (1959), Zur Verskunst der Jüngeren Titurelstrophe. In: FS Franz Rolf Schröder. Hg. von Wolfdietrich Rasch. Heidelberg 1959, S. 163-177.
- **DEBS.**: (1963/64), Sigune auf der Linde. In: *Societas Scientiarum Fennica. Arsbok* 42 (1963/64), B, Nr. 4. Helsinki 1966, S. 1-17.
- **DEBS.**: (1984), *Wolfram-Studien* 8. Hg. von Werner Schröder. Berlin 1984.
- **WOLF**, *Alois* (1985), *Vom höfischen Roman Chretiens zum Meditationsgeflecht der Dichtung Wolframs*, 1985.
- **WYSS**, *Ulrich* (1983), den Jüngeren Titurel lesen. In *Germanistik in Erlangen. Hundert Jahre nach der Gründung des Deutschen Seminars*. Hg. von Dietmar Peschel, Erlangen 1983.

- **ZARNCKE**, *Friedrich* (1880), Zum Jüngerem Titulel. In: PBB 7 (1880), S. 606-609.
- **DEBS.**: (1876). Das Wolfenbüttler Bruchstück des Jüngerem Titulel. In: Germania 21, S. 431-434.
- **DEBS.**: (1877), Die Berleburger Handschrift des Titulel und der Schluß diess Gedichtes. In: Germania 22, S. 1-16.
- **ZATLOUKAL**, *Klaus* (1978), Salvaterre. Studien zu Sinn und Funktion des Gralsbereiches im Jüngerem Titulel, Wien 1978 (Wiener Arbeiten zur germanistischen Altertumskunde und Philologie 12).
- **ZATLOUKAL**, *Klaus* (1982), Seitenstetter Bruchstücke des Jüngerem Titulel. In: ZfdA 111 (1982), S. 272-280.
- **DEBS.**: (1984), Eigennamen und Erzählwelten im Jüngerem Titulel. In: Wolfram-Studien VIII, hg. von Werner Schröder, Berlin 1984.
- **DEBS.**: (1988), Die Eigennamen im Jüngerem Titulel. Habilitationsschrift Universität Wien 1988.

### 3.1. Noch nicht erschienene Beiträge und Aufsätze:

- **HEIDKER**, *Bianca Desirée*, Das Erzählen als Läuterung. Literatur im Spannungsfeld zwischen Unterhaltung und Lehre im Welschen Gast und im JT der Handschrift (A).
- **DEBS.**: Zur Funktionalisierung antiker und mittelalterlicher Heilsteinkunde im Jüngerem Tituel. Zwischen christlicher Ausdeutung und magisch-rituellem Gebrauch.
- **DEBS.**: Zum Konzept der Paränese und der Erzählerkonzeption im Welschen Gast von Thomasin von Zirklare im Vergleich mit dem Jüngerem Titulel der Handschrift A.

### 4. Handapparat:

- *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Band 14, II. Bearbeitet von Ludwig Sütterlin, Berlin u.a. 1991.
- *Edition Methusalem*, Das Große Lexikon der Heilsteine, Däfte und Kräuter, Neu-Ulm 82000.
- *Peter Dinzelbacher*, Sachwörterbuch der Mediävistik, Tübingen 1992
- *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch von Matthias Lexer*. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke. Nachdruck der Ausg. Leipzig 1872-1878 mit einer Einleitung von Kurt Gärtner. 3 Bde. Stuttgart: S. Hirzel 1992.